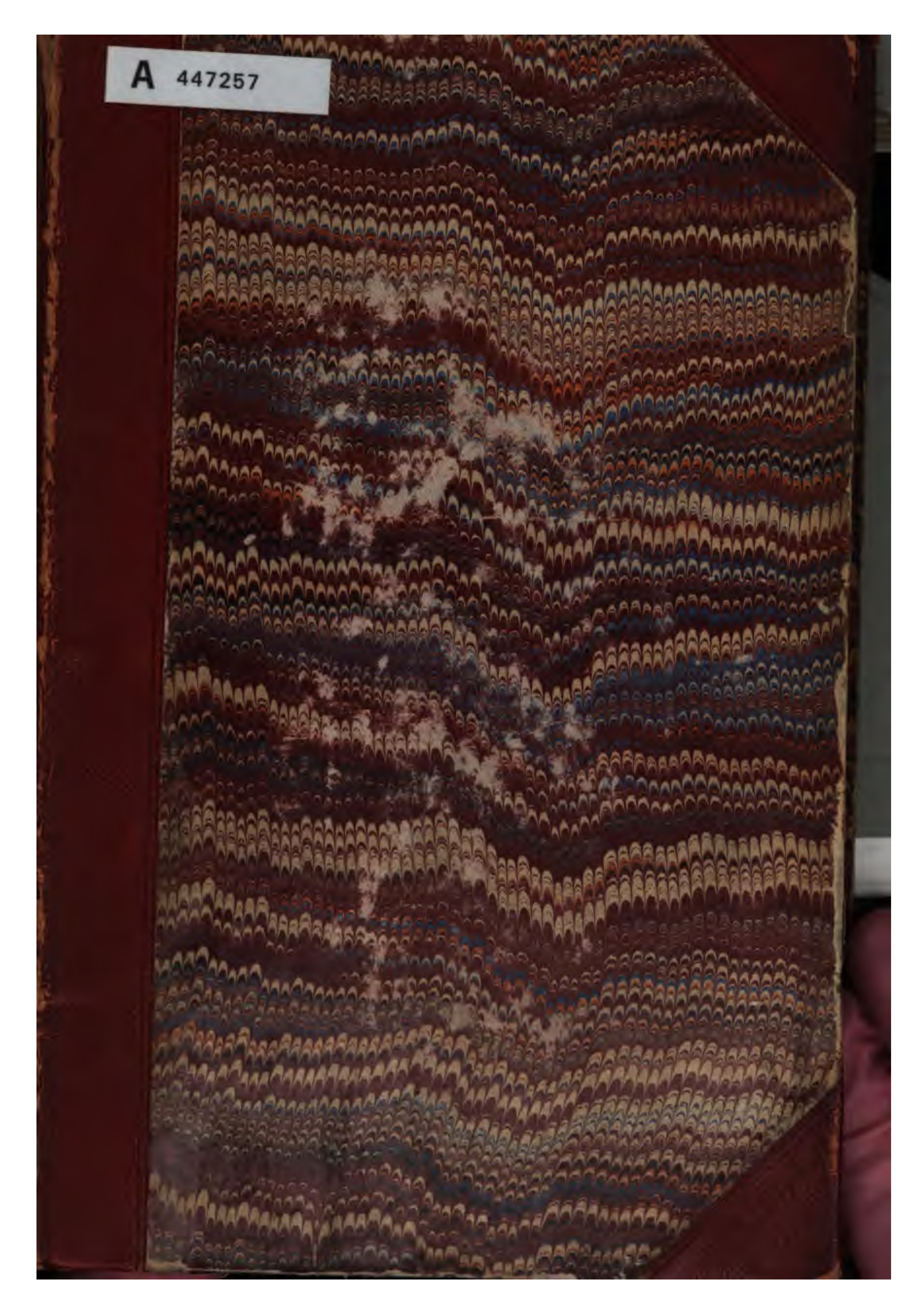
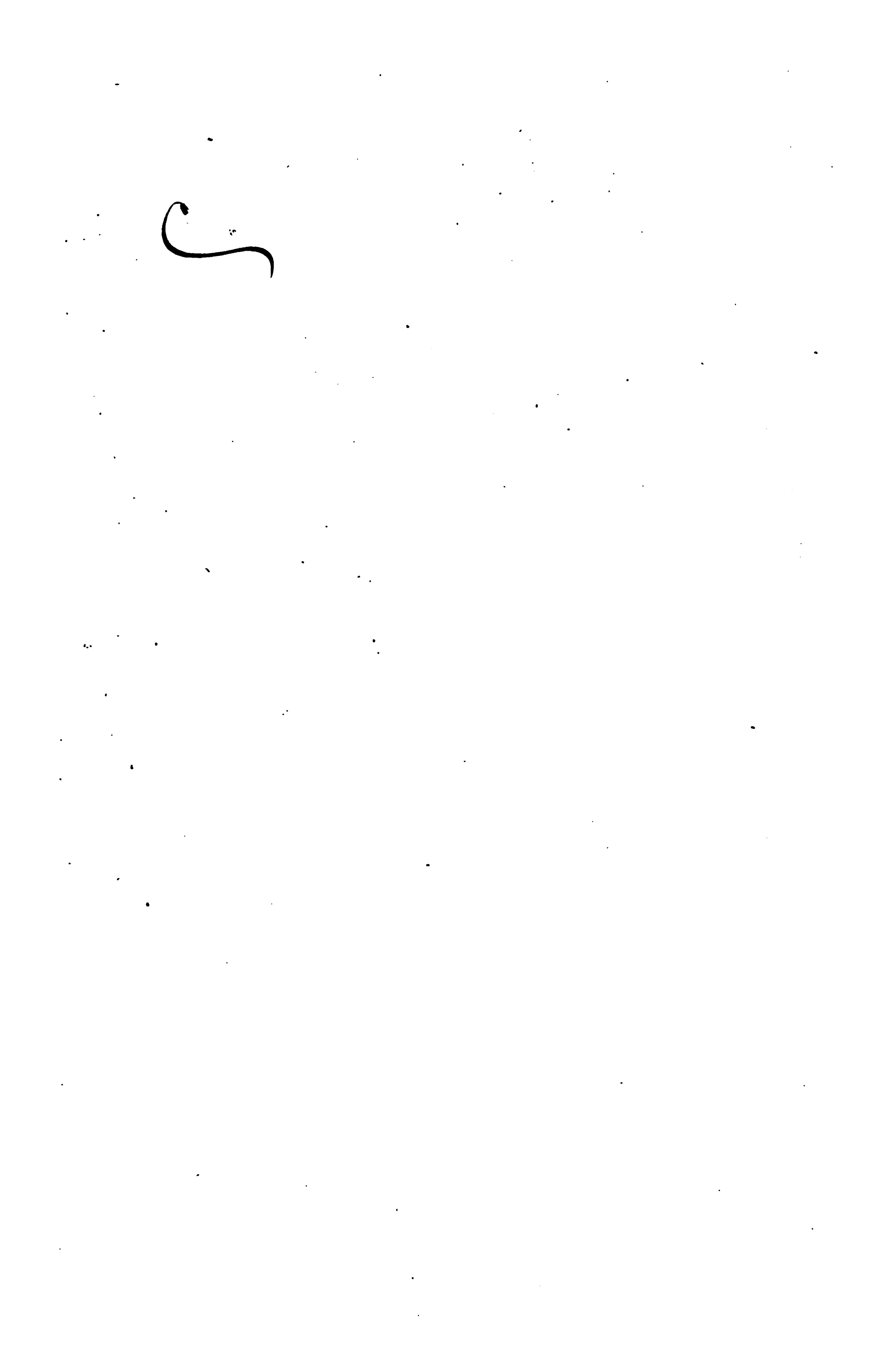



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


N
64
.C31



Die Kunst

im

Zusammenhang der Culturentwickelung

und

die Ideale der Menschheit.

Von

Moriz Carriere.

Erster Band.

Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum.

Zweite vermehrte und neu durchgearbeitete Auflage.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1871.

Die Anfänge der Cultur

und

das orientalische Alterthum

in

Religion, Dichtung und Kunst.

Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes.

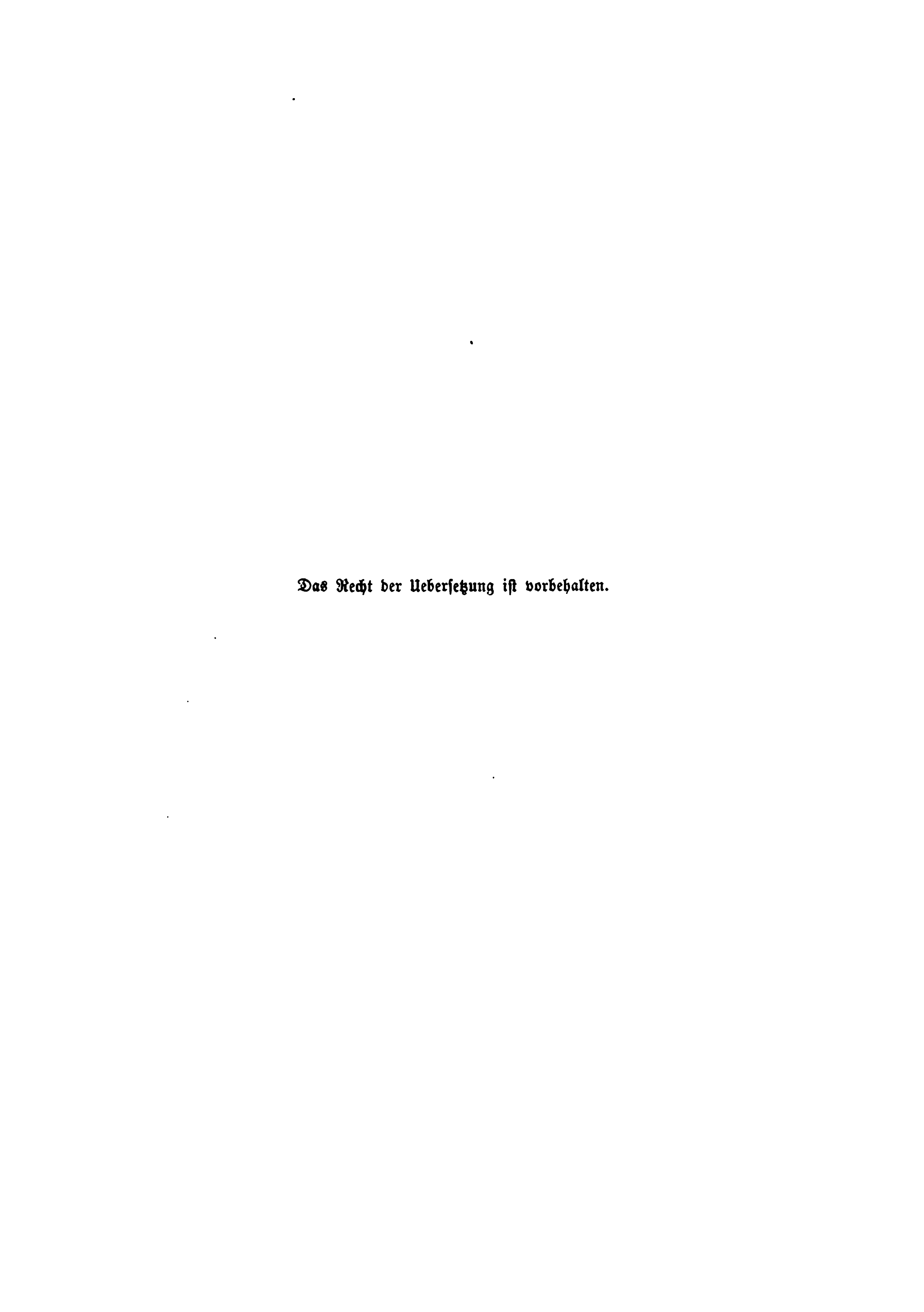
Von

Moriz Carriere.

Zweite vermehrte und neu durchgearbeitete Auflage.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.



Vorrede zur zweiten Auflage.

Als ich mich entschloß mit diesem Buch einen ersten Wurf zu wagen, da war ich mir wohlbewußt wie viel im Besondern immer mangelhaft bleibt, wenn man es versucht die Gesammtentwickelung der Menschheit darzustellen; aber das stand mir nicht minder fest daß wir das Wesen und Bedeutung der Völker, die Eigenthümlichkeit der Künstler und ihrer Schöpfungen nur dann recht erkennen und würdigen, wenn wir sie im Zusammenhang der allgemeinen Culturgeschichte betrachten. Sophokles und Shakespeare, Phidias und Michel Angelo, Dürer und Rafael, der griechische Tempel und der gothische Dom, Händel und Beethoven, Ilias, Nibelungenlied und Mahabharata treten uns in ihrer Eigenthümlichkeit viel lebendiger entgegen, wenn wir sogleich die Unterschiede im Gesicht haben die sie voneinander abheben; was blos zeitlichen und örtlichen Werth hat und was von Weltgiltigkeit ist, und wie in aller Mannichfaltigkeit doch gemeinsame Bildungsgesetze walten das kann uns nur klar werden, wenn wir die einzelnen Erscheinungen im Lichte des Ganzen anschauen. Da galt es möglichst viele Kunstschöpfungen selbst zu sehen, zu hören, zu lesen und zugleich gewissenhaft dem nachzuspüren was die tüchtigsten Forscher ein jeder auf seinem Gebiet sichergestellt, es galt das eigene Urtheil an solchen Errungenschaften zu prüfen, und bei aller Treue und Liebe für das Mannichfaltige doch stets auf die gegenseitigen Beziehungen desselben und auf das Allgemeine und Einheitliche zu achten, das sich in der Fülle entfaltet. Hatten frühere Philosophen die Welt von ihren Gedanken aus construirt, so hat ein

anderes Geschlecht sich in der Natur und Geschichte dem Detail zugewandt, und fast wird als ein Dilettant geringschätzig angesehen wer nicht alle Zeit und Kraft einer Specialität zuwendet, einem Abschnitte der Physik oder Chemie, einer besondern Thiergattung, diesem oder jenem Fürsten, Gelehrten oder Künstler, diesem oder jenem Kriege. Gründlichkeit und Selbstbeschränkung sind allerdings nothwendig, aber keineswegs ist solche Einseitigkeit das Alleinberechtigte, weil alles Einzelne nur als Glied eines Ganzen besteht, weil den Weltzusammenhang verstehen zu lernen auch eine Aufgabe ist des Schweißes der Edeln werth, und weil das im Einzelnen Gewonnene doch auch in zusammenfassender Darstellung der Bildung der Nation zu gute kommen soll. Das ist das Ziel meiner Thätigkeit auf dem Gebiete des Schönen: neben dem System der Aesthetik eine Geschichte des menschlichen Geistes vom Standpunkte derselben, eine Darlegung wie in den Kunstwerken die Menschheit selbst die Denkmale ihrer Entwickelung, ihrer Stimmungen und Ideen aufgestellt hat, eine Hindeutung darauf wie bei aller individuellen Freiheit doch allgemeine Gesetze in der Geschichte walten, durch welche ihr Werden und Wachsen ein organisches und das Wesen des Einzelnen ein Spiegel des Ganzen ist.

Da noch vor der Vollendung des Werkes eine neue Auflage des ersten Bandes erforderlich geworden, darf ich schließen daß mein Streben einigen Anklang findet, wenn auch das Vorurtheil noch vielverbreitet ist als ob eine philosophische Durchdringung des Materials, eine künstlerische Zusammenfügung der bereits gebrochenen und behauenen Steine zu einem nach neuem Plan entworfenen Bau eine oberflächliche Belletristenarbeit sei, aus welcher der Fachmann nichts gewinnen könne. Bei der erneuten Durchsicht dieses den Anfängen der Cultur und dem Orient gewidmeten Theiles kamen mir für die ersten Abschnitte Max Müller's Vorlesungen und Abhandlungen über Sprache und Mythen zu statten. In Bezug auf das Indische und Iranische betheiligten sich meine verehrten Collegen Martin Haug und Wilhelm Christ in freundlicher Weise, indem sie mir aus der Literatur des In- und

Auslandes Mittheilungen machten die das Vorliegende berichtigten oder vervollständigten, und namentlich hat der Erstere mir Ergebnisse von noch nicht veröffentlichten Forschungen zu Gebote gestellt, die seither Zweifelhaftes lösen, Dunkles aufhellen.

Erst von dem einmal fertigen Ganzen aus wird auch die erwünschte Harmonie der Theile erreichbar; erst von da aus wird auch die Beurtheilung möglich, ob für die einzelnen Zeitalter oder Völker das rechte Maß, die rechte Farbe der Schilderung gefunden ist. Als im zweiten Band der Abschnitt über Hellas erschienen war, da hörte ich vielfach daß ich zu sehr Licht in Licht male; aber es galt ja doch in den Griechen das classische Kunstvolk in seiner plastischen Klarheit zu zeichnen, und es war nicht so sehr mein Verdienst als die Natur der Sache daß hier sich alles in einfach großen einklangvollen Zügen darstellt; die Charakteristik des Mittelalters forderte eine andere Behandlung, und erst die Renaissance bot wieder in der italienischen Malerei Erscheinungen von jener Herrlichkeit der Vollendung, die auch einen schönheitsfreudigen Schimmer der Schilderung bedingt. Und dann möge man noch Eines im Auge behalten: es sind die Ideale der Menschheit, nicht ihre Irrthümer, Sünden und Schwächen, denen ich diese Arbeit widme; nicht was das Endliche für sich in seiner Selbstsucht, sondern was es in seinem Zusammenwirken mit dem Unendlichen als Organ desselben leistet das soll hier gezeigt werden.

München, im Gründungsmonat des Deutschen Reichs.

Moriz Carriere.

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

In der Aesthetik habe ich eine Philosophie der Kunstgeschichte versprochen; sie ist mir wie von selbst unter den Händen zu einem mehr darstellenden als betrachtenden Buch geworden. Es genügt wol daß wir selber das kennen worüber wir philosophiren wollen; sobald wir jedoch die Gebildeten des Volks zur Theilnahme, zur Mitarbeit einladen, dann müssen auch diesen die Thatsachen kund sein, auf die wir unsere Schlüsse gründen, die wir erklären, deren Principien wir darlegen. Noch aber fehlt uns ein Geschichtswerk welches die sämmtlichen Künste in ihrem Zusammenhang untereinander und mit der Culturentwickelung behandelt, welches darthut wie unter verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten jetzt die eine und dann die andere Kunst die tonangebende ist, welches in dieser Aufeinanderfolge selbst ein Gesetz aufweist. Daß wir die Kunst vom Leben nicht lösen dürfen, vielmehr sie in Verbindung mit den religiösen Ideen und politischen Zuständen betrachten müssen, wenn wir ihre Werke recht verstehen und würdigen wollen, das ist bereits in das allgemeine Bewußtsein übergegangen. Ebenso haben für die bildende Kunst Kugler und Schnaase, für die Poesie Fortlage, Scherr, Rosenkranz den Weg gebahnt und ein Bild des Ganzen entworfen, wie dies Ambros jetzt für die Musik unternimmt; für besondere Zeiten, besondere Völker stehen manche vorzügliche Arbeiten in verdientem Ansehen. Vielfältig aber, und namentlich für den Orient, ist das Beste noch in einzelnen Abhandlungen gediegener Forscher niedergelegt und harrt der lichtbringenden Aufnahme in zusammenfassende Dar-

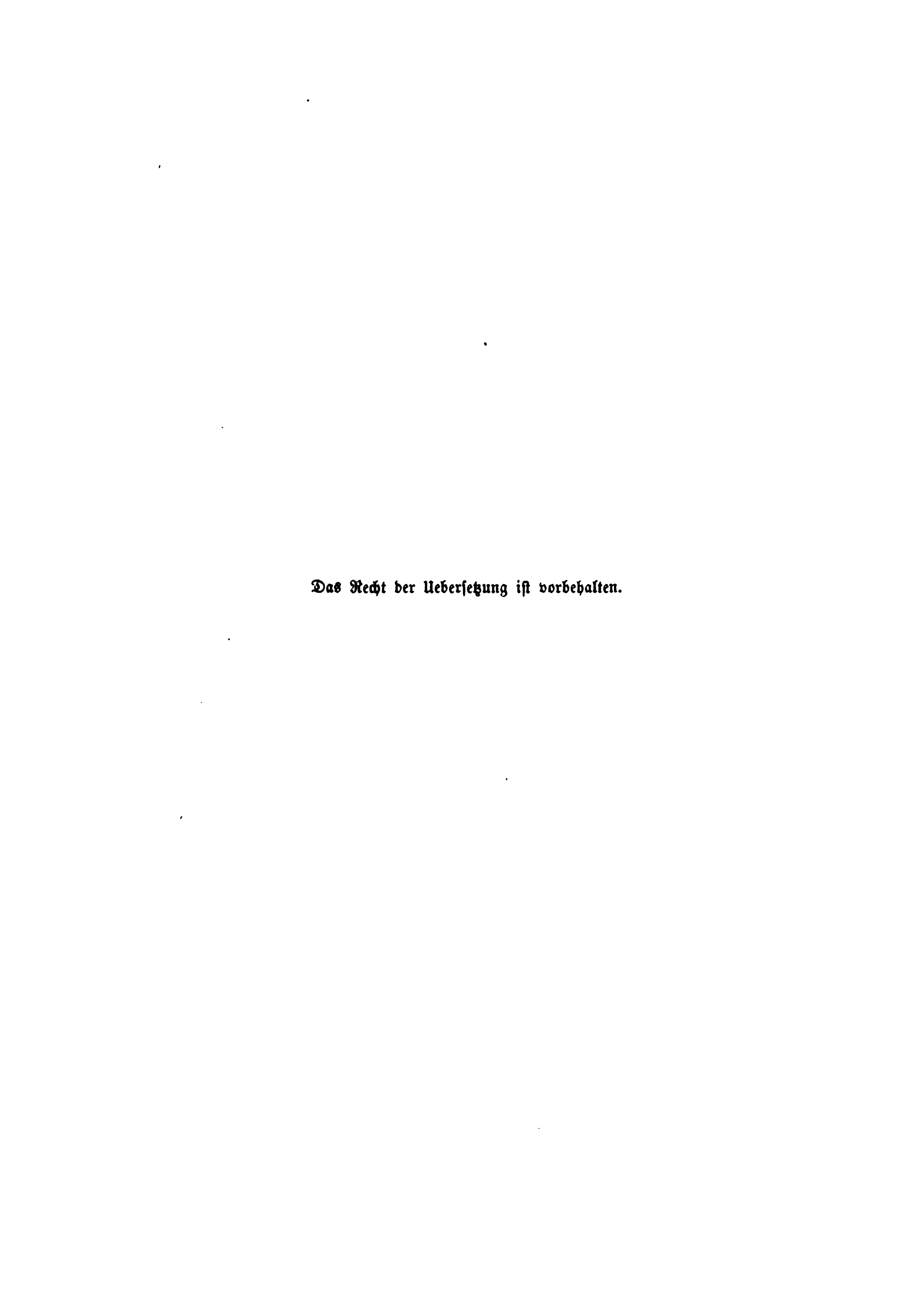
stellung. Es scheint mir nun an der Zeit einmal den Versuch zu wagen ob es gelingen möchte die Summe dessen zu ziehen was auf dem Gebiet der allgemeinen Kunstgeschichte für ausgemacht gelten kann, und eine anschauliche Schilderung des Ganzen nach seinem Entwickelungsgang und innern Zusammenhang zu geben. Wol werden viele behaupten das sei selbst für Griechenland oder Deutschland noch zu früh, geschweige für fremdere Nationen oder für die weltgeschichtliche Darstellung; allein es würde immer zu früh sein, wenn erst die Einzelforschung fertig und zu Ende sein sollte, ehe man einmal Hand an die Zusammenordnung legt, und dagegen wird gerade das Detailstudium auf die noch bestehenden Lücken und Unvollkommenheiten am besten hingewiesen, wenn einmal die Errungenschaft der Gegenwart zu einem vorläufigen Abschluß kommt. Zugleich wird dadurch den Freunden des Schönen und dem heranwachsenden Geschlechte die Kenntnißnahme erleichtert, der Antheil an unserer Wissenschaft immer weitern Kreisen eröffnet. Das alles hat die Erfahrung für die Geschichte der bildenden Künste oder der deutschen Dichtung seit den Schriften von Kugler und Gervinus glänzend erwiesen, und ein Blick auf das Verhältniß ihrer ersten Ausgaben zu den neuesten kann es sogleich zeigen wie fruchtbar jene waren.

So zögere ich nicht weiter mit dem ersten Bande eines lange vorbereiteten Werkes hervorzutreten, wie seither weder in Deutschland noch anderwärts ein ähnliches vorhanden war, um es der nachsichtigen und wohlwollenden Aufnahme der Mitarbeiter zu empfehlen, damit es selbst allmählich eine vollendetere Gestalt gewinne oder die mitwirkende Veranlassung werde daß andern ein besseres gelingen kann. Gerade die hier besprochenen Anfänge bewegen sich in Kreisen in welchen viel weniger zusammenfassende Vorarbeiten bestehen als für die spätern Zeiten und für die europäischen Völker. In Bezug auf Aegypten war seit den Forschungen von Lepsius und Bunsen auch von andern nicht blos eine Schilderung, sondern auch eine Geschichte der Architektur und Sculptur gegeben worden; die Hieroglyphenentzifferung, die Uebersetzungen von Papyrusrollen durch Brugsch, Rougé, Birch haben

es mir möglich gemacht auch der Poesie einen Abschnitt zu widmen. Bei den Semiten habe ich die eigene Anschauung der nach Europa gebrachten Bildwerke, die eigene Kenntniß der biblischen Dichtung durch die Arbeiten von Rawlison, Layard, Movers, Ewald, Renan, Ernst Meier, Gustav Baur und anderen bereichert. Für Indien gewährten neben Lassen's Alterthumskunde die Uebersetzungen, die Bücher, die Aufsätze von Wilhelm von Humboldt, Friedrich und A. W. Schlegel, Bopp, Wilson, Burnouf, Max Müller, Benfey Brockhaus, Roth, Weber, Kuhn, Holtzmann, Köppen, in Bezug auf den Parsismus die Arbeiten von Spiegel, Windischmann, Haug, Roth und Schack die beste Führung und Förderung für das Studium der überlieferten Werke. So ward es möglich auch hier eine historische Entwickelung zu geben, die Geschichte des indischen, des persischen Geistes zu entwerfen, ja den Versuch zu machen durch eine sorgsame Analyse verwandter Wörter, Sagen und Sitten das zu bestimmen was in der Sinnesart, Religion und Bildung das Gemeinsame war, ehe die Arier sich schieden und zu Kelten, Griechen und Römern, Germanen und Slawen, Indiern und Persern wurden, indem vieles Uebereinstimmende gleich den Wurzeln der Sprache sich als das Erbe ergab, das sie zu verschiedenartiger Fortgestaltung aus dem Vaterhause auf die Wanderung und in die neue Heimat mitgenommen. Selbst China zeigte mannichfache Formen der Cultur, und so war es oder ist es jetzt aus mit der Ansicht von der Stabilität der Asiaten, als ob dort jedes Volk nur eine gewisse menschheitliche Entwickelungsstufe repräsentirt, aber auf ihr still gestanden und selbst keine großen Veränderungen im Fortschritt des Lebens erfahren oder hervorgebracht habe. Allerdings sind bestimmte Ideen, Kräfte, Richtungen des Geistes und Gemüths die Mitgift der einzelnen Völker, das was sie zu Völkern macht, aber sie wachsen mit denselben, entfalten sie auf besondere Art und erleben die Einwirkung anderer Nationen. Die Geschichte jedes Volksgeistes wird dadurch eine eigenthümliche, die sich nach keiner von anderwärts entlehnten Schablone regeln und meistern läßt. Sie ist kein bloßes Product logischer Nothwendigkeit, und deshalb auch

nicht auf rein rationalem Wege zu erschließen und zu construiren, sondern sie ist auch ein Werk der Freiheit, und darum durch Erfahrung zu erkennen. Aber auch die bloße Kenntnißnahme von Thatsächlichem ist noch keine Erkenntniß, sondern diese verlangt die Einsicht in den Weltzusammenhang und in den Grund der Dinge; dadurch werden die Thatsachen zu Thaten des Geistes, zu Gliedern und Momenten seines Organismus. Für diese zugleich empirische und philosophische Betrachtung wird der Reichthum der Menschheit viel größer, ihr Bild viel schöner; denn wie bei den Pflanzen gibt es auch bei den Menschen allgemeine Gesetze der Lebensgestaltung, aber zugleich sind diese für besondere Gruppen besonders modificirt, und jedes Einzelwesen erfüllt die Norm seiner Gattung mit originaler Triebkraft auf seine Art, bei den Menschen kraft ihrer Selbstbestimmung. Zarathustra, Moses, Buddha und Confucius, — wer diese großen Geisteshelden in ihrer geschichtlichen Persönlichkeit, in ihrem nationalen Gepräge und in ihrer allgemein menschlichen Bedeutung mit mir betrachtet, der wird ein Beispiel für das Gesagte haben.

Wir verstehen die Processe der Menschheit, ihren schmerzensreichen Emporgang und ihr Ziel um so besser je mehr wir selbst in der eigenen Seele erlebt, in Kampf und Leid errungen und denkend begriffen haben; jede neue Lebenserfahrung eröffnet uns auch einen frischen Blick in Lebensgebiete der Gesammtheit. Die Lehre eines Platon oder Kant, Spinoza oder Fichte erkennt nur wer sie im eigenen Denken nacherzeugt; nur was uns im eigenen Gemüth offenbar, im eigenen Geist klar geworden das macht uns auch die Stimmungen und Ideen früherer Jahrhunderte deutlich. Es war mir eine Probe der eigenen philosophischen Gottes- und Weltanschauung zu sehen ob und wie weit sie ausreiche die Vergangenheit zu erklären, den Schlüssel für die Religion und für die geheimnißvolle Weisheit des Alterthums zu liefern. Sollen die Werke der Poesie, die Tempel und Götterbilder der Indier oder Aegypter, der Juden und heidnischen Semiten von uns nach ihrem *Wesen* aufgefaßt und in ihren *Formen* verstanden werden, so kann es nur geschehen wenn wir die *Ideen* ergründen, welche



Inhaltsübersicht.

Berichtigung.

Seite 25, Zeile 13 v. o., statt: Loges, lies: Logos

Einleitung.

Seit ich in Universitätsvorträgen eine Darstellung der allgemeinen Geschichte sämmtlicher Künste gebe, lenkte sich mein Blick auf die Wechselwirkung derselben untereinander, und ich fand daß bald die eine bald die andere als die vorzugsweise geübte und tonangebende bezeichnet werden kann. So herrscht in Aegypten und in Vorderasien die Architektur, und die Bildnerei wie die Malerei dient ihr und schließt ihren Werken und ihrem Stile sich an, während in Griechenland die Plastik nicht blos für sich zur Blüte kommt, sondern ihr eigenthümliches Gepräge sowol der Malerei wie auch der Musik und Poesie verleiht. Im Mittelalter entwickelt sich der malerische Sinn in der Gothik so gut wie bei den Dichtern, und kommt am Anfang des 15. Jahrhunderts durch die großen italienischen Meister Michel Angelo, Rafael, Tizian zu einer vorher und nachher nicht erreichten Höhe. Neben dem Verfall der bildenden Kunst tritt dann die der Töne in Oratorium und Oper hervor, sie erlangt ihre volle Selbständigkeit in der Instrumentalmusik, Händel, Bach und Gluck überragen weit ihre zeitgenössischen Maler oder Dichter, und in Haydn, Mozart, Beethoven feiert der formale Schönheitssinn einen Triumph wie zu den Tagen von Perikles und den Mediceern. Gleichzeitig arbeitet der denkende Geist sich zur Freiheit empor, die Wissenschaft wird durch Newton und Kant eine vorwaltende Macht in der Menschheit und schließt durch Lessing, Goethe, Schiller mit der Dichtung einen Bund, welcher dieser letztern für die Zukunft die Herrschaft sichert, ja schon sehen wir wie der Ausdruck des Geistes als solcher in Beethoven, in Cornelius auch auf andern Kunstgebieten angestrebt wird.

Aus der sachgemäßen Gliederung und Aufeinanderfolge der Künste in meiner Aesthetik hätte sich dieser geschichtliche Gang

auch ableiten lassen, und niemand wird den weitern Schluß für unberechtigt halten daß die vorzugsweise Ausübung einer Kunst stets mit der Grundrichtung der Zeit oder des Volks zusammenhängt, daß es verschiedene Ideen sind welche durch das eine oder das andere Darstellungsmittel ihren vollgenügenden Ausdruck finden, und daß diese Ideen auch in der Religion, im Staat, in der Wissenschaft sich geltend machen. So tritt die Kunstgeschichte in Zusammenhang mit der Culturentwickelung überhaupt, und die Meisterwerke werden zu Denkmalen, welche die Menschheit von ihrem eigenen Ringen aufstellt, in welchen sie die Ideale verkörpert denen sie zustrebt.

Nun gibt es aber nothwendig drei Urmomente für den Begriff des Geistes: er muß vor allem sein, dasein, eine reale oder natürliche Existenz haben; er muß sich selbst empfinden und seiner selbst inne sein; er muß seiner selbst und zugleich der Welt bewußt sein, weil er sich als Selbst nur in der Unterscheidung von anderm erfaßt. Selbstbewußtsein ohne Selbstgefühl und ohne gegenständliche Wirklichkeit wäre nicht möglich; und darum ist der Mensch seinem Wesen nach Natur, Gemüth und Geist, und er wird als Kind der Natur geboren, er empfindet dann sich selbst und erhebt sich zur Welt- und Selbsterkenntniß. Sollte der Gang der Menschheit im großen Ganzen ein anderer sein? Auch sie steht zunächst unter der Herrschaft der Natur, ringt mit ihr und prägt dann den Geist in der eigenen Natur lebendig aus; sie findet sich dann in sich selbst, kehrt in der Innerlichkeit des Gemüthes ein, und läßt sich von diesem leiten; sie schreitet endlich zum Erkennen fort und macht den selbstbewußten Gedanken zum Princip und Leitstern ihres Wirkens. Daraus ergeben sich drei Weltalter der Natur, des Gemüths und des Geistes.

Die Philosophie der Geschichte besteht darin daß die Philosophie diese allgemeinen Wahrheiten, diese leitenden Ideen aufstellt, die Geschichte aber darthut wie sie im Besondern kraft der menschlichen Freiheit und unter den Einflüssen der Außenwelt verwirklicht werden. Und dies auf dem Gebiete des Schönen zu leisten, eine Geschichte des menschlichen Geistes vom Standpunkte der Aesthetik zu schreiben und die Gesetze ihres Weges zu bezeichnen ward die Aufgabe die ich mir für das vorliegende Werk stellte.

Der erste Band schildert die Menschheit in den Anfängen der Cultur, unter den Einflüssen der Natur und im Ringen mit

ihr im Orient; der zweite zeigt wie das Naturideal in Griechenland und Rom verwirklicht wird. Christus stellt dann das sittliche Ideal lebendig dar, und auf der Basis der Ueberlieferung der alten Welt wird das Gemüthsideal nun künstlerisch ausgeprägt. Drei folgende Bände werden demgemäß das christliche Alterthum und den Islam, dann das europäische Mittelalter, endlich die Zeit der Renaissance und Reformation betrachten. Mit dem 18. Jahrhundert bricht der Welttag des Geistes allmählich an, wir stehen in seinem Anfange. Dies zu zeigen wird der Schluß des Werkes sein.

In dem hier vorliegenden ersten Bande bin ich tiefer in die Vergangenheit zurückgegangen als es seither in den Geschichten der Poesie und Kunst üblich war. Es gibt ja eine große Periode menschheitlicher Entwickelung ehe sie durch Bauten und Bildwerke, durch Erzählung und Gesang ein Zeugniß ihres Daseins und Wollens der Nachwelt hinterläßt, eine Periode in der jedoch die Phantasie nicht minder thätig ist, indem es das Material für Kunst und Wissenschaft zu bereiten gilt, ich meine die Zeit der Sprach- und Mythenbildung. Sie währt zwar immer noch fort, aber doch auf dem gelegten Grunde und im Zusammenhang mit Poesie und Philosophie. In jenen Tagen der Kindheit unsers Geschlechts aber war die Prägung des Worts zum Träger des erwachenden, mit ihm erwachsenden Gedankens eine Urpoesie und Urphilosophie der Menschheit, welche die in ihr aufdämmernden Vorstellungen durch die Phantasie lautlich gestaltete. Wie sie hierdurch im Geist der endlichen Dinge mächtig ward, so veranschaulichte sie die Idee des Unendlichen im Mythus durch Erscheinungen der Natur und der Geschichte, in denen dieselbe sich dem Gemüth offenbarte. Im Dienst der Religion wirkt auch hier noch ungeschieden was später als Wissenschaft und Dichtung besondere Bahnen einschlägt. Das Leben der Sprache hat seine aufsteigende Entwickelung und seine Blüte in der vorgeschichtlichen Zeit, da waltet die denkende und künstlerische Thätigkeit in der Bildung der Wörter und Formen, und in deren Anschaulichkeit und sinnlichen Fülle verwirklicht sie einen Organismus des Geistes im Einklang mit der Natur. Dann wird die Sprache das Mittel für Dichtung und Wissenschaft, aber das Wurzelbewußtsein erlischt, der Sinn wird im Laut nicht mehr unmittelbar empfunden, das Bild im Wort kaum noch erblickt, der frische Reichthum der Formen verwelkt und fällt ab; es wird Aufgabe

der Kunst in der Poesie für das ursprüngliche Leben der Sprache einen Ersatz zu bieten.

Ich habe also in zwei Abschnitten das Wesen, den Ursprung, die Entwickelung der Sprache und des Mythus behandelt, ich habe eine Erörterung über die Schrift daran angereiht, und bin dann erst zur Schilderung der Naturvölker geschritten, in deren mannichfaltigen Zuständen uns die verschiedenen Stufen aus der Vergangenheit und vorgeschichtlichen Zeit der Culturvölker wenigstens auf eine analoge Weise noch gegenwärtig sind. Zwischen jenen und den eigentlichen Trägern der menschheitlichen Entwickelung liegt China als eine Welt für sich. Denn es ist die erste Lebensstufe der patriarchalischen Zeit, welche dort nicht überschritten, innerhalb welcher aber und mit deren Mitteln eine vielfältige Bildung und Ausbildung gewonnen und vollzogen wird. Den Anfang zum weltgeschichtlichen Proceß der Cultur hat Aegypten gemacht, seine Bauten sind nicht blos die ältesten Denkmale, die Marksteine und Zeitmesser der Geschichte, das Aegypterthum selbst ist eine architektonische Grundlage für die Fortgestaltung des Geistes in freiern und schönern Formen. Semiten und Arier scheiden sich um besondere Richtungen des Geistes scharf auszuprägen, dann aber ihre besten Errungenschaften auszutauschen, wie Zettel und Einschlag das Gewebe der Weltgeschichte zu wirken. Die religiöse Idee ist das Vorwaltende im Semitenthum. Hier wird die Wiege des Christenthums und des Islam stehen; im Alterthum sind Moses und die Propheten die Sterne welche seit ihrem Aufgang in immer weitern Kreisen die Welt erleuchten; durch Abraham sollen alle Völker der Erde gesegnet werden. Die Innerlichkeit des Gemüths und des Gedankens, die Geistigkeit Gottes und damit auch in der Kunst des Geistes, in der Poesie, die Darstellung der Gefühle und Gedanken im rhythmischen Wort ist das menschheitlich Bedeutende. Der Staat, die Auffassung des Kosmos in Natur und Geschichte, seine verklärende Darstellung in Dichtung, Bild und Wissenschaft ist die Aufgabe der Arier. Im Orient sind unter ihnen die Indier das Phantasievolk, und darum mußte in einem dem Phantasieleben gewidmeten Werke ihnen der größte Raum gewährt sein. Von den Veden an, die uns noch in das Werden der Mythologie hineinblicken lassen und die älteste Form der Poesie bezeugen, gehen wir mit ihnen aus dem patriarchalischen in das heroische Alter über, und haben dessen Abbild im Epos; wir kommen in

ein Mittelalter, wo die Stände sich scheiden unter der Oberherrschaft der Priester; wir lernen die Keime der Philosophie und im Anschluß an dieselbe die Reformation Buddha's kennen, sehen bauende, bildende Kunst mit ihr auftreten, im Ringen mit ihr alte Göttergestalten auf neue Weise Form und Ausbreitung gewinnen, Lyrik und Drama sich entwickeln, und endlich eine künstelnde Verschnörkelung eintreten, die das Ende des original Indischen bezeichnet; wenn Indien fortbestehen soll, wird die Einwirkung des christlich europäischen Geistes für einen neuen Lebenstag nothwendig sein. Minder überschwenglich, minder reich sind die Iranier, von Anfang zu Maß und Klarheit durch Zarathustra berufen, und auf die sittlichen Ideen hingewiesen. Eine eigenthümliche Heldensage, aber in der bildenden Kunst bereits der Eklekticismus in der Verwerthung ägyptischer, assyrischer, griechischer Formen für die eigenen Zwecke und nationalen Anschauungen, dann die Aufnahme griechischer Bildung in der Zeit nach Alexander, die Fortgestaltung der Lichtreligion unter dem Einfluß der Semiten zeigen uns schon im Alterthum und in Asien ein Zusammenwirken der Völker, und dazu wird die persische Kunst ihre Blüte erst erreichen, wenn nach der Annahme des Islam Firdusi, Hafis, Dschelaleddin Rumi ihre melodische Stimme erheben.

Die Ideale des Patriarchen, des Helden und des Dulders, des gottbegeisterten Sehers und Weisen, des weltkundigen Gelehrten, des kriegerischen und friedsamen, bürgerlichen und religiösen Lebens, der activen und passiven Seelenstimmung, der männlichen und weiblichen Natur werden uns bald bei einzelnen Völkern als deren Eigenthümlichkeit, bald bei mehrern oder bei allen in besonderer Form und Farbe begegnen. Wir werden erkennen wie sich der Mensch in seinen Göttern malt, wie die Gottesidee selber als das nothwendige Ideal der Vernunft nach ihren verschiedenen Seiten vom denkenden und bildenden Geist aufgefaßt und gestaltet wird. Wir betonen den Antheil der Phantasie am Leben der Menschheit, und unterscheiden von der geschichtlichen Wirklichkeit das schmückende Gewand das jene ihr gewoben hat und webt; wir halten für alle Ereignisse die Naturgesetze aufrecht, und was mit ihnen spielt oder sie durchbrechen soll weisen wir der Einbildungskraft zu, und suchen ihren Zauber zu verstehen, indem wir zugleich die ideale Wahrheit in der Dichtung erfassen. Wir streben alles Hypothetische möglichst bei

Seite zu lassen, was sich aber aus der kritisch geprüften und gesichteten Ueberlieferung als Thatsache ergibt, für das wollen wir dann auch einen solchen Grund haben daß er es wirklich begründen kann. Wenn wir in der Entwickelung der Menschheit organische Gesetze finden die über das Wollen und Verstehen der handelnden Individuen hinaus ein zusammenhängendes Ganzes bedingen, wenn wir einen Weltplan wahrnehmen, eine sittliche Weltordnung erkennen, die als heiliger Wille der Liebe die irdischen Geschicke durchdringt, wenn uns in der Natur und Geschichte eine fortdauernde Erscheinung ewiger Wesenheit sich darstellt, wenn unsere Betrachtung uns in allem menschlich Großen ein Zusammenwirken unserer selbstbewußten Individualität mit der in und über ihr waltenden allgemeinen Lebensmacht aufweist: dann werden wir auch schließen daß diese allgemeine Lebensmacht, die das Sittengesetz aufrecht hält und vollstreckt, die Wahrheit offenbart und Schönheit vollendet, auch nothwendig Geist ist, Geist, der ebenso nothwendig in sich selbst einen Naturgrund hat, sodaß in der That alles aus ihm und durch ihn entsteht und lebt und zu ihm strebt und kommt.

Wesen, Ursprung und Entwickelung der Sprache.

Daß wir Menschen miteinander reden gehört zu den großen Wundern des Daseins, die geheimnißvoll offenbar uns umgeben, in denen wir weben und wirken, neben deren ordnungsvoller Herrlichkeit alle vermeintlichen außerordentlichen Mirakel verblassen und verschwinden. Noch unbestimmt und dunkel, einer Ahnung gleich regt sich im Gemüth eine Idee; der Geist sucht sie sich klar zu machen indem er sie in Worte faßt und ausspricht. Der Wille veranlaßt durch das Gehirn eine Bewegung der Sprachwerkzeuge; die aus der Brust durch den Kehlkopf strömende Luft wird im Munde eigenthümlich geformt und ihre so bereiteten Wellen pflanzen sich nach außen fort; da schlagen sie an das Ohr des Hörenden und bringen darin Bebungen besonderer Art hervor; die werden von den Nerven zum Gehirn geleitet, dort erwecken sie Tonempfindungen, und durch diese wird die Seele des Zweiten angetrieben sich dieselben Gedanken im Bewußtsein zu erzeugen, die der Erste gedacht und ausgesprochen hat. Als solcher Vorgang stellt sich die alltägliche Erscheinung des Gesprächs der näheren Betrachtung dar; ein weiteres Nachdenken über den Grund und die Möglichkeit desselben führt zu den umfassendsten und wichtigsten Fragen, den wahren Lebensfragen der Menschheit, und zu deren Lösung.

Wir gewahren zunächst den Zusammenhang des Geistes und der körperlichen Organisation; den idealen Bedürfnissen des einen kommt die materielle Gestaltung und Bewegung des andern entgegen, eins ohne das andere wäre nicht möglich, der Leib ohne denkendes Bewußtsein würde nicht sprechen, der Geist ohne die Sprachwerkzeuge des Leibes nicht zum Wort, zur Mittheilung, zum bestimmten Gedanken kommen; Anschauungen und Gefühle könnte er haben, aber keine Vorstellungen und Begriffe bilden ohne

die Sprache. Im Schrei des Schmerzes oder der Freude liegt in dumpfer und unmittelbarer Totalität eine ganze Gedankenreihe eingehüllt; so kann er das Mitgefühl des Hörers erregen; aber erst wenn die einzelnen Momente zum Bewußtsein kommen, unterschieden, für sich festgehalten und miteinander verbunden werden, wie aus dem Keim der Pflanze der Halm mit Blättern und Blüten hervorsprießt und in der Gliederung doch die Einheit bewahrt bleibt, erst dann wenn auf diese Weise der Inhalt entfaltet wird, gewinnt er anschauliche Bestimmtheit, und so wird die in sich geschlossene Fülle des Gefühls in dem ausgesprochenen Satze entwickelt, in welchem die Unterschiede der Gedanken und Gegenstände ihre Träger an den einzelnen Worten haben, an welchen ihre lebendige Wechselbeziehung selbst hervortritt. Die Sprache ist nicht blos ein Vehikel und Mittel zur Mittheilung der Gedanken, sondern der Gedanke selbst bildet und erzeugt sich in ihr, er verwirklicht sich durch sie und kommt in ihr zum Bewußtsein. So sind Leib und Geist wie Laut und Gedanke füreinander da; wie die innere Gestaltungskraft die Materie gliedert und zusammenfügt, so artikulirt sie den Laut und macht ihn zum Ausdruck des Begriffs, so verknüpft sie die Worte zu einem lebendigen Ganzen; der Satz ist ein Organismus, wo ein Wort auf das andere hinweist, jedes um des Ganzen willen da ist, jedes in der eigenen Beugung und Umbildung den Einfluß der andern erfährt gleich den Gliedern des Leibes.

Die Seele als das Lebensprincip des Organismus ist das Erste. Soll sie Gestalt gewinnen und zu sich selbst kommen, so bedarf sie der Materie, in der sie sich verkörpert, in der sie sich ein Organ schafft, wodurch sie die Einflüsse der Außenwelt erfährt und damit die Möglichkeit hat ein Bild der Welt in sich zu erzeugen, und dadurch daß sie sich von demselben unterscheidet, als Ich zum Selbstbewußtsein zu gelangen. Das ist das große Recht des Sensualismus daß er die Nothwendigkeit und die Bedeutung der Sinnlichkeit betont; ihre Eindrücke erwecken das schlummernde Bewußtsein, und sie gewähren ihm den Stoff für die Bilder der Welt, sie erfüllen es mit deren Inhalt. Die Materie ist das Band der Monaden, der Seelen, sagen wir mit Leibniz, und erkennen wie die Seele nur dadurch individuell ist daß sie ein unterschiedenes Dasein hat, das heißt daß sie eine bestimmte Sphäre des Raumes als die ihrige setzt, wo sie außerhalb der andern Dinge für sich ist; durch ihre Verleiblichung

erhält sie dies Fürsichsein, und steht zugleich durch dieselbe mit der ganzen Natur in Verbindung; Luft und Aether als die Träger von Ton und Licht verknüpfen die Seelen miteinander und gewähren ihnen die Möglichkeit der gegenseitigen Mittheilung und Verständigung.

Aber schon jene Bilder der Dinge sind ebenso wenig materiell als sie der Seele fertig von außen überliefert werden. Licht und Ton sind als solche außer uns gar nicht vorhanden, sondern sind unsere Empfindung von Bewegungen der Materie, des Aethers und der Luft, die für sich dunkel und lautlos bleiben, aus deren Eindruck auf unsere Leiblichkeit aber wir innerlich das besondere Gefühl der Helligkeit, der Farbe, des Lautes erzeugen. Die Seele bringt das Bild einer leuchtenden, hörenden Natur in sich hervor und strahlt es zurück, überträgt es auf die Gegenstände welche es veranlaßt haben. Diese geben ihr nicht das Bewußtsein, sondern nur den Anstoß daß die Fähigkeit und Möglichkeit desselben sich bethätigt und verwirklicht.

In ähnlicher Weise ist der Geist als der Quell der Gedanken das Erste. Sie werden ihm niemals als etwas Fertiges überliefert, was für ihn sein soll das muß er in sich hervorbilden. Aber damit er den Gedanken in seiner Bestimmtheit gewinne, muß er ihn formen, muß er ihn von andern unterscheiden und ihm eine eigenthümliche Verwirklichung geben. Wir machen uns einen Gedanken klar indem wir ihn äußern; dadurch geben wir ihm ein äußerliches Dasein, eine Wirklichkeit außerhalb der andern. Das Mittel zu dieser Verleiblichung ist der Laut, ist die Stimme; wir geben dem Gedanken ein zunächst flüchtiges Dasein in eigenthümlich gestalteten Luftwellen. Aber den Eindruck den sie machen, halten wir in der Erinnerung fest, wir können den Gedanken durch die Wiederholung derselben Luftwellen wiederholen, wiedererwecken, aber wir brauchen uns auch die mit ihm einmal verknüpften Tonbilder nur innerlich zu vergegenwärtigen, und können dann in Worten denken ohne daß wir sie laut aussprechen. Indeß unser Denken ist ein inneres Sprechen, und ohne die Verkörperung des Gedankens im Laute mittels der leiblichen Sprachwerkzeuge würden wir zu keinem bestimmten Denken kommen. Der Laut macht uns den eigenen Gedanken wie den der andern vernehmlich. Aber der Laut erzeugt so wenig den Gedanken, als dieser ein Phosphoresciren des Gehirns, ein Product seiner Schwingungen ist. Vielmehr erregt der Laut den wir

hören die Erinnerung an denselben, den wir gehört haben, und damit die Erinnerung an den Begriff, dessen Träger und Ausdruck er war, und so bildet der Geist von neuem diesen Begriff. Wir hören den Schall einer fremden Sprache, aber wir verstehen den Sinn der Worte nicht, weil wir denselben nicht ursprünglich mit ihnen verbunden haben. Das Sprechen setzt das Verstehen voraus, das Verstehen ist kein blos leidendes Aufnehmen, sondern ein innerliches Hervorbilden des mit den Lauten verbundenen Sinnes. Bei den Kindern ist Denken- und Sprechenlernen eins. Die Griechen haben für Vernunft und Sprache dasselbe Wort Logos, der Lateiner nennt Vernunft ratio, Rede oratio.

Man hat Sprachen gelernt um des Verkehrs willen den man mit fremden Völkern hatte, man hat seit Jahrhunderten das Griechische und Lateinische studiert um die Werke der Poesie, der Geschichtschreibung, der Beredsamkeit, der Philosophie verstehen und genießen zu können, die von großen Geistern in diesen Sprachen geschaffen und der Nachwelt vermacht worden; man fügte um der Bibel willen das Hebräische hinzu, aber erst als vor hundert Jahren das Altindische, das Sanskrit, bekannt wurde, zog neben dem Inhalt der Schriftwerke auch die Sprache selbst durch ihre Neuheit wie durch den Reichthum und die Feinheit ihrer Ausbildung und durch die gemeinsame Verwandtschaft mit dem Griechischen wie dem Deutschen die Aufmerksamkeit auf sich, und seitdem bildete sich eine Sprachwissenschaft als solche; das Wesen der Sprache ward von Wilhelm von Humboldt am tiefsten erfaßt, das vergleichende Sprachstudium durch Bopp, die geschichtliche Entwickelung der Sprache durch ihn und Jakob Grimm meisterhaft begründet; Max Müller und Steinthal gehen auf ihrer Bahn als Sprachphilosophen voran. Wie die Geologen in den verschiedenen Schichten der Erdrinde die Geschichte unsers Planeten lesen, so eröffnen uns die Sprachen einen Blick in Jahrtausende, die vor der historischen Ueberlieferung der Völker liegen. In den Worten welche stammverwandten Nationen gemeinsam sind gewahrt man die Begriffe welche sie schon vor ihrer Trennung gebildet, die Lebensweise welche sie gemeinsam geführt; die Entwickelungsstufe welche innerhalb der allgemeinen Sprachbildung die einzelnen Sprachen einnehmen, bezeichnet zugleich den Culturgrad der Völker die sich ihrer bedient. Jahrtausendelang war die Sprache selbst der aufgespeicherte Erkenntnißschatz des Volks, jahrtausendelang übte die Phantasie wie

der philosophische Trieb sich daran, das Wesen der Dinge zu erfassen und diese geistige Anschauung im Wort auszuprägen; dies gemeinsame kunstvolle Werk des Volksgeistes ward dann wieder das Material mittels dessen einzelne hervorragende Geister nun Werke der Poesie und Wissenschaft vollendeten, die wiederum von der Art und Natur der Sprache mitbedingt und die volle Blüte derselben sind.

Humboldt ist dadurch der Begründer der Sprachphilosophie geworden daß er die Sprache in ihrer Untrennbarkeit vom Geist erfaßte, wodurch sie wie dieser lebendig wird, und statt eines todten Werkes als ein fortwährendes Wirken, als die fortschreitende Arbeit erscheint den artikulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens zu erheben. Zugleich aber ist sie das bildende Organ der Gedanken, das Denken kann ohne Worte nicht zur Deutlichkeit gelangen, es muß seine Innerlichkeit gestalten und äußern. „Das unbestimmte Wirken der Denkkraft zieht sich in ein Wort zusammen wie leichte Gewölke am heitern Himmel entstehen.“ Und hier glaube ich nun das Nähere in meiner Aesthetik hinzugefügt zu haben: es ist die Phantasie als die Gestaltungskraft der Seele überhaupt, die wir hier thätig finden, und wie sie zuerst das Wesen der Seele selbst in der Form des Leibes räumlich darstellt, wie sie dann aus den Eindrücken der Sinne die Anschauungsbilder hervorbringt, so verknüpft sie nun in der Sprache das Sinnliche und Geistige, sie hebt den innern Sinn des Sinnlichen hervor und offenbart das Geistige durch ein sinnenfälliges Tonbild. Wir finden in aller Phantasiethätigkeit das Ineinanderwirken des Bewußten und Unbewußten, der Naturbestimmtheit, der menschlichen Freithätigkeit, der göttlichen Leitung und Begeisterung. Sehr schön nennt Bunsen die Prägung der Worte das ursprüngliche Gedicht der Menschheit; denn der Geist erzeugt das Wort durch dasselbe Vermögen wodurch jedes Werk der Kunst hervorgebracht wird, durch das Vermögen das Unendliche im Endlichen zu verwirklichen. Das Mysterium des Geistes ist das der Schöpfung des Alles: denn was ist dieses anders als der Ausdruck des unendlichen Gedankens in raumzeitlicher Endlichkeit?

Wollen wir nun das Phantasieleben der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwickelung schildern und die Kunst im Zusammenhang des fortschreitenden Lebens darstellen, so müssen wir mit der Sprachbildung beginnen, und wir werden uns hier sogleich

über den Begriff des geistigen Organismus, über die Wechselwirkung des allgemeinen und persönlichen Geistes orientiren.

Wir haben zunächst die Naturbestimmtheit in dem Bau der Sprachwerkzeuge und in dem unmittelbaren Trieb und Drang des Menschen auf empfindliche Einwirkung von außen durch eine Gegenbewegung zu antworten. Diese kann in Muskelzuckungen bestehen, durch welche wir eine schmerzliche Störung zu entfernen und abzuwehren suchen; sie kann eine Geberde sein, durch welche unsere Empfindung sich äußert, oder kann zum Laut werden, wenn sie einen Luftstrom aus der Brust durch den Mund hervordrängt. Das ist der Schrei des Schmerzes und der Freude, und ein unwillkürlicher Ausruf als der Ausbruch unsers Gefühls ist das erste Beginnen der Sprache; sie ist uranfänglich Interjection. Aus den eigenthümlichen Tönen die Leid und Lust aus uns hervorpressen, schließen wir auf ähnliche Empfindungen bei andern, wenn der ähnlich gefärbte Klang aus ihrem Munde schallt. Diese Laute sind der natürliche Stoff, dessen sofort der formende Geist sich bemächtigt. Er empfängt im wachen Leben fortwährend sowol äußere Eindrücke, als in seiner eigenen Tiefe Gefühle und Ideen sich regen; er sucht beide festzuhalten, sich gegenständlich zu machen, indem er sie gestaltet. Er empfindet die Bewegung der Dinge, wodurch dieselben sich thätig erweisen, und die eigene Thätigkeit des Menschen macht die Sinneseindrücke zu den besondern Empfindungen nach Maßgabe der aufnehmenden Sinne selbst, und aus den Eindrücken die ein Gegenstand auf die verschiedenen Sinne macht, oder strenger genommen aus den verschiedenen Empfindungen welche die Seele aus dem Zusammentreffen eines Gegenstandes oder der ihn vermittelnden Luft- und Aetherwellen mit der eigenen Körperlichkeit erzeugt und gewinnt, gestaltet die bildende Kraft der Seele eine gemeinsame Anschauung, und der Gesammteindruck dieser Anschauung äußert sich zunächst unwillkürlich, dann willkürlich wiederholt in einem Laut. Dieser ist damit nicht Naturnachahmung, sondern äußere Darstellung einer geisterzeugten Anschauung. Unmittelbar nehmen wir ja keine Dinge außer uns wahr, sondern nur die Aenderung unserer eigenen Zustände; aus unsern Empfindungen entwirft die bildende Kraft der Seele, die Phantasie, nun Bilder, die sie als ihre Schöpfungen vom eigenen schöpferischen Wesen unterscheidet und damit sich gegenständlich macht, sich vorstellt, als etwas außer der eigenen Wesenheit anschaut. Die Außenwelt ist für einen

jeden nichts anderes als das reflectirte Bild seiner eigenen Empfindungen; die Ton- und Lichtempfindung versetzen wir außer uns, wenn wir vom Gesang der Nachtigall und vom Glanz der Sonne reden. So sind wir selbstthätig auch da wo wir nur leidend schienen.

Sinneseindrücke und innere Regungen des Geistes verschwinden wieder bis es gelingt ein Zeichen für sie zu schaffen und dadurch ihnen Gestalt und Ausdruck für das eigene Bewußtsein wie für die Mittheilung an andere zu geben. Als Mittel hierfür bietet sich der Laut, und die erste Möglichkeit des Verständnisses beruht darauf daß die Naturlaute nicht willkürlich individueller Art sind, sondern unwillkürlich auf eine allen gemeine Weise aus der Brust hervorquellen. Wir haben nun eine Summe von Sinneseindrücken, wir haben geistige Regungen, wir haben innere Anschauungen für beide und haben das äußere Material des Lautes; in der Ineinsbildung und Verschmelzung derselben zur Einheit des Wortes, in welchem ein Tonbild den Gedanken darstellt, besteht nun die Sprache, und dadurch ist sie ein Werk der Einbildungskraft, der Phantasie. Diese schafft zwischen der Außenwelt und dem Geist ein Neues, eine Gedankenwelt in Worten, die das Wesen des Geistes zur Entfaltung und Gestaltung bringt und die Natur abspiegelt wie sie im fühlenden Geist aufblüht und erscheint.

Das innere Bild, der in das Licht des Bewußtseins aufstrebende Gedanke will in seiner Aeußerung für sich selbst Bestimmtheit gewinnen, er bedarf dazu des bestimmt abgegrenzten oder des artikulirten Lauts, des Tons der in der Stimmritze gebildet und durch die Bewegung des Mundes geformt und begrenzt wird. So ist der artikulirte Laut Vocal und Consonant; der erstere selbst ist mehr Stoff, der letztere mehr formender Art, sie verhalten sich in der Sprache wie Farbe und Zeichnung im Gemälde. Die Vocale, wörtlich die Laute, von vox Stimme, heißen im Sanskrit Töne, die Consonanten Deutlich- und Offenbarmacher. Diese sind das durch Begrenzung Bestimmende, und werden hervorgebracht durch Schranken welche wir dem bewegten Hauch in unsern Sprachwerkzeugen setzen, oder dadurch daß wir seinem Strome halt gebieten. Grimm sieht im Vocal ein weibliches, im Consonant ein männliches Element. Solche artikulirte Laute sind der Beginn und die Wurzeln der Sprache, sie sind das Abbild eines Gedankenbildes und damit dessen Ver-

wirklichung im äußern Material, in der Verleiblichung, damit die künstlerische Ineinsbildung des Idealen und Realen.

Die Phantasiethätigkeit bekundet sich auch hier weniger durch Berechnung und Ueberlegung, zumal die eigentliche Reflexion schon die gebildete Sprache voraussetzt, als dadurch daß das Licht des Geistes einen dunkeln Gestaltungsdrang erleuchtet; hat doch wiederum gerade auf diesem Gebiet Humboldt die Erkenntniß eines Vernunftinstincts gewonnen, der die sprachschöpferische Thätigkeit leitet, und der als das unbewußte Walten des Rechten und Gesetzmäßigen in dem werdenden Geist auch in andern Sphären seine Anerkennung finden muß. Wie später in der Seele des Künstlers Stoff und Form sich vermählen und ein Totalbild des zu gestaltenden Werkes wie eine innere Offenbarung dem Gemüth aufgeht, das nun der besonnene Sinn durchzuführen hat, so bringt auch der sprachschöpferische Genius Laut und Gedanken als Stoff und Form zusammen, und weil sie im glücklich gefundenen Wort zusammengehören, weil also der Genius auch hier aus der Tiefe der allgemeinen menschlichen Natur heraus wirkt, so erkennen die Hörenden wie ihre eigene geistige Anschauung oder der Eindruck den sie von einer Sache haben, nun in der That und sachgemäß laut und vernehmlich geworden ist, sie sprechen das Wort nach, sie behalten es. Man stellt zum Beispiel eine sich drehende, rasche Bewegung dadurch dar daß man sie mit der Zunge hervorbringt und ihr einen Vocal gesellt, und wir haben die Wurzel ro, sie ist sogleich für sich verständlich, weil sie bezeichnend ist, und rota, ῥόννυμι, rollen, Roß sprießen aus ihr hervor. Die Sprache bildet diejenigen Thätigkeitsäußerungen der Dinge die der Mensch mit dem Ohr auffaßt, durch einen ähnlichen Laut nach, doch immer so daß sie das unartikulirte Geräusch artikulirt, wodurch unsere Auffassungsweise dem Wort eingeprägt und dasselbe keine bloße Naturnachahmung ist. So unsere deutschen Wörter Krach, Schnarchen, Gepolter, Säuseln, Rauschen, Donner, Klingel, oder das Mu und Mä der Kinder für Kuh und Schaf; das griechische βοῦς bezeichnet das bu machende Thier. Hieran reiht sich aber sogleich die Nothwendigkeit nun auch hörbare Ausdrücke für die sichtbare Welt zu erzeugen oder den Eindruck der Formen und Gestalten auf das Auge durch analoge Tonbilder für das Ohr wiederzugeben. Das geschieht im Deutschen durch Wörter wie Blitz, spitz, stumpf, starr, zackig. Mit der Wurzel sta bezeichnen alle indogermanischen Völker das Stehende, mit plu oder flu das

Fließende; st! rufen wir um jemand zum Stehen zu bringen, indem wir die mit s-s-s bezeichnete Bewegung selber rasch durch t begrenzen, im pl oder fl haben wir das aus der Tiefe Hervorquellende, Fortwallende. Der Klang des Wortes schattet uns die Bewegung der Welle oder des Schwebens ab, Wörter wie weich, lind, dumpf, klar machen dem Ohr einen verwandten Eindruck wie die Vorstellungen dem Gemüth; die drei Grundvocale u a i zeigen ein Aufsteigen aus dem dunkeln Grund an den klaren Tag und das Licht der Liebe. In derartigen Bildungen wird die Macht der Phantasie schon freier; sie verläßt die Naturgrundlage nicht, aber sie verwerthet dieselbe nach eigenem Sinn für geistige Zwecke. Und von hier aus geht sie dazu fort auch für das Geistige selbst eine ihm entsprechende Naturform zu finden, und so im Wort ein Symbol des Gedankens zu gewinnen. Mit Härte und Nachgiebigkeit bezeichnen wir nun auch Charaktereigenthümlichkeiten, mit Begreifen und Schließen nun auch das denkende Berühren, Erfassen, Zusammenbringen und Verbinden. Und je inniger und tiefer dann später einzelne Denker das Wesen der Dinge verstehen, desto gehaltreicher und seelenvoller werden auch die Worte, indem der vollere Sinn und reifere Gedanke sie durchstrahlt.

Neben dem Trieb nach charakteristischer Bezeichnung waltet zugleich auch bei der Wortbildung der Schönheitssinn; schwer aussprechbare oder übellautende Zusamnrenstellungen von Buchstaben werden vermieden und umgebildet, entlegene Laute durch Uebergänge verschmolzen, statt eintöniger Wiederholung ein verwandter Vocal genommen, in der Zusammensetzung der Wörter ein Consonant dem andern assimilirt. Doch wird die Sprache weichlich und schlaff, wenn ein Volk der Leichtigkeit der Aussprache, dem körperlichen Mechanismus zu sehr nachgiebt; die Schönheit verliert dann das Charakteristische, und die Arbeit des Geistes wird nicht mehr gewahrt; die wollen wir aber sehen, nur nicht in einem fruchtlosen Ringen mit dem widerspenstigen Stoff, sondern in seiner glücklichen Bewältigung; Schönheit ist Siegesfreude.

Wie die Stimme die Stimmung verkündet und Ton und Laut das innere Leben, die Gefühlszustände offenbaren, und wie sich damit auf eine noch dunkle unentwickelte Art dasjenige verwebt was Leid und Lust in uns hervorruft, so wird dieses nach seinem Wesen und seiner Gestalt bildlich im Wort veranschaulicht. So liegt im artikulirten und modulirten Laut, im

ausdrucksvoll betonten Wort die ursprüngliche Poesie und Musik, gerade wie uns der Ausganspunkt der bildenden Künste in dem aufgerichteten Stein vor Augen steht, der einen heiligen Ort bezeichnet oder das Denkmal eines Ereignisses ist, an den die religiöse Verehrung sich anknüpft. Humboldt sagt: „Die Worte entquellen freiwillig, ohne Noth und Absicht, der Brust, und es mag wol in keiner Einöde eine wandernde Horde gegeben haben die nicht schon ihre Lieder besessen hätte. Denn der Mensch als Thiergattung ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.“ Die poetische Kraft erweist sich zuerst in der Bildung der Worte; die sinnliche Blüte derselben welkt aber mit der Zeit, sie sinken mehr und mehr zum bloßen Zeichen herab, je mehr der Verstand zur Herrschaft kommt, und die Poesie hat dann die Aufgabe das Bewußtsein der Bildlichkeit wiederzuerwecken, durch sinnvollen Gebrauch die Einbildungskraft anzuregen, durch malerische Beiwörter, Gleichnisse, Metaphern auf der einen Seite, durch Wohlklang und Rhythmus des Verses auf der andern das ästhetische Element der Sprache zur Wirksamkeit zu bringen. Wie für den Sprachbildner der Laut und die einzelne geistige Anschauung der Stoff sind, den er im Wort gestaltet, so ist später der Reichthum der Sprache das Material in welchem der Dichter die Ideen offenbart und den geistigen Kosmos darstellt.

Nun ist es ferner die Natur des Geistes nicht stehen zu bleiben bei dem Einzelnen und Vielen, sondern wie er selbst Eins ist in der Fülle der Anschauungen, Gefühle, Gedanken, die er alle zur Einheit des Selbstbewußtseins im Ich verknüpft, so sucht er auch in der Außenwelt das Allgemeine in der Mannichfaltigkeit des Besondern, das gleiche Wesen im Wechsel der Erscheinungen. Das Denken ist selbst das Allgemeine insofern es thätig ist, was wir denken gehört daher auch allen an. Und das Denken berührt nichts ohne ihm die eigene Freiheit und Allgemeinheit mitzutheilen; das Wort ist als Ausdruck des Gedankens Verknüpfung von Laut und Begriff, der Begriff aber ist eine allgemeine Einheit, die das Besondere unter und in sich begreift.

Wir würden der Fülle der Eindrücke und ihrem Wechsel erliegen und weder zu einem bestimmten Ausdruck für sie noch zu uns selbst kommen, wenn es uns nicht gelänge sie zu unterscheiden und zu ordnen und dadurch ihr Meister zu werden. Wir unterscheiden die Anschauungsbilder voneinander, dadurch gewinnt

jedes seine Deutlichkeit, aber wir achten auch auf die Verschiedenheit der Unterschiede; wir entdecken daß wir einen Eichbaum von einer Linde anders unterscheiden als von einer Nachtigall oder einem Stück Marmor, von einem Haus oder von einem Jäger; wir entdecken daß die Nachtigall mit dem Finken, der Jäger mit dem Hirten vieles gemeinsam hat, was dem Marmor oder der Linde fehlt, die wieder am Kiesel, an der Buche verwandte Gegenstände haben, und so ordnen wir das Wesengleiche zusammen und bilden uns allgemeine Schemata wie Baum, Vogel, Mensch, Stein, unter denen wir uns vieles gleichartige Besondere vorstellen; sie sind die nicht in der Außenwelt vorhandenen, aber in der Seele gebildeten Vorstellungen, und um sie festzuhalten, um sie zu voller Bestimmtheit zu bringen bedürfen wir eines Trägers für sie, und den finden wir im Wort. Der Baum existirt nicht, sondern nur die Tanne, die Palme, ja auch diese nicht als solche, sondern nur als ein besonderes Individuum, aber diesem Individuum geben wir den Namen der Tanne, um es dadurch mit vielen wesengleichen zusammenzufassen, die wir von Buchen und Erlen unterscheiden, wir nennen es ferner Baum und Pflanze, und ordnen es dadurch immer allgemeinern Begriffen unter. „Es ist in Namen daß wir denken“ sagt Hegel einmal; das möchte ich in dem Sinne von benannten Vorstellungen auffassen. Die gewonnene Vorstellung, dies allgemeine Schema für viele verwandte Einzeldinge, betrachten wir näher, suchen sein Wesen zu ergründen und dadurch den Begriff zu bilden, der das Gesetz und die Natur der mannichfaltigen Erscheinungen enthält. Auf ähnliche Weise bilden wir die Vorstellungen der blauen, rothen Farbe, des Laufens, Lebens aus einer Menge von Einzeleindrücken, und erlangen so die Ausdrücke für allgemeine Eigenschaften und Verhältnisse oder Thätigkeiten der Dinge. Das Wort aber ist die Verkörperung der Vorstellungen und Begriffe; wir können mit ihm nicht das Besondere in seiner Einzelheit sagen, darauf müssen wir deuten, das müssen wir aufzeigen, und wenn wir eine Anschauung einem andern sprachlich mittheilen wollen, so müssen wir sie beschreiben, das heißt viele in ihr zusammentreffende Vorstellungen aneinander reihen, — Metall, gelb, hellklingend, feuerbeständig u. s. w., um das Bild des Goldes zu erwecken. Daher gibt es allerdings vieles Unsagbare, und daher hat der Mensch die bildende Kunst und die Musik neben der Poesie, um auch die Anschauungen und Gefühle der Seele, die Formen und

den Entwickelungsproceß des Seins unmittelbar kundzuthun, aber in der Sprache hat er ganz eigentlich sein Vorstellungs- und Gedankenleben. Der Geist ist selbst die sich erhaltende und erfassende Einheit des Bewußtseins in der Fülle und Folge der Gefühle und Gedanken; er sucht und findet demgemäß auch das bleibende Wesen im Wechsel der Erscheinungen und in der Mannichfaltigkeit der Dinge, er erfaßt es im Gedanken und offenbart den Begriff im Wort. Darum heißt uns die Sprache auch die Geburtstätte des Geistes; denn sie ist diejenige Offenbarungs- und Wirkungsweise in welcher er sich selbst in seiner Geistigkeit hervorbringt, ein klares Selbst- und Weltbewußtsein und damit die Möglichkeit der Wissenschaft gewinnt.

Im Deutschen sind Ding, dingen, denken eng verknüpft; Ding ist etwas dessen Eigenschaften innerlich auf einen Schwerpunkt bezogen sind; den Schwerpunkt, die innere Wesenheit einer Sache feststellen heißt denken. Sprechen dagegen hängt mit Versprengen zusammen. Leo sagt: Zusammenziehen im Geist und auseinandergießen, aussprengen mit dem Munde, das wird durch die Wörter denken und sprechen ausgedrückt. Der Gedanke ist eine Zusammenziehung der Dinge aus einzelnen Wahrnehmungen, das Sprechen ist wieder ein Sprengen des Gedankens in kleine Theilchen, aus denen die Darstellung sich zusammensetzt, ein Besprühen und Besprengen des Hörenden im Geist.

Dies, die Zusammenfassung vieler ähnlicher Erscheinungen zur Einheit der Vorstellung des Rothen, des Gehens, des Steines, des Guten oder Schönen, und die Schaffung eines Ausdrucks und Trägers für sie ist erst das eigentliche Wesen der Sprache. Dadurch, durch das Hervorbilden des Allgemeinen, des Gesetzes, der Ordnungen in der Vielheit der Dinge, durch das Denken unterscheidet sich der Mensch vom Thier, das auch einzelnes erinnert, vergleicht, Schlüsse zieht, liebt oder haßt, Mittheilungen macht, aber am Besondern haftet, und deshalb sprachlos ist. Die Menschen nennt Homer darum mit Fug die Redenden; die Sprache, wie sie eins mit der Begriffsbildung, mit der Vernunft ist, unterscheidet ihn vom Thier. Durch sie erbaut er über der Natur das Reich des Gedankens, die ideale Welt der geistigen Güter, eine fortschreitende Cultur.

Indem wir hier den vollen Begriff des Wortes gewonnen haben, halten wir fest daß der fertige Gedanke nicht zum Wort herantritt, sondern im Wort und durch das Wort erst fertig wird,

mit ihm erwächst und sich bildet. Und dies hört nicht auf solange die Menschheit eine Geschichte hat, solange die Natur uns noch Unerkanntes bietet und der Geist noch Neues erzeugt. Es gilt das rechte Wort dafür zu finden, das heißt das Wesen der Sache auf eine solche Weise auszusprechen daß es dadurch für uns und andere bestimmt und faßlich ist. „Wer das rechte Wort gefunden, sagt Lazarus, hat die vollkommenste Vorstellung; das rechte Wort ist kein anderes als dasjenige welches durch die innere Sprachform diese Vorstellung mit denjenigen Reihen von Vorstellungen in Verbindung bringt zu denen sie entweder objectiv am meisten gehört oder subjectiv nach dem augenblicklichen Zweck der Rede gehören soll. Daher wird auch die Kunst immer das rechte Wort zu finden in jeder Gesellschaft gepriesen; wie oft ist es der Zauberschlüssel um die Seelen anderer zu öffnen, das Licht sie zu erleuchten! Zuweilen sind wir uns bewußt Gedanken zu haben die wir noch nicht fassen, für die wir das rechte Wort noch nicht finden können; es sind Gedanken die eben noch keine sind, Anfänge oder Keime von solchen; ein anderer spricht diesen Gedanken in Worten aus, und nun begreifen wir ihn und das Streben der eigenen Seele; so ist das Wort Ursache von Gedanken. Es ist oft nur der einfache Wortsinn, welcher aber vermöge der innern Sprachform die mit ihm associirten Gedanken wach ruft, welche allesammt erst die rechte Einsicht verschaffen. Ein solches Wort ist der Magnet, welcher in des andern Seele aus dem Schacht der unbewußten Vorstellungen die ersehnten an das Licht des Bewußtseins zieht; die innere Sprachform ist ein chemisches Reagens, welches aus der trüben Mischung wolkenartig schwebender Gedanken die wahlverwandten sich miteinander verbinden, die unverwandten einander abstoßen, und alle dadurch zur Klarheit ihrer Qualität gelangen läßt. Dieselben Gesetze der psychischen Wahlverwandtschaften gelten dann mittelbar auch für die Erregung der Gefühle, für die Bewegung des Gemüths, für die Stärkung der Motive zum Handeln in allen Lebensgebieten; der Lehrer, der Redner, der Dichter sie bringen alle diese Gesetze erst in sich und dann in der Seele des andern zur Anwendung durch die Kraft und das Geschick ihre Gedanken mit der wirksamsten Sprachform zu verknüpfen."

Von Anfang an entsteht im Gemüth das Wohlgefühl des Schönen durch das Zusammenwirken der Dinge mit dem Sinn und Geist des Menschen; aber der entwickelte Reichthum ästhetischen

Genusses bietet sich erst dadurch dem Bewußtsein und dem Verständniß, daß es gelingt die mannichfaltigen Stimmungen und ihre Objecte in Worten zu fixiren. Von Anfang an waltet die sittliche Weltordnung in unserm Gewissen, aber ihr Gesetz gibt sich nur in dunkeln Regungen, in vorübergehenden Aufwallungen des Gefühls kund, bis wir diese festhalten und im Worte als Wohlwollen, Gerechtigkeit, Muth, Liebe, Freiheit und so fort bestimmen; dadurch wird es Licht im ethischen Gebiet, dadurch wird das Besondere als ein Allgemeingültiges ausgesprochen, dadurch wird es zu Gesetz und Recht. Und so schreitet die Menschheit durch die Sprache ihrem Ziel entgegen, welches darin besteht daß der Geist sich seiner selbst und der Welt klar bewußt werde und danach sein Wollen und Wirken bestimme.

Das Sein ist Thätigkeit, die mannichfaltigen Dinge bestehen nicht ruhig nebeneinander im Raum, sondern sie entwickeln sich zugleich in der Zeit und sie wirken aufeinander, und wo wir einen Eindruck von der Außenwelt gewinnen, da sind es immer Gegenstände und Handlungen zugleich die ihn hervorrufen. Mit einem Blick gewahren wir einen Reiterkampf und sehen nicht blos Männer und Rosse, sondern auch die Bewegungen des Angreifens, der Abwehr, des Erliegens und Siegens, und solch ein Totaleindruck gewinnt auch zunächst seinen Totalausdruck in einem Laut, welcher als Ausruf aus unserer Brust hervorbricht. Aehnlich geben wir das eigene innere Leben der Gefühle unmittelbar in Tönen kund. Aber es ist darin auf dunkle unentwickelte Art dasjenige verwoben was Leid und Lust in uns veranlaßt, und es beginnt hier wie dort das Denken damit daß es unterscheidet zwischen uns und den Gegenständen, und daß es die angeschauten Gegenstände und ihr Thun und Leiden in der Auffassung sondert; dann aber faßt es diese gegliederte Fülle wieder zur Einheit zusammen. Indem die Sprache diese Thätigkeit des Geistes darstellt, wird aus dem Wort der Satz. „Der Ursprung und das Ende alles getheilten Seins ist Einheit", sagen wir mit Humboldt, und erkennen mit den Physiologen daß alles Organische nicht durch Zusammensetzung fertiger Bestandstücke, sondern durch Entfaltung des einfachen Keimes, durch Scheidung und Vereintbleiben wird und wächst. Das alte Wort des Aristoteles, daß das Ganze früher sei als die Theile, gilt auch hier. Darum ist es aber wichtig für die Auffassung der Sprache als eines Organismus festzuhalten daß anfänglich,

und stets noch bei dem Kinde, ein Wort den Satz vertritt, und daß es daher weder Substantiv, noch Adjectiv, noch Verbum, sondern noch keines derselben und alle zugleich ist. Ja es werden die ersten Sätze aus mehreren derartigen aneinander gereihten Wörtern bestehen.

Die wesentlichen Bestandtheile der Sprache sind die Wurzeln, einfache Typen, die entweder eine allgemeine Eigenschaft oder Thätigkeit ausdrücken, oder demonstrativer Art sind, dies, da, hier, dort, ich, du, er und dergleichen bezeichnend. Die Wurzeln sind einfach und bestehen aus einem Vocal, z. B. i gehn, oder einem Vocal und Consonanten; tritt noch ein zweiter, dritter Consonant hinzu, so modificirt er das Ursprüngliche; so ist tu bewegen, thun, englisch do, tud stoßen, tup schlagen, tur verletzen, turv besiegen. Aus 400—500 Wurzeln bildet die Sprache ihren Wortreichthum; im Gespräch braucht der Gebildete 3000—4000 Wörter, der wählerische Schriftsteller, der schlagfertige Redner verwerthet die doppelte Anzahl; bei einem Dichter der die größte Mannichfaltigkeit des Ausdrucks aufbietet, bei dem Dramatiker Shakespeare hat man 15000 gezählt, im Englischen überhaupt rechnet man auf 40000.

Die Wurzel will uns eine Erscheinung erklären, kenntlich machen; wir erkennen eine Sache, wenn wir ihr Wesen, ihr unterscheidendes Merkmal erfassen und sie zugleich als Glied in der Ordnung der Dinge, als sinnenfällige Erscheinung einer Idee wahrnehmen. Die Naturobjecte, sagt Oersted ganz treffend, empfinden wir mit unsern Sinnen, die Naturgedanken können nur durch unsere Vernunft begriffen werden, und Max Müller fügt hinzu: Alles Benennen ist Klassifikation, Einordnen des Individuellen unter das Generale; wir kennen alles nur vermöge unserer allgemeinen Ideen. Jede Wurzel aber drückt etwas Allgemeines aus, sie ist eine lautgewordene Vorstellung; jeder Name nennt eine Eigenschaft oder eine Thätigkeit, welche für viele Dinge Geltung haben, sowie Thier, Pflanze, Stein viele Individuen unter sich befassen, die wir eben durch diese Namen begreifen wollen. Es wird allerdings immer Ein Gegenstand sein welcher den Menschen zur Bezeichnung anregt, aber dieser gilt für viele ähnliche; so bedeutet Isar und Isere das gehende, bewegte Wasser, und wiederum hängen viele Bäche und Flüsse ein Ach oder Ache an besondere Namen, und jenes ist gleich aqua, das Fließende. Rhein ist der Rinnende, das Wort hätte für Strom

allgemein werden können, ist aber an unserm deutschen und an dem kleinern Rhenus bei Bologna haften geblieben. Fluß von der Wurzel plu, die deutlich das Hervorquellende, Fortfließende erkennen läßt, ist allgemein geworden wie es sogleich ein Allgemeines ausdrückte. Serpens ist im Lateinischen die Schlange als die Kriechende, aber anguis hängt mit ango beengen, beängstigen zusammen, ahi heißt die Schlange der Indier als die Erwürgende, und anhas bedeutet Sünde, da ihr Bewußtsein uns die Seele zusammenschnürt. Die Wurzeln sind Grundtypen aus denen sich zahlreiche Wörtergeschlechter entwickeln, sie sind zum Ausdruck eines Gedankens artikulirte Laute, ein knappes präcises Tonbild für die Vorstellung die der Mensch eben in sich erzeugt, die er sich selber zur Bestimmtheit bringen und andern mittheilen will. „Es soll der Klang dem Sinn ein Echo sein" sagt Pope. Der Werdedrang des Bewußtseins, der Vernunftinstinct läßt die Menschen vielfältig sich versuchen, die artikulirten Laute brechen hervor wie die Blütenknospen des Baumes; viele fallen ab, aber einige bleiben und bringen Frucht. Diejenigen bleiben in welchen auch die andern Menschen, die das Wort hören, die geeignete, sachgemäße Bezeichnung für ihre Vorstellung und ihr Gefühl wiederfinden; diese werden wiederholt, und entweder mit bessern vertauscht oder umgeformt oder als Erbgut den Nachkommen überliefert.

Durch Darwin ist die Ueberzeugung verbreitet worden daß aus wenigen Grundtypen sich die mannichfaltigen Arten, Geschlechter, Individuen der Pflanzen und Thiere entwickelt haben; ähnlich ist es mit den vieltausend Wörtern und den einigen hundert Wurzeln der Sprache. Und wie diejenigen Pflanzen und Thierformen sich erhielten, fortpflanzten und gattungsmäßigen Bestand gewannen welche beim Kampf ums Dasein die meiste Kraft bewährten, den vorhandenen Lebensbedingungen sich am besten anschmiegten, ihrem Zwecke am vollsten genügten, so sind auch diejenigen unserer Wörter zu Wurzeln geworden welche die allgemeine Zustimmung der Genossen fanden, weil sie ausdrückten was alle sagen wollten, wodurch sie eben ihre Aufgabe erfüllten. So war die Wurzelschöpfung das Werk der Gesammtthätigkeit, die Uebung eines natürlichen, das heißt von Gott verliehenen Vermögens der Menschheit, welche dadurch recht eigentlich zu sich selbst kam, ihr Geistesbewußtsein sich erwarb. Sinnliche Eindrücke welche einen entsprechenden lautlichen Ausdruck gefunden hatten, weckten

in der Seele einen ihnen analogen Begriff, oder wurden verwandt um das Geistige zu versinnlichen und dadurch vernehmlich zu machen; das Lichte, Klare bezeichnet die deutliche Wahrheit des Begriffs, und anemos, der Wind, der Athem, der Lebenshauch, ward zum belebenden Geiste, animus; pensare abwägen wird im Französischen zu penser denken, erwägen; von Wurzeln die Glanz bedeuten wurden Worte für Freude, Liebe, Glück wie für Stern und Auge gebildet. Für die Wahrnehmung daß nicht die zufällige Abart sich erhält, sondern dasjenige Individuum besteht und sich fortpflanzt welches dem ursprünglichen Zwecke am nächsten kommt, hat Darwin, als sie der Wissenschaft nothwendig geworden war, auch das rechte Wort gefunden, als er das Princip der natürlichen Auswahl aufstellte, die zugleich die vernünftige ist; als Max Müller sie auf die Sprachbildung anwandte, bemerkte er mit Recht: wenn sonst die Naturforscher stolz darauf sind ihren Namen einer neuen von ihnen entdeckten Species anzuheften, so kann Darwin um so stolzer sein, denn sein Name wird mit einer neuen Idee oder Kategorie verbunden bleiben; er bildete den Begriff und aus den vorhandenen Wurzeln das Wort, wie in der Urzeit ein Ausdruck für die aufdämmernde Vorstellung gewonnen ward; war er glücklich, so ward er behalten und ward zur Wurzel, wie Darwin's Wort bereits von der ganzen gebildeten Welt angenommen und gebraucht ist.

Der urtheilende Verstand und die phantasievolle Anschauung wirken bei der Wortschöpfung und Wurzelverwerthung zusammen; Wissenschaft und Dichtung, die beide durch die Sprache möglich werden, sind bei ihrer Erzeugung im Vereine thätig. Oder man kann mit Locke sagen daß bei der Namengebung vornehmlich der Witz sich bewähre, die Kraft einer schnellen und mannichfachen Zusammenstellung von Ideen, in welchen eine Aehnlichkeit zu finden ist, um dadurch ansprechende Bilder in der Einbildungskraft hervorzubringen. Ich gebe ein paar Beispiele. Als unsere Urahnen in Hochasien das Land zu bebauen anfingen, brauchten sie ein Wort dafür, und als einer das Oeffnen des Bodens mit dem Pflug, wo die Schollen rechts und links niederrauschten, mit ar bezeichnete, mit der Oeffnung des Mundes a und dem rollenden r, da fand dies Anklang, und das lateinische arare, das griechische aroun, das gothische arian, das englische ear hat daher seinen Ursprung, und heißt pflügen; aratrum, arotron, nordisch ardhr das Werkzeug zum Pflügen ward darnach benannt;

die Erde, gothisch airtha, heißt daher die Gepflügte, aroura griechisch und arvum lateinisch das Ackerfeld; von dieser vorzüglichen Thätigkeit ward das deutsche Wort auf alle **Arbeit** übertragen, von dieser ersten Kunst im Lateinischen alle Kunst ars geheißen; das Ruder durchfurcht das Wasser und heißt dessen Pflug, eretmos, bei den Griechen, und von dem besten Geräth, der nothwendigsten Waffe konnten die Lateiner ihr arma bilden, wie Schiller im Räthsel vom Pfluge sagt daß er am nächsten dem Schwert verwandt sei. Arier nannten sich unsere Urahnen vor der Trennung in Indier und Perser, Kelten, Griechen, Römer, Slawen, Germanen; airya heißt im Zend ehrwürdig; ari ist im Griechischen unser sehr und drückt das Vorzügliche aus, aristoi sind die besten, die am meisten arischen; die Vermuthung M. Müllers ist ansprechend daß die Arier sich als seßhafte Ackerbauer von den Nomaden, den Turaniern, mit Stolz unterschieden und so benannten, während im Namen Tura die Schnelligkeit des Reiters liegt.

Für die Wurzel mar zerreiben bietet das knirschende Geräusch aufeinander bewegter Steine den Anlaß; das r etwas weicher wird l, und mahlen, Mühle, Müller, mola, moly, sowie Zermalmen ist die nächste Ableitung davon; sich im Kampf aneinander reiben nennt der Grieche marnamai, Mars ist der zermalmende Kriegsgott der Römer; das Zerreiben zerstört aber auch, und so ist mors, morbus, Tod, Krankheit und unser Mord aus der Wurzel hervorgesproßt. Maru ist im Sanskrit das Verwüstete, Zerstörte, die Oede. Als die Arier aus dem Binnenlande an die See kamen, da nannten die Italier sie mare, die Wasserwüste, im Gegentheil vom fruchtbaren Land, während der schiffahrtskundige Inselgrieche vielmehr die große Brücke oder Straße, pontos, im Meere sah, wo eben dann Homer doch gern das Beiwort erntelos hinzufügt; ein anderer Ausdruck war thalassa, das Hin- und Hergeschüttelte, ähnlich dem gothischen saivs, unserm See, das Siedende, Wogende, woher wieder saivala die Seele, das bewegte und bewegende Princip unsers Lebens genannt ward; oder „die Seele war von den germanischen Nationen ursprünglich als ein Meer in uns aufgefaßt, das mit jedem Athemzuge auf- und niederwogt und Himmel und Erde auf seiner Tiefe spiegelt“ (M. Müller). Doch blicken wir auf mar zurück, so liegt das Zermalmende im lateinischen Marcus Stößel oder Hammer, und in Karl Martell, im indischen Marut

Sturm, im gothischen malmu Sand, das Zermalmte; aber nun ist das Abgeriebene ja auch das Geglättete, Polirte, und daraus kann die Bezeichnung für das gewählt werden dem man seine Rauhigkeit genommen, das man besänftigt hat, darnach kann im Indischen die Katze marjara genannt werden, das Thier das sich immer reibt und putzt; das griechische malakos heißt sanft, und das Zerriebene ist mürbe, das Mehl ist müll, mollis, malt ist englisch das Geschmolzene, und mild ist unser mild; und wie der Mensch im Lieben, Schmachten, Hoffen zerschmilzt, so können auch solche Begriffe damit angedeutet werden, und der Grieche sagt meledaino ich schmelze um auszudrücken daß er in Sorge um etwas sich auflöst.

Loges stammt von lego, das gleich dem lateinischen legere sammeln bedeutet; die Vernunft ist Sammlung, im Begriff werden viele Einzelerscheinungen zusammengefaßt, und das Wort ist die Bezeichnung für dies Vereinte, Allgemeine. Nie hatte man fertige Begriffe und suchte für sie die Laute, sondern im artikulirten Laut prägt sofort der werdende Gedanke sich aus, indem der Denkende ihn für sich und andere gestalten will. Ist aber einmal eine Reihe von Wörtern geprägt, so wird ein großer weiterer Schritt dadurch gethan und eine neue Stufe der Sprachentwickelung dadurch erreicht daß man zwischen Eigenschaften und ihren Trägern, zwischen Gegenständen und ihrem Thun und Leiden unterscheidet, und danach auch in der Sprache unterschiedene Wortarten dafür setzt. Wie das Leben selber in Bewegung und Wechselwirkung besteht, so kommt auch erst Leben in die Sprache, wenn durch das Zeitwort die Beziehung der Gegenstände, ihr Thun und Leiden ausgedrückt wird. So ist es eigentlich das Hauptwort, und mit Wort schlechthin oder verbum ward es nicht unpassend von den Lateinern bezeichnet. Es ist die Thätigkeit der Dinge wodurch sie auf uns einen Eindruck machen, von ihrer Thätigkeit aus sind die meisten Wurzeln gebildet: der Wind ist der Wehende, der Wolf der Zerreißende, der Hahn (die Wurzel in canere) der Krähende, Esel, asellus, nach einer Wurzel as der Rasche, der er im Orient und Süden ja heißen kann. Aber Thun und Leiden muß als solches in der Bewegung und damit die Wechselwirkung der Dinge ausgesprochen werden, wenn die Sprache ein Bild der wirklichen Welt gewähren soll. „Alle übrigen Wörter sind gleichsam todt daliegender, zu verbindender Stoff, das Verbum allein ist der Leben er-

und Leben verbreitende Mittelpunkt. Durch einen und eben denselben synthetischen Act knüpft es durch das Sein das Prädicat mit dem Subjecte zusammen, allein so daß das Sein, welches mit einem energischen Prädicate in ein Handeln übergeht, dem Subjecte selbst beigelegt, also das blos als verknüpfbar Gedachte zum Zustande oder Vorgange in der Wirklichkeit wird. Man denkt nicht blos den einschlagenden Blitz, sondern der Blitz ist es selbst der herniederfährt; man bringt nicht blos den Geist und das Unvergängliche als verknüpfbar zusammen, sondern der Geist ist unvergänglich. Der Gedanke, wenn man sich so sinnlich ausdrücken könnte, verläßt durch das Verbum seine innere Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über." (Humboldt.) Ganz eigentlich gilt dies vom flectirten Verbum; dasselbe hängt damit zusammen daß der Geist zwischen sich, den andern Persönlichkeiten und den Dingen unterscheidet, daß er diese Unterschiede durch ich, du, er, wir, ihr, sie bestimmt, und diesen Formen des Pronomens nun die Formen des Verbums gemäß macht.

Immer nämlich würden die einzelnen Theile des Satzes äußerlich nebeneinander liegen, statt innerlich einander zu durchdringen und organisch zu verschmelzen, wenn die Beziehung der Wörter aufeinander, wenn die Unterschiede der Person, der Einheit oder Vielheit, des Thuns oder Leidens wieder nur durch besondere Wörter ausgedrückt würden. Das ist allerdings ursprünglich geschehen, aber es bezeichnet die Stufe des noch Unorganischen in der Sprache. Etwas ganz anderes ist es wenn alles dies an den Wörtern selbst gesetzt wird, wenn den Modificationen des Inhalts gemäß auch ihre Form durch Anbildung oder Umbildung verändert wird. Da erscheint das Wort selbst wie ein Organismus, wie eine Pflanze, die aus Wurzel oder Stamm mit innerer Kraft nach Maßgabe der Einwirkung die sie erfährt, Sprossen und Laub hervortreibt. Nun wird die Beziehung in welcher die Wörter zueinander stehen, auch an ihnen selbst gesetzt und vernehmlich, und das Zeitwort richtet sich nach dem Subject und bestimmt oder regiert das Object. Nun ist in der lebendigen Rede durch die Beugung der Worte oder die Flexion die Einheit in der Mannichfaltigkeit vorhanden; in der Form der einzelnen Redetheile ist ihre gegenseitige Beziehung aufeinander ausgeprägt, eins ist vom andern abhängig und bedingt zugleich dessen Stellung und Form, und sie alle erscheinen als die innerlich verbundenen Glieder eines Organismus. Jetzt ist die Sprache

in Wahrheit der organische Ausdruck des Geistes, jetzt spiegelt sie treu den Kosmos, die geordnete und lebendige Außenwelt, in der Seele wieder. Welch ein großes liegt schon darin daß der Unterschied des Geschlechts auf alle Gegenstände übertragen wird, daß sie dadurch in der Auffassung lebendig sind, daß im Wort empfunden und ausgedrückt ist ob die Sache mehr thätig oder empfangend, mehr machtvoll oder milde, mehr der männlichen oder der weiblichen Natur entsprechend oder als neutral aufgefaßt wurde! Die Tiefe des Gemüths wie die Schöpferkraft der Phantasie spiegeln sich gleichmäßig darin. Ueberhaupt: dieselbe göttliche Vernunft, die in der Natur und in dem menschlichen Denken waltet und beiden ihr Gesetz gegeben hat, herrscht auch in der Sprache, und es ist die Phantasie die in ihr den Gedanken realisirt, die Dinge idealisirt.

Unvergleichlich schön hat gerade das hieraus entspringende ästhetische Element auch Wilhelm von Humboldt gelegentlich hervorgehoben. „Die Sprache verpflanzt nicht blos eine unbestimmte Menge stoffartiger Elemente aus der Natur in die Seele, sie führt ihr auch dasjenige zu, was uns als Form aus dem Ganzen entgegenkommt. Die Natur entfaltet vor uns eine bunte und nach allen sinnlichen Eindrücken hin gestaltenreiche Mannichfaltigkeit, von lichtvoller Klarheit umstrahlt. Unser Nachdenken entdeckt in ihr eine unserer Geistesform zusagende Gesetzmäßigkeit. Abgesondert von dem körperlichen Dasein der Dinge hängt an ihren Umrissen wie ein nur für den Menschen bestimmter Zauber äußerer Schönheit, in welcher die Gesetzmäßigkeit mit dem sinnlichen Stoff einen uns, indem wir von ihm ergriffen und hingerissen werden, doch unerklärbar bleibenden Bund eingeht. Alles dies finden wir in analogen Anklängen in der Sprache wieder, und sie vermag es darzustellen. Denn indem wir an ihrer Hand in eine Welt von Lauten übergehen, verlassen wir nicht die uns wirklich umgebende. Mit der Gesetzmäßigkeit der Natur ist die ihres eigenen Baues verwandt; und indem sie durch diesen den Menschen in der Thätigkeit seiner höchsten und menschlichsten Kräfte anregt, bringt sie ihn überhaupt auch dem Verständniß des formalen Eindrucks der Natur näher, da diese doch auch nur als eine Entwickelung geistiger Kräfte betrachtet werden kann. Durch die dem Laute in seinen Verknüpfungen eigenthümliche rhythmische und musikalische Form erhöht die Sprache, ihn in ein anderes Gebiet versetzend, den

Schönheitseindruck der Natur, wirkt aber auch unabhängig von ihm durch den bloßen Fall der Rede auf die Stimmung der Seele."

Betrachten wir die Sprache als diesen geistigen Organismus, so sehen wir wie sie über das Wollen und Vermögen des einzelnen hinaus ein selbständiges Dasein hat, und der einzelne vielmehr in sie hineingeboren wird, von ihr das Material und Gepräge seines Denkens empfängt. Zwar muß die Sprache immer wieder von Individuen gesprochen und der im Wort niedergelegte Gedanke wieder gedacht werden, wenn sie leben und wirklich sein soll, aber er reproducirt dabei doch nur ein objectiv Vorhandenes. Und so mag wol den Menschen ein Staunen ergreifen, wenn er das Wesen der Sprache erwägt, und leicht wird sie ihm als ein übermenschliches Wunder erscheinen.

Das Räthsel, woher die Sprache stamme und wie sie dem Menschen zu Theil geworden, steht freilich unlösbar da, wenn man auf der einen Seite den sprachlosen Menschen, auf der andern als von ihm unabhängig eine fertige Sprache voraussetzt; in der genetischen Betrachtung ihres Wesens aber, wie ich sie hier versucht habe, ist zugleich ihre Entstehung und Ausbildung dargelegt. Dagegen erweisen sich zwei frühere Annahmen über den Ursprung der Sprache als gleich unstatthaft, weil unmöglich. Die eine betont ausschließlich die Freiheit des menschlichen Geistes, die Sprache ist seine Erfindung, mit bewußter Absicht kommt man um des Verkehrs willen überein bestimmte Dinge mit bestimmten Worten zu bezeichnen. Hier ist der Zusammenhang der Sprache mit der Natur des Menschen, der Ausgang vom Naturlaut, ebenso übersehen wie ihre Nothwendigkeit für das Denken und seine Entwickelung selbst. Wie sollte man sich verständigen mit gewissen Worten gewisse Gegenstände zu benennen, wenn nicht Sprache und Verständniß schon vorhanden waren? Der Entschluß eine Sprache erfinden zu wollen, setzt in dieser Fassung schon Worte voraus, setzt ein Wissen vom Wesen der Sprache voraus; wer aber weiß was Sprache ist, der hat sie schon, der braucht sie nicht erst zu erfinden. Auch ist ja der Mensch der Gesetze der Sprache sich anfänglich nicht bewußt, sondern er lernt sie selber erst durch grammatische Studien kennen. Den einzelnen, der mit bewußter Absicht in das Leben der Sprache eingreifen will, sehen wir immer scheitern; sie ist so sehr Ausdruck des Gemeinsinns daß alles Willkürliche und Individuelle schon deshalb

unstatthaft ist weil sie verstanden sein will, weil also was des einen ist auch des andern sein muß; sie läßt sich nicht meistern; sie ist ein fortschreitender Organismus, wir tragen zu ihrem Werden und Wachsen unwillkürlich bei, und der Neuzeit ist es gelungen Entwickelungsgesetze zu finden, die den Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende in der Sprachbildung beherrschen.

Dies weist allerdings über den Menschen hinaus, und so sah man denn den Urheber der Sprache in Gott, der sie dem Menschen als Geschenk, als Angebinde verliehen und in die Wiege gelegt. Hier setzt man den sprachlosen Menschen und die fertige Sprache voraus. Aber was sollte er mit ihr machen, wie sollte er sie aufnehmen, verstehen und handhaben? Worte sind Ausdrücke für Begriffe, sind Tonbilder für Anschauungsbilder; sie sind ein leerer Schall, solange nicht zugleich der Begriff gedacht, die Anschauung aus äußern Eindrücken entworfen und beides mit ihnen verbunden ist. So müßte also Gott mit der Sprache dem Menschen zugleich die Welterfahrung und die Ideen gegeben und fertig überliefert haben. Aber alle geistige Gabe ist eine Aufgabe, wir müssen sie uns aneignen, wir müssen sie für uns erarbeiten und sie verwirklichen. Einen Gedanken haben wir nur dadurch daß wir ihn selbst denken, das ist seine Natur und Wesenheit. Kein anderer kann ihn uns in den Kopf stecken wie den Apfel in die Tasche, der andere kann uns immer nur die Anregung geben daß wir den Gedanken in uns hervorbringen, daß wir mit ihm auch das Wort für ihn erzeugen. Als Gott die Freiheit des Menschen wollte, da hat er selber seine Macht und Offenbarung an unser Mitwirken gebunden. Gedanke und Wort sind nur wirklich als das Werk und die That geistiger Thätigkeit, alles Denken ist Selbstdenken. Und was die Anschauung der Dinge, die Welterfahrung angeht, so kann man auch die nicht geschenkt bekommen; bekanntlich hat schon Behrisch zu dem jungen Goethe gesagt: Erfahrung ist daß man erfahrend erfährt worin die Erfahrenheit der Erfahrenen besteht. So wenig als der noch anschauungs- und gedankenlose Mensch mit der fertigen Sprache etwas anfangen könnte, weil sie für ihn gar nicht Sprache wäre, weil ihm der Sinn fehlte der den Laut zum Wort stempelt, so wenig könnte Gott sie ihm geschaffen haben, weil er das Begriffswidrige und Denkunmögliche weder will noch thut. Bei Gott ist allerdings kein Ding unmöglich, aber jedes Unding; das Urwesen ist nicht Grund des Unwesens. Den Menschen mit einer

ausgebildeten Sprache schaffen hieße ihn sogleich mit der Cultur schaffen, die ihrem Begriff nach nichts Gegebenes und Ursprüngliches, sondern das Werk der Geschichte, der zeitlichen Entwickelung ist. So ist die Sprache dem Menschen weder geschenkt noch anerschaffen. Denn im Wesen der Sprache liegt daß sie verstanden wird, verstehen aber ist selbstthätiges Erzeugen, Gedanke und Wort sind untrennbar.

Schon die Griechen stritten ob die Sprache von Natur oder durch übereinkömmliche Satzung geworden sei. Wie die Philosophen Heraklit und Demokrit den Gegensatz ausdrücken, erfaßt jeder eine Seite der Wahrheit. Die Wörter, sagt der erstere, gleichen Schatten oder Bildern der Bäume in einem Fluß, oder unserm eigenen Bild, wenn wir in einen Spiegel blicken. Er behauptet damit daß die Wörter ein Ausdruck vom Abdruck der Dinge in der Seele seien, nichts willkürlich Gemachtes. Der andere betont die nothwendige Thätigkeit des Geistes, wenn er die Worte tönende Bilder nannte, Bildsäulen, Kunstwerke, aber nicht aus Stein und Erz, sondern aus Lauten.

Jakob Grimm, der vor einigen Jahren die Frage über den Ursprung der Sprache wieder aufnahm, die im vorigen Jahrhundert Herder zu lösen gesucht, gibt, indem er Herder's Antwort in Bezug auf den Antheil der menschlichen Freiheit unterstützt, einige andere Gründe an, welche beweisen daß die Sprache als solche nicht geschaffen, sondern geschichtlich geworden sei. „Vergegenwärtigen wir", sagt er, „uns ihre Schönheit, Macht und Mannichfaltigkeit, wie sie sich über den ganzen Boden der Erde erstreckt, so erscheint in ihr etwas fast Uebermenschliches, kaum von Menschen selbst Ausgegangenes, vielmehr unter dessen Händen hier und da Verderbtes und in seiner Vollkommenheit Angetastetes. Gleichen die Geschlechter der Sprachen nicht den Geschlechtern der Pflanzen, Thiere, ja der Menschen selbst in aller beinahe endlosen Vielheit ihrer wechselnden Gestalt? Erblüht nicht die Sprache in günstiger Lage wie ein Baum, dem nichts den Weg sperrt und der sich frei nach allen Seiten ausbreiten kann, und wird unentfaltet, versäumt und absterbend sie nicht einem Gewächs ähnlich das bei Mangel an Licht und Erde schmachten und dorren mußte? Auch die erstaunende Heilkraft der Sprache, womit erlittenen Schaden sie schnell verwächst und neu ausgleicht, scheint die der mächtigen Natur überhaupt, und nicht anders als diese versteht sich die Sprache darauf, mit geringen Mitteln aus-

zureichen und volles Haus zu halten: denn sie spart ohne zu geizen, sie gibt reichlich aus und vergeudet nie.“

Dann aber macht Grimm auf die Stimme der lebendigen Natur aufmerksam, und wie bei den Thieren das Angeschaffene, weil es angeschaffen ist, einen unvertilgbaren Charakter hat. Darum steht die Stimme mit welcher die Thierwelt für alle einzelnen Geschlechter einförmig und unabänderlich ausgestattet wurde, in unmittelbarem Gegensatz zur menschlichen Sprache, die immer abänderlich ist, unter den Geschlechtern wechselt und stets erlernt werden muß. Ein auf dem Schlachtfeld neugeborenes russisches oder französisches Kind wird in Deutschland erzogen deutsch zu sprechen anheben, seine Sprache war ihm also nicht angeboren. Die Sprache entwickelt sich in der Geschichte, sie hat selbst eine Geschichte, sie ist eine fortschreitende Arbeit, eine zugleich rasche und langsame Errungenschaft der Menschen, die sie der freien Entfaltung ihres Denkens verdanken. Alles was die Menschen sind, haben sie Gott, alles was sie überhaupt erringen in Gutem und Bösem, haben sie sich selbst zu danken.

So weist uns die Sprache, wenn wir sie als Erfindung und Werk menschlicher Freiheit betrachten, auf ein Nothwendiges und auf Gott hin, und wenn wir sie als göttliche Schöpfung und Geschenk ansehen, werden wir auf die menschliche Thätigkeit bei ihrer Erzeugung hingeführt. Das Unbewußte und das Bewußte wirken in der Sprachbildung zusammen wie in aller Phantasiethätigkeit. Das Göttliche und das Menschliche durchdringen einander. Der Mensch hat von Natur die Sprachfähigkeit insofern er Geist ist, und hat in seinem Leibe die Werkzeuge der Lauterzeugung, ja diese geschieht zunächst absichtslos wie eine Reflexbewegung zufolge dem Reiz äußerer Eindrücke. Der Mensch hat in seinem Denken das logische Gesetz, und verfährt ihm gemäß in der Entwickelung der Sprache vernunftgemäß, wenn auch nicht wissentlich vernünftig. Das alles ist nicht seine Erfindung, sondern Naturgabe. Aber der Zusammenhang der geistigen Sprachfähigkeit mit dem leiblichen Organismus setzt ein höheres Princip voraus, das beide vorher durchschaut, füreinander bestimmt und gestaltet, und das unbewußt zweckmäßige Verfahren der leibgestaltenden wie der sprachschöpferischen Phantasie weist auf einen zwecksetzenden Geist hin. Die geistige und leibliche Sprachfähigkeit und das Gesetz der Sprachentwickelung ist Gottes Schöpfung, was wir Naturgabe

nannten ist nur als das Werk einer selbstbewußten Weisheit, nicht als der Erfolg blinder Zufälligkeit zu verstehen. Aber diese Gabe ist zugleich Aufgabe. Der Geist macht sein Wesen zu seiner That, darum muß die menschliche Freiheit die Sprachanlage entwickeln und dadurch wahrhaft zu sich selbst kommen. Die Sprachidee ist Gottes Gedanke und liegt jeder Sprache zu Grunde, aber ihre Verwirklichung in den besondern Sprachen ist des Menschen eigene That; die Sprachidee ist der Seele eingeboren, aber was so nur der Möglichkeit nach vorhanden ist, wird durch uns selbst entwickelt und verwirklicht. Unser Denken erfaßt das Wesen der Dinge und spricht es aus im Wort, weil sie selber im göttlichen Geist ursprünglich gedacht und im ewigen Wort gegründet und geschaffen sind.

Dem Tieferblickenden tritt das Gottmenschliche überall entgegen. Er vernimmt die Stimme Gottes in seinem Gewissen, er gewahrt wie er die besten Gedanken nicht erschlossen oder errechnet hat, sondern wie sie urplötzlich in ihm aufsteigen als eine Offenbarung aus dem innersten Lebensgrunde, er begreift eine göttliche Begeisterung, kraft welcher die Phantasie über des Künstlers Wollen und Verstehen hinaus die herrlichsten Werke schafft. Aber der Begriff des Gottmenschlichen selbst bleibt uns unzugänglich, solange wir Göttliches und Menschliches nicht blos unterscheiden, sondern völlig scheiden und auseinander halten. Erst wenn wir erkennen daß wir in Gott leben und Gott in uns, daß er in der Welt sein Wesen und seine Gedanken entfaltet und daß wir in der Rückkehr zu ihm unsere Bestimmung erreichen, indem wir mit liebendem Gemüth ihn in uns finden und einsehen daß er Grund und Ziel unseres Daseins ist, erst also wenn das göttliche und das menschliche Selbstbewußtsein gesetzt, unterschieden und zugleich vereint werden, wie unser Ich und seine besondern Gedanken und seine Thätigkeit, erst dann wird uns die Gottmenschheit verständlich und der Schlüssel zum Verständniß der Natur und Geschichte. Auch in der Geschichte vollzieht sich die göttliche Weltregierung nicht durch Drähte die uns wie Marionetten lenken und nicht durch von außen hereinbrechende Gerichte, sondern durch die Thaten der Menschen selbst, deren Erfolg freilich gar oft eben durch die im Ganzen waltende Dialektik des Schicksals ein ganz anderer ist als er von den einzelnen beabsichtigt war. Die sittliche Weltordnung herrscht, der Uebermuth stürzt sich selbst, der ungerechte Druck erweckt das Volk zum

energischen Freiheitsbewußtsein. So ist Gott auch kein äußerlicher Sprachlehrer und der Mensch kein nachsprechender Schüler, sondern der Mensch verwirklicht das gottverliehene Vermögen mit freier Kraft. Wie aber unser Geist in und über den einzelnen Gedanken und ihrer Entfaltung, so waltet Gott in und über allen Geistern, er bleibt ihnen einwohnend gegenwärtig, und wir erkennen sein Mitwirken und seine Leitung in der Entwickelung des Ganzen. Diese vollzieht sich durch Individualitäten, welche unvorhergesehen und unberechenbar selbst als eine neue Schöpfung in die Welt treten, und neuschöpferisch sie fortgestalten.

Wir müssen auch deshalb den göttlichen Geist als den gemeinsamen und einwohnenden Lebensgrund aller menschlichen Geister festhalten, weil die Sprache nicht das Werk des einzelnen, sondern der Gemeinsamkeit ist. Es ist die wesengleiche Natur der Menschen die sie zum Sprechen treibt und das Verständniß möglich macht. Wie die Bienen ihre Zellen bauen, so wirken alle zum Bau der Sprache mit. Sie bricht aus der innersten Natur der Menschen hervor, und insofern ist es passend von ihrem Ursprung zu reden, es ist in der That ein Ur-Sprung aus dem Dunkel an das Licht, aus dumpfem Gefühl in das freie Bewußtsein. Gleiche Antriebe die auf alle wirken, erwecken die gleichen Gefühle, und wer die Empfindung theilt, welche seinem Nächsten einen Laut entlockt, der versteht diesen Laut, und wenn ihm derselbe bezeichnend erscheint, wendet er ihn wieder an. Sprache wird nur möglich durch das Vermögen des Geistes einmal Errungenes in sich zu bewahren, worauf wiederum aller Fortschritt und Zusammenhang seines Lebens beruht, und das Gedächtniß, dessen Untrennbarkeit vom Denken im deutschen Worte liegt, gewinnt wiederum seinen Inhalt durch die Sprache.

Der Mensch ist ein sociales Wesen. Nur in der Gemeinsamkeit kann er seine Bestimmung erreichen. Schon von Natur existirt er als Mann und Weib, und in der Cultur wird die Humanität nur dadurch erlangt daß jeder seine eigenthümliche Gabe ausbildet und seine eigenthümliche Arbeit thut, dann aber deren Früchte ebenso den andern zum Mitgenuß beut, als er die Erfolge ihrer Thätigkeit sich zu Nutzen macht und an ihnen seine Kraft ergänzt. Dazu bedarf aber die Menschheit ein mit dem fortschreitenden Leben selbst sich fortentwickelndes, stets in gemeinsamer Thätigkeit sich wirkendes Band ihrer Gemeinsamkeit, und dies Band ist die Sprache. Wir machen uns die eigenen

Gedanken gegenständlich und lernen sie dadurch verstehen daß wir sie aussprechen, daß wir sie von der denkenden Thätigkeit des Selbstbewußtseins unterscheiden und sie doch zugleich demselben einverleiben. Indem ich aber das von mir gesprochene Wort, den in dem Laut verkörperten Begriff vernommen habe, gewahre ich nun in demselben Laut, den ein anderer ausspricht, auch denselben Begriff, das heißt ich verstehe den andern und sein Wort. Und daß ich ihn verstehen kann kommt daher weil eine und dieselbe Vernunft in uns beiden waltet, weil wir individuelle Erscheinungen eines und desselben Wesens sind.

Wären die Dinge oder Atome getrennt voneinander, schlechthin außereinander befindlich und für sich, so könnte eine Einwirkung von einem auf das andere gar nicht stattfinden. Der Cartesianismus, welcher Geist und Natur voneinander schied, nahm darum an daß ein beständiger Beistand Gottes die Brücke von einem zum andern schlage und hier die Wirkung hervorbringe, welche dort erstrebt wurde. Leibniz setzte an die Stelle dieses fortwährenden göttlichen Mitwirkens die ursprüngliche und einmalige That der prästabilirten Harmonie, kraft welcher die für sich durchaus selbständigen Entwickelungen der einzelnen Wesen stets untereinander zusammenstimmen und so zusammentreffen als ob sie einander bedingten. Die Wechselwirkung bleibt dabei stets unmöglich. Sie kann nur statthaben, wenn die Einzelwesen von einer gemeinsamen Substanz getragen und umschlossen sind, als deren Selbstbestimmungen und Entfaltungen sie erscheinen, sodaß keine Kluft zwischen ihnen befestigt ist, sondern das eine und allgemeine Sein sich durch sie alle erstreckt und sich in ihnen nur eine besondere Existenz gibt. So verketten sich unsere Vorstellungen und vereinigen sich zu gemeinsamer Thätigkeit wie zur Einheit des Selbstbewußtseins, weil unser Ich sie alle durchdringt, in jeder gegenwärtig ist und in und über ihnen waltet. So verstehen die Menschen einander, wirken aufeinander und vollbringen ein gemeinsames Werk, weil sie alle in einer höhern Einheit umfaßt und begriffen sind, ihr Entstehen und ihr Bestehen haben.

Darauf führen denn auch mehrere Aussprüche Wilhelm von Humboldt's hin. „Es ist immer die Sprache in welcher jeder einzelne am lebendigsten fühlt daß er nichts als ein Ausfluß des ganzen Menschengeschlechts ist.“ — „Es kann in der Seele nichts als durch eigene Thätigkeit vorhanden sein, und Verstehen und Sprechen sind nur verschiedene Wirkungen einer und derselben

Sprachkraft. Die gemeinsame Rede ist nie mit dem Uebergehen eines Stoffes vergleichbar. In dem Verstehenden wie im Sprechenden muß derselbe Gedanke aus der eigenen innern Kraft entwickelt werden, und was der erstere empfängt ist nur die harmonisch stimmende Anregung. Das Verstehen könnte jedoch nicht auf innerer Selbstthätigkeit beruhen und das gemeinsame Sprechen müßte etwas anderes als blos gegenseitiges Wecken des Sprachvermögens der Hörenden sein, wenn nicht in der Verschiedenheit der einzelnen die sich nur in abgesonderte Individualitäten spaltende Einheit der menschlichen Natur läge . . . Wie könnte sich der Hörende des Gesprochenen bemeistern, wenn nicht in dem Sprechenden und Hörenden dasselbe, nur individuell und zu gegenseitiger Angemessenheit getrennte Wesen wäre, so daß ein so feines, aber gerade aus der tiefsten und eigentlichen Natur desselben geschöpftes Zeichen, wie der artikulirte Laut ist, hinreicht beide auf übereinstimmende Weise vermittelnd anzuregen."

Die Sprache also ist das Werk gemeinsamer Thätigkeit der Menschheit. Der einzelne bedarf ihrer zur Gewinnung einer Gedankenwelt, und er kann nur sprechen lernen indem er sein Denken mit dem Denken der andern zusammenwirken läßt, das von ihnen Errungene und Hervorgebrachte in sich nacherzeugt. Dadurch wird ihrer aller Kraft seine Kraft, aber dadurch ist zugleich die Thätigkeit des einzelnen bedingt durch das Werk der andern und durch die Errungenschaft der Jahrhunderte. Wer verstanden sein will der muß auf die Natur der andern eingehen. „Sprechen heißt sein besonderes Denken an das allgemeine anknüpfen", sagt Humboldt, jeder Neugeborene muß zu denken anfangen und erwerben was sein eigen sein soll, aber es kommt ihm die Sprache entgegen, er braucht die Bezeichnung für Anschauungen und Ideen nicht zu finden, er hört die Worte und sieht die Bilder der Dinge vor seiner Seele stehen und wird durch die Worte selbst zu den in ihnen aufgespeicherten Erkenntnißschätzen hingeführt, er macht als einzelner in einigen Jahren jetzt die Arbeit vieler Jahrtausende des Geschlechts durch. Die Geistesstufe die er ersteigt, ist daher auch bedingt durch das Mit- und Nachwirken der Vorzeit, und er ist an sie gebunden. So ist unsere Freiheit stets nur wirklich auf der Grundlage unsers ganzen geistigen Seins, wie dasselbe seither durch Gedanken und Thaten geworden ist; die Vergangenheit wirkt in uns fort, aber nur weil sie fortwirkt, vermögen wir voranzuschreiten und ein Leben voll Charakter

und Zusammenhang zu führen. In der Sprache wird uns klar wie der einzelne im Ganzen und das Ganze im einzelnen lebt. Sie ist todt und nur eine Schlacke des Geistes, wenn die individuelle Thätigkeit sie nicht beseelt, sie ist nur Sprache insofern sie gesprochen, das heißt insofern von einzelnen in ihren Formen gedacht, insofern das einmal Geformte geistig wiedergeboren wird. Andererseits wäre der einzelne äußerst wenig, wenn er alles für sich allein erarbeiten müßte; in der Sprache bietet sich ihm die Errungenschaft der Menschheit zum Mitgenuß, sein Denken und Dichten ist vom Zustand der Sprache bedingt, aber dieser ist zugleich der Stoff und das Werkzeug seiner gestaltenden fortbildenden Thätigkeit, der ihm eine höhere Entwickelung seiner Persönlichkeit und dadurch der Menschheit möglich macht. Shakespeare's Julius Cäsar ist nicht blos durch die Geschichte des englischen Theaters oder dadurch bedingt daß North den Plutarch übersetzt hatte, also durch die Wiedererweckung der Alterthumsstudien, durch Plutarch und Julius Cäsar selbst, sondern auch durch die Entstehung der englischen Sprache, die wieder ihre Wurzeln in Asien hat; und wie sie auf den Genius hinweist der mit göttlicher Begeisterung das indogermanische Gepräge zuerst feststellte, so war auch jenes Drama nicht aus der Summirung der vorhandenen Bedingungen, sondern nur durch die neu in die Weltgeschichte eingetretene Schöpferkraft des Dichters hervorzubringen, in der aber die ganze Summe jener Elemente mit wirksam war, von der ich einige Spitzen angedeutet habe. Hat nicht der Steinklopfer welcher zuerst die Brennerstraße fahrbar machte, einigen Antheil an der Goethe'schen Iphigenie, deren Formvollendung nur in Italien reifen konnte, auf die nicht blos Winckelmann, sondern die Meister des Apoll von Belvedere und der Niobe wie Rafael einen nachweisbaren Einfluß ausübten? Bunsen stellt das Vaterunser im Deutschen von Ulfilas (360), Tatian (860), Notker (1000), Luther (1518) und der Gegenwart zusammen; eine Mutter hat es von der andern gelernt und ihr Kind beten gelehrt, seit Ulfilas ist es durch 40—50 Geschlechter hindurchgegangen, aber was in alter Zeit die Mutter dem Kinde vorgebetet, würde heute kaum verstanden werden, und doch hat hier keine gewaltsame Unterbrechung stattgefunden. Ganz unwillkürlich ist die Veränderung der Sprache wie das Wachsthum eines Baumes vor sich gegangen. Die Geistesarbeit von Millionen lebt nur in der Sprache

und geht auf in dem Resultat der allgemeinen Bildung; einzelne Genien erheben sich selbständig innerhalb derselben und eröffnen neue ungeahnte Bahnen, vollbringen namhafte Thaten, werden aber auch nur dadurch verstanden und die Führer ihrer Zeit, daß sie von ihrem Volksgeist getragen sind und das aussprechen was Tausenden auf der Lippe brannte. Jeder große neue Gedanke hat seine Ahnen und wird zu der Zeit, wo er sich geltend macht, auch von andern präludirt, bis einer ihn zur vollen Klarheit bringt. Das ist auch mit der Wortbildung, mit der Sprachschöpfung der Fall. Mannichfaltige Versuche wecken und steigern einander, das wird behalten was dem Gefühl oder Verstand der meisten zusagt und genügt, und der einzelne, der dies rechte Wort ausgesprochen, war damit nur der Mund der Gesammtheit.

Die Sprache ist Wechselrede, das Wort ist Wort und kein leerer Schall durch das Verständniß, was dem einen gelang das weckt und erhöht die Kraft des andern, und so entsteht die Sprache durch gemeinsame Thätigkeit, oder wie Humboldt es ausdrückt, „das Dasein der Sprache beweist daß es auch geistige Schöpfungen gibt welche ganz und gar nicht von Einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, sondern nur aus der gleichzeitigen Selbstthätigkeit aller hervorgehen können. In den Sprachen also sind, da dieselben immer eine nationelle Form haben, Nationen als solche eigentlich und unmittelbar schöpferisch".

Das Volk legt seine Vorstellung von den Dingen, sein Wissen in der Sprache nieder, der einzelne gewinnt diese Erkenntniß, indem er sprechen lernt; später beginnt der einzelne weiter zu forschen, sein selbständiges Denken innerhalb der Ueberlieferung geltend zu machen, und so entsteht endlich die Philosophie neben der Weltanschauung des Volks, die schon in der Sprache liegt. Diese ist in gleicher Weise die erste poetische That, das Werk der Volksgemeinschaft Sinnliches zu vergeistigen und Geistiges zu versinnlichen, die Ineinsbildung des Idealen und Realen im Wort. Mittels der so zum Wort ausgeprägten Laute, und noch im Gefühl ihrer Bildlichkeit und Symbolik gestaltet die Volkspoesie auf dichterische Weise die allgemeinen Lebenserfahrungen und Empfindungen zu Liedern, in welchen das musikalische Element der Sprache durch Vers und Rhythmus gleichfalls im ganzen und über die einzelnen Worte hinaus seine Verwirklichung findet. Auch hier sind natürlich einzelne die Dichtenden, aber sie wollen nichts singen und sagen als was alle miterfahren

haben und mitempfinden, ihre Individualität ordnet sich dem Ganzen unter und ist nur die melodische Stimme desselben, und daher kann der andere fortfahren wo der eine aufhört, daher wird der Hörer das Vernommene nicht wie etwa Fremdes, sondern wie ein Eigenes aufnehmen, er wird es einschmelzen in sein Gemüth und wird von dem Seinen hinzuthun oder das Empfangene umbilden, ob auch in kaum merklichen Aenderungen, wenn er es wieder ausspricht. So herrscht auch hier noch ein gemeinsames Arbeiten, und das Volkslied ist aus dem Geist des Ganzen durch ein Zusammenwirken mannichfacher Kräfte allmählich erwachsen. Erst später erheben sich große Geister die mit selbstbewußter Kunst, mit überlegenem und überlegendem Sinn die Volkspoesie wieder als den Stoff für große und vollendete Werke betrachten und zu solchen ausbilden, oder auch die besondern Erfahrungen und Gedanken ihrer eigenen Persönlichkeit zu selbständigen Dichtungen gestalten. Aber wie diese auf das Verständniß des Volksgemüths rechnen, so bedürfen sie der vom Volk gebildeten Sprache, und Poesie wie Philosophie werden nur dann zur Blüte kommen, wenn ihnen in der Sprache ein Material voll frischer Bildlichkeit, voll tiefer Sinnigkeit, voll Geschmeidigkeit und Wohlklang zur Hand ist. Eine Sprache wie die griechische ist nicht blos die Muttersprache, sondern die Mutter selbst für Homer, Pindar und Platon. In diesen großen Männern webt und wirkt derselbe Gestaltungsdrang, der ursprünglich den Organismus der Innen- und Außenwelt im Organismus der Sprache abspiegelte; die seelenvolle und phantasiereiche Bildung der einzelnen Worte ist in der Sprache selber schon nur die Grundlage geworden, daß die einzelnen Ausdrücke zu einem lebendigen wechselwirkenden Ganzen sich verbanden. Die Werke der Dichter und Denker sind die schöne Blüte, in welcher das Wesen der Sprache wie das der Pflanze voll und rein ans Licht tritt. Jakob Grimm sagt: „Menschen mit den tiefsten Gedanken, Weltweise, Dichter, Redner haben auch die größte Sprachgewalt; die Kraft der Sprache bildet Völker und hält sie zusammen, ohne solches Band würden sie sich versprengen, der Gedankenreichthum bei jedem Volk ist es hauptsächlich was seine Weltherrschaft festigt.“

Die Sprache lebt indem sie gesprochen wird, Leben aber ist Veränderung. Die Wörter ändern sich aus Bequemlichkeit der Sprechenden, welchen es leichter ist nit als nicht (neit als neight)

hervorzubringen, welche Endungen oder Vorsilben verschlucken, wenn story aus historia wird, oder Vorschläge zur Erleichterung anfügen, wie aus status estato, dann état entsteht; es ist leichter morrow als morgen zu sagen, pronto als promptus, luna als lucna, und die Kinder in Frankreich haben aus patre père gemacht. Oder auch die Bedeutung ändert sich, der Fortschritt des Geistes legt größern Gehalt in einzelne Worte, wie in Geist, das ursprünglich mit Gischt eins ist, in Recht, das ursprünglich die gerade Richtung bezeichnet; andererseits bedeutet schlecht = schlicht das Einfache, wie noch Bürger singt: „Sieh, schlecht und recht ein Biedermann", das Einfache ward aber als das Gewöhnliche, Werth- und Nutzlose genommen, und nun heißt schlecht uns auch das moralisch Verwerfliche. In Einfalt spielt das Edle und Ungenügende noch ineinander.

Die Sprache lebt indem sie gesprochen wird, also in den Mundarten; sie sind keine Entartung der Schriftsprache, sondern diese wird aus einem oder aus mehrern Dialekten künstlich fixirt, sie ist die Redeweise eines gebildeten Kreises, wie der Athener, der Patricier in Rom, und wird von solchem Centrum aus durch Dichtung, Gesetze, religiöse Formen weiter verbreitet und ein gemeinsames Band der Glieder einer Nation. So verbinden sich Flüsse zum Strom; so hat Dante's Göttliche Komödie, so Luthers Bibelübersetzung die italienische, die neuhochdeutsche Schriftsprache gegründet. Der classische lateinische Dialekt aber verlor seine flüssige Beweglichkeit, er war krystallinisch fest geworden und die romanischen Sprachen sind nicht etwa aus ihm verderbt, sondern vielmehr durch den in den Provinzen und im Volksmund fortdauernden Nachwuchs der Dialekte und durch ihr Zusammentreffen mit den Germanen entstanden. Diese gaben wie im Englischen den Geist der Sprache, die Grammatik, welchem die Wörter der Römer sich fügen mußten; die Sieger eigneten sich die Ausdrücke der Besiegten an, aber durchdrangen, formten und fügten dieselben nach eigenem Sinn. Die Schrift, die Literatur gibt den Formen Dauer und traditionelles Gepräge, gibt der flutenden Sprache feste Grenzen, ein Bett zum ruhigen Fortgang, indem das einmal Gewonnene treu bewahrt bleibt.

Wie jeder Mensch sein eigenes Gesicht hat und dabei zugleich den allgemein menschlichen Typus an sich trägt, so spricht jeder auch seine eigene Sprache und zugleich die der Menschheit, und hier wie dort steht innerhalb des Individuellen und Universalen

die Nationalität. Der hebräische Mythus hat die Scheidung der Völker und Sprachen sinnvoll zusammengefaßt: die eine Menschenfamilie geht in die Vielheit der Stämme auseinander, indem einer die Sprache des andern nicht mehr versteht. Wie aus der in sich noch unerschlossenen Totalität der menschlichen Natur allmählich die einzelnen Seiten und Richtungen geistiger Thätigkeit und die Mannichfaltigkeit der Charaktere hervortreten, so ergreift auch der eine diese, der andere jene Idee, welche nun der Mittelpunkt seines Denkens und Wollens wird, nach der er sein Sinnen, Bilden und Handeln richtet. Je tiefer und umfassender dieser neue Grundgedanke ist, um so mehr wird er wiederum für viele ein Stern sein können, und je größer und hervorragender die Persönlichkeit ist welche zuerst ihn aussprach, desto leichter werden sich andere um sie sammeln. So bilden sich Ideencentra innerhalb der ursprünglichen Gemeinsamkeit wie mehrere Zellenkerne in der Mutterzelle, und damit eigene Lebenskreise mit einer bestimmten Ausdrucksweise. Solche Geistesheroen die den Genossen die Bahn weisen, sind die eigentlichen Stammväter der Völker, und das geistige Gepräge eines Abraham und Moses oder Homer wird der Stempel für viele nachwachsende Geschlechter, die das Gesetz ihres Daseins und Werdens von jenen empfangen. Kein einzelner Mensch hat die griechische oder deutsche Sprache erfunden, keiner das ursprüngliche Arische oder Semitische: aber die Wurzel für die weitere Entwickelung oder lieber der erste Keim für die Entfaltung des Organismus muß doch von einem stammen, von einem doch die unterscheidende Weise der Weltanschauung und der innern Sprachform, der Typus der Wortbildung, des Flexion- und des Satzgefüges ausgegangen sein, und wahrlich es muß ein großer Genius gewesen sein wer so den Grundton einer organischen Sprache anschlug; die Geistesrichtung und Weltauffassung war in der Art der Wortbildung oder auch der Verwerthung vorhandener Wurzeln angedeutet, die Constructionsweise durch die ersten Schritte auf diesem Gebiet vorgezeichnet; die Ausführung geschah durch gemeinsame Thätigkeit, durch ein allmähliches Wachsthum im Lauf der Jahrhunderte.

Weil in der Sprache das Volksgemüth und der Volkscharakter, die Innigkeit und die Sinnigkeit des Empfindens, sei es der eigenen Seele, sei es der Welt, die Energie des Geistes in der Bewältigung der Dinge, die Schärfe des Verstandes und die

Richtung auf das Sinnliche und Uebersinnliche sich kundgibt, weil die Phantasie in der Sprache dem Volksgeist eine künstlerische Verkörperung schafft, wird erst das Volk durch seine Sprache Volk, das heißt es hört auf ein Menschenhaufe zu sein und hat nicht blos ein gemeinsames Mittel des Verkehrs und der Verständigung, sondern darin zugleich den gemeinsam aufgespeicherten Schatz der Erfahrung und des Denkens, gemünzt und ausgeprägt nach dem Stempel der eigenen Individualität. Darum sagte der lateinische Dichter Ennius daß er drei Herzen habe, weil er griechisch, römisch und oscisch verstand. Darum meinte Karl V. nicht mit Unrecht eine neue Seele zu erhalten, wenn er eine neue Sprache lernte. Man erweitert dadurch den Gesichtskreis, man gewinnt eine ganz andere Weise der Bezeichnung der Dinge, an denen eben eine andere Seite ihres Wesens hervorgehoben ist, und gewinnt eine neue Methode des Denkens selbst, wenigstens der Formung und Beherrschung des Denkstoffs. Jede Sprache sucht mit andern Mitteln denselben Zweck zu erreichen, in jeder hat der Ausdruck für ein und dieselbe Sache eine etwas andere Färbung, namentlich hat auf ethischem Gebiet jedes Volk Gefühle, Anschauungen und Ideen eigenthümlicher Art, für die es ein Wort findet, dessen Gehalt niemals durch das ähnliche Wort einer andern Sprache völlig erschöpft wird. Man erinnere sich nur an das lateinische virtus, honestus, an das deutsche edel, das italienische gentile, das französische esprit, das englische wit, das deutsche Geist, Gemüth.

Im Lauf der Zeit sind die Worte vielfach zum Zeichen herabgesunken, bei welchem der ursprüngliche Sinn, das Bild oder Symbol vergessen wird; die Sprachwissenschaft gewinnt diese Urbedeutung durch die Etymologie, und wir lernen daraus wie die alterthümliche Menschheit lebte, fühlte, dachte. Indier, Griechen, Römer, Deutsche sind aus demselben Stamm hervorgegangen, sie haben dieselben Grundwurzeln der Sprache, aber sie verwerthen sie auf mannichfaltige Art, und daraus wie sie es thun offenbart sich uns ihr Gemüth, ihr Geist, ihr Charakter. Ich erinnere nur an das bekannte Beispiel für das Wort das den Menschen bezeichnet: deutsch menisco, Mensch, indisch manusha, lateinisch homo, griechisch ἄνϑρωπος. Das Deutsche und Indische haben dieselbe Wurzel, die im sanskritischen Verbum man denken zu Tage tritt; damit verwandt ist das griechische μένος, das lateinische mens, das deutsche Minne, welches An-

denken bedeutet und an Minerva anklingt. Mensch heißt in Indien und Deutschland der Denkende, und dem Stammvater der Deutschen Mannus entspricht der indische Urmensch Manus. Schwieriger sind die Etymologien der beiden andern Sprachen. Homo deutet durch das abgeleitete humanus auf humus die Erde; Lasaulx erinnert an die Uebereinstimmung mit dem hebräischen Adam = rothe Erde, möchte aber lieber die alte Form hemo zum Ausgang nehmen, welches die männliche Form für femina wäre, da das h an die Stelle des f treten kann; femina ist von feo erzeugen abzuleiten, daher dann hemo der Erzeuger. Noch mehr schwanken die Erklärungen für ἄνϑρωπος, aber doch kommen sie alle auf eins hinaus. Platon läßt das Wort zusammengesetzt sein aus ἀνὰ, ἀϑρεῖν, ὤψ: der mit dem Antlitz Emporschauende. Wir erinnern uns der schönen lateinischen Verse:

Pronaque quum spectent animalia caetera terram,
Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

Während gebeugt zur Erde die übrigen Wesen hinabschaun,
Richtet der Mensch empor sein Antlitz, auf zu dem Himmel
Lernt er sehn und den Blick hinan zu den Sternen erheben.

(Beiläufig erwähne ich den Zusammenhang der aufrechten Stellung des Menschen mit der Sprache, die frei aus der erhobenen Brust hervortönt und bei der durch die Geberde und den Aug' in Auge gerichteten Blick das Verständniß erleichtert wird.)

Doch hat man gegen Platon's Ableitung eingewandt daß aus ἀνὰ oder ἄνω und ἀϑρεῖν schwerlich ἀνϑρεῖν werden könne, und das Wort leichter ἀνωπός lauten würde. J. Grimm dachte an ἀνδρὸς und ὤψ: der mit dem Mannesgesicht; Pott, H. Müller, Lasaulx erinnern an ἀνϑέω, ἀνϑηρὸς und ὤψ, wonach es den von blühendem Antlitz, von glänzendem Blick bezeichnen würde. Aufrecht theilt das Wort in ἄνϑρω und ωψ, und erklärt das erste durch ἀνα und τρα, welches letztere im Sanskritischen tatra, yatra wie im Lateinischen citra, ultra, intra, extra vorkommt, durch den Einfluß des ῥ ward das τ aspirirt und zum ϑ, ἄνϑρωπος wäre demnach ὁ ἄνω τρέπων τὴν ὦπα der sein Gesicht aufwärts wendet, eine Ableitung an die ich selber gedacht, und die das Sprachgefühl Platon's bestätigt. Stets ist aber im Griechischen das Aesthetische, Künstlerische, die Anschauung der

Menschengestalt der Bestimmungsgrund, während der Deutsche und Indier vom Geistigen ausgeht, der Lateiner aber einen realistischen Sinn bekundet, mag er nun auf den Stoff oder auf die erzeugende Thätigkeit des Menschen geachtet haben. Wenn wir wieder hinzunehmen daß die Griechen und die Römer unter ζῶον und animal Thier und Mensch begreifen, für Thier im Unterschied vom Menschen so wenig ein besonderes, als wir für Thier und Mensch das gemeinsame Wort haben, so erkennen wir daraus daß sie Geist und Natur lange nicht so unterschieden wie wir, daß das Wesen des subjectiven Geistes und der Persönlichkeit viel energischer dem Germanen aufgegangen.

Wie das Französische, Italienische, Spanische Töchtersprachen des Lateinischen sind, aber nicht das eine aus dem andern hervorgegangen, so stehen überhaupt die verschiedenen Sprachen nebeneinander gleich den Klassen, Ordnungen, Arten des Thierreichs; das schließt indeß ein späteres Hervortreten der höher entwickelten Sprache oder Thiere nicht aus. Steinthal unterscheidet zwischen flectirenden Sprachen, in welchen Haupt- und Zeitwörter unterschieden sind, und solchen die nur Wörter flexionslos aneinander reihen, wie zwischen wirbellosen und Wirbelthieren; andere haben diese beiden Reihen als anorganisch und organisch bezeichnet. Die geistige Kraft des Volkes ist immer das Bestimmende in jeder Sprachverschiedenheit, und wenn die Sprachen wie verschiedene Entfaltungen der Sprachidee nebeneinander liegen, so können wir zwar sagen daß jede dem genügt was das Volk bedarf, und daß wie die Auster für sich nicht unvollkommen ist, wenn wir auch der Nachtigall eine höhere Organisationsstufe zuschreiben, so auch mit minder vorzüglichen Mitteln doch ein Lebensziel erreicht werden kann. Das Chinesische zum Beispiel hat gerade den Verstand des Volks zu vielen der feinsten Ausbildungen gereizt um mit den unorganischen Bestandstücken doch dem Denken zu genügen, und hat wieder dadurch Vorzüge eigener Art. Ehe wir indeß von der Entwickelung der Sprache im allgemeinen reden und einzelne Sprachen als Entwickelungsstufen betrachten, wird es zweckmäßiger sein die Geschichte einer einzelnen oder einiger stammverwandten zu betrachten, um uns dadurch so den Weg zu bahnen wie ihn auch die werdende Wissenschaft selbst geht. Wir betrachten das Indogermanische und hören zunächst Jakob Grimm, den Gründer und Meister der historischen Grammatik. Er sagt: „Dem menschlichen Geiste macht es er-

hebende Freude über die greifbaren Beweismittel hinaus das zu ahnen was er blos in der Vernunft empfinden und erschließen kann, wofür noch die äußere Bewahrheitung mangelt. Wir gewahren in den Sprachen deren Denkmäler aus einem hohen Alterthum bis zu uns gelangt sind, zwei verschiedene und abweichende Richtungen, aus welchen eine dritte ihnen vorhergegangene, aber hinter dem Bereich unserer Zeugnisse liegende, nothwendig gefolgert werden muß." Diese frühe Periode wird sich weltgeschichtlich wieder in zwei große Epochen sondern; wir folgen indeß der Grimm'schen Darstellung und bemerken nur wie es mit unserer ursprünglichen Darstellung vortrefflich stimmt, wenn die größte Formvollendung und der größte Formenreichthum in der vorliterarischen Zeit liegen, weil die künstlerische und wissenschaftliche Thätigkeit damit begann in der Sprache die Erkenntniß vom Wesen der Dinge niederzulegen und ein Idealbild der Welt auszuprägen, sodaß eben die ganze Kraft der jugendlichen Phantasie in der Sprachgestaltung selbst aufging und darum hier die vollsten Blüten trieb.

Den alten Sprachtypus, sagt Jakob Grimm, stellen uns Sanskrit und Zend, größtentheils auch noch die griechische und lateinische Zunge vor; er zeigt eine reiche wohlgefällige bewundernswerthe Vollendung der Form, in welcher sich alle sinnlichen und geistigen Bestandtheile lebensvoll durchdrungen haben. In den Fortsetzungen und spätern Erscheinungen derselben Sprachen, wie den Dialekten des heutigen Indien, im Persischen, Neugriechischen und Romanischen ist die innere Kraft und Gelenkigkeit der Flexion meistens aufgegeben und gestört, zum Theil durch äußere Mittel und Behelfe wieder eingebracht. Auch in unserer deutschen Sprache, deren bald schwach rieselnde, bald mächtig ausströmende Quellen sich durch lange Zeiten hin verfolgen und in die Wagschale legen lassen, ist dasselbe Herabsinken vom frühern Höhepunkt größerer Formvollkommenheit unverkennbar, und dieselben Wege des Ersatzes werden eingeschlagen. Halten wir die gothische Sprache des 4. Jahrhunderts neben unsere heutige, dort ist Wohllaut und schöne Behendigkeit, hier, auf Kosten jener, vielfach gesteigerte Ausbildung der Rede. Ueberall erscheint die alte Gewalt der Sprache in dem Maß gemindert, als etwas anderes an die Stelle der alten Gaben und Mittel getreten ist, dessen Vortheile auch nicht dürfen unterschätzt werden.

Ein erreichter Gipfel der förmlichen Vollendung alter Sprache läßt sich historisch gar nicht feststellen, so wenig die ihr entgegengesetzte geistige Sprachausbildung heute auch schon zum Abschluß gelangt ist, sie wird es noch unabsehbar lange Zeit nicht sein. Man könnte vor dem Sanskrit noch einen ältern Sprachstand behaupten, in welchem die Fülle seiner Natur und Anlage noch reiner ausgeprägt gewesen. Aber ein Fehler würde es sein jene Formvollendung in einen paradiesischen Urzustand zu verlegen. Vielmehr ergibt der beiden letztern Sprachperioden Aneinanderhalten daß wie an den Platz der Flexion eine Auflösung derselben getreten sei, so auch die Flexion selbst aus dem Verband einmal erst entsprungen sein müsse. Nothwendig demnach sind drei, nicht blos zwei Staffeln der Entwickelung menschlicher Sprache anzusetzen, des Schaffens, gleichsam Wachsens und sich Aufstellens der Wurzeln und Wörter, die andere des Emporblühens einer vollendeten Flexion, die dritte des Triebs zum Gedanken, wobei die Flexion als noch nicht befriedigend (theilweise) wieder fahren gelassen und was im ersten Zeitraum naiv geschah, im zweiten prachtvoll vorgebildet war, die Verknüpfung der Worte und Gedanken abermals mit hellerm Bewußtsein bewerkstelligt wird. Es sind Laub, Blüte und reifende Frucht, die, wie es die Natur verlangt, in unverrückbarer Folge neben- und hintereinander eintreten.

Anfangs entfalteten sich, scheint es, die Wörter unbehindert in idyllischem Behagen ohne einen andern Haft als ihre natürliche vom Gefühl angegebene Aufeinanderfolge; ihr Eindruck war rein und ungesucht, doch zu voll und überladen, sodaß Licht und Schatten sich nicht vertheilen konnten. Allmählich aber läßt ein unbewußt waltender Sprachgeist auf die Nebenbegriffe schwächeres Gewicht fallen und sie verdünnt und gekürzt den Hauptvorstellungen als mitbestimmende Theile sich anfügen. Die Flexion entspringt aus dem Einwuchs lenkender und bewegender Bestimmwörter, die nun wie halb und fast ganz verdeckte Triebräder von dem Hauptwort das sie anregten, mitgeschleppt werden, und aus ihrer ursprünglich auch sinnlichen Bedeutung in eine abgezogene übergegangen sind, durch die jene nur zuweilen noch schimmert. Zuletzt hat sich auch die Flexion abgenutzt und zum bloßen ungefühlten Zeichen verengt, dann beginnt der eingefügte Hebel wieder gelöst und fester bestimmt nochmals äußerlich wieder gesetzt zu werden; die Sprache büßt einen Theil ihrer Elasticität ein,

gewinnt aber für den unendlich gesteigerten Gedankenreichthum überall Maß und Regel.

Ich will versuchen diese Sätze Grimm's durch einige Beispiele zu erläutern. Τα (ta) heißt im Griechischen die; wir sagen die Augen und lassen beide Wörter getrennt, im griechischen ὄμμα-τα (omma-ta) wachsen beide Wörter zusammen zu ὄμματα. Ich werde lieben heißt französisch j'aimerai, das heißt j'ai aimer, ich habe lieben. Um das Adjectiv zum Adverbium zu machen hängen ihm die Franzosen die Silbe ment an, italienisch mente; es ist das Lateinische mente, von mens, Sinn; dulci mente, von oder mit sanftem Sinn, wird doucement als Ein Wort, die inhaltliche Bedeutung des Wortes Geist selber (mens) ist auf diese Art zur bloßen Formbestimmung herabgesunken. Das Lateinische lupi des Wolfs drückt das Französische durch du loup aus; den Dienst des i am Ende dort leistet hier das vorangestellte Wort; du ist aus de illo (von jenem, von dem) entstanden, eine ähnliche Bedeutung wie de muß ursprünglich i oder seine vollere Form gehabt haben, es ward der Stammsilbe lup nachgesetzt, dann angehängt, es verwuchs mit der Wurzel. Das i macht auch aus dem Singularis den Pluralis: lup-i die Wölfe; im Italienischen heißt heute noch i, zusammengezogen aus illi, die; es war anfänglich getrennt, es verschmolz mit dem Hauptwort, es löste sich wieder ab und trat vor dasselbe lup-i, lupi, i lupi. Ta bezeichnet der oder er; das wird im Sanskrit ti, und so heißt dadati er gibt, im Griechischen esti er ist; der Vocal fällt weg, und so bleibt im Lateinischen est, im Deutschen ist, gibt, liebt, wie amat, dat. Das d oder te womit wir heute im Englischen und Deutschen die Vergangenheit ausdrücken, I love, loved, ich liebe, liebte, ist ursprünglich das Hülfswort thun, und wie der Engländer noch sagt: I did love, wir noch: ich thät lieben, so kann man sich die Sache verdeutlichen daß aus ich — liebe — thät ich liebete geworden. So sind es Vorwörter, Fürwörter, Hülfszeitwörter, aus welchen sich ursprünglich die Endungen gebildet haben; aber indem sie mit dem Stamm zusammenwuchsen und sich zu Silben oder Buchstaben abschliffen, bewahrten sie doch für den Geist ihre ursprüngliche Macht und Bedeutung, kraft welcher sie den Begriff modificiren. Man hat Sprachen welche mehrere näher erläuternde Begriffe als Formbestimmungen dem Wort einverleiben, synthetische genannt, und im Unterschied die andern, welche wieder das zusammengefügte auflösen, als

analytische bezeichnet. Amaverimus, wir würden geliebt haben: dort ist Mehrheit des Pronomens, Tempus und Modus dem Wort ama angefügt, hier ist es wieder auseinander gelegt und neben das Wurzelwort gestellt. Die synthetische Sprache ist phantasievoller, die analytische verständiger. Die synthetische hat größere Freiheit der Wortstellung, da die Beziehung der Wörter zueinander in den Endungen klar zu Tage tritt, die analytische bindet sich mehr an die logische Wortfolge. Die größere Lautfülle, der vollere Tonfall gibt der Sprache einen mehr sinnlichen Reiz, dafür wird die Stammsilbe häufig von den Nebenbestimmungen überwuchert und scheint tonlos hinter ihnen zu verschwinden; sie macht in der analytischen Sprache ihr Gewicht wieder geltend, sie wird wieder frei und selbständig und legt die Nebenbestimmungen in klarer Sonderung neben sich hin. Dabei aber bleibt dieser doch noch Flexion, sie declinirt und conjugirt nicht blos durch Präpositionen, Pronomina und Hülfszeitwörter, sondern an dem Haupt- und Zeitwort selbst bleiben formbestimmende Endungen haften. Wir sagen nicht: du lieben, sondern: du liebst, nicht: ihr werdet lieben leiden, sondern: ihr werdet geliebt, nicht: von die Mann, sondern: von den Männern. Auf diese Art bleibt der Organismus der Sprache in der Wechselwirkung der einzelnen Redetheile aufeinander sichtbar, während zugleich der Unterschied und die Bestimmtheit der einzelnen Modificationen des Gedankens aufrecht erhalten wird. Die analytischen Sprachen bleiben organische Flexionssprachen, aber die Formvollendung erscheint nicht mehr als Selbstzweck, sondern die Klarheit des Gedankens; die Poesie und Philosophie der Sprache selbst als das Werk und Eigenthum der Gesammtheit tritt zurück und gewährt der künstlerischen und denkenden Individualität größern Spielraum, und nun überwiegt das geistig Innerliche das leiblich Aeußerliche.

Es waren also zuerst einzelne Wörter für ganze Sätze; dann traten Ausdrücke für Hauptbegriffe nebeneinander; dann wurden Wortklassen unterschieden und neben das Hauptwort oder das Zeitwort besondere Bestimmungen gestellt, die selbständige Wörter blieben; diese letztern wurden dann schwächer betont, an die Wörter, welche sie näher bezeichnen sollten, angehängt; dabei verloren sie ihre inhaltliche Bedeutung und wurden zur Formbestimmung, die aus dem gehaltreichen Wort selbst zu erwachsen schien; endlich aber ward die Fülle und der Reichthum der

formgebenden Endungen wieder ermäßigt und wurden die Beziehungen der Hauptwörter wieder durch neben ihnen stehende Partikeln ausgedrückt oder Hülfszeitwörter bei der Conjugation angewandt, während doch die Bedeutung der Flexion für den Organismus des Gedankens und Satzes bewahrt bleibt.

Nach dieser Zwischenbemerkung lasse ich Grimm wieder reden. Er preist den Scharfsinn Bopp's, welcher es klar gemacht daß die Flexionen größtentheils aus dem Anhang derselben Wörter und Vorstellungen zusammengedrängt sind, welche im dritten Zeitraum gewöhnlich außen vorangehen. Diesem sind Präpositionen und deutliche Zusammensetzungen angemessen, dem zweiten Flexionen, Suffixe und kühnere Composition, der erste ließ freie Wörter sinnlicher Vorstellungen für alle grammatischen Verhältnisse aufeinander folgen. Die älteste Sprache war melodisch, aber weitschweifig und haltlos, die mittlere voll gedrungener poetischer Kraft, die neue Sprache sucht den Abgang an Schönheit durch Harmonie des Ganzen sicher einzubringen, und vermag mit geringern Mitteln dennoch mehr.

Den Stand der Sprache im ersten Zeitraum kann man keinen paradiesischen nennen in dem gewöhnlich mit diesem Ausdruck verknüpften Sinn irdischer Vollkommenheit; denn sie durchlebt fast ein Pflanzenleben, in dem hohe Gaben des Geistes noch schlummern oder nur halb erwacht sind. Ihr Auftreten ist einfach, kunstlos, voll Leben, wie das Blut in jugendlichem Leib raschen Umlauf hat. Alle Wörter sind kurz, einsilbig, fast nur mit kurzen Vocalen und Consonanten gebildet, der Wortvorrath drängt sich schnell und dicht wie Halme des Grases. Alle Begriffe gehen hervor aus sinnlicher ungetrübter Anschauung, die selbst schon ein Gedanke war, der nach allen Seiten hin leicht neue Gedanken entsteigen. Die Verhältnisse der Wörter und Vorstellungen sind naiv und frisch, aber ungeschmückt durch nachfolgende noch unangereihte Wörter ausgedrückt. Mit jedem Schritt, den sie thut, entfaltet die geschwätzige Sprache Fülle und Befähigung, aber sie wirkt im ganzen ohne Maß und Einklang. Ihre Gedanken haben nichts Bleibendes, Stetiges, darum stiftet diese früheste Sprache noch keine Denkmale des Geistes und verhallt wie das glückliche Leben jener ältesten Menschen ohne Spur in der Geschichte. Zahlloser Same ist in den Boden gefallen, der die andere Periode vorbereitet.

In dieser haben alle Lautgesetze sich vervielfacht und glänzend

aufgethan. Aus prachtvollen Diphthongen und ihrer Ermäßigung zu Vocallängen entspringt neben der noch waltenden Fülle der kurzen wohllautender Wechsel; auf solche Weise rücken auch Consonanten, nicht mehr überall durch Vocale gesondert, aneinander, und steigern Kraft und Gewalt des Ausdrucks. Wie aber die einzelnen Laute sich fester schließen, beginnen Partikeln und Auxiliare näher anzurücken, und indem sich der ihnen selbst einwohnende Sinn allmählich abschwächt, mit dem Wort das sie bestimmen sollten sich zu einigen. Statt der bei verminderter Sinneskraft der Sprache schwer überschaulichen Sonderbegriffe und unübersehbaren Wortreihen ergeben sich wohlthätige Anhäufungen und Ruhepunkte, welche das Wesentliche aus dem Zufälligen, das Waltende aus dem Untergeordneten vortreten lassen. Die Wörter sind länger geworden und vielsilbig, aus der losen Ordnung bilden sich nun Massen der Zusammensetzung. Wie die einzelnen Vocale in Doppellaute drängten die einzelnen Wörter sich in Flexionen, und wie der doppelte Vocal in dichter Verengung wurden auch die Flexionenbestandtheile unkenntlich, aber desto anwendbarer. Zu fühllos gediehenen Anhängen gesellen sich nun deutlicher bleibende. Die gesammte Sprache ist zwar noch sinnlich reich, aber mächtiger an Gedanken und allem was diese knüpft, die Geschmeidigkeit der Flexion sichert einen wuchernden Vorrath lebendiger und geregelter Ausdrücke. Um diese Zeit sehen wir die Sprache für Metrum und Poesie, denen Schönheit, Wohllaut und Wechsel der Form unerlaßlich sind, aufs höchste geeignet, und die indische und griechische Poesie bezeichnen uns einen im rechten Augenblick erreichten, später unerreichbaren Gipfel in unsterblichen Werken.

Doch konnte im Fortgang der Geistesentwickelung dies Gesetz der zweiten Periode nicht für immer genügen, sondern mußte dem Streben nach einer noch größern Ungebundenheit und schärfern Bestimmtheit des Gedankens weichen, welchem sogar durch die Anmuth und Macht einer vollendeten Form Fessel angelegt schien. Mit welcher Gewalt auch in den Chören der Tragiker oder in Pindar's Oden Worte und Gedanken sich verschlingen, es entspringt dabei das Gefühl einer der Klarheit Eintrag thuenden Spannung, die noch stärker in den indischen Bild auf Bild häufenden Zusammensetzungen wahrnehmbar wird; aus dem Eindruck dieser wahrhaft übermächtigen Form trachtete der Sprachgeist sich zu entbinden, indem er den Einflüssen der Vulgaridiome

nachgab, die bei dem wechselnden Geschick der Völker auf der Oberfläche wieder vortauchten. So entstanden die romanische, die deutsche, die englische Sprache. Reine Consonanten trübten sich, Vocale wurden verschoben, aber dadurch auch neue Behelfe gewonnen. Eine Masse von Wurzeln wurde durch Lautänderung verfinstert und fortan nicht mehr in ihrer sinnlichen Urbedeutung, sondern nur wie Zeichen für Vorstellungen erhalten; von den Flexionen ging vieles verloren oder ward durch reichere freiere Partikeln ersetzt, vielmehr überboten, weil der Gedanke außer an Sicherheit auch an vielseitiger Wendung gewinnen kann.

Es ergibt sich aus dieser Betrachtung der arischen Sprache, wie wir das Indogermanische nach seinem Stamm und seinen Verzweigungen nennen wollen, daß die Sprache ihre Geschichte hat, welche uns für die menschliche Geistesentwickelung bedeutsame Aufschlüsse gewährt, und daß nur scheinbar und im einzelnen ein Rückschritt, im ganzen aber ein Fortschritt vom Sinnlichen zum Geistigen, ein Wachsthum innerer Kraft vorhanden ist.

Im großen Ganzen werden wir am besten zwei Perioden des sprachlichen Lebens und Werdens unterscheiden; in der ersten, der vorgeschichtlichen, ist das Sprachgefühl am frischesten und regsamsten, und die Bildung der Sprache selbst ist die eigentliche Geistesthat, Poesie und Philosophie gehen in ihr auf; in der zweiten Periode tritt das eigene Leben der Sprache zurück und der in ihr seiner selbst mächtig gewordene Geist tritt hervor, und die Sprache ist ihm das Mittel für sein Dichten und Denken.

Aber nicht alle Sprachen zeigen die gleiche Höhe der Bildung, sowie nicht alle Völker die gleichen Erfolge in der Culturgeschichte errungen haben; vielmehr geht die Entwickelung der arischen Sprache Hand in Hand mit dem thätigen Geist, der diesen Stamm zum weltbewegenden und weltherrschenden gemacht, ihn getrieben hat Fremdes sich bald zu unterwerfen, bald anzueignen und die Führung der Menschheit zu übernehmen.

Wilhelm von Humboldt unterscheidet unter den Sprachen 1) solche welche die einzelnen Wörter blos nebeneinander stellen und zwar ohne daß die Unterscheidung in Substantiv, Adjectiv, Verbum vollzogen wäre, sodaß jedes Wort embryonisch sie alle enthält und mit schwacher Andeutung für sie fungiren kann, während noch keine Umformung die Beziehung der Wörter hervorhebt,

isolirende Sprachen; — 2) solche welche Nebenbestimmungen und Beziehungen der Wörter durch ihnen untergeordnete andere ausdrücken, die ihnen dann angefügt werden ohne daß sie ihre eigentliche stoffliche Bedeutung in eine formale übergehen lassen, agglutinirende oder anfügende Sprachen; — 3) solche welche nicht Stoffelemente zusammenstellen, sondern den Stoffelementen Formelemente zu näherer Bestimmung einverleiben und so anbilden daß die Form wie durch innere Triebkraft aus dem Wort selbst nach seinem Verhältniß zu den andern Wörtern des Satzes hervorgewachsen scheint, während jedes Wort selbst einen unterschiedenen Charakter an sich trägt und namentlich das Verbum als der Ausdruck des bewegten Lebens erscheint, anbildende oder flectirende Sprachen. Die flectirende Sprache drückt zum Beispiel die Mehrheit durch eine Formänderung des Wortes aus, sie sagt: die Steine, wo die anfügende ein Wort der Menge, wie Haufen, dem ersten anreiht, Steinhaufen.

Max Müller redet im Hinblick auf die gesellschaftliche Entwickelung der Menschheit von Familien-, Nomaden- und Volkssprachen, und diese Eintheilung trifft im wesentlichen mit der Humboldt'schen zusammen. Die Menschen gebrauchen wie die Kinder zuerst einzelne Wörter die den ganzen Gedanken bezeichnen, die Geberde erläutert ob der Laut Brot sagen soll: das Brot liegt auf der Erde, oder: ich will Brot haben. Dies scheint mir als Ausgangspunkt aufzustellen; Müller erinnert daran wie Freunde, Mann und Weib, Mutter und Tochter über häusliche Angelegenheiten nicht viel Worte brauchen; eins weiß gewöhnlich schon was das andere sagen will, die Rede deutet den Gedanken mehr an als sie ihn ausführt; besondere Betonungen, Familienaccente, genügen um dem Hörer eine ganze Gedankenreihe anzuregen, eine begleitende Miene oder Geberde ersetzt nähere lautliche Bezeichnungen. — Die Nomadensprache geht einen Schritt weiter, sie drückt in Wörtern nicht blos Ideen, sondern auch deren Verhältnisse aus. Nur das Zelt trennt die Familien voneinander, sie berühren sich täglich mit Stammesgenossen, die Sprache muß vielen verständlich sein, sie unterscheidet Nominal- und Verbalwurzeln, und bezeichnet Beziehungen der Wörter durch angehängte Ausdrücke für diefelben. Der Wurzel, die im Arischen und Semitischen oft den Gelehrten rein herauszuschälen schwer ist, bleibt stets ihre selbständige Form und Abgeschlossenheit. Die Sprache ist in der Macht jeder Generation, sie lebt

nur im Gebrauch des Tages; wie sie dem Wechsel nicht widerstehen und nichts bewahren kann was nicht beständig angewandt wird, so können wir daraus erklären daß sie eintönig und regelmäßig ist. Plötzliche Erhebungen einer Familie oder Genossenschaft reißen den Stamm in ihre Bahn und geben ihm ihre besondern Ausdrücke; der gemeinsamen Wörter verschiedener Genossenschaften sind nur wenige. Die einzelnen spielen damit neue Ausdrücke für die Dinge zu finden je nach der Seite die diese ihnen zukehren, je nach der Eigenschaft die sie empfinden; daher die vielen Dialekte nacheinander, nebeneinander. — Die Volkssprache glaube ich durch das Gepräge staatlicher Ordnung und organischen Zusammenhangs sowol im jeweiligen Bestand als in der geschichtlichen Entwickelung bezeichnen zu sollen, und darauf hinzuweisen daß wie der Staat sein geschriebenes Gesetz, so sie ihre Niedersetzung in Schrift und Literatur erhält.

Auch bei uns fügt das Kind nur Wörter zusammen: „Fritz Fleisch haben"; und so stellt der Chinese nur Wurzeln ohne alle Beugung nebeneinander; statt mit dem Stock sagt er: anwenden Stock, statt Tag: Sonne Sohn; schlecht Mensch heißt schlechter Mensch, Mensch schlecht bezeichnet daß der Mensch schlecht sei. Wir können sagen: Den Sohn liebt der Vater, im Französischen muß die Wortstellung das Thätige voraussetzen, weil Nominativ und Accusativ gleiche Form haben: Le père aime le fils. So bezeichnet auch der Chinese das Subject und Object des Satzes durch die Stellung. Die agglutinirende Sprache leimt Pronomina an die Zeitwörter, Präpositionen an die Hauptwörter, und diese modificirenden Silben werden als solche empfunden und verstanden, sie verschmelzen nicht mit der Wurzel; so sieht man bei der Mosaik die einzelnen farbigen Steinchen, während der Maler die Farben ineinander vertreibt. Das Türkische hat die turanische Weise zu einer Vollendung gebracht welche das Entzücken der Sprachkundigen ist; der ganze Bau ist so verständig und durchsichtig, wie wenn scharfsinnige Gelehrte ihn entworfen hätten; wir blicken, sagt Max Müller, in die Werkstätte der Grammatik hinein wie in einen Bienenstock von Glas, in welchem die Zellen vor unsern Augen entstehen. Sev zum Beispiel heißt lieb; die Wurzel muß unversehrt erhalten bleiben; um ein Zeitwort zu bilden wird er angefügt, sev-er, etwa liebend; daran setzt man nun im, sen, siz, ich, du, ihr, sev-er-im, sev-er-sen, sev-er-siz, liebend-ich, liebend-du, liebend-ihr, um auszudrücken

ich liebe, du liebst, ihr liebt. Lieben heißt sev-mek; schiebt man il ein, so wird das Passivum bezeichnet: sev-il-mek geliebt werden; sev-dir-mek heißt lieben machen, sev-dir-il-mek zum Lieben veranlaßt werden; die Silbe me hinter dem Stamm verneint: sev-me-mek nicht lieben, sev-eme-mek nicht lieben können, sev-isch-dir-il-mek zu gegenseitiger Liebe bestimmt werden. Und so kann jede Schattirung des Zweifelns, Hoffens, Meinens durch eine angefügte Partikel angedeutet werden. In der einfachen radicalen Weise, wie im Chinesischen, herrscht nicht plastische Gestaltung, sondern architektonische Ordnung, welche Stein an Stein fügt; wie im Krystall lagern sich die Atome gesetzmäßig aneinander. Die agglutinirende Sprache vergleicht sich der Pflanze: die Wurzel bleibt sichtbar neben den Entfaltungen, der Stamm oder Zweig trägt die Blätter welche wie die mannichfaltigen Modificationen ihn umranken. Im Organismus der flectirenden Sprache wird alles wie im Menschenleibe assimilirt, die Lebenskraft des Ganzen bildet jede einzelne Zelle, durchdringt alle, und die Endungen scheinen durch den innern Gestaltungsdrang hervorgebracht, um in jedem einzelnen Worte den Einfluß welchen es übt oder erfährt, zur klaren Bestimmtheit des Gedankens vernehmlich zu machen; die Wörter sind Glieder, nicht blos Theile des Satzes. Alle Flexionszeichen sind einmal angehängte bedeutungsvolle Wurzeln gewesen, aber sind innig verschmolzen oder verdaut worden.

Nach dieser Rücksicht nun und auf der Grundlage der neuesten Sprachforschungen, die zum Theil für diesen Zweck durch besondere Berichterstatter zusammengestellt worden, haben Bunsen und Max Müller (in den „Outlines on the philosophy of universal history", London 1854) eine Reihe von Ergebnissen und Schlußfolgerungen gewonnen, nach denen wir versuchen ein Bild von der Entwickelung der Sprache im Zusammenhang mit dem Gang der Weltgeschichte zu entwerfen.

Nichts nöthigt uns verschiedene Ursprünge für die materialen Elemente der verschiedenen Sprachen anzunehmen, und wenn wir auch die formalen Elemente nicht aus einander ableiten können, so verstehen wir doch ihre Ausbildung unter dem Einfluß geistiger Eigenthümlichkeiten, die sich innerhalb einer Gemeinsamkeit unsers Geschlechts erhoben: die Einheit des Menschengeschlechts und Hochasien als seine Wiege, dies findet vielmehr durch die Sprache neue Bestätigung.

Die erste Auswanderung von dem gemeinsamen Wohnsitz ging östlich, und in China haben wir den Nachklang der frühesten Sprachform, einsilbige flexionslose halbgesungene Worte; das Familienhafte, Patriarchalische der Urzeit ist hier überhaupt festgehalten und versteint; ich möchte sagen daß eine Genossenschaft die in den kühnern, neuschöpferischen Fortschritt der Geschichte nicht mit eingehen wollte, sich zuerst von der andern Menschheit trennte, und nun ihre ganze und ausgezeichnete Verstandeskraft darauf wandte das anfängliche Besitzthum festzuhalten und mit ihm so klug und haushälterisch als möglich fortzuarbeiten.

Im schroffen Gegensatz hiermit sehe ich nun eine Reihe von Stämmen die ohne conservativen Zusammenhalt gleichfalls nicht zur eigentlichen Geschichte kommen, sondern einherschweifend, aufbrausend und wieder zusammensinkend, als Eroberer zerstörend, nicht als Culturbegründer schaffend in die Entwickelung der Menschheit eingreifen. Sie sind durch den nomadisch agglutinirenden Sprachcharakter bezeichnet, und haben sich lange vor dem Auftreten des Semitischen und Arischen getrennt. Wir nennen sie mit Bunsen Turanier nach der uns aus der persischen Heldensage geläufigen Bezeichnung; von den drei Söhnen Feridun's, Tur, Silim und Iri, erscheinen die beiden letztern als die Stammväter der Semiten und Arier oder Iranier. Wohin später die Arier kommen, da finden sie schon Bewohner, wilde Abkömmlinge von frühern Einwanderern; aber alle diese haben nicht einen gemeinsamen Stammvater, sondern sind aus verschiedenen Abzweigungen vom Ursprung im Lauf von Jahrtausenden hervorgegangen. Es fehlt den turanischen Sprachen die Familienähnlichkeit, welche die semitischen und arischen auszeichnet, kraft welcher der heute in Indien eintreffende Engländer in den heiligen Schriften der Brahmanen dieselben Wortwurzeln nicht nur, sondern dieselben Gesetze und denselben Geist der Wortfügung wiederkennt, die ihm selber eignen. Wie mächtige Reiche, durch den Genius eines großen Mannes gegründet, kommenden Zeitaltern den Willen dieses einen als das Gesetz für alle bewahren, so verkettet auch die Sprache das Gesetz Moses mit dem Koran Muhammed's, das Epos Homer's mit dem Drama Shakespeare's.

Der geographische Abstand von China scheint auch der Maßstab für die Zeitfolge in der Scheidung der Turanier vom menschheitlich gemeinsamen Grundstock zu sein, und die verschiedenen Grade grammatikalischer Vervollkommnung stehen in einem

ähnlichen Verhältniß zur chinesischen Einsilbigkeit. Es sind zwei Scheidungen, eine nördliche und eine südliche; die nördliche begreift das Tungusische, Mongolische, Tatarische, Samojedische und Finnische; die südliche das Tai, das Malaiische, Bhotiya und Tamulische. Das Finnische und Tamulische zeigen die größte Entfernung von China, die reichste Ausbildung. Außerdem gibt es noch sporadisch versprengte Dialekte dieser Sprachenfamilie, von Bergen oder Wüsten eingeschlossen, im Kaukasus, oder in den Pyrenäen das Baskische. Bei ihrer Trennung hatten diese Stämme weder Gesetze, noch Volkslieder, noch religiöse Dichtungen, die sie als eine gemeinsame Fahne bewahrt hätten. Sie brachen auf und nahmen mit sich eine jede einen Theil der gemeinsamen Sprache, und daher die Aehnlichkeit, aber sie besaßen noch keine eigentlichen geistigen Erbgüter, und daher die Verschiedenheit. Daß alle diese Zweige im Unterschied vom Semitischen und Arischen eine Gemeinsamkeit und Einheit untereinander haben, ist bereits dargethan; eine weitere Ausdehnung nach Amerika und Afrika zu verfolgen und nachzuweisen dürfte der weitern Forschung möglich werden.

Die Weltgeschichte, soweit sie den organischen Zusammenhang im Werden der Menschheit und in ihrem Bildungsgang bezeichnet, hat zu ihren Trägern die Semiten und die Arier. Es ist nicht zufällig daß wir hier auch die organischen Sprachen finden. Das Turanische repräsentirt einen Standpunkt der Sprache vor der Individualisirung durch den semitischen und arischen Typus. Die Trennung dieser beiden Dialekte und ihr eigenthümliches Wachsthum ist der Erfolg einer individuellen That, unberechenbar wie alles Freie und Persönliche nach ihrer Natur und ihrem Ursprung; die Unterschiede des Turanischen sind Folge eines allmählichen und einfachen Processes, der aus vielen möglichen Combinationen jetzt diese, jetzt jene Formen consolidirte. Wie wir in der Bildung der Staatsgesellschaft zur Erklärung von herrschenden und dienenden Klassen oder von Gesetzen gegen Räuber und Mörder keineswegs die Wirksamkeit einer mächtigen und hervorragenden Persönlichkeit voraussetzen, sondern das als die nothwendige Folge geselligen Zusammenseins ansehen, so finden wir auch in der Organisation der turanischen Sprachen nichts was den Einfluß eines individuellen poetischen Genius bezeugte, einen solchen als Schöpfer eigenthümlicher Bildungsgesetze und Principien verlangte. Bei den Semiten und Ariern aber

finden wir Einrichtungen und Gesetze die wie die Erbfolge in Rom und Indien der Ueberlieferung der Stämme den Stempel eines persönlichen Willens aufgeprägt zeigen; Solon in Athen und Moses in Judäa und Karl der Große in Deutschland wirken für Jahrhunderte, und ihre Schöpfungen lassen sich nicht als ein allmähliches Werden ohne ihre freie und leitende Geisteskraft erklären. So bedurfte auch das Semitische und Arische eines Genius, der das Bildungsprincip feststellte und in die Krystallisationen und Agglomerationen einen neuen und eigenthümlichen Lebenskeim senkte, der aller weitern Entfaltung ihre Norm und Grundlage bot. Von ihm aus beginnt das wirkliche Leben der arischen und semitischen Sprache und erhält sich in den mannichfachen Dialekten derselben. Aber das Arische und Semitische sind in der Verwerthung der Wurzeln und in allen formalen Elementen so verschieden, daß man erkennt wie hier von Haus aus zwei getrennte Richtungen eingeschlagen wurden.

Die fernere Entwickelung nun ist diese. Die Weltgeschichte beginnt damit daß Arier und Semiten nicht mehr zur chaotischen turanischen Masse gehören. Sie erscheinen wie Pallas in voller Rüstung, die Feinde der Barbaren, die Verehrer des Lichtgottes, die Urheber eines neuen Weltalters. Sie haben das chinesisch Stationäre und das turanisch unstet Nomadische in sich selbst überwunden um die Principien der Dauer und Bewegung in einer wesenhaften Entwickelung zur Versöhnung zu bringen. Sie beginnen sogleich den Kampf der Jahrtausende, dessen Ziel und Preis für sie die Unterwerfung und die Civilisation der Erde sein soll, sie sind die Träger der Cultur, die sie für sich erwerben und den andern Nationen bringen.

Daß Semiten und Arier als Brüder aus einem Hause hervorgegangen, beweisen neben der Gemeinschaft religiöser Urgedanken und Mythen die Wurzeln der Sprache. Die ältesten uns aufbewahrten Reste derselben gehören dem Semitischen an und stammen aus einer Periode wo die turanischen Einflüsse noch nicht ganz überwunden waren und der Abstand vom Strom der arischen Sprache noch minder groß ist. Wir lernen sie kennen durch die ältesten Denkmale der Kunst und Geschichte: Aegypten zeigt uns den Niederschlag des ursprünglichen Semitenthums noch vor seiner Trennung in die asiatischen Zweige. Hierauf folgte die chaldäische Niederlassung, die Gründung und Sprache von Babylon und Assyrien. Das Arabische, Aramäische und

Hebräische endlich stehen vor uns wie Töchter eines Vaters, dessen scharf ausgeprägte Züge sie tragen.

Es war eine Zeit wo die Arier alle eine Familie bildeten; ihre Sprachen sind nur verschiedene Dialekte, ehe sie sich trennten hatten sie in Religion, Sitten, Thaten und Dichtung eine gemeinsame Cultur und die gemeinsame Sprache war vielleicht reicher als alle ihre Schößlinge und von so festen Principien, so tiefer Individualität, daß der nationale Charakter, so verschieden auch der sinnige Indier, der praktische Römer, der künstlerische Grieche erscheinen, doch niemals den Stempel der gemeinsamen Abkunft verwischt. Zunächst nun haben Indier und Perser, Griechen und Römer, Germanen und Slawen engere Bezüge zueinander; sie scheinen als Gruppen noch zueinander gestanden und zusammengelebt zu haben als schon die Trennung und Wanderung begonnen hatte, auf welcher die Gräcoromanen oder Pelasger eine mehr südliche, die Slawogermanen eine mehr nördliche Richtung nach Westen, nach Europa einschlugen, während die Indoperser südlich in Asien sich ausbreiteten. Die Vedas und die Avesta sind zwei Bäche aus einem Quell, aber jener ist der vollere und reinere. Der früheste Dämmerschein der Ueberlieferung zeigt uns die Indier im Land der sieben Stämme südwärts vom Himalaja, und doch ist es wahrscheinlich daß sie vorher alle ihre Bruderstämme in der Urheimat scheiden sahen, daß auch die Perser sich infolge religiösen Zerwürfnisses von ihnen trennten, und daß sie dann selbst in anderer Richtung aufbrachen um eine neue Welt zu suchen: denn in den Wurzeln der Sprache wie in der Grammatik haben sie manches mit Griechen oder Germanen gemeinsam, was bei Griechen und Germanen selbst verschieden ist, und keine andere Nation hat vom gemeinsamen Erbgut in Religion und Dichtung so viel gerettet und erhalten wie die Indier.

Am frühesten scheinen die Kelten sich auf die Wanderung begeben zu haben; ihre Sprache zeigt unter allen arischen Dialekten die größte Verwandtschaft mit dem Aegyptischen, damit eine Zeit des Ursprungs wo die Nachklänge der Gemeinschaft der semitisch-arischen Elemente noch mächtig waren; die grammatischen Formen sind nicht zur völligen Synthese wie das Sanskrit zusammengeschmolzen, sondern haben den ursprünglich analytischen Charakter freier Partikeln am meisten bewahrt, und das scheint auf die Wiederauflösung im neuen Europa von Einfluß gewesen

zu sein. Nach den Kelten folgten Thrazier oder Illyrier und Armenier; dann die Pelasger, unter welchem Namen ich die gemeinsame vorgeschichtliche Periode der Griechen und Italier begreife; dann die Slawen und Germanen.

Die Cultur der Menschheit ist das gemeinsame Werk der Völker mit Flexionssprachen, der Arier und Semiten. China steht bisjetzt außerhalb des Stroms der Weltbewegung, die Turanier haben durch Attila oder Tamerlan wie durch die scythischen Einfälle in Persien und Babylon nur durch äußere Anstöße gewirkt, ohne selbst eine originale Idee erzeugt und fortgepflanzt zu haben. Die Geschichte beginnt mit Aegypten. Dann folgen auf arischer Seite die Reiche der Baktrier und Meder, der Indier und Perser, auf der semitischen die der Babylonier und Assyrier, der Hebräer und Phönizier. In einem folgenden Weltalter geben dort die Griechen und Römer, hier die Juden und Karthager den Ton an. „Japhet wohnt in den Hütten Sems", die Römer erobern Karthago und Jerusalem, aber die Arier nehmen das unter den Semiten offenbarte Christenthum in sich auf und die Germanen, die ungemischt oder romanisirt dann nebst den Arabern auf die Weltbühne treten, durchdringen die Religion mit philosophischem Geist und führen die in Griechenland blühenden Künste und Wissenschaften fort, während der arische Sufismus der Perser die Fesseln des Islam sprengt und Gott und Welt zu versöhnen trachtet. Schon Paulus und Johannes predigten und schrieben das Evangelium in griechischer Sprache, und wenn den Semiten mehr das Religiöse, den Ariern das Weltliche und menschlich Freie zu gründen und zu vollenden bestimmt war, so haben die Arier das Gute der Semiten voller und gründlicher aufgenommen als die Semiten die Errungenschaft der Arier. Der ununterbrochene Strom menschheitlicher Bildung wogt jetzt in den arischen Sprachen, deren Bildsamkeit und Kraft gleichen Schritt hält mit der Arbeit des menschlichen Geistes und begonnen hat die Früchte derselben allen Völkern darzubringen.

„Und wenn wir nun hinschauen von unsern vaterländischen Gestaden über diesen weiten Ocean menschlicher Sprache, wie er rollt von Land zu Land mit seinen Wellen, kühn aufsteigend unter dem frischen Hauch des Morgens der Geschichte und langsam anschwellend in unserer schwülern Atmosphäre, — mit Segeln die über seine Fläche dahingleiten und manchem Ruder das die Wogen furcht und den Flaggen aller Nationen die freudiglich

zusammenwallen, — mit seinen Klippen und Trümmern, seinen Stürmen und Schlachten, doch alles was oben und unten und ringsum befindlich ist klar widerspiegelnd, — wenn wir dies schauen und horchen auf die fremden Töne, wie sie in ungebrochenen Weisen an unser Ohr rauschen, so scheint es uns nicht länger ein wilder Tumult, sondern wir fühlen uns wie hineingestellt in einen alten Dom, lauschend auf einen Chor unzähliger Stimmen; und je inniger wir zuhören, desto mehr verschmelzen alle Misklänge in höhere Harmonien, bis wir zuletzt nur einen majestätischen Dreiklang oder einen mächtigen Einklang vernehmen wie am Ende einer heiligen Symphonie."

Solche Visionen, sagt Max Müller, fluten durch das Studium des Sprachforschers, und inmitten mühsamer Untersuchungen will sein Herz plötzlich klopfen, wie es die Ueberzeugung in sich wachsen fühlt daß die Menschen Brüder im einfachsten Sinne des Wortes sind, Kinder desselben Vaters, was immer auch ihr Land, ihre Farbe, ihre Sprache, ihr Glaube sei.

Wir aber erkennen dabei in der Sprache das große Gewebe das die Menschen untereinander und mit der Natur verknüpft, und in welches das Bild des Geistes und seiner Geschichte eingewirkt ist durch die Phantasie, wie sie nicht blos die Gabe einzelner, sondern der Völker ist, und ihre Arbeit in der gemeinsamen Thätigkeit aller in jenem unbewußten und doch so vernunftvollen Drang vollzieht, der auf göttliche Führung und Erleuchtung hinweist.

Begriff, Ursprung und Entwickelung des Mythus.

Immanuel Kant zeigt in seiner Kritik der reinen Vernunft wie unser Denken, von der Erfahrung und deren verständiger Bearbeitung aufsteigend, nach den Principien forsche, und nur in der Idee einer höchsten und ersten Einheit sich befriedige, die alles Mannichfaltige in sich begreift und begründet; als das in sich Vollendete nennt er sie das Ideal der Vernunft, kein willkürliches oder zufälliges Gebilde, sondern ein nothwendiges Erzeugniß derselben, keine begriffliche Allgemeinheit, sondern eine für sich seiende Wesenheit; — es ist der Gedanke Gottes. Das Wort des Philosophen findet in der Geschichte seine Bestätigung soweit unsere Kunde von der Menschheit reicht; die ältesten Denkmäler der Kunst, die ältesten Schriftwerke bezeugen die Thatsache daß die Gottesidee in dem Gemüth der einzelnen wie der Völker lebendig ist, daß sie mit der Entwickelung der Cultur immer klarer ausgebildet wird, daß sie zuerst und immerdar im Gefühl und im Gewissen waltet, daß dann zunächst die Phantasie ihr Gestalt gibt, danach der denkende Geist sie zu bestimmen und zu beweisen sucht, indem er von der Wirklichkeit und ihrer Beschaffenheit auf das Wesen ihres Grundes seine Schlüsse macht. Der Mensch könnte sich und die Dinge nicht als endlich bezeichnen, wenn ihm nicht die Idee des Unendlichen und Vollkommenen in seinem Denken gegenwärtig wäre, von der er dann alles durch die äußere Erfahrung Gebotene unterscheidet. Es gibt kein Oben ohne Unten, kein Rechts ohne Links; ebenso wenig können wir etwas endlich nennen ohne Bezug auf den Gedanken des Unendlichen. Dieser wird im Geist allerdings durch die Eindrücke der Außenwelt erweckt und zum Bewußtsein gebracht, aber er stammt nicht aus der Außenwelt, die selber ja nur Mangelhaftes oder Begrenztes enthält; dagegen gibt im Gemüth

das Gewissen von ihm Zeugniß. Wenn der Mensch sich vielfältig abhängig fühlt, wenn erschreckende oder wohlthätige Naturerscheinungen ihn dann antreiben dieselben zu vergöttern, so geht er ja damit über dasjenige hinaus was diese Gegenstände oder Eindrücke für sich sind; sie können ihn nur erregen den Gedanken des Göttlichen in sich hervorzubilden und dann mit ihnen zu verknüpfen. Wie könnte der Mensch in der Sonne nicht blos die strahlende Scheibe, sondern einen Gott sehen, wenn er nicht die Idee Gottes in seiner Seele trüge als ursprüngliche Mitgift, als Siegel seiner Abkunft aus dem Unendlichen, in welchem er ja entsteht und besteht, das sich in ihm offenbart?

Die Seele ist nicht jenes weiße Papier auf welches die Dinge der Außenwelt sich abzeichnen und einschreiben, sodaß sie sich nur leidend und aufnehmend verhielte, wenn sie mit Inhalt erfüllt wird; außer unserer Subjectivität sind Töne und Farben als solche ja gar nicht vorhanden, sondern die lautlosen dunkeln Schwingungen der Luft und des Aethers werden erst von uns als Schall und Licht empfunden, und unser Selbst ordnet das Chaos der Empfindungen und gestaltet aus ihnen das Bild der Erscheinungswelt, das es in Raum und Zeit sich vorstellt. Die Sinneswahrnehmung erfaßt nur das Besondere; allgemeine Gesetze, Gattungsbegriffe formt und erzeugt erst unser Denken. Auch sind die Ideen als solche der Seele nicht angeboren, denn kein Inhalt liegt fertig in ihr; sie ist das Vermögen der Ideen und wird von den Eindrücken der Außenwelt angeregt über diese hinauszugehen und den ihnen zu Grunde liegenden Gedanken in sich hervorzubilden. Aber der Geist entwickelt sich nach Gesetzen und verfährt denkend nach ihnen, wie die Pflanze innerhalb einer Spirallinie an bestimmten Stellen die Knospen treibt und die Blätter in bestimmter Form entwickelt; so hat der Geist auch die Normen seiner Thätigkeit in sich, und indem er diese letztere beachtet und betrachtet, kommen ihm auch jene als Bedingungen und Gesetze seines Denkens und Wirkens zum Bewußtsein. Aber der Geist hat auch Gesetze denen er nicht mit Nothwendigkeit folgt wie die Materie dem Zug der Schwere, sondern mit Freiheit; das sittliche Gebot ist ihm darum kein Müssen, sondern ein Sollen; ein Sollen, keine bloße Vorstellung mit der er nach Belieben schalten und walten könnte, vielmehr fühlt er sich verpflichtet dem Gesetz gemäß zu leben, das Gebot der Pflicht verlangt daß er das Gute um des Guten willen thut; aber was das

Gute ist, das weiß er nicht unmittelbar, das soll er selbst finden und erkennen.

Das Wesen des Geistes ist die Freiheit, die Selbstbestimmung; darum ist er nicht von Natur was er sein soll, sondern wird erst durch eigenen Willen, und seine Selbstverwirklichung ist die Geschichte. Ist er aber nicht fertig von Natur, dann ist seine Aufgabe die Selbstvervollkommnung. Das Vollkommene liegt darum im Geist, aber nicht als inhaltsvoller Begriff, sondern, wie es Ulrici gewiß richtig bestimmt hat, als ethische Kategorie, als Unterscheidungsnorm, als leitender Gesichtspunkt; darum erst können ihm die Dinge und kann er sich selbst den Eindruck des Mangelhaften, Unvollkommenen machen, weil er sie und sich am Normalbegriff der Vollkommenheit mißt, der ihm gerade hierdurch empfindlich und erkenntlich wird. Das Vollkommene ist das Seinsollende, darum sind wir nur dort befriedigt wo es uns in der Erscheinung entgegentritt, wo es durch die That vollbracht oder im Denken erreicht wird. Danach bezeichnen wir es als das Schöne, Gute, Wahre; entsprechende Triebe unserer Natur leiten dazu hin; wir sollen und wollen Grund und Zweck der Dinge erkennen, wir begehren und erstreben das Werthvolle, unserer Bestimmung Gemäße, wir erfreuen uns der Verwirklichung der Idee, wo sie uns in der Harmonie von Gesetz und Erscheinung, von Geist und Natur entgegentritt, und suchen sie herzustellen, darzustellen. Das Vollkommene aber ist das in sich Vollendete; das Endliche trachtet nach ihm, aber das Unendliche ist das Vollkommene, das Absolute oder Göttliche. Ein Gefühl des Unendlichen, ein Zug nach ihm liegt in der Seele; was aber das Unendliche sei, dies in bestimmter Weise zu erkennen ist eben eine Lebensaufgabe der Menschheit. Kunst, Religion, Philosophie bezeichnen nach den Grundrichtungen des Geistes die Formen innerhalb welcher die Arbeit an dieser Aufgabe vollzogen wird. Sie sind anfänglich noch nicht unterschieden, sondern wirken vereint, und wie wir die Urphilosophie und Urpoesie der Menschheit in der Sprachbildung erkennen, durch welche das Weltbewußtsein des Geistes zu Stande kommt, so ist im Mythus die gleich ursprüngliche Thätigkeit des Dichtens und Denkens vorhanden, um das Gottesbewußtsein oder die Idee des Vollkommenen, das Ideal der Vernunft zu gestalten.

Den Urzustand der Menschheit vermögen wir uns nicht als ein Culturleben vorzustellen, weil das immer erst das Resultat

vielfacher Entwickelung und geistiger Thaten sein kann; ebenso wenig aber als Kampf aller gegen alle, Roheit und Wildheit, weil der Mensch nicht als Bestie, sondern eben als Mensch geboren wird; die Kinderharmonie des Paradieses vielmehr oder des goldenen Zeitalters erscheint gegen jene beiden Annahmen als die richtige Erinnerung der Menschheit selbst an jene Tage wo sie in harmloser Unschuld sich des Daseins freute; die Vernunft leitete ihre Schritte noch nicht mit selbstbewußter Einsicht und Gedankenklarheit, vielmehr mit der Sicherheit des Instincts; sie fand am mütterlichen Busen der Natur was sie bedurfte; die Kräfte des Geistes, die Richtungen seiner Thätigkeit waren noch eins in der Tiefe und im Frieden des Gemüths, und in ungetrübter Harmonie mit der Außenwelt fühlte er die Einheit des Alls und sich in ihr, ahnte er den allumfassenden alliebenden Gott. Aber es kam noch zu keiner sondernden Vorstellung von diesem weder im Bilde noch im Gedanken, sondern nur ein unmittelbares Gefühl der alldurchwaltenden Gotteskraft durchdrang das Herz. Die Menschheit lebte wie eine große Familie, nicht äußere Ordnungen, nicht bestimmte Gesetze, sondern die Pietät, die Empfindung der Liebe, diese Verschmelzung des Naturtriebs und der sittlichen Idee, beherrschte ein friedsam kindliches Dasein.

Fragen wir aber was denn in diesem Weltalter des Vernunftinstincts jenes Ideal der Vernunft, das Göttliche als das Unendliche und zugleich als eine wohlthätige und wissende Macht, im Gemüth der kindlichen Menschheit erwecken, an welchen sichtbaren Gegenstand der aufdämmernde Gedanke sich als an seinen Träger knüpfen konnte, so ist es der Himmel, der allumfassende, der mit seinem Licht alles erleuchtet und allem Lebenswärme und Gedeihen verleiht. Die Geschichte bestätigt diese Ansicht als die Uranschauung unsers Geschlechts. Wie wir heute noch sagen: der Himmel weiß, der Himmel wird helfen, so ist der Himmel auch bei Naturvölkern wie bei den Negern oder Südseeinsulanern zugleich der Ausdruck für Gott, und dieser wird im Himmel verehrt; im Himmel ist der Eine und Unendliche sichtbar geworden. Und wenn wir mit Grund in China das Aelteste der Cultur, aber starr und mumienhaft geworden, zu sehen berechtigt sind, worauf ja auch die einfache einsilbige und flexionslose Sprache hindeutet, so finden wir dort gleichfalls das Ursprüngliche bewahrt, Gott im Himmel zu erkennen; ohne Physisches und Geistiges zu trennen sehen sie im Himmel die Weltordnung ausgeprägt, beten

sie zu ihm als dem Princip, dem Herrn und Lenker aller Dinge. Der Gott des Himmels, der Herr in der Höhe ist ebenso die Hauptgestalt des semitischen Glaubens als wir ihn bei den Turaniern wiederfinden; im Licht des Himmels, das alles umgibt und alles belebt, erblickt der alte Aegypter das Göttliche, ebenso wie es die Arier der Urzeit gethan. Das gemeinsame Wurzelwort für das Göttliche in allen indogermanischen Sprachen (diu oder div leuchten) führt uns auf den lichten Himmel, welcher der Gottesidee den ersten Halt und damit den Namen gab. Die Menschheit betete nicht zu dem äußerlichen materiellen Himmel, ebenso wenig hatte sie den Begriff eines rein geistigen Gottes; sondern die Gottesidee ward als der Gedanke des Ursprünglichen und Unendlichen durch die Naturanschauung des Himmels erweckt und sofort mit ihm verknüpft; der Himmel war der sichtbare Gott, aber im sichtbaren Himmel waltete die Geisteskraft Gottes wie die empfindende wollende Seele in ihrem Leibe. Die Gottheit, das Ganze und Unendliche, ist Natur und Geist in einem. Alles ist in ihr, von ihr beseelt und beherrscht, wie der Himmel alle Dinge umschließt und ihnen Leben, Licht und Kraft verleiht.

So haben wir weder Naturvergötterung noch einen spiritualistischen Begriff als das Anfängliche, sondern Geist und Natur in Einheit; wir haben Monotheismus, aber nicht im Gegensatz gegen Vielgötterei, die noch nicht vorhanden ist, — aber nicht gedankenklar bestimmt, sondern in lebendiger Anschauung, in religiösem Gefühl, wir haben die Einheit die alle Fülle in sich trägt, die nicht eines neben dem vielen, sondern das alleine ist, eins und alles. Die Fülle wird sich hervorbilden wie der Reichthum des menschlichen Geistes sich entwickelt; das Mannichfaltige wird scheinbar die Einheit aufzehren und für sich selbständig erscheinen; aber die Einheit wird es in sich zur Harmonie führen. Der Gegensatz des Pantheismus und des Deismus ist hier von Haus aus überwunden: Gott ist gegenwärtig im All, und ist zugleich selbstseiende Wesenheit, er ist der Quell alles Lebens und zugleich sein Herr; die sichtbare Unendlichkeit des Himmels ist seine Erscheinung.

Die Entfaltung der Einheit führt zunächst zum Polytheismus. Nachdem einmal die Gottesidee ausgesprochen ist und im lichten Himmel ihren Träger gefunden hat, kann nun auch eine andere Kraft der Natur oder Macht des Gemüths einen überwältigenden Eindruck auf den Menschen machen und gleichfalls

vergöttert werden, neben dem ersten Gott, oder an seine Stelle treten. Wie in der Menschheit dem Manne das Weib, so gesellt sich zuerst dem männlich gedachten Gott, der geistigen Schöpferkraft, ein Princip der Weiblichkeit, Empfänglichkeit, der Natur, oder vielmehr es wird aus der Einheit eine Zweiheit, die aber im Liebesbunde von Himmel und Erde, von dem bestimmenden Geist und der bestimmbaren Materie, vereinigt bleibt. So heißt es in den Veden daß die alten Weisen Himmel und Erde als Götter angerufen, so stehen Zeus und Dione im Cultus der Pelasger, so Baal und Melitta bei den Babyloniern. Oder man sieht in der Sonne den Kern und Quell des Lichts, und sie wird als der Erstgeborene des Himmels, als eine besondere Gottesmacht neben ihm verehrt. Die Arier nannten den ursprünglich einen Himmelsgott (Diaus) auch den Allumfasser und den Regner, Varuna (Uranos) und Indra; daraus wurden in der Personification besonderer Offenbarungsweisen des Einen besondere Götter. Oder das Naturleben ward zur Grundlage der phantasievollen Betrachtung, wie es im Frühling aufblüht, im Herbst abwelkt, die Sonne wie sie täglich geboren wird und untergeht, im Sommer höher steigt und wärmer scheint, im Winter tiefer sinkt und ihre Kraft verliert; und dadurch kommt Leiden, Tod und Wiedergeburt in die Geschichte des Gottes, des Adonis, Osiris, Dionysos. Sodann aber haben, wie man in Aegypten, Indien, Griechenland nachweisen kann, verschiedene Stämme eines Volks die ursprünglich gemeinsame Idee des Göttlichen nach besondern Natureindrücken, nach besondern innern Erfahrungen verschiedenartig und unter verschiedenen Namen weiter ausgebildet, was zuerst Beiname war ist selbständiger Hauptname geworden, und wenn nun die Stämme zum einigen Volk sich verbanden, hielt jeder seine Lokalgottheit fest, nahm aber die der andern mit hinzu; unter der Herrschaft eines obersten Gottes entsteht ein Götterstaat.

Gemeinsame Götterverehrung ist im Alterthum nicht blos das Band eines Volks, sondern auch der Stämme, der Genossenschaften, der Familien. Die verschiedenen Völker aber sind die selbständig entfalteten Aeste des einen Menschheitbaumes; sie gingen nicht blos räumlich, sondern auch geistig auseinander, als besondere Kräfte, Eigenschaften, Richtungen des Geistes mächtig hervortraten und Mittelpunkt wurden, von denen aus nun eigenthümliche Lebenskreise ihr Gepräge empfingen. Besondere Ge-

danken und Erfahrungen, besondere Weltauffassungen bedurften eigenartiger Ausdrucksmittel und Darstellungsweisen, und so entstand die Verschiedenheit der Sprachen; ebenso ward die Idee des Göttlichen nach Maßgabe der Grundrichtung und der äußern und innern Erfahrung eines eigenthümlichen Lebenskreises fortgebildet; und durch das unterscheidende Band besonderer Ideen, Sprachen und Religionen entstanden die verschiedenen Völker; denn ein Volk ist kein bloßer Menschenhaufen, sondern eine organische, natürliche wie geistige Einheit. Die für sich entwickelten Völker verstanden zunächst weder die Sprache der andern, noch fanden sie in deren Religion den eigenen Gott, den eigenen Glauben wieder, und so entstanden für das menschliche Bewußtsein die verschiedenen Volksgötter nebeneinander.

Es war Jakob Böhme der in diesem Sinne die Erzählung vom babylonischen Thurmbau gedeutet hat, wie ich dies in der „Philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit" (S. 703 fg.) nachgewiesen. Dieweil die Kräfte der Menschheit sich noch nicht ausgewickelt hatten, sagt er, redeten alle Menschen nur einerlei Sprache; als die mannichfachen Eigenschaften sich sonderten, ward der Unterschied geformt, und als die Völker sich zerstreuten ward ihre Sprache nach der Natur der Länder gebildet. Wie die Eigenschaft eines jeden Reiches ist, so verhalten sich auch Sprachen, Sitten und Religion, wie geschrieben steht: Welch ein Volk das ist einen solchen Gott hat es auch. Nicht daß mehr als ein Gott sei, sondern man versteht darunter die Offenbarung wie sich Gott nach aller Völker Eigenschaft in ihnen ausspricht.

Die mosaische Ueberlieferung stellt im Bilde eines einmaligen und plötzlichen Ereignisses dar was ein langsamer und mehrfach sich wiederholender Proceß war, wenn z. B. nachher die anfangs noch gemeinsamen Semiten und Arier, und unter diesen wieder die besondern Völker sich schieden.

So betont denn auch Schelling in der Einleitung zur Philosophie der Mythologie daß es innere, im Innern der homogenen Menschheit entstehende Ursachen gewesen, die sie in einander ausschließende Theile auseinander geführt, daß eine geistige Krisis, eine Erschütterung des Bewußtseins eingetreten sei und die ursprüngliche Einheit aufgelöst habe. „Denn auf eine Einheit, deren Macht selbst in der Zertrennung besteht, deuten die Erscheinungen, deutet das Benehmen der Völker, soweit es ungeachtet der

großen Entfernung durch den Nebel der Vorzeit noch erkennbar ist. Nicht ein äußerer Stachel, der Stachel innerer Unruhe, das Gefühl nicht mehr die ganze Menschheit, sondern nur ein Theil derselben zu sein, und nicht mehr dem schlechthin Einen anzugehören, sondern einem besondern Gott oder besondern Göttern anheimgefallen zu sein, dieses Gefühl ist es was sie von Land zu Land, von Küste zu Küste trieb, bis jedes sich mit sich allein und von allem Fremdartigen sich geschieden sah und den ihm bestimmten, ihm angemessenen Ort gefunden hatte." Was man auch über Schelling's besondere Ausführung urtheilen möge, daß Religion, Sprache und Volk sich nur zusammen entwickelt haben, und daß die Scheidung im Willen der Vorsehung gelegen, zur Befreiung und Entfaltung der Menschheit nothwendig gewesen, das werden wir festhalten dürfen. Aber ehe wir zur eigentlichen Mythologie, zur phantasievollen Gestaltung der religiösen Ideen in mannichfaltigen Götterbildern und Göttergeschichten kommen, müssen wir noch einige Zwischenglieder betrachten, die zwischen ihr und zwischen dem ursprünglichen Gefühl der Einheit und seiner Anschauung im Himmel liegen.

Das Erste ist der Geisterglaube. Wie die Idee Gottes ist die Hoffnung der Unsterblichkeit der geistigen Natur des Menschen eingeboren, das heißt der Anlage nach ihr eigen, und so tritt sie mit dem erwachenden Bewußtsein hervor. Der Mensch erkennt oder fühlt in sich einen Mittelpunkt des Lebens, er erfaßt sich als selbstseiendes Wesen, er gewahrt wie er als solches im Wechsel der Außenwelt und ihrer Eindrücke, der eigenen Zustände und Vorstellungen beharrt; als dies Dauernde erhebt er sich über die Macht der Zeit, hält er sich für unzerstörbar, sodaß ihm der Tod des Leibes nur zur Befreiung des Geistes wird. Darum finden wir mit der Anschauung des einen Himmelsgottes auch den Glauben an eine Geisterwelt bei den Naturvölkern wie im chinesischen Alterthum, bei Aegyptern und Turaniern, bei Semiten und Ariern; die Verehrung der Laren und Penaten als der fortlebenden, über den Nachkommen waltenden Ahnen ist nicht blos bei den Römern, sondern bei allen Nationen etwas Uranfängliches. Die Geister umschweben die Erde, ihr eigentlicher Wohnsitz ist im Himmel, sie gehen ein zu Gott, auf den Schwingen des Windes durchfliegen sie die Wolkenregionen und leben im Licht.

Der kindliche Mensch nun beurtheilt alles nach sich, er ist sich selbst das Maß aller Dinge. Da gewahrt er denn daß was er thut das Werk seines Willens, der Ausdruck eines Gedankens ist, und danach macht er Willen und Gedanken zum Grund einer jeden Bewegung und Wirkung die er außer sich gewahrt; seine Einbildungskraft beseelt die Natur und sieht in allen Dingen und Vorgängen die Thätigkeit geistiger Kräfte, wie er solche in sich selbst und als die Ursache seiner Handlungen weiß. Auch die materielle Welt hat ihr Princip in Gott, in der göttlichen Natur, sie ist lebendig, ihre Ordnung, ihre Gesetze, sind Bestimmungen des göttlichen Geistes, der in ihr waltet; diese Wahrheit liegt den Gebilden der Kinderphantasie zu Grunde, darum finden sie Glauben. Noch gibt die Einbildungskraft den Geistern der Dinge keine Gestalt, noch sind die Dinge selbst ihre Erscheinung, wie Gott im Himmel angeschaut wird; aber die Genien der Natur und die abgeschiedenen Seelen der Menschen gesellen sich einander und verschmelzen zum Geisterreich. Das ruhige Wandeln der Gestirne, das Aufsprudeln des Quells, die belebende Wärme des Sonnenstrahls, das Flackern der Flamme, die Bewegung der Quellen, das Brausen des Windes, das Wachsthum des Baumes, dies und so vieles andere kann sich der Mensch mit Recht nicht erklären, wenn er nicht ein selbstseiendes Wesen als den Grund davon annimmt; aber den allgemeinen Grund zerlegt die von den einzelnen Eindrücken und Gegenständen ergriffene Einbildungskraft in eine Fülle besonderer Gründe, besonderer geistiger Wesen, die in den Dingen walten und die Erscheinungen bewirken. Alles Sichtbare, Gegenständliche, Objective ist der Ausdruck, das Werk unsichtbarer, selbstseiender, subjectiver Kraft und Wesenheit; das ist die große Idee, die im Gemüth der kindlichen Menschheit noch unbewußt schlummert, aber durch die Thätigkeit der Einbildungskraft in der Vergleichung der Außenwelt mit der eigenen Natur und in der Gestaltung der Dinge nach dem eigenen Bilde sich bereits bezeugt. Die Menschheit führt auf dieser Stufe das traumselige Phantasieleben des Kindes, dem auch alle Dinge persönlich sind, das sich in seinem heitern und sinnigen Idealismus noch nicht stören läßt, noch unbefangen an die Wahrheit seiner Vorstellungen glaubt, und in ihnen in der That eine Form der Wahrheit für die kindliche Fassungskraft hat. Ihres schöpferischen Vermögens froh übt und genießt sie in dieser Beseelung und Verklärung der Natur das

erste Aufdämmern der Kunst, und alle spätere Kunstblüte ist die Entfaltung dieses Keimes.

Hier tritt nun der Polytheismus ein, wenn die Menschen in einzelnen bedeutsamen Naturgegenständen, in der Sonne, im Meer, in einem Strom, im Sturm, im Feuer einen besonders mächtigen, über die eigene Kraft erhabenen Geist ahnen, wenn sie zu demselben als zu einem höhern Wesen aufblicken, wenn die Idee Gottes damit verschmilzt und nun diese Gegenstände ihre Träger werden.

Die Kinderphantasie der Menschheit glaubt an die Beseelung der einzelnen Naturgegenstände, und wenn dann auch deren Gestalt an wirklich belebte Wesen erinnert, so schafft sie nun Naturbilder, und sieht eine Schlange im Blitz der aus der Wolke zuckt oder im Fluß der sich durch die Wiese dahinwindet; sie hört den Sturm und sein Geheul läßt ihn als ein Raubthier erscheinen, während die Sonne als ein glänzender Vogel ruhig am Himmel dahinschwebt, ein Schwan im Luftmeer; einem andern aber erscheint sie als ein Feuerrad, und einem dritten als das strahlende allsehende Auge des Himmelsgottes. Wellen sind Rosse, sie bäumen sich gleich ihnen und der Schaum wird zur wallenden Mähne. Die Gegenstände selbst haben verschiedene Seiten und werden anders vom Hirten, anders vom Jäger aufgefaßt. Dem Hirten sind die weißen Wölkchen eine Lämmerheerde oder die Regenwolken Kühe die mit ihrer Milch die Erde tränken; einem andern werden die Strahlen der Morgenröthe nach ihrer Farbe gleichfalls zu Kühen, während der Jäger in den vom Sturm gescheuchten Wolken eine Heerde sieht, die in wilder Jagd dahinbraust, Rosse, deren Hufschlag das Donnergetös hervorbringt. Die dunkle Wetterwolke erscheint als ein finsteres Ungethüm, ein feuerschnaubender Drache. Und wiederum ist das Gewölk aufgeschichtet wie ein Gebirge oder ausgebreitet wie ein zottiges Thierfell, und so kann es dann als Gewand des Himmelsgottes gelten, das er um seine Brust trägt, das Ziegenfell oder die Aegis des Zeus, während der Regen nach andern Bildern aus Bergeskluft oder aus dem Wolkenbrunnen herniederquillt. Oder die Wolken, diese vielgestaltigen, sind Frauen, die aus ihren Brüsten die Erde tränken, die das Wasser zu feinem Geriesel durch ein Sieb rinnen lassen, oder es in vollen Strömen aus Krügen herabgießen. Der Sturm wird zum wühlenden Himmelseber, oder man denkt sich daß ein Adler mit seinem Flügelschlag ihn wehen

macht. Die ersten Strahlen des Lichts wie sie aus dem Dunkel der Nacht oder des Gewölks wieder hervorbrechen, erscheinen als jugendlich glänzende Reiter auf weißen Rossen. So wird Irdisches an den Himmel versetzt und nach wirklich vorhandenen Aehnlichkeiten ein Gegenstand zum Gleichniß des andern; nicht blos die dichterische, auch die gewöhnliche Sprache bedient sich fortwährend solcher Bilder; der Phantasie der Urzeit aber verschmelzen sie mit der Sache, das Zutreffende des Vergleichs leuchtet ein, er wird mehr unwillkürlich gefunden als mit Bedacht erfunden, und der kindliche Sinn sieht nun im Gegenstand das ihm ähnliche lebendige Wesen selbst. Denn der Mensch faßt neue Erscheinungen dadurch auf, daß er sie mit schon vorhandenen Anschauungen in Verbindung bringt, und mittels dieser jene in sich aufnimmt, sich verständlich macht; er sieht den Vogel in der Luft schweben, und danach wird ihm auch die Sonne, auch der Blitz zu einem lebendigen geflügelten Wesen; durch die Vorstellung der milchgebenden Kuh deutet er sich die regenspendende Wolke. Solche Anschauungen werden später bewahrt, sie leben im Volksglauben fort, wenn sie auch von ihrer natürlichen Stelle gerückt werden. Schwartz hat neuerdings hiernach die Mythologie als Bilder der Himmelserscheinungen zu deuten gesucht, und darauf aufmerksam gemacht wie die Wolkenfrauen mit ihren Krügen und Sieben als Danaiden in der Unterwelt sind, oder nach dem Kinderglauben die Kinder aus dem Brunnen kommen, nur daß dieser jetzt im Dorfe selbst quillt und nicht mehr der Wolkenbrunnen am Himmel ist, aus welchem die Seelen stammen.

Der entsprechende Gegensatz für diese Beseelung und Belebung der Naturdinge ist das Symbol, der Ausdruck geistiger Anschauungen und Vorstellungen durch analoge Erscheinungen der Außenwelt. Der Mensch sucht die innern Regungen seines Gemüths festzuhalten, ihnen Gestalt zu geben, sie zu äußern um sie sowol andern mitzutheilen als sich selbst klar zu machen. Eindrücke der Außenwelt erwecken die Thätigkeit des Geistes Vorstellungen und Gedanken hervorzubringen; nur in Formen der Außenwelt kann er sich wieder kundgeben, wir kennen dies sinnliche Element in der Sprache, die selbst für die Begriffe des Erwägens und Betrachtens diese der Sichtbarkeit und äußern Thätigkeit entlehnten Worte hat. So wird ihm denn das Licht zum Symbol geistiger Klarheit, die düstere trübe Atmosphäre zum Sinnbild einer bekümmerten Seelenstimmung, das Wasser, das

Element körperlicher Reinigung, zum Veranschaulichungsmittel sittlicher Wiedergeburt. Der in sich geschlossene Kreis, oder die Schlange die sich in den Schwanz beißt, bezeichnet ihm das Anfangs- und Endlose, die Ewigkeit. Der Baum wie er blüht, welkt, wieder aufgrünt, wird das Sinnbild der Natur im Wechsel der Jahreszeiten. Fruchtbare Thiere wie der Stier, der Widder werden zum Symbol zeugender schöpferischer Kraft, und vermögen danach sinnbildlich die lebenerweckende Gottesmacht zu bezeichnen. Die allernährende Natur wird als Kuh oder als Weib mit vielen Brüsten dargestellt. Wie das Samenkorn in die Erde gesenkt wird und dann eine neue Pflanze aus ihm hervorsprießt, wie die Raupe in der Puppe erstorben und eingesargt erscheint und dann als Schmetterling zu neuem schönerm Leben aufersteht, so knüpft sich die Unsterblichkeitshoffnung des Menschen an diese Naturerscheinungen, und der Gedanke macht sie zu seinem Symbol. Sinn und Bild weisen aufeinander hin, der Sinn wird sich am Gegenstand bewußt und verdeutlicht sich wieder durch denselben, es herrscht auch hier keine willkürliche Zusammensetzung, das Sinnbild ist nicht das Werk der Reflexion, diese ist in ihrer reinen Gedankenmäßigkeit noch gar nicht vorhanden, die Idee ist mit der Anschauung verwachsen, sie liegt auf ähnliche Weise in allen Seelen und auf diese wirkt wiederum der gleiche Natureindruck; wer zuerst eins im andern widerscheinen läßt erhebt zur Klarheit was in allen aufdämmert, und wird darum auch verstanden. So sagt auch F. G. Welcker daß ein glücklich gefundenes Bild für die jugendliche Menschheit die im Geist aufkeimende Idee selbst war, eine lebendige augenscheinliche Offenbarung, eine Inspiration des von der Phantasie erleuchteten Verstandes, welche auf das nachmals Begriffene hindeutet, es im voraus zur Ahnung und Anschauung bringt, ungefähr was in andern Zeiten die eigentliche Erfindung des Dichters, in andern das wissenschaftliche Aperçu eines Kepler und Newton. Das wundersame Zusammentreffen der Naturerscheinung und des Inhalts im eigenen Gemüth dient zum Pfand der Wahrheit und Gewißheit. Das Symbol ist Mittel und Werkzeug zum sinnlich-geistigen Verständniß der Dinge wie zum anschaulichen Ausdruck der Gedanken; der Sinn spricht im Bild unmittelbar zum Schauenden.

In den Thieren erscheinen einzelne geistige Eigenschaften verkörpert, der Muth im Löwen, die List im Fuchs; sie werden zum Sinnbild für jene, so wie die Eule, die auch in der Däm-

merung sieht, dem Hellenen den scharfen Geistesblick bezeichnet; die Schlange häutet sich, so wird sie zum Symbol der Lebensverjüngung. Nehmen wir nun hinzu daß der kindlichen Menschheit, die im Naturzustand ihre Geistigkeit noch wenig entwickelt hatte, die Thiere in vertrauter Nähe und doch wieder geheimnißvoll gegenüberstanden in der stummen Sicherheit ihres Instincts, in der Schnelligkeit ihrer Bewegung, in der Fülle ihrer Kraft, so wird es erklärlich wie sie nicht blos zum Bild der Naturgegenstände, sondern auch zum Symbol geistiger Wesenheit und göttlicher Mächte werden konnten. So versinnlichen nicht blos dem Aegypter Stier und Kuh die bereits als männlich schöpferisches und als weiblich empfangendes und bestimmbares Princip in zwei zusammengehörigen Wesen vorgestellte Gottheit; auch Indra, auch Dionysos werden als Stiere angerufen, Baal in Stiergestalt abgebildet. Der Thierdienst ist Thiersymbolik, der Mensch betet nicht das Thier als solches an, sondern die Gottesmacht, die ihm die Schlange als das Bild der Ewigkeit, der Lebensverjüngung, die ihm der Widder als Bild der Zeugungskraft und damit des Schöpferwillens versinnlicht.

Die Naturgeister waren ursprünglich gestaltlos, die in den Gegenständen wirkenden unsichtbaren Mächte; indem sich die Seelen der Verstorbenen ihnen gesellen, liegt es nahe sie in menschlichen Formen vorzustellen. Je mehr dann der Mensch seiner eigenen Vernünftigkeit inne wird, desto klarer wird ihm daß die wahre Naturgestalt des Geistes seine eigene ist; je mehr er Vernunft und Ordnung in der Natur erkennt, desto weniger genügt ihm das Thiersymbol für die in ihr waltende Gottheit, desto mehr schaut er sie menschlich an. Zugleich erfreut sich der Mensch seiner geistigen Gaben, die Kräfte seines Gemüths, die sittlichen Gefühle bilden sich aus und kommen zum Bewußtsein, die Stimme des Gewissens, die Erfahrungen des Lebens weisen auf eine sittliche Weltordnung hin. Nun werden auch geistige Principien, wie Liebe und Weisheit, personificirt. Wie der Mensch seine Subjectivität als den Träger seiner Gedanken und Handlungen weiß, so setzt er mit Recht überall wo er ein zweckmäßiges Wirken oder wo er sittliche Gerichte vollzogen sieht, eine Persönlichkeit voraus die solches vollbringt. Und will er sich ein Bild von ihr machen, so genügt nur das eigene, das er sich aber größer, herrlicher vorstellt, um der Erhabenheit des Göttlichen würdig zu sein. Wie das Kind mit den Dingen als mit Personen verkehrt,

so zeigt sich die personificirende Phantasiethätigkeit sogleich in der Sprache, wenn diese den Dingen ein Geschlecht gibt, sie als männlich oder weiblich unterscheidet und bestimmt; dasselbe geschieht mit geistigen Eigenschaften und Begriffen. Die Ursprache hat statt der allgemeinen und abstracten Ausdrücke stets die concreten; sie macht die Nacht zur Mutter der Träume, wo wir sagen daß wir zur Nachtzeit träumen; sie braucht den Ausdruck des Erzeugens für verursachen, und im Regen des Himmels, der die Erde fruchtbar macht, steigt der Himmelsgott liebend zu ihr herab. Die Musen sind die Töchter des Zeus und der Erinnerung, denn schöpferische Macht und treues Behalten des einmal Gewonnenen bedingen die Cultur. Zum Geschlecht fügt dann der Geist auch Menschengestalt und Menschenart, indem er die Personification vollendet. Jede Weise geistigen Lebens, deren Einheit man erkennt, wird nicht blos in ihrer Allgemeinheit oder als Prädicat genommen, sondern zu einem Gipfel concentrirt, als Persönlichkeit in einer entsprechenden Gestalt angeschaut; so die Liebe, die Weisheit, der Kriegsmuth, die Jugend, das Gesetz, die Anmuth. Hierfür wie für die Naturkräfte ward nun die menschliche Gestalt und Handlungsweise gewählt, und so tanzten nun Nereiden als Jungfrauen den Wellenreigen, und hauste eine Nymphe in der Tiefe die den Quell ausgoß. „Sah man dann", bemerkt Mannhardt weiter, „weiße Nebel gewandartig an dem Wasser aufsteigen, so erweiterte sich die Anschauung schon dahin daß die Quelljungfrau ein wunderbares Gewand webe. Das Plätschern, Murmeln und Rauschen der Wasser klang wie die Stimme, wie der wunderbare nur dem Herzen verständliche Gesang der Göttin. Aus diesen Elementen sind die griechischen Mythen von den Nymphen und Musen, die germanischen von den spinnenden gesangliebenden Waldfrauen erwachsen." Dies zeigt zugleich wie man das Ideale und das Reale verband, wie man an den murmelnden Quell die Gabe des Liedes und den Trank der Begeisterung knüpfte, wie die Geister des Gesangs, die Musen, eine Naturbasis in den Nymphen fanden. So bleibt auch dem menschlich gedachten Meergott etwas von der Wildheit des Elements, wie die Götter des Lichts und Frühlings als schöne Jünglinge gebildet werden, oder der klare kühle Aether, der den Athenern den Eindruck der Jungfräulichkeit machte und als Jungfrau personificirt ward, zugleich das Symbol des Geistigen war, und die Jungfrau dadurch zur Göttin der Weisheit

und Selbstbesinnung erwuchs, — oder die Idee dieser idealen Wesenheit fand sofort die Trägerin an jener Naturgestalt. Die Ideen werden in dieser phantasievollen Jugendzeit unsers Geschlechts nichts als reine abstracte Gedanken, sondern als lebendige leibhaftige Wesen dargestellt, ausgestattet mit geistigen und physischen Kräften; daß Gedanken nicht für sich sein können, sondern eine denkende Subjectivität voraussetzen, daß Principien entweder selbst Persönlichkeiten sind oder ihren Begriff ausmachen und durch sie zur Wirksamkeit gebracht werden, diese Wahrheiten sind auch hier die allerdings noch nicht gewußte aber aus der Natur des Geistes und der Sache stammende Grundlage, auf welcher die Poesie des Gottesbewußtseins sich entwickelt.

Wie der Mensch lebhaft fühlt oder klar denkt, so erfaßt er Gott als Einen, und in dem Gott den er gerade anruft, betet er die ganze Gottheit an. Aber in verschiedenen Stimmungen, bei verschiedenen Erfahrungen hebt der einzelne und heben andere Menschen andere Seiten des Göttlichen hervor, und diese mannichfaltigen Formen und Offenbarungsweisen werden um so leichter mehrere Götter, als auch in der Natur so große überwältigende Erscheinungen wie die Sonne, das Erdbeben, das Meer, der Sternenhimmel, das Gewitter, das Feuer für sich hervortreten, ihren besondern Eindruck machen, zum Symbol der im Gemüth aufdämmernden Ideen werden. Nie wird das Ding, die Naturerscheinung als solche vergöttert, sondern in aller Wirksamkeit ahnt man ein Selbst, eine persönliche Kraft, und die Sinnenwelt wird dadurch zum Phänomen des Idealen, zur Aeußerung und zum Gleichniß des Geistes. Das religiöse Leben entwickelt sich innerhalb der Familie; sie ist die Wiege der Dankbarkeit, der Ehrfurcht, sie ist auf die Liebe gegründet, und das Gefühl der Verpflichtung, die Stimme des Gewissens erwacht; die Gesinnungen welche die Kinder gegen die Eltern hegen, werden auf Gott oder die Götter, auf die unsichtbaren Helfer und Wohlthäter übertragen. Der Mensch ahnt und sieht Gesetze in der Natur wie in seiner eigenen Brust, und wenn er zu den Gestirnen emporblickt, wenn er in ihnen wohlthätige Mächte, eine heilvolle Ordnung verehrt, so werden keine astronomischen Kenntnisse in die mythischen Bilder hineingeheimnißt, denn solch ein Wissen ist noch gar nicht vorhanden, sondern die Sterne sind das Sinnbild einfacher Ideen, der den Segen des Lichts und der Wärme spendenden, den Verlauf der Zeit und

damit den Wechsel der irdischen Natur regelnden und lenkenden geistigen Macht; an ihre Ordnung knüpft sich der Gedanke einer Weltordnung überhaupt, sie veranschaulichen das allgemeine Gesetz und Schicksal. Der Kreislauf der Sonne, wie sie auf- und niedergeht, wird zum Sinnbild für das Geschick der Menschenseele, die auch hier ihr Tagewerk zu vollbringen hat, auch auf ein neues Leben nach ihrem Verschwinden aus der Sichtbarkeit hofft.

Insofern die Naturmächte in Menschengestalt vorgestellt wurden, lösten sie sich vom Element, und gewannen ihm gegenüber eine freie Selbständigkeit, ein eigenthümlich geistiges Dasein und Wirken. Man bringt die einzelnen Wesen in Familienbeziehung zueinander, indem man sie entweder als Söhne und Töchter des ursprünglich einen und höchsten Gottes, damit als die Ausstrahlungen seines Lichts, die Entfaltung seiner Idee betrachtet; oder man bewahrt die Erinnerung an die Natur, und Sonne und Mond sind Geschwister, die Nacht des Tages Mutter oder Tochter, der Sonnengott bald der Sohn bald der Geliebte oder Gemahl der Morgenröthe. Die Kinder des Himmelsgottes erhalten nach ihrer Individualität verschiedene Mütter; wird dann später eine Gemahlin als die Himmelskönigin und Ehegenossin anerkannt, so bildet sich die Vorstellung von Liebschaften, von der Eifersucht der rechtmäßigen Gattin. Der denkende Dichtergeist bewahrt bis tief in die geschichtliche Zeit hinein die Freiheit in der sinnigen Bezeichnung der Natur und Eigenart göttlicher Wesen durch die Bestimmung von Verwandtschaftsverhältnissen; er kann nur dadurch auf Anerkennung und Beifall rechnen daß er etwas leicht und allgemein Einleuchtendes findet.

In dem menschlich gestalteten Gott tritt die Beziehung auf das menschliche Leben in den Vordergrund, und verknüpft sich mit der Forderung der menschlichen Vernunft daß das Gute als das Göttliche gewußt werde, daß durch Gott das Böse bestraft, das Rechte zum Sieg geführt, das Edle begnadet werde. Nun wird der einschlagende Blitz ein rächender Strahl des Zeus und die Strahlen der Sonne werden zu Pfeilen, die der Ferntreffer Apollon sendet, der bogenbewehrte Gott: denn man hat die Erfahrung daß auch ungesehen und aus der Ferne die Gottheit den Frevler erreicht. Die verzehrende Glut der Sonne wird jetzt ein Strafgericht des zürnenden Gottes, er erscheint dadurch ebenso sehr als der Furchtbare wie als der Wohlthätige.

Ist aber das Geistige, das frei Persönliche in einer Göttergestalt ausgebildet, dann wird der Naturvorgang, in welchem man ursprünglich sein Walten sah, nicht mehr als das Immerwährende oder Immerwiederkehrende, sondern als eine einmalige Geschichte aufgefaßt, und die Darstellung einer Idee oder einer Naturerscheinung in der Form einer Erzählung, die Ausprägung des religiösen Glaubens durch veranschaulichende geschichtliche Thatsachen macht gerade den Begriff des Mythus aus; oder mit Otfried Müller's Wort: „der Mythus erzählt eine That wodurch sich das göttliche Wesen in seiner Kraft und Eigenthümlichkeit offenbart, das Symbol veranschaulicht sie dem Sinn durch einen damit in Zusammenhang gesetzten Gegenstand." Das Physikalische wird in das Ethische erhoben, damit hört aber der Mythus auf blos Naturbild zu sein, damit wird er zur Darstellung einer sittlichen Idee. Demgemäß bedarf und erhält der Vorgang seine Motivirung. Daß die Kinder der Erdmutter, die Getreidehalmen, von der Sommersonne getrocknet werden, daß sie im Herbst über den Tod derselben trauert, ist die Naturgrundlage des Mythus von der Niobe; ist aber sie wie Apoll anthropomorphosirt, so wird die Tödtung ihrer Kinder durch ihn aus einem jedes Jahr wiederholten allgemeinen Ereigniß eine einmal vollbrachte That, und diese bedarf der Veranlassung, der sittlichen Rechtfertigung; man findet beides in der Gesinnung Niobe's; ihr Mutterglück macht sie stolz, übermüthig vergißt sie der Demuth vor den himmlischen Mächten, rühmt sie sich vor der Mutter des Apoll und der Artemis, und muß dafür ihrer Endlichkeit inne werden, die Hinfälligkeit des Irdischen kennen lernen; die beleidigte Mutter zu rächen, den Uebermuth zu strafen entsenden Apoll und Artemis ihre Pfeile, und Niobe's zu Stein erstarrender Schmerz lehrt uns Demuth im Glück, Mäßigung und Ehrfurcht vor den Göttern. — Hephaistos, das Feuer, wird als Blitz vom Himmel auf die Erde geworfen; die flackernde Bewegung der Flamme, die am Stoff des Holzes haftet, erscheint gelähmt; der Sturz motivirt die Lähmung, aber auch der menschlich gestaltete kunstreiche Feuergott bleibt hinkend, und nun muß eine Veranlassung gefunden werden daß einmal der Vater oder die Mutter das Kind hinabgeschleudert habe. — Wenn der Vollmond aufgeht, sinkt die Sonne hinab; Endymion, der Niedertaucher, heißt der abendliche Sonnengott, Selene's liebender Kuß ist ihm tödtlich; daraus wird die Geschichte von Luna und En-

dymion. Die Sonne liebt den Morgenthau, aber ihr Strahl verzehrt ihn; daraus wird die Sage daß Prokris von der Lanze des Kephalos getödtet worden. Beide Namen hat Max Müller in diesem Sinn gedeutet. Auch in dem Namen Daphne's hat er eine Bezeichnung der Morgenröthe gefunden; der Sonnengott liebt sie, aber sie flieht vor ihm, sie stirbt in seinem Arm; die Bedeutung des Namens ward in Griechenland vergessen, aber das Wort für Lorber bot einen Anklang an ihn, und so ward die vom Gott verfolgte Geliebte in einen Lorber verwandelt, der Lorber ihm geheiligt und eine Geschichte, die sich einmal ereignet haben sollte, die ursprünglich das Bild eines alltäglichen Naturvorgangs war, motivirte nun warum der Gott sich mit dem Zweig des Baumes schmückte.

Ueberhaupt erklären sich die Verwandlungen der Götter auf diese Weise. Man stellte jetzt die Götter sich menschlich vor, aber die Erinnerung an das alte Thierbild ist noch wach, man gibt ihnen das Vermögen Thiergestalt anzunehmen, man erzählt von dem besondern Anlaß wo sie sich einmal in Thiere verwandelt, wie Zeus in Stiergestalt die Europa raubt, oder aus dem Wolkenroß das der Sturm vor sich herjagt, die Sage wird daß die indische Göttin Saranyus in Roßgestalt der Umarmung des Himmelsgottes entfliehe. Die irrende Mondgöttin wird auf ihrer wechselreichen Bahn dennoch behütet, bewacht vom tausendäugigen Argos, dem vielsternigen Nachthimmel; die Sichelform des Neumonds und des letzten Viertels erinnerte an die Hörner der Kuh, die Mondsichel auf dem Haupt der Göttin konnte so verstanden werden als ob sie Hörner bezeichnen sollte; nun lag es nahe daß Io einmal durch die Eifersucht Here's in eine Kuh verwandelt worden sei. Auf gleiche Weise erklärt es sich wenn die Göttin Berchtha den Schwanenfuß oder der Sturmgott Odin den Adlerkopf behält, oder wenn der Adler dem Zeus, der Schwan dem Apollo geheiligt wird.

Aus unserer ganzen Betrachtung folgt daß das Phantasiebild der Götter eine doppelte Wahrheit hat, die Naturanschauung liegt ihm zu Grunde und zugleich die Idee, die sittliche Erfahrung, und beides ist innigst verschmolzen und der Gott dadurch zum Ideal des Lebens in einer bestimmten Richtung geworden; er ist keine bloße Vorstellung, sondern eine Macht, deren Wirken man in der Außenwelt wie in der eigenen Brust gewahrt. Hat sie einmal bestimmte Gestalt gewonnen, so werden auch fernerhin

neue Ereignisse an sie geknüpft oder im Glauben an sie gedeutet. Sah man in Vishnu einmal die welterhaltende und weltbewegende Macht, glaubte man einmal daß nichts Großes in der Geschichte ohne Gott geschieht, wie sollte er da nicht bereits in der alten Heldenzeit sich bezeugt haben? Nahm man an daß er sich sichtbarlich verkörpere um thätig in die Geschicke einzugreifen, so waltete er nicht blos theilnehmend vom Himmel herab oder als eine vorübergehende Erscheinung wie die Homerischen Götter, sondern der die Entscheidung bringende Held war selbst die Verkörperung des menschgewordenen Gottes. Galt einmal Apollo als der die Unbill strafende Gott und eine plötzlich ausbrechende Krankheit als sein Werk, wie nahe lag es für Kalchas die Pest am Anfang der Ilias so zu deuten daß Apollo zürne, weil Agamemnon seinen Priester beleidigt habe! So empfing die Mythologie im Lauf der Zeiten neue Züge, während andere unkenntlich wurden, frische Farben, während die alten verblaßten. Apollo hieß ursprünglich Delios, der Leuchtende; das klang an den Namen einer Insel an, und so ward er der delische, und seine Geburt auf Delos durch einen Mythus motivirt.

Ich habe schon oben angedeutet wie aus verschiedenen Namen des einen Gottes mehrere Götter wurden; dies wiederholt sich im Polytheismus. Apollon ist Phöbus der Glänzende, aber auch Phaeton der Leuchtende, Helios die Sonne, Hyperion der über uns Wandelnde. Wenn er aber der Musenführer, der Orakelgeber, der Entsündiger ist, er der physische und geistige Lichtgott, so meinte man ihn doch nicht gut zugleich als den Lenker des Sonnenwagens ansehen zu dürfen, und kam zur Annahme eines besondern Helios, und gab diesem wieder den Hyperion zum Vater. In Bezug auf Phaethon erinnert Mannhardt an die alte Vorstellung nach welcher das abendliche Niedersinken der Sonne in die Wellen des Meeres als der Hinabgang des leuchtenden Gottes in die Unterwelt, als sein Tod aufgefaßt wurde; dann aber ließ man den Gott nicht mehr sterben und wieder geboren werden, sondern auf goldenem Becher durch den Ocean fahren, und der Leuchtende, der einst ins Meer und damit in den Tod gestürzt war, Phaethon, ward nun als ein Sohn von Helios oder Apollon aufgefaßt und da galt es seinen Tod zu motiviren: er erbat sich von seinem Vater nur auf einen Tag die Zügel der Sonnenrosse; da er aber die rechte Bahn nicht innehielt, und bald den Himmel, bald die Erde in Flammen

setzte oder in Frost erstarren ließ, so schleuderte ein Blitz des Zeus ihn hinab in die Tiefe.

Je mehr das geistige Leben des Volks sich entwickelt, desto geistiger werden die Götter, desto mehr werden sie als Spender und Principien der geistigen Gaben und Güter, als sittliche Weltordner verehrt, desto mehr werden sie zu Idealen in welchen ein ganzer Stamm sein Vorbild oder seine Eigenthümlichkeit in vollendeter Gestalt anschaut, wie die Dorier in Apollon, die Athener in Pallas Athene. Je mehr der Mensch aus dem Naturzustand sich zur Cultur hervorarbeitet, je mehr ihm die Angelegenheiten der Familie, der Gesellschaft des Staats in den Vordergrund treten und der innige Verkehr mit der Natur seine Ausschließlichkeit verliert vor dem Wechselverkehr der Menschen und der Völker, desto klarer wird er sich der leitenden Gottheit nun auch in der innern Erfahrung, im eigenen Loos wie im Geschick der Nationen bewußt, desto mehr zieht ihn jetzt die menschliche Form der Mythen an, sodaß er leicht die anfängliche Naturgrundlage ganz vergißt. Er ist selbst in ein Jugendalter der Thatenfreude, des Heldenthums eingetreten; da übt nun gerade das seinen Zauber auf ihn daß die Naturerscheinungen als Thaten der Götter dargestellt werden, er hält sich an das Abenteuerliche, das Verdienstvolle der Handlung, und spinnt diese weiter aus. Und wenn nun wirkliche Erlebnisse, wirkliche Heldengestalten an solche Ueberlieferungen der Urzeit erinnern, so entsteht die Heldensage, welche durch diese Verschmelzung mit der ursprünglich ethischen und idealen Göttermythe ihre Tiefe und ihren Glanz empfängt. Sie entwickelt sich namentlich aber auch dadurch daß anfänglich eine Göttersage an verschiedenen Orten lokalisirt und eigenthümlich gestaltet ward, dann aber ein allgemeiner Cultus an die Stelle der besondern Auffassungen trat, und während nun die eine Gestalt göttlich verehrt wird, gelten die andern für Heroen. So war Siegfried ursprünglich ein Frühlings- und Sonnengott, ward aber zum Sonnenhelden, ähnlich wie Perseus. Denn der Kampf und Sieg des Lichts über die Finsterniß war schon im grauen Alterthum als ein Streit mit Ungeheuern dargestellt, und wie Siegfried den Lindwurm, so haben Apollo, Perseus, Herakles die furchtbaren Drachen geschlagen; aber der Apollodienst überwächst den ihrigen, und sie werden nun zu Heroen, das Heldenhafte wird ausschließlich fortgebildet. Durch andere Sitten, durch

andere geschichtliche Verhältnisse kommen andere Motive in die Sage; aber der ursprüngliche Grundgedanke klingt hindurch.

Doch ehe wir uns zum historischen Mythus wenden, wird es passend sein über den religiösen noch einige abschließende Worte zu sagen. Ich habe die Mythologie genetisch betrachtet, soweit die gegenwärtige Forschung reicht; es sind besonders die Vedas, welche in dieser Hinsicht vor allen andern Büchern wichtig erscheinen, und uns einen Einblick in das Werden der Mythologie gewähren; denn Naturbilder wie Symbole tauchen auf und verschwinden wieder oder werden bewahrt, die Menschengestalt der Götter kommt hinzu und wird allmählich ausgebildet, die Naturvorgänge werden in Thaten der Götter übersetzt, die Mythen nach den Erfahrungen des Volks im Fortschritt seines Lebens fortentwickelt, und immer bleibt dabei die Idee des einen Göttlichen im Gemüth, das Gefühl daß die mannichfaltigen Götter nur verschiedene Namen für das eine ewige, geheimnißvolle Wesen sind, und das reine Licht sammelt bedeutsam die mannichfache Strahlenbrechung in sich zurück.

Ich möchte nun nicht mit dem Meister der Vedakunde Max Müller sagen: der wesentliche Charakter einer Mythe sei der daß sie in der gesprochenen Sprache nicht mehr verständlich sein dürfe. Denn ursprünglich ist die Metapher, ist das Bild für den Sinn durchsichtig und verständlich, aber später kommt es vor daß das Bewußtsein von der Bedeutung der Wurzeln sich trübt und verdunkelt, und daß dem Enkel unverständlich wird was dem Großvater klar war, daß aber der Enkel doch den Ausdruck bewahrt und weiter verwendet. Müller selbst hat eine mythenbildende Periode in der Entwickelung der Sprache in dem Sinn angenommen daß dieselbe in Wörtern wie Tag, Frühling, Tugend ja nichts Individuelles oder Körperliches bezeichnet, sondern eine Reihe von Eindrücken zu einer Gesammtheit verknüpft, oder eine Eigenschaft zum Wesen erhebt. Die Wörter sind gewichtig, und der jugendlichen Menschheit ist der Sonnenuntergang ein Altern, Abnehmen, Sterben der Sonne. Die Nacht ist die Mutter des Abendsterns und des Schlafs, weil zu ihrer Zeit jener sichtbar wird und wir einschlafen; die Morgenröthe enthüllt das Verbrechen, welches die Nacht erzeugt oder verborgen hatte, und so kann sie zur Erinnys werden, und diese verfolgt wie eine leichtgeschürzte Jägerin mit den umschnürenden Schlangen des bösen Gewissens den Missethäter.

Wenn Bonaventura um der salbungsvollen Kraft seiner Worte willen von Thomas von Aquin gepriesen wird, so deutet er auf das Crucifix in seiner Zelle: „Dies Bild dictirt mir alle meine Worte.“ Er will damit nur sagen daß seine Begeisterung aus dem Glauben an den leidenden Heiland quillt, aber das Volk macht daraus das profane Mirakel eines sprechenden Kreuzes. Nimmt man materiell und falsch was in der Sprache der Dichter und Seher, was in der ursprünglichen Rede überhaupt, dieser versteinerten Poesie, bildlich gemeint ist um den Sinn zu gestalten, so verliert man die tiefe Bedeutung und verfällt in schwer erklärliche Seltsamkeiten. Es geht uns heutzutage kaum anders. „Das mein Leib, das mein Blut“ sagt Christus beim Abschiedsmahl, Brot und Wein darreichend, deren Genuß das sinnliche Zeichen, der Träger der geistigen Liebesgemeinschaft mit ihm sein soll. Das Wort „ist“, an das sich Luther und seine Anhänger klammern, hat er im Aramäischen gar nicht ausgesprochen; der gläubigen Seele werden allerdings im Genusse Brot und Wein zu Fleisch und Blut Christi, insofern überhaupt die Dinge das für uns sind wofür wir sie nehmen. Aber die Transsubstanziationslehre von Paschasius Ratbertus behauptet daß die Elemente von Brot und Wein in die von Fleisch und Blut des wirklichen Leibes Jesu, wie ihn Maria geboren, umgeschaffen würden, doch aber die anfängliche äußere Erscheinung behielten, und Voltaire spottet nun darüber daß den Christen die Geistlichen ihren Gott aus Teig schaffen, und berechnet wie viel Centner Fleisch und wie viel Eimer Blut Christi täglich verzehrt würden. Und doch fehlt dem Abendmahl keineswegs seine religiöse Weihe und die heiligende Kraft der Versöhnung und sittlichen Förderung für das Gemüth.

Max Müller scheidet zu sehr zwischen Religion und Mythologie. Es sei ein Räthsel daß die gebildeten Griechen bei ihrer Abneigung gegen alles Ungeheure und Maßlose doch von ihren Göttern Dinge berichten welche die wildesten Rothhäute in Schauder und Schrecken versetzen würden, — wie z. B. Uranos von seinem Sohn Kronos verstümmelt wurde, wie Kronos seine eigenen Kinder verschlang. Wol eifert schon Xenophanes dagegen daß man von den Göttern Ehebruch und Betrug erzähle, und nach Epikur ist nicht derjenige irreligiös welcher die Götter der Menge leugnet, sondern derjenige welcher ihnen die Meinungen des großen Haufens anheftet. Diese Meinungen sind aber das

abergläubische Misverständniß der Mythen; denn daß die Zeit dem stets neue Formen hervorbringenden Schöpfungsdrange Schranken setzt, daß sie selber wieder verzehrt was sie hervorgebracht, aber das Ewige doch nicht zerstören kann, das sind auch uns noch verständliche Metaphern, deren kühnere Bildlichkeit in der alten Sprache niemals hätte buchstäblich genommen werden sollen. Daß der Himmelsgott in die Tiefe der Erde mit seinem goldenen Strahlenregen hinabdringt um die im Winter eingeschlossene Kraft der irdischen Natur zu wecken und zu befruchten, diese Mythe von Zeus und Danae ist ja ganz dasselbe wie die Frühlingsfeier seiner heiligen Hochzeit mit Here, und wird nur dann zur ehebrecherischen Buhlschaft, wenn man den Gedanken vergißt und die Erzählung als eine besondere Geschichte berichtet. In der Odyssee, sagt Müller, herrscht überall das unbedingte Vertrauen auf die göttliche Weltregierung, und es ist echte Religion, wenn der Sauhirt Eumäos sagt: Gott wird uns geben was er im Herzen beschließt, denn er vermag alles; — wenn die kornmahlende Sklavin, während es donnert, zu Zeus betet daß er durch die Heimkehr des Odysseus die Frevel der Freier strafen möge; — wenn Nestors Sohn äußert: die Menschen alle bedürfen der Götter. Nur habe die Mythologie der alten Religion fast die Lebensluft geraubt, und es sei schwer durch das üppige giftige Unkraut ihrer Phraseologie den gesunden Stamm zu erkennen, den diese umwuchern. Kann man nicht Aehnliches von der Religion Jesu und der scholastischen Dogmatik sagen? Ist es nicht dasselbe Räthsel daß sie neben Newton und Kant ihre Stelle unter uns behauptet, statt daß man endlich den ursprünglichen Kern rein erfassen und die ethische Wahrheit mit der Natur- und Geschichtsansicht unserer Zeit zusammenbringen sollte? Was ist denn die den Telemachos in Mentors Gestalt begleitende Pallas Athene anders als die göttliche Vorsehung, die mittels des Freundes dem Jüngling mahnend und helfend zur Seite steht? Wer alles was die mythologischen Compendien von Zeus berichten, zusammennimmt und für eine Lehre von Gott ansieht, der wird freilich über die Widersprüche nicht hinauskommen daß neben dem Höchsten und Edelsten auch das Unwürdige und Endliche oder Schwache steht: der Allwissende wird betrogen, der Ewige hat einen Vater, der Gott der Treue ist treulos. Aber das Verkehrte liegt nur darin daß man bei einzelnen Mythen die Naturgrundlage vergessen, den dichterischen Ausdruck materiell

genommen, und was verschiedenen Zeiten und Orten angehört kritiklos zusammengestellt hat. Der mirakelsüchtige Aberglaube und der Pfaffengeist welcher die Menschen an seine unbegreiflichen Dogmen bindet, das sind die Feinde der wahren Religion; aber der kindliche Sinn des Volks hält sich auch trotz der verdunkelnden, weil dunkel gewordenen mythischen Hülle an den Wahrheitskern, an den Sinn, der ja auch das Bild beseelt hat. In Aegypten heißt ein Gott der Gemahl und Bruder seiner Mutter. Welch ein Greuel, wenn man das dogmatisch nimmt, wenn man vergißt daß der Geist ja der Natur verschwistert ist, daß sie, das objective Dasein, dem sich erfassenden Selbstbewußtsein vorausgeht, es gleichsam im Schose getragen hat, und daß der Geist mit der Natur in innigster Gemeinschaft lebt! Wenn Namen undurchsichtig werden, wenn Metaphern buchstäblich aufgefaßt sind, wenn man das Misverstandene oder Dunkle dennoch festhält und nun damit weiter arbeitet, so kann allerdings ein seltsam verworrenes Gewebe entstehen, und der Aberglaube im Heidenthum wie in den monotheistischen Religionen besteht eben darin daß man den Mythus, das Bild nicht dichterisch, sondern prosaisch versteht. Mit Rücksicht hierauf denkt Müller in dem Namen der Mythologie jeden Fall einbegriffen, in welchem die Sprache eine unabhängige Kraft gewinnt und auf den Geist zurückwirkt, anstatt ihrem eigentlichen Zwecke gemäß die bloße Verwirklichung und äußerliche Verkörperung des Geistes zu sein. Aber ich glaube nicht daß wir berechtigt sind in der Verdunkelung und dem Misverständniß das Wesen der Sache zu sehen. Ich erinnere dabei an das treffliche Wort von Jakob Grimm: „In unserer heidnischen Mythologie treten Vorstellungen deren das menschliche Herz hauptsächlich bedarf, an denen es sich aufrecht erhält, stark und rein hervor. Der höchste Gott ist ihm ein Vater, der Lebenden Heil und Sieg, Sterbenden Aufnahme in seine Wohnung gewährt; Tod ist Heimgang, Rückkehr zum Vater. Dem Gott zur Seite steht die höchste Göttin als Mutter, weise und weiße Ahnfrau. Der Gott ist hehr, die Göttin leuchtend von Schönheit, beide ziehen um und erscheinen im Land, er den Krieg und die Waffen, sie spinnen, weben, säen lehrend, von ihm geht das Gedicht, von ihr die Sage aus."

Die Mythologie ist Religion; sie ist dem Volk kein Spiel, sondern feierlicher Ernst, sie herrscht über die Geister. Einer Allegorie, einer poetischen Fiction bringt man keine Opfer, fühlt

man sich nicht verpflichtet; das Heidenthum hat aber in der Mythologie sein religio, sein Band mit der Gottheit, es fürchtet den Zorn seiner Götter, es fühlt daß der Mensch durch die Sünde, durch das Uebertreten des göttlichen Gebots und Willens das Leben verwirkt hat und dem Tode verfallen ist, und sucht durch das stellvertretende Blut der Thiere, ja durch das Blut von Menschen, von unschuldigen Kindern die Gottheit zu versöhnen, die Unterwerfung und Hingebung des eigenen Willens zu bezeugen.

Die Mythologie ist keine Fabel, sondern Wahrheit, wenn auch im Gewand das die Phantasie gewoben hat; den Einschlag bildet dabei die Gottesidee, das Ideal der Vernunft im menschlichen Gemüth, der Gedanke des Unendlichen; die Idee kommt dadurch zum Bewußtsein daß Naturerscheinungen sie erwecken, daß der Mensch durch äußere und innere Erfahrung des Waltens höherer Mächte inne wird, von denen er sich abhängig, aber zugleich auch getragen, liebevoll umfangen fühlt. Der Idee, der subjectiven Wahrheit kommt die Objectivität, die Erfahrung der Natur und Geschichte entgegen, und diese wird verständlich, wird gedeutet, indem sie jene bestätigt und als thatsächlich zur Erscheinung bringt. Idee und Factum stehen in ungeschiedener Einheit und lebendiger Wechselwirkung, der Gedanke hat noch keine andere Form als die des Symbols, des Bildes, der Erzählung, er entwickelt sich selbst erst in ihr zur Klarheit und zum Ausdruck.

Wir sehen also mit Heyne in der Mythologie eine Kindersprache des Geschlechts, eine Darstellungsweise die der alten Zeit nothwendig war, indem diese sich noch nicht anders ausdrücken konnte; aber wir nehmen nicht mit diesem Gelehrten an daß das Symbolische oder die Personification eine bloße Form gewesen, die man nur misverständlich für wirklich genommen hätte, indem man später den Ausdruck mit der Sache verwechselte und die Dichter dann der Göttergestalten und Göttergeschichten sich als artiger Phantasiegebilde bedienten, sie zum Schmuck ihrer Werke mit Anmuth und Schönheitssinn auswählten. Danach würden die Mythenschöpfer nicht an die Naturgeister geglaubt, eine heilige Hochzeit des Himmelsgottes und der Erdgöttin, des Zeus und der Here, nicht als den Grund für das aufblühende Leben und die Fruchtbarkeit des Jahres angenommen haben; sie hätten abstracte Begriffe im Sinn gehabt, nur die Armuth der Sprache hätte es veranlaßt sie durch Personen zu bezeichnen, logische oder

reale Verhältnisse durch das Bild der Zeugung auszudrücken; die Dichter dann hätten das festgehalten und so sei es endlich Volksglaube geworden. Aber die Urzeit hat sich nicht anders ausgedrückt als sie dachte, die allgemeinen Begriffe haben sich erst allmählich aus den Anschauungen entwickelt, die symbolische Ausdrucksweise selbst hat erst zu ihnen geführt, die Urzeit hat an die Realität ihrer Götter geglaubt, das gläubige Gemüth hat seine eigene Ahnung im Anschluß an die Eindrücke der Außenwelt in ihnen ausgeprägt, sich selber versinnlicht und klar gemacht.

Wir sehen mit Gottfried Hermann eine philosophische Wahrheit in der Mythologie, wir erkennen in ihr die Weisheit, das Wissen des Alterthums von göttlichen und menschlichen Dingen, wir betrachten mit ihm die Namen der Götter als bedeutsame Bezeichnung ihres Wesens und Begriffs, aber wir nehmen nicht mit diesem Gelehrten an daß die Priester durch Naturbeobachtung eine wissenschaftliche Bildung gewonnen und das was sie begriffen, was aber dem Volk noch unbegreiflich war, in bildlicher Rede dargestellt, deren Personification dann das Volk für wirklich und als Gegenstand des Glaubens genommen habe. Danach wäre die Personification nur eine grammatische gewesen, und die Mythologie keine Religion, sondern nur ein atheistisches System der Natur.

Philosophie und Poesie sind in der Mythenbildung noch gar nicht als solche vorhanden, sie wirken vielmehr in ihr ein gemeinsames Werk und treten nachher als besondere Kräfte und Richtungen des Geistes hervor. Der Erkenntnißtrieb und das dichterische Vermögen gehen über das Gegebene hinaus, suchen den Grund und das innere Wesen des Lebens, finden das Göttliche, Geistige als Princip und Wirkenskraft der Dinge und geben es symbolisch und mythisch in den Formen der Natur und Geschichte kund. So sind Denken und Dichten auch in der Sprachbildung thätig, wie die noch unbewußte Seele leibgestaltend sich die Organe der Weltauffassung und der Vorstellung bereitet, mittels deren sie dann zum Bewußtsein kommt, gerade wie durch die Sprache das Denken und Dichten erst zur Wirklichkeit gelangen. Dem Begriff welchen der Geist sich von einer Sache bildet, gibt er anschauliche Bezeichnung im Wort. In den Worten, in der Sprache, bestimmt er unterscheidend das Mannichfaltige, in der Mythologie sucht er dagegen das Eine und Ganze, das Unendliche sich zum Bewußtsein zu bringen und auszudrücken. So

wenig wie die Sprache erfindet er die Mythe mit Reflexion und Absicht; sie sind organische Erzeugnisse seiner vernunftbegabten Natur; er arbeitet sie mit Nothwendigkeit nach ihm eingeborenen, ihm noch unbekannten Gesetzen aus der Tiefe seiner Innerlichkeit hervor, und gewinnt in ihnen die Mittel und die Grundlage der freien poetischen und philosophischen Thätigkeit, die dann wieder die Schätze hebt die schon in der Sprache liegen.

In ähnlicher Weise sagt Schelling: „In der Mythologie konnte nicht eine Philosophie wirken welche die Gestalten erst bei der Poesie zu suchen hat, sondern diese Philosophie war selbst und wesentlich zugleich Poesie; ebenso umgekehrt: die Poesie, welche die Gestalten der Mythologie schuf, stand nicht im Dienste einer von ihr verschiedenen Philosophie, sondern sie selbst und wesentlich war auch Wissen erzeugende Thätigkeit, Philosophie. Das Letzte bewirkt daß in den mythologischen Vorstellungen Wahrheit, doch nicht blos zufällig, sondern mit einer Art von Nothwendigkeit sein wird, das Erstere daß das Poetische in der Mythologie nicht ein äußerlich Hinzugekommenes, sondern ein Innerliches, Wesentliches und mit dem Gedanken selbst Gegebenes ist.“ Dabei betont Schelling die natürliche Verwandtschaft und gegenseitige Anziehungskraft von Poesie und Mythologie. „Muß man doch erkennen daß von wahrhaft poetischen Gestalten nicht weniger Allgemeingiltigkeit und Nothwendigkeit gefordert wird als von philosophischen Begriffen. Freilich hat man die neuere Zeit vor Augen, so ist es nur wenigen und seltenen Meistern gelungen den Gestalten, deren Stoff sie nur aus dem zufälligen und vorübergehenden Leben nehmen konnten, eine allgemeine und ewige Bedeutung einzuhauchen, sie mit einer Art von mythologischer Gewalt zu bekleiden; aber diese wenigen sind auch die wahren Dichter, und die andern werden doch eigentlich nur so genannt. Hinwiederum sollen die philosophischen Begriffe keine bloßen allgemeinen Kategorien, sie sollen wirkliche bestimmte Wesenheiten sein, und je mehr sie dies sind, je mehr sie von dem Philosophen mit wirklichem und besonderm Leben ausgestattet werden, desto mehr scheinen sie sich poetischen Gestalten zu nähern, wenn auch der Philosoph jede poetische Einkleidung verschmäht; das Poetische liegt hier im Gedanken und braucht nicht äußerlich zu ihm hinzuzukommen.“ — Bei jenen mit poetischer Gestalt bekleideten Gestalten denke man an Cervantes Don Quixote, Shakespeare's Hamlet und Falstaf, Goethe's Faust und Werther.

Wir sagen mit Aristoteles daß die Alten die Principien vergöttert haben, aber nehmen das nicht in dem Sinn daß sie zu dem abstracten und in der Gedankenform gegenwärtigen Begriff die Personification hinzugebracht, sondern so daß ihnen die Principien selbst sogleich Lebensmächte, reale geistige Wesen waren. Und wenn Forchhammer behauptet die Mythologie sei die Lehre von der auf dem Doppelsinn des Wortes beruhenden Darstellung der Nothwendigkeit als Freiheit, der Physik als Ethik, der Natur als Geschichte, so erinnern wir daran daß eben die jugendliche Menschheit nicht das Element oder den Naturvorgang als etwas blos Aeußerliches, Objectives, sondern als die Aeußerung innerer geistiger Kraft, alle Bewegung als vom Geist gewollte Handlung anschaut, weil sie instinctiv die Ueberzeugung in sich trägt daß alles wahre Sein Selbstsein ist, jedes Gesetz ein von der Subjectivität Gesetztes, nicht das sie Setzende, daß der Geist das Erste und der allgemeine Gedanke seine That ist, nicht umgekehrt der Geist eine Erscheinung oder Bestimmung des logischen Begriffs. Darum liegt im Mythus etwas mehr als Physik, das Ideal wird in ihm als der Grund des Realen offenbart, die Erscheinungswelt ist ihm das Gleichniß des Ewigen, das Sichtbare ein Symbol des Unsichtbaren.

So sehen wir denn auch mit Creuzer Religion, religiöse Wahrheit in der griechischen Mythologie, und erkennen das Verdienst an, welches er sich in der Durchführung dieser Idee erworben hat; aber wir können nicht mit ihm annehmen daß aus dem Orient stammende oder im Orient gebildete Priester ihre höhere Erkenntniß dem noch ungebildeten Volk in Sinnbildern mitgetheilt. Wol mögen wir mit Plutarch den Mythus dem Regenbogen vergleichen; die Idee, die religiöse Wahrheit ist dann die Sonne, die Erscheinungswelt aber die Wolke, und indem der Geist beide zusammenschaut, erzeugt sich in seinem Auge das holde farbenschimmernde Phänomen. Allmählich fortschreitend lernt er unterscheiden, die Natur und die Idee für sich betrachten, und wiederum ihre Einheit in Gott erkennen; dann freut er sich wieder des Scheins, und sieht die doppelte Wahrheit in der mythischen Dichtung. Creuzer aber meint die Priester hätten das reine Licht der Weisheit sich an körperlichen Gegenständen brechen lassen, damit es im Reflex und gefärbt auf das noch schwache Auge des Volks falle. Aber wir fragen: woher hatten die Orientalen die höhere Erkenntniß? Waren auch da die Mythen wieder

die Gewänder die ihr etwa Priester eines Urvolks umgeworfen? Sind alle oder nur die griechischen Sagen „Hauche besserer Zeiten, die auf die Rohrpfeifen der spätern Völker gefallen“, um mit Bacon von Verulam zu reden? Dem widerstreitet daß die Cultur nicht das Ursprüngliche sein kann, sondern ein Erarbeitetes und Gewordenes sein muß. Nur wenn man eine untergegangene Geschichte der Menschheit annimmt, nach welcher sie von neuem ihren Emporgang begonnen habe, kann man von Trümmern und Resten früherer Weisheit reden, wie wir die Kunde früherer geologischer Perioden in den Versteinerungen haben. Allein der Traum des hochgebildeten Urvolks ist vor der Geschichtswissenschaft verschwunden, und gerade in den Mythen wie in den Worten der Sprache haben wir die Zeugnisse aus der Zeit in welche die geschichtliche Ueberlieferung mit ihren Denkmalen nicht hinaufreicht, deren Geist und Sinnesweise aber in jenen dem Forscher sich enthüllt der sie recht zu nehmen weiß. Dazu gehört aber daß man der Meinung sich völlig entschlägt als ob eine reflectirte Erfindung, eine bewußte Einkleidung anderwärts fertiger Erkenntniß in poetische Formen bei der Mythenbildung gewaltet habe, woran eben die Creuzer'sche Ansicht noch leidet.

Wir sagen daher mit Otfried Müller „daß bei der Verbindung des Ideellen und Reellen, welche im Mythus vereinigt liegen, eine gewisse Nothwendigkeit obwaltete, daß die Bildner des Mythus durch Antriebe, die auf alle gleich wirkten, darauf hingeführt wurden, und daß im Mythus jene verschiedenen Elemente zusammenwuchsen ohne daß diejenigen, durch welche es geschah, selbst ihre Verschiedenheit erkannt, zum Bewußtsein gebracht hätten. Es ist der Begriff einer gewissen Nothwendigkeit und Unbewußtheit im Bilden der alten Mythen, auf welchen wir dringen. Haben wir diesen gefaßt, so sehen wir auch ein daß der Streit ob der Mythus von einem oder von vielen, von dem Dichter oder dem Volk ausgehe, nicht die Hauptsache trifft; denn wenn der Eine, Erzählende bei der Dichtung des Mythus nur den Antrieben gehorcht welche auch auf die Gemüther der andern, Hörenden, wirken, so ist er nur der Mund durch den alle reden, der gewandte Darsteller, der dem was alle aussprechen möchten zuerst Gestalt und Ausdruck zu geben das Geschick hat“. Es ist einmal die gleiche menschliche Vernunft, der gleiche Zug des Herzens nach dem Ewigen, die gleiche Idee des Unendlichen, es sind dann dieselben Eindrücke der Natur, dieselben innern Erfahrungen,

dieselben Wahrnehmungen des geschichtlichen Lebens; sie wirken als Bedingungen zusammen, da ist es kein Wunder wenn in vielen ein ähnliches Bild entsteht, und wer das bestimmte und bestimmende Wort ausspricht wird darum von den andern verstanden, die andern bewahren und verwenden nur was ihnen selber zusagt, wie in der Sprachbildung; sie arbeiten mit, jeder spricht sich aus, die eine Sache wird dadurch vielseitig dargestellt, in der gemeinsamen Thätigkeit aller erwächst die symbolisch veranschaulichte Idee zur Klarheit und Lebensfülle.

Auch jetzt stellen die Begriffe sich nicht ohne Vermittelung der Phantasie dem Bewußtsein dar; anschauungslos wären sie leer. Aber gegenwärtig sind ausgebildete, in der Allgemeinheit des Gedankens ausgesprochene Ideen vorhanden; in der Urzeit war das nicht der Fall, da schlummerten sie noch in der Seele, und ihr Erwachen gab sich in der Verschmelzung mit dem Gegenstande kund der sie erweckte; der erste Ausdruck ist darum symbolisch. Das ist auch Welcker's Ansicht. „Der Mythus bildet sich nicht aus einer Idee heraus eine Thatsache, sondern unbewußt vermittels einer bekannten Thatsache einen Begriff, der ohne sie nicht gefaßt und ausgesprochen werden konnte. Er ist immer ein Ganzes wenn auch nur als Embryo, und auf einmal gegeben oder eingegeben im Gegensatz des Bedachten oder Gemachten. Er ist der Erweiterung und Ausschmückung fähig, auch der Verknüpfung mit einem andern Mythus, nicht durch äußere mechanische Zusammenfügung, sondern wie durch Impfen oder durch Verschmelzung. Der Gedanke, die Wahrnehmung innerer Gesetze rankt sich wie eine zarte Pflanze an der Erfahrung aus dem Leben der Menschen als an einer Stütze empor, die Phantasie ist die Hebamme des Gedankens; die Analogie, das Bild einer gegebenen äußern Thatsache muß hinzukommen um das Wesen eines innern Verhältnisses aufzuklären, und so bricht erst unter der geschichtlichen Einkleidung der Begriff hervor, tritt in und mit ihr in das Dasein. Solche Urmythen sind das schönste Gewächs auf dem Boden des der Religion sich erschließenden Gemüths. Denn diese Urerkenntnisse sind die Hauptbedingungen des Geisteslebens der Nation in einem großen Theil seiner ganzen Entwickelung. Dieselben Mythen mit Reflexion ersonnen würden Gleichnisse aus dem Menschenleben sein; in der Zeit ihrer Entstehung waren sie wie Offenbarungen und machten ihren tiefen religiösen Eindruck dadurch daß sie annoch der einzige und ein

überraschender Ausdruck großer Wahrheiten waren, daß in diesen Bildern gewisse Gedanken sich zuerst selbst erkannten und verstanden. Der Mythus ging im Geist auf wie ein Keim aus dem Boden hervordringt, Inhalt und Form eins, die Geschichte eine Wahrheit."

Schelling sagt: „Die mythologischen Vorstellungen sind weder erfunden noch freiwillig angenommen. Erzeugnisse eines vom Denken und Wollen unabhängigen Processes waren sie für das ihm unterworfene Bewußtsein von unzweideutiger und unabweislicher Realität. Völker wie Individuen sind nur Werkzeuge dieses Processes, den sie nicht überschauen, dem sie dienen ohne ihn zu begreifen. Es steht nicht bei ihnen sich diesen Vorstellungen zu entziehen, sie aufzunehmen oder nicht aufzunehmen; denn sie kommen ihnen nicht von außen, sie sind in ihnen ohne daß sie sich bewußt sind wie; denn sie kommen aus dem Innern des Bewußtseins selbst, dem sie mit einer Nothwendigkeit sich darstellen die über ihre Wahrheit keinen Zweifel gestattet."

Ich habe in meiner Aesthetik ausführlich erörtert wie in allem Phantasieleben ein Unbewußtes und ein Bewußtes zusammenwirken, wie etwas Nothwendiges, Unwillkürliches mit der freiwilligen Thätigkeit verbunden ist; ich habe darzuthun gesucht wie ein Aehnliches auf andern Gebieten des Geistes vorkommt, und den Gedanken ausgesprochen daß alles Große und Bedeutungsvolle in Denken, Thun und Bilden aus einem Zusammenwirken Gottes und des Menschen hervorgeht, indem die göttlichen Ideen, die göttlichen Ordnungen alles Geschöpfliche durchdringen, leiten und beseelen. Die Offenbarung Gottes, sagte ich dort, in dem wir leben weben und sind, kommt nicht von außen, sondern quillt aus dem innersten Lebensquell, aus der Tiefe des Geistes, in das Licht des Bewußtseins; das Gemüth spricht aber diese Regungen und Erfahrungen nicht sofort in der Form des Gedankens aus, sondern jahrtausendelang werden sie durch die Phantasie zu Bildern gestaltet, und dazu werden die Erscheinungen der Natur und der Geschichte verwendet. Der Mensch steht von Haus aus in der Einheit mit Gott, aber indem er sich selbst erfaßt, sich von dem Unendlichen unterscheidet und selbstsüchtig mit seinem Willen sich vom Ganzen abwendet, verliert er das Gefühl der Wesensgemeinschaft, und nun geht die Religion aus der Sehnsucht der Wiederherstellung und Versöhnung hervor. Die Gottesidee waltet im Gemüth, und die Seele ringt nach

ihrer Darstellung durch Phantasie und Gedanke, durch Mythus, Kunst und Philosophie, bis die Versöhnung in der That und Wahrheit durch Christus vollbracht und die Religion vollendet, die Kindschaft der Menschheit in Gott, das Ebenbild Gottes im Menschen wiederhergestellt wird. So sehe auch ich mit Schelling in der Mythologie einen nothwendigen Proceß, aber ich habe in der ganzen Entwickelung den menschlichen Factor, die Thätigkeit des menschlichen Bewußtseins in ihren verschiedenen Formen, auf verschiedenen Stufen hervorgehoben, und betone ihn hier ausdrücklich nochmals. Schelling sagt: der theogonische Proceß, durch den die Mythologie entsteht, ist ein subjectiver, insofern er im Bewußtsein vorgeht und sich durch Erzeugung von Vorstellungen erweist; aber die Ursachen und also auch die Gegenstände dieser Vorstellungen sind die wirklich und an sich theogonischen Mächte; der Inhalt des Processes sind die Potenzen selbst, die das Bewußtsein und die Natur erschaffen; ihre Succession ist eben der Proceß, der nach demselben Gesetz und durch dieselben Stufen hindurchgeht, durch welche ursprünglich die Natur hindurchgegangen ist. Schelling sagt: nur das mache den Polytheismus möglich daß das was in seiner übersubstanziellen Einheit Gott ist, als Substanz getrennt werden könne; daß die göttlichen Potenzen in der Welt getrennt seien, und das Bewußtsein ihnen anheimfiel. Die Potenzen sind ihm die drei Ursachen, die erste **aus** welcher, die zweite **durch** welche, die dritte **zu** welcher oder **in** welcher als Ende oder Zweck alles wird. Als den Reflex ihres successiven Hervortretens und ihrer Herrschaft im menschlichen Bewußtsein sieht er die aufeinander folgenden Mythologien oder Hauptgottheiten an, und lehrt daß das menschliche Bewußtsein in dem Mythologie erzeugenden Proceß wieder in die Zeit des Kampfes zurückgesetzt werde, der in der Schöpfung des Menschen sein Ziel gefunden hatte. Die mythologischen Vorstellungen sollen gerade dadurch entstehen daß die in der äußern Natur schon besiegte Vergangenheit im Bewußtsein wieder hervortritt, jenes in der Natur schon unterworfene Princip jetzt noch einmal sich des Bewußtseins selbst bemächtigt. — Aber die Folge der Göttergestalten, die Schelling annimmt, ist durch die gründliche historische Forschung keineswegs bestätigt, und nicht in das ewige Wesen Gottes selbst, sondern nur in sein Reich, seine Entfaltung und Schöpfung kommt durch die Sünde Spannung und Kampf, — in Gott nur insofern als er in der Menschheit offenbar

geworden und in die Endlichkeit eingegangen ist. Die göttliche Wesenheit bleibt den Geschöpfen einwohnend, auch wenn diese kraft ihrer Freiheit von derselben abtrünnig werden wollen, und wenn in den verschiedenen Mythologien auch nicht das ganze Göttliche in seiner Einheit und Fülle zugleich erfaßt und bestimmt wird, sondern nach Maßgabe des geistigen Vermögens und der Bildungsstufe einzelne Seiten des Ewigen besonders hervorgehoben werden und das Unendliche in einer Reihe von Gestalten auseinander gelegt ist. Das Natürliche, das Gemüthliche, das Geistige, die nirgends in der Menschheit fehlen, werden innerhalb ihrer wie im einzelnen Menschen successiv entwickelt, und wenn wir im Alterthum das erste, dann in der christlich-germanischen Welt das zweite vorwalten sehen, und in ein Reich des Geistes eintreten, so folgt daraus noch nicht daß während dieser Perioden auch in Gott das eine oder andere Princip die Herrschaft geführt, daß sie auch successiv bei ihm vorwiegen. Auch ich sage übrigens mit Schelling daß wir die Mythologie eigentlich nehmen müssen, und daß den Göttern wirklich Gott zu Grunde liegt, er selbst die wahre Materie und der Inhalt der mythologischen Vorstellungen sei; die Mythologie ist ein wirkliches Werden Gottes im Bewußtsein; auch in ihr ist göttliche Eingebung, und solchen Inspirationen verdanken wir die kolossalen, die herrlichen Schöpfungen des Alterthums; „die Gewalt die das menschliche Bewußtsein in den mythologischen Vorstellungen über die Schranken der Wirklichkeit erhob, war auch die erste Lehrmeisterin des Großen, Bedeutungsvollen in der Kunst". Darum möchte ich nicht einmal das Heidenthum die wilde oder wildwachsende Religion nennen, sondern lieber die natürliche. Auch im Heidenthum und seiner Entwickelung sehen wir den göttlichen Logos, die allgemeine Vernunft und den in der sittlichen Weltordnung, in der Erziehung der Menschheit sich bethätigenden Willen der Weisheit. Das war Hegel's große religionsphilosophische Leistung daß er die Hauptformen des Heidenthums als Entwickelungsstufen der religiösen Idee darstellte; so vieles im einzelnen bei ihm wie bei Schelling sich nicht als stichhaltig bewährt, der Grundgedanke wird immer das Ziel der Wissenschaft sein. Derselbe seherische, dichterische Trieb und Blick der einst die Naturphilosophie ins Leben rief, dieselbe geistvolle Combination, dasselbe phantasievolle Generalisiren nach einzelnen Wahrnehmungen herrscht auch in Schelling's Philosophie der Mythologie; die kritische

Sichtung des Materials bringt vielfach andere geschichtliche Resultate, und diese führen zu andern Schlüssen und philosophischen Betrachtungen; das soll uns aber doch nicht abhalten den Sinn und die Bedeutung des Ganzen zu würdigen und das erprobte Einzelne dankbar anzunehmen.

Hat einmal der Glaube Gestalt gewonnen und sind die Götter als Mächte der Natur und des Gemüths innerhalb einzelner Gemeinden und Stämme auf besondere Art ausgebildet, so entsteht nun ein Götterkreis, wenn Städte und Stämme sich in gemeinsamem Nationalbewußtsein verbinden; der einzelne Ort behält seinen Gott, seine Göttin vorzugsweise, wie die meeranwohnenden Ionier ihren Poseidon, die Argiver ihre Here, aber der Dienst dieser Götter verbreitet sich auch anderwärts, und ihre ursprünglichen Verehrer bauen ebenso den andern Göttern Altäre. Die Urmythen sind nun selbst ein Stoff für das religiöse Denken, für das dichterische, künstlerische Bilden; sie werden erweitert durch neue Eindrücke, neue Erfahrungen, die man auf sie bezieht; sie werden entwickelt, und mit einander verflochten. So verwachsen zur Gestalt und Geschichte des Herakles nicht blos verschiedene griechische Lokalsagen mit alterthümlichen Sonnenmythen, sondern die Griechen glauben auch in den semitischen bogenbewehrten löwenbezwingenden Göttern ihn wiederzufinden, und nehmen auf was von ihren Thaten und Geschicken erzählt wird, und im Fortschritt des Volksbewußtseins wird er immer mehr durch die Dichter zum Ideal sittlicher Heldenkraft. Hier beginnt schon eine freiere Erfindung. Priesterlegenden geben Erzählungen von dem Ursprung örtlicher Gebräuche oder Satzungen, und manches Bild wird wörtlich und eigentlich genommen und findet nun eine mythische Deutung oder Motivirung. Wenn die Veden vom Goldarm der Sonne reden, vergleichen wir dies sofort der rosenfingerigen Eos Homer's; die Brahmanen aber wissen von einem Kampf zu erzählen, in welchem der Gott die eine Hand verliert und sie durch eine von Gold ersetzt. Aehnliche Bewandtniß mag es mit des Pelops elfenbeinerner Schulter haben. In Bezug auf solche Dinge mahnt Pindar daß es den Menschen gezieme nur Schönes von den Göttern zu sagen, indem er hinzufügt:

> Viel sind der Wunder fürwahr,
> Und fesselnd mehr als der Wahrheit Wort
> Täuscht der Sterblichen Seele die Dichtung
> Mit vielfach verschlungenen bunten Sagen.

Der Anmuth Zauber, der alles den Sterblichen
Süßer macht und mit Würde bekleidet,
Verlockt zum Glauben oft an Unglaubliches;
Unbestechliche Zeugen aber
Bleiben die kommenden Tage.

Bekannt ist der Ausspruch Herodot's daß Homer und Hesiod den Hellenen ihre Theogonie gemacht, den Göttern die Beinamen gegeben, jedem sein Amt und seine Kunst zugetheilt. Damit ist nicht behauptet daß der mythologische Stoff, daß die Götter selbst eine Erfindung dieser Dichter seien, nur die Göttergeschichte, den Götterstaat haben sie ausgebildet, die mannichfaltigen Gestalten haben sie zum Ganzen verbunden und jeder ihre besondere Stelle darin gegeben. Homer und Hesiod sind die Repräsentanten ihrer Zeit, ihrer Sangesgenossen und Schulen. Wie der Zug nach Troia die mannichfaltigen Stämme und Städte der Griechen zum ersten mal zu gemeinsamer That verband, wie sich daran das Erwachen ihres Nationalbewußtseins knüpft, so bringt die epische Poesie, indem sie die volksthümlichen Heldenlieder vereinigt und jedem Stamm, jedem Führer seine Ehre gibt, auch die Götter der einzelnen Kreise zusammen, und ordnet sie zu einer Familie, deren Haupt der eine Himmelsgott der Urzeit bleibt. Was Homer von den Mythen aufnimmt das wird dadurch Gemeingut; wie er die einzelnen Götter auf der Grundlage der Ueberlieferung charakterisirt das bildet wiederum den Ausgangspunkt für die nachkommenden Dichter und Plastiker. Die große Wahrheit von einem Walten der Vorsehung, von einer Leitung der menschlichen Dinge durch Gott veranschaulicht er durch die Theilnahme welche die Götter an den Menschen haben, und durch das Einwirken der himmlischen Mächte auf die Angelegenheiten der Erde. Er erfindet den Stoff nicht, die Helden und ihre Thaten so wenig wie die Götter, aber er gibt ihm eine kunstvoll schöne Gestalt mit freiformender Dichterkraft, die ein harmonisches Ganzes aus der dem einen und gleichen Volksgeist entsprungenen Vielheit macht. Daß dies Ganze wiederum mehr durch die schöpferische Phantasie als durch die Reflexion hervorgebracht wird, entspricht dem Wesen der Mythologie. Die alte Naturbedeutung der Götter trat im Epos in den Hindergrund, das Walten über den Menschen, die Ausprägung der geistigen Eigenthümlichkeiten ward das Hauptsächliche; sie wurden die Ideale, Ur- und Vorbilder des sittlichen und geschichtlich fortschreitenden Lebens. Diese

Gestalten, sagt auch Schelling, entstehen nicht durch Poesie, sondern sie verklären sich in Poesie; die Poesie selbst entsteht erst mit ihnen und in ihnen.

Was von Homer das können wir in gleicher Weise vom indischen und germanischen Epos sagen, und nicht minder findet die religiöse priesterliche Poesie Hesiod's in der Edda — ich nenne nur den Gesang Völospa — und in der indischen Literatur ihre Analogien. Die Theogonien sind doppelter Art, einmal primitive Betrachtungen über die Anfänge der Dinge, über den Ursprung des Weltalls und der Seele in Bezug auf Gott, dann das Bestreben die vielen Götter durch Familienbande untereinander zu verknüpfen, ältere und jüngere zu unterscheiden, und nicht blos durch Nebeneinanderordnung, sondern auch durch Succession ein zusammenhängendes Ganzes hervorzubringen. In jener Hinsicht ist das Bild des Eies, das keimkräftig das Leben in sich beschlossen hält und aus sich entläßt, dieser sichtbare Ursprung der Einzelorganismen schon in der Urzeit auf das Weltall übertragen worden; das Weltei ist keine Erfindung der Orphiker und Brahmanen, es kommt auf ägyptischen Bildwerken, in semitischen Kosmogonien und im finnischen Heldengesang gleichfalls vor, und wird dadurch als ein Urgedanke der Menschheit bezeugt. In Bezug auf die Genealogie zeigt Hesiod ein Zusammenwirken priesterlicher Weisheit mit dichterischer Kunst. Aber ganz irrig ist die Annahme, der auch Schelling ergeben ist, daß Uranos und Kronos ältere Götter als Zeus seien, oder früher als er von den Hellenen verehrt worden wären; vielmehr zeigt die vergleichende Götterlehre der Arier daß sie sich erst aus ihm entwickelt haben, wie bereits auch Welcker's griechische Mythologie dargethan.

Ein anderes ist die wirkliche Folge, das successive Hervortreten neuer Götter in der Fortentwickelung des Volks, sei es daß ganz neue Gestalten auftauchen, sei es daß solche welche früher wenig Bedeutung hatten, zu den ersten und herrschenden werden. So sind Athene und Apollon jünger als Zeus und entwickeln sich mit Athen und Sparta oder Delphi zu der hervorragenden Stellung; so wird der Dionysoscultus in jüngern Tagen von den Hellenen ausgebildet. So ist der allgemeine Himmelsgott bei den Germanen zurückgetreten, und blieb nur als Schwertgott Ziu oder Tyr, während zuerst in der bäuerlichen Zeit der Donnergott die oberste Stelle erhielt, dann aber in der

Wanderzeit der Volksgeist sich im Sturmgott Wodan oder Odin am liebsten wiederfand, und ihn zum Götterkönig, zum Geber aller Güter, auch der Weisheit und des Gesanges fortgestaltete. In den Veden werden neben dem Gewittergott Indra der himmlische Allumfasser Varuna und der im Feuer waltende Agni am meisten angerufen. Später wird der Geist des Gebets, Brahma, durch die Priester als der Schöpfer und Grund aller Dinge gelehrt, und der in den Veden nur gelegentlich erwähnte Genius der Himmelsbläue, Vishnu, wird allmählich im Gangesthal von seinen Verehrern als der welterhaltende Gott, wie am Himalaja der Geist des Gewittersturms, Siva, als der höchste und wahre Herrscher der Welt verehrt, bis endlich die Brahmanen beide Gestalten mit Brahma zu einer Dreieinigkeit zusammenstellen.

Die Spaltung und Auflösung aber der Einheit in die Vielheit findet mit dem erwachenden Nachdenken einen Gegensatz in dem Streben das Vielheitliche wieder zur ursprünglichen Einheit zurückzuführen, den Einen mit seinen Entfaltungen zu bereichern. In den spätern vedischen Hymnen erhält der Gott welcher gerade angerufen wird auch die Namen der andern, z. B. Indra, du bist Varuna, Agni und Surja, d. h. der Himmel als der Umfasser, das Feuer, die Sonne. Die Semiten, welche das männliche und weibliche Princip gesondert, ebenso das Wohlthätige und Verzehrende, Schaffende und Richtende in dem einen Gott, dem Licht- und Feuergeist, als zwei Wesen nebeneinander gestellt, sehen zunächst auch wieder beides als die doppelseitige Offenbarung des Einen an, und geben ihm mit einem naturalistischen Ausdruck der Idee die mannweibliche Gestalt, der Göttin die Waffen des Mannes, dem Gott das Frauengewand. In Griechenland gesellt sich dem Bestreben die Götter zu individualisiren und den Menschen menschlich nahe zu bringen — ein Bestreben in welchem Pindar von dem Geschlecht der Götter und Menschen als einem und demselben redet —, doch zugleich eine dunkle Ehrfurcht, eine Scheu vor dem geheimnißvollen Unendlichen, wie sie im Cultus der Demeter, des Dionysos sich zeigt, und Zeus, der auf dem Olymp mit den andern Göttern thront, von Here getäuscht wird und über den lahmen Mundschenk Hephästos lacht, heißt bei demselben Homer der Vater der Götter und Menschen; er vermählt sich bei Hesiod mit der Weisheit und der Weltordnung, und ist der Vater der Gesetze und Schicksale wie der Anmuth die den freien Lebenstrieben

entquillt. All die Gaben welche einzelnen von andern Göttern verliehen werden, hat und schenkt auch er. Phidias bildete ihn in der Verschmelzung von Macht und Liebe, von Hoheit und Huld; wie er sein Walten und Wirken offenbart, das war in dem Schmuck des Thrones sichtbar; die Basis zierte ein Reigen der Götter, sie waren alle um den Thron des Höchsten versammelt, und erschienen als die Ausstrahlungen seines Lichts, die Entfaltung seiner Einheit in die Personificationen seiner Eigenschaften, seiner Offenbarungsweisen, unter ihnen Zeus selber an Here's Hand: der Zeus der ein Gott ist neben andern, erschien als Zierath am Thron, auf welchem der Zeus saß zu dem als dem ursprünglich Einen die gebildeten Hellenen zurückkehrten, wie Aeschylus sagt:

> Zeus ist die Erde, Zeus die Luft, der Himmel Zeus,
> Ja Zeus ist alles und was über allem ist.

Das Heidenthum erhielt in den theologischen Mythen seine eigenthümliche Form dadurch daß menschliche Gestalt und Handlungsweise auf die Natur und auf die göttlichen Principien übertragen ward; die anthropologische Mythe oder die historische Volkssage zeigt dagegen vielfach den Widerschein oder den Nachklang von Bildern, Thaten und Geschicken der Götterwelt. Ich habe schon erwähnt wie Lokalgottheiten zu Heroen werden, Götter zu Göttersöhnen, wie im Heldenalter einer Nation das Heldenhafte und Abenteuerliche in den Mythen, die ursprünglich Naturprocesse in der Form von persönlichen Thaten und Leiden darstellen, besonders ausgebildet, die Grundlage vergessen wird. Kommen nun in der Geschichte selbst hervorragende Männer, die mit ihrem Charakter oder Geschick an die Mythe erinnern, so schlägt dieselbe leicht auf sie nieder. Und zwar wird dies dann am meisten und leichtesten geschehen, wenn der religiöse Glaube selbst eine Wandelung erfahren, wenn er ein anderer geworden ist. Als die Germanen z. B. Christen geworden, da lebten die großartigen und tiefsinnigen alten Mythen in der Seele fort, schwebten aber nun gleichsam in der Luft; wie willkommen mußte ihnen da ein menschlicher Träger sein, eine volksthümlich große Persönlichkeit, auf die sie sich niedersenken, mit der sie verschmelzen konnten! Ich habe schon anderwärts darauf hingewiesen: wir finden im Epos der Inder, Perser, Griechen und Germanen als eins der herrlichsten poetischen Gebilde einen jugendlich reinen

Helden voll Schönheitsglanz, der in irgendeine Verbindung mit dem Feindseligen, Niedern oder Unreinen tritt, wie zur Sühne dafür von dessen Vertretern hinterlistig ermordet wird in der Blüte seiner Jahre, aber ihnen den Untergang bringt durch den Rachekampf der sich an seinen Tod knüpft: Karna im Mahabarata, Sijawusch im Schahnameh, Achilleus und Siegfried. Dies hat kein Volk vom andern entlehnt; ebenso wenig aber gab es in der Zeit vor der Trennung schon eine Heldensage. Der gemeinsame Grund der Ueberlieferung liegt in der Göttermythe. Es ist die Sonne die ihre Bahn geht wie ein Held, aber jeden Tag in frischer Jugendkraft untergeht, hinabgezogen von den Mächten der Nacht, oder getroffen vom Dorn des Winters am Ende der Sommerzeit. Die Sonne aber verläßt ihre Geliebte, die Morgenröthe, oder sie hat im Frühling die Erde wach geküßt, dann aber erkaltend verlassen. Am Reich der Finsterniß selbst winkt dem Sonnengott eine neue Geliebte, die Abendröthe, aber wenn er in ihre Arme sinkt, überliefert er sich den dunkeln Mächten des Untergangs. Doch der neue Lichtaufgang, der neue Frühling wird nicht ausbleiben. — Der schöne Mythus wird als gemeinsames Erbe auf die Wanderschaft mitgenommen; Helden, die durch die Reinheit ihres Wesens der Sonne gleichen und eines frühen Todes sterben, bieten sich der alten Erinnerung zu neuen Trägern. So ein austrasischer König Siegbert für den fränkischen Sonnengott Sigfrit. Homer weiß vom Tode des Achilleus daß er durch Apollo bald nach Hektor gefallen. Aber gerade der Homerische Achilleus erinnerte an die Gestalt der Urzeit, und so ließ man auch ihn um die Liebe von Polyxena zu gewinnen einen Bund mit dem Feind eingehen, aber meuchlings von dem neuen Verwandten ermordet werden; hier war keine neue Erfindung, sondern die alte Sage ward an ihn umbildend angeknüpft.

Das Gewitter ward nach alt-arischer Anschauung der Kampf des Lichtgottes mit dem Dämon der Finsterniß, dem feuerschnaubenden Wolkendrachen, der den Schatz des Sonnengoldes oder die wasserspendende Jungfrau geraubt; der Lichtgott erschlägt ihn und gewinnt den Schatz oder die Jungfrau. So bei den Griechen Perseus, bei den Deutschen Siegfried, und später noch der heilige Georg. Die Mythe der arischen Urzeit vom lichten Frühlingsgott, der im Winter fern ist, in der Unterwelt oder im Wolkenberg weilt, im neuen Lenz aber siegreich wiederkommt,

ist zunächst in der deutschen Göttersage erhalten, wenn Wodan seine Gemahlin, die Natur, während der sieben Wintermonate verlassen hat, im Frühling aber den Eindringling schlägt, der sich ihrer und der Herrschaft bemächtigen wollte, und die Welt wieder beglückt, — wenn Wodan mit seinem Heer in einen Berg entrückt ist, aber zur rechten Zeit siegreich hervorbricht. Nach Einführung des Christenthums ward beides auf geschichtliche Helden übertragen. Heinrich der Löwe ist sieben Jahre lang im Orient, da kommt er unter Wodan's Jagdgenossenschaft, das wilde Heer, und erfährt daß ein anderer Mann mit seiner Gattin Hochzeit machen will, wird schlafend von einem der Geister in die Heimat gebracht, und behauptet die Gattin für sich. Gleich Wodan aber schlummern gewaltige Helden, Karl der Große, Otto der Große, Friedrich Rothbart im Untersberg, im Kyffhäuser; die Raben die um den Berg fliegen sind Odin's Raben, die ihm Kunde bringen, Hugi und Muni, Verstand und Erinnerung. Wenn aber das Volk in großer Noth ist, dann wird der Held als Retter aus dem Berge kommen. Der Weltbaum, die Esche Ygdrasil, die wieder grünt, wenn der Frühlingsgott zurückkehrt, ist nun zum dürren Birnbaum auf dem Walserfeld geworden, der frische Blätter treibt, wenn der wiedererschienene Kaiser seinen Schild an ihn hängt. — So gehen die alten Mythen in die veränderten Sitten des Volks ein, und werden den neuen Umständen gemäß selber modificirt; unverständlich gewordene Motive werden durch andere ersetzt. Hlidskialf, der Thron von welchem der germanische Götterkönig die Welt überblickt, das Symbol seiner Allwissenheit, bleibt in der christlichen Zeit ein Stuhl im Himmel, und wer darauf sich setzt der sieht was auf Erden vorgeht, wie der Schneider bei Hans Sachs, der einen Schemel nach der alten Frau wirft die ein Tüchlein stiehlt, ohne zu bedenken wie viel Lappen er selbst behalten hat. Das Märchen ersetzt aber auch den Stuhl durch eine verbotene Thür, durch die wer sie öffnet einen fernen Gegenstand erblickt. Die im Winterschlaf erstarrte Erde wird zur Schildjungfrau, welche Odin's Schlafdorn getroffen, und die nun hinter dem Flammenwall liegt; der Frostpanzer der Erde ist jetzt die Brünne die Siegfried's Schwert durchschneidet, wie der Sonnenstrahl jenen; aber dann wird aus dem Schlafdorn Odin's, der dem Volk nichts mehr bedeutet, die verhängnißvolle Spindel, mit welcher die Königstochter sich sticht und sofort sammt der Umgebung in Schlummer sinkt; aus dem

Flammenwall wird die Dornhecke, von welcher die schöne Jungfrau den Namen Dornröschen empfängt; der heldenhafte Jüngling dringt muthig durch und weckt sie mit seinem Kuß, wie Siegfried die Brunhild, wie die Sonne die Erde.

Hiermit sind wir bei dem letzten Ausläufer des Göttermythus angelangt, beim Kindermärchen. Der Mensch ist Idealist von Haus aus. Das beweist uns die Phantasie der Kinder immer wieder, wie sie ungebunden mit den Dingen schaltet, alle Gegenstände beseelt, im Schemel das Reitpferd und im Strohhalm und der Bohne selbständig handelnde Wesen sieht; ein geringer Stoff genügt ihr Zaubergärten um sich zu schaffen; man hat ja das Paradies der Kindheit darin gefunden daß die Natur den Wünschen der Einbildungskraft noch fügsam erscheint. Der Reiz des Märchens aber beruht darauf daß es uns in die Wunderwelt der Frühjugend zurückversetzt, daß es uns zur Frühjugend der Menschheit hingeleitet.

Dem echten Volksmärchen ist das Wunderbare das Natürliche, und seine Gestalten und Begebenheiten locken uns an, indem sie in ihrem gaukelnden Spiel, in ihren schwebenden Formen einen tiefen Sinn ahnen lassen; denn religiöse Ideen, die sich ursprünglich durch die Naturbeseelung ausgedrückt, bilden seine Grundlage, und daher stammt denn auch sein ethischer Kern. Denn es zeigt die Herrschaft der sittlichen Weltordnung; es zeigt wie das Böse sich bestraft und müßte auch das Unglaubliche geschehen und aus den gesammelten Gebeinen des Kindes, das dem eigenen Vater zum Mahl war vorgesetzt worden, der Vogel emporfliegen, der am schmächtigen Hälschen den schweren Mühlstein trägt um ihn niederfallen zu lassen und das schuldige Haupt zu zerschmettern; es zeigt das Glück der Weisheit und Tüchtigkeit, der die Hindernisse und Gefahren nur der Anreiz zur Bewährung und Kraftentfaltung werden; es zeigt die verfolgte Unschuld, die zurückgesetzte Schönheit wie sie durch das Leiden verherrlicht und endlich doch erlöst werden; es zeigt wie dem rechten Sinn alle Dinge zum Besten dienen.

Auch der Märchenerzähler ist kein bewußter Ersinner oder Erfinder, der seine besondern Ansichten oder Erfahrungen mittheilen will, sondern er überliefert vielmehr wie ein treuer Hüter die ererbten Schätze. Das Kind, das Volk will das ihm Liebgewordene immer wieder hören, und geht an anderm vorüber das in seinem Gemüth nicht Wurzel schlägt; so übt der Hörer durch

sein Verlangen einen mitwirkenden Einfluß auf die Erzählung, und läßt das besonders ausmalen was ihm am meisten zusagt. Das Ueberlieferte wird gehegt und gepflegt nicht wie ein todter Besitz, sondern wie ein lebendiges Gut. Ein jeder behält was ihm gefällt und fügt hinzu was er besseres weiß, und indem ein Lied, eine Erzählung von Mund zu Munde geht, gewinnen sie in dieser Gesammtthätigkeit der Geschlechter gleich viel hin und her bewegten Rollsteinen allmählich den treffenden Ausdruck, die runde präcise Form, die der Kunstdichter beneidet und sich zum Muster nimmt.

So sehen wir eine staunenswerthe Zähigkeit der Ueberlieferung, und sehen wie der Mythus in seinen Wandelungen ein Band der Geschlechter ausmacht, sodaß dieselben Bilder die einst die Menschheit in den Jahrhunderten der Kindheit schuf, noch heute den Geist der Kinder nähren und ergötzen, und haben in ihnen einen Ring der die fernen Jahrtausende aneinander schließt.

Aber der Nachhall und Wiederschein der Götter- und Naturmythe ist lange nicht das einzige in der die menschlichen Dinge gestaltenden oder umwebenden Sage, vielmehr findet der neue Inhalt auch seine neue Form. Der Ursprung der Völker wie der Menschen liegt im Dunkel, die Anfänge auch des Großen waren klein, und weil niemand ihrer achtete, wurden sie vergessen. Da schließt der Geist aus dem Gewordenen auf das Werdende, aus der Blüte und Frucht auf den Keim zurück, die Phantasie entwirft nun das Bild des Anfänglichen, und in ihm stellt sie das Wesen, die Richtung auf das Ziel bereits anschaulich dar. Daher die wunderbaren Erzählungen von der Kindheit und Jugend so vieler großer Männer, daher die sagenhaften ersten Kapitel aller Völkergeschichte. Sie sind auch historisch von Werth, nicht insofern als sich aus der schönen blühenden Hülle ein dürrer prosaischer Kern des Factischen herausschälen ließe, sondern insofern wir daraus erkennen wie das Volk sein eigenes Wesen und Werden sich vorstellte, wie es die Ahnung von seiner Bestimmung und seinem Schicksal sich klar machte. Es ist der römische Volksgeist der einen Horatius Cocles, einen Mucius Scävola, der hellenische der einen Achilleus und Odysseus hervorbrachte, und es ist von größerer Bedeutung für die rechte Würdigung beider Nationen, wenn solche Gestalten nicht absonderliche Persönlichkeiten waren, sondern das darstellen was der Römer, der

Grieche seiner Natur nach dachte und fühlte, was ihm Römersinn und Römertugend, was ihm die Art des hellenischen Jünglings und Mannes war. Die Volksphantasie hat die Erfahrungen des wirklichen Lebens und seine Eindrücke hier ebenso gut zum Stoff wie auf einem andern Gebiet die Realität der Naturerscheinungen, und sie trägt die Idee des eigenen Wesens ebenso in sich wie den Gedanken Gottes; indem das Bewußtsein der Idee auch hier durch Erfahrungen geweckt wird und an ihnen erwächst, bilden sich die Idealgestalten der Sage, die dem weitern Leben zum Vorbild gereichen, auf das Gemüth der nachwachsenden Geschlechter wirken, und dadurch zu einem Element der Geschichte werden. Auch hier gibt der Mythus Gedanken in der Form von Begebenheiten erzählend kund, auch hier schmückt er die Wirklichkeit dichterisch aus. Auch hier will man nichts Willkürliches ersinnen, noch etwas für wahr ausgeben an das der Urheber selbst nicht glaubt, vielmehr ist er überzeugt einen ursprünglichen Hergang errathen, eine Lücke ausgefüllt, das Rechte getroffen zu haben. Nur ausnahmsweise mag eine beabsichtigte Täuschung vorkommen, im ganzen sind die aus der Fülle der Erscheinungswelt gewonnenen Eindrücke und die Ahnungen des eigenen Gemüths zu absichtslosen Phantasiegebilden verschmolzen, und noch jetzt können solche im Geist dessen der sie schafft oder der sie vernimmt zur Wirklichkeit verfesten, ebenso wie in Tagen vorherrschender Verständigkeit die Menschen ihre Reflexionen für das Reale selber halten. Wir können hier eine feine Bemerkung von Strauß wiederholen. Livius, sagt er, findet die Ueberlieferung von religiösen Bräuchen die Numa angeordnet haben soll, und gibt sogleich pragmatisirend den Grund an: damit die Menschen etwas zu thun hätten und nicht in der Muße ausgelassen würden, und weil er die Religion für das beste Mittel gehalten die Menge zu zügeln. Er erzählt weiter daß Numa freie und geschlossene Tage (dies fastos et nefastos) angeordnet, weil es voraussichtlich manchmal gut sein könnte, wenn mit dem Volk nichts verhandelt werden dürfte. Diese Beweggründe waren sicherlich nicht die leitenden bei der Entstehung jener Ordnungen. Aber Livius glaubte es, und die Combination seines erwägenden Verstandes dünkte ihm so nothwendig daß er sie mit voller Ueberzeugung der Wirklichkeit vortrug. Die Volkssage erklärte die Sache anders, nämlich aus den Zusammenkünften Numa's mit der Göttin Egeria, die ihm offenbart habe was für Dienste den

Göttern die willkommensten seien. Und ich meine die Volkssage hatte die tiefere Wahrheit erfaßt daß in der Religions- und Staatsgründung ein göttlicher Wille durch den Menschen vollstreckt wird, oder wie Heraklit sagt daß ein göttliches Gesetz alle menschlichen nährt.

Ferner begleitet dann die Sage die Geschichte, sie schafft dem Geist derselben einen idealen Leib und offenbart Sinn und Bedeutung epochemachender Ereignisse in einzelnen strahlenden Bildern, die in der Wirklichkeit gründen, aber zum Ausdruck vom Charakter des Volks und der Zeit idealisirt werden. So stellt das Nibelungenlied den Mythus vom Völkerkampf und Völkeruntergang in der Völkerwanderung dar, statt vieler Begebenheiten während mehrerer Jahrhunderte Ein großartiges und herrliches Gemälde, und Dietrich von Bern wie er einsam unter den Trümmern steht, repräsentirt sein Volk das so schnell als ruhmreich aus der Geschichte verschwand. Der Mythus ist eine poetische Philosophie der Geschichte; die große Bedeutung einer Person oder einer That, der Zusammenhang mit andern Gebieten und Zeiten, der innewohnende Geist der Sache wird durch ihn symbolisch ausgesprochen. Die Phantasie nimmt die Läuterung der Zeit an den irdischen Dingen vor, indem sie das Vergängliche, das Unbedeutende schwinden läßt oder frei behandelt, und die Helden der Geschichte statt durch die Sage zu leiden, gehen in reinerm Licht wiedergeboren aus ihrer Werkstatt hervor. Wir erkennen aus den Mythen wie ein Moses und Lykurg, ein Muhammed und Alexander oder Karl der Große im Bewußtsein ihrer Zeitgenossen lebten und wie die nachwachsenden Geschlechter den Charakter und das Wirken dieser Männer ansahen. Wenn sich Mythen bilden, so beweist das immer daß unter dem Eindruck großer Persönlichkeiten neue Ideen im Volksgemüth auftauchen und nach Gestaltung ringen. Sehr richtig sagt Weiße: „Allerdings läßt sich nicht anders annehmen als daß jeder einzelne Zug der Sage auch auf einen einzelnen Urheber zurückweist; aber daß viele Einzelzüge zusammenwachsen können, das erweist sie fähig einem Volksglauben, einer Idee die für die Menschheit Wahrheit hat, zum Ausdruck zu dienen. Jeder Erzähler knüpft an die Geschichte und die folgenden halten sich an die Ueberlieferung, aber unwillkürlich verschmilzt ihnen Thatsache und Gedanke, und das Idealbild hat für sie die gleiche innere oder geistige wie factische Wahrheit. Mit welchem Laub- und Blüten-

schmuck duftiger Sagengewinde umgab das Griechenthum oft schon zur Zeit des Lebens, fast immer wenigstens sehr bald nach dem Tode fast jeden seiner großen Männer! Nicht etwa nur solche deren Thaten ohnehin schon zu dichterischer Fassung aufforderten, sondern auch Philosophen, Staatsmänner, Dichter, solche deren Schicksale sich in unbemerkter Einsamkeit verloren und nichts weniger als einen romantischen Charakter der Anschauung darboten. Und diese Sagen sind keine leeren Erfindungen, vielmehr liegt in ihnen ein nicht gering zu schätzender geistiger geschichtlicher Gehalt. Sie sind bestimmt die Geschichte im Einzelnen und Besondern auf entsprechende Weise zu ergänzen, wie die großen Mythenkreise, die von der Götter- und Heroenwelt reden, die Weltgeschichte im Ganzen und Großen nach rückwärts zu ergänzen und sie an das Ewige, aus dem alle Geschichte ihren Ursprung hat, zu knüpfen die Bestimmung haben. Sie enthalten bildlich ausgedrückt in sinnreicher kühner Symbolik geistige Bezüge und Charakterelemente der Begebenheiten, solche die nicht in unmittelbarer Thätigkeit erscheinen, und sich auch nicht in einer geschichtlichen Erzählung ohne jene tiefer gehende Reflexion mittheilen lassen, welche man Philosophie der Geschichte nennt. Sie enthalten recht eigentlich eben eine Philosophie der Geschichte, so eingekleidet wie die Zeitgenossen der Begebenheiten sie einkleiden mußten, wenn sie ihnen verständlich werden sollte, oder vielmehr wie der Geist der Geschichte sich für die Zeitgenossen ohne ihr Zuthun, ohne irgend eine Absichtlichkeit der Erfinder, selbst einkleidet um ihnen sich zu offenbaren."

So wirft denn nicht blos die Phantasie ihre bunten Bilder in eine ferne Vergangenheit, sondern ihr Verklärungstrieb will auch das Gegenwärtige in sein Ideal erhöhen, zerstreute Züge vereinigen und ergänzen und den Eindruck welchen Persönlichkeiten im Verlauf ihres Wirkens, welchen Ereignisse in der Mannichfaltigkeit ihrer Einzelheiten machen, in leichtfaßlichen Gesammtbildern ausprägen. Das geht nicht blos durchs Alterthum und Mittelalter, es erstreckt sich bis in die neueste Zeit. Ich erinnere nur daran wie die historische Kritik erwiesen hat daß Napoleon weder bei Arcole die Fahne ergriff, noch seine Soldaten bei Waterloo den Ruf erhoben: die Garde ergibt sich nicht, sie stirbt! Aber das Volk sah in dem jugendlichen Helden den Bannerträger um den es sich scharen wollte, und was es von ihm hoffte, was seiner würdig schien, das gewann in jenem

Schlachtbericht seine Form, gleichwie die Thaten der Garde einen angemessenen Schluß fanden; man glaubte die Erzählung, weil ihnen das Sachliche zu Grunde lag. In den officiellen Berichten die während des ersten Kreuzzugs an den Papst abgestattet wurden, ist Gottfried von Bouillon nicht erwähnt: die Krone in Jerusalem ward ihm erst angeboten, als mehrere andere Fürsten sie abgelehnt; sein Name aber ward als der des ersten Königs von Jerusalem allbekannt, und damit lag dem Volk die Annahme nahe daß er auch von Anfang an die Seele der Unternehmungen gewesen sei. Und dabei vermuthe ich daß die Lieder von seinen Thaten, die Erzählungen von seinem Antheil am Kreuzzug die weiteste Verbreitung und größte Theilnahme erlangten, und im Volksbewußtsein die Kunde von den andern Führern überwuchsen, weil in seinem Sinn und Wirken der Geist der Kreuzzüge den geeigneten Träger fand, und darum die Phantasie des Abendlandes ihn zu dem Helden gestaltete der das Fühlen und Wollen der Zeit verkörperte.

Endlich gehört noch die Anekdote in diesen Kreis. Sie schleift der Erzählung eine Spitze, wodurch dieselbe leicht in der Erinnerung haftet, aus dem Material der Wirklichkeit gibt sie durch treffende Einzelzüge, durch schlagende Worte den Charakteren oder Ereignissen eine handgreifliche Form, ein prägnantes Bild. Das Anekdotische gehört vorzugsweise in das Gebiet der Einfälle, deren absichtsloses Entstehen schon das Wort bezeichnet. Die Anekdote gibt im Einzelzug ein Bild des Ganzen, wie das Sprichwort die allgemeine Wahrheit in der Form einer Erfahrungsthatsache und damit am liebsten wieder in bildlicher symbolischer Redeweise ausdrückt. Eine Schwalbe macht keinen Sommer, sagte Aristoteles um anzudeuten daß die Tugend eine bleibende Gesinnung sei, und noch nicht durch eine oder die andere gute Handlung realisirt werde. Das Sprichwort sieht im besondern Fall das Ideale oder Allgemeine verwirklicht und stempelt ihn daher unmittelbar zum Ausdruck einer Erkenntniß; es ist dieselbe Verknüpfung oder lieber dasselbe ursprünglich gemeinsame Werden und Verwachsen des Realen und Idealen wie im Mythus; es ist ebenso das allen vorliegende Thatsächliche und das allen einwohnende Vernünftige, wodurch, indem beides sich verbindet, das Sprichwort mehr gefunden als ersonnen wird; absichtlich machen läßt es sich nicht, das treffende Wort wird nicht gesprochen damit es Sprichwort werde, sondern weil es so ist daß

ihm alle zustimmen, wird es von ihnen aufgenommen, wiederholt und ein Nationalgut.

So finden wir im Mythus wie in der Sprache Schöpfungen die mehr instinctiv als selbstbewußt und willkürlich aus der gemeinsamen Natur der Menschen hervorgehen; der gemeinsame innere Trieb, die gleiche Idee, die gemeinsamen Eindrücke führen auch zu einem gemeinsamen Ausdruck; wir erkennen einen geistigen Zusammenhang, kraft dessen der einzelne nicht etwas für ihn Absonderliches vollbringt, sondern wie ein Werkzeug des allgemeinen Geistes erscheint; wie die Bienen ihre Zellen bauen, so wirken viele zusammen. Den Gesetzgeber können wir dem Dichter oder Philosophen vergleichen, aber lange vor ihm bildet sich das Gewohnheitsrecht aus dem Zusammenwirken des sittlichen Gefühls und der Vorgänge des täglichen Lebens; es wird zur Grundlage auf welcher die bewußte Thätigkeit weiter baut, ordnend, ergänzend, nach der Idee gestaltend. Aehnlich ist es mit der Sprache und dem Mythus, dieser Urpoesie und Urphilosophie der Menschheit; auch sie gehen aus der Gemeinsamkeit hervor und bieten sich dann dem Genius als das Material seines denkenden dichtenden Schaffens.

Die Schrift.

Das Wesen des Geistes besteht nicht blos darin daß die Einheit des Selbstbewußtseins sich in der Fülle der Gedanken und Empfindungen erhält, sondern auch darin daß er diese in sich behält, daß alles was er einmal gethan oder erfahren sowol die Intensität seiner Kraft als den Umfang seines Wirkens erhöht und vermehrt und in ihm als Lebenselement besteht; was er einmal in sich aufgenommen oder aus sich hervorgebildet — und er bildet nichts aus sich hervor das er nicht zugleich anschauend, fühlend, denkend in sich aufnähme, er nimmt nichts in sich auf das er nicht zu einem Erzeugniß seiner eigenen, die Eindrücke innerlich gestaltenden Thätigkeit machte — es bleibt fortan sein eigen, und darauf beruht seine fortschreitende Entwickelung. Das meiste verschmilzt mit der Totalität des geistigen Lebens, manches aber

führt ein eigenes Dasein in ihm fort und tritt gerufen oder ungerufen als Vorstellung wieder in das Licht des Bewußtseins. So bewahrt er die Verknüpfung der Anschauungsbilder mit den Tonbildern, des Begriffs mit dem Wort. Aber wie der Gedanke Gestalt gewinnt im Laut, so verhallt er auch wieder sobald er vernommen ward. Später aus dem Innern aufs neue hervorgerufen wird er bald von seiner Bestimmtheit etwas verloren, bald bei dem beständigen Werdeproceß des Lebens eine andere Farbe gewonnen haben. Es gibt aber wichtige Gedanken, es gibt Ereignisse des äußern und innern Lebens die der Mensch bewahren, die er zu einem Gemeingut der Menschheit, zu einer Erbschaft kommender Geschlechter machen möchte; es gilt sie zu festigen, ihnen ein von dem Individuum und der wechselnden Ueberlieferung unabhängiges Dasein zu geben.

Wie die erste Regung des musikalischen und dichterischen Sinnes der Menschheit in der Sprachschöpfung aufgeht, so sehen wir die erste Bethätigung der bildenden Kunst in der Errichtung eines Denkmals, d. h. eines im Raum dauernden Werkes, an welches das Denken, die Erinnerung sich heftet, zunächst so daß es an einem bestimmten Ort ein Ereigniß bezeichnet. So errichtet Jakob einen Stein an der Stelle wo ihm die Himmelsleiter im Traum erschienen war; oder der Stein auf dem Grabe erinnert an den Helden, den Patriarchen, der unter ihm ruht. Oder es wird in der Aufzeichnung handelnder Individualitäten die Anschauung eines Ereignisses festgehalten. Dies würde nicht geschehen, wenn der Mensch noch in wort- und gedankenloser Dumpfheit vegetirte; — er knüpft sein Denken an das Mal, das seiner Erinnerung einen sichtbaren Halt und Ausdruck gibt.

Von diesem einigen Grund führen zwei Wege der Entwickelung weiter. Entweder wird das Werk für die Anschauung als solche möglichst befriedigend ausgebildet, sodaß sein Anblick dem Geiste genügt und die äußere Erscheinung das Innere ganz und unmittelbar offenbart, und es entsteht die bildende Kunst, welche in der räumlichen Form das Wesen der Dinge und die Ideale der Seele darstellt. Oder der im Wort gefaßte Gedanke ist die Hauptsache, ihn mitzutheilen wird beabsichtigt, das Werk ist nur ein Zeichen für denselben und wir haben den Anfang der Schrift.

Wie Musik und Poesie in der Stimme aus der Brust des Menschen hervorquillt und er zum Verständniß der Töne gelangt weil er sie zuerst selber hervorbringt und mit der sie ver-

anlassenden Empfindung vernimmt, so hat er in seinem eigenen Leib und in seiner Geberde auch die ursprüngliche Weise gegenwärtig wie ein inneres Sein, eine innere Bewegung räumliche Gestalt gewinnt und in die Sichtbarkeit tritt; er lernt von sich aus auch andere Körperformen auffassen, deuten, durch Nachbildung in einem äußern Material sie festhalten oder innern Anschauungen dauernde Gestalt geben. Die bildende Kunst will aber gerade daß das Werk in einem äußern Material auch unabhängig von seinem Urheber Bestand gewinne, und ein Gleiches will die Schrift. Wir können Empfindungen und Gedanken allerdings durch Bewegungen sichtbar machen, aber wir nennen dies nicht Geberdenschrift, sondern Geberdensprache; denn hier ist es die gegenwärtige Persönlichkeit die mit derselben Unmittelbarkeit lautlose, wie in der Sprache laut werdende Bewegungen macht, und die sichtbare Erscheinung nicht verharren läßt, sondern das Hervorgebrachte sofort wieder in sich zurücknimmt. Wenn wir daher wol von einer Geberdensprache, aber nicht von einer Geberdenschrift reden, so liegt darin das Gefühl daß die Sprache mit der lebendigen Persönlichkeit als deren unmittelbarer Ausdruck zusammenhängt, während die Schrift mittelbar durch die Darstellung in einem äußern Material den Gedanken offenbart, der dadurch aber einen objectiven Bestand für sich gewinnt. Der Drang hiernach, der in der Natur des Geistes liegt, ist der Quell der Schrift. Aber wenn auch ihre Anfänge aus einer ähnlichen innern Nothwendigkeit wie die Sprache entspringen, so herrscht in ihrer Ausbildung weit mehr die selbstbewußte Ueberlegung, der erfinderische zergliedernde Verstand, und wie die Civilisation mit ihrem Gebrauch zusammenhängt, so die Kunstdichtung und künstlerische Prosa in Geschichtschreibung, Beredsamkeit und freier Wissenschaft. So nennt auch Steinthal die Schriftbildung eine Urthat des menschlichen Geistes; er sieht in derselben das Werden der Cultur, die erst durch sie einen freiern Lauf nehmen kann, und sagt gewiß richtig: „Man wolle nur ja nicht die Schrift von Bedürfnissen des Verkehrs ableiten; nicht Krämer haben sie gebildet, sondern Priester und Könige."

Es ist das Verdienst Wilhelm von Humboldt's den Zusammenhang von Schrift und Sprache ans Licht gestellt und dabei die Stufen der Schriftentwickelung gezeigt zu haben. Wir betonen auch hier wieder daß der Gestaltungsdrang des Geistes durch die Phantasie vollzogen wird, die in der ursprünglichen Einheit

von Schrift und bildender Kunst allerdings am sichtbarsten waltet, aber auch in der eigentlichen Bilderschrift fortherrscht und als formende Thätigkeit niemals entbehrt werden kann; unsere Buchstaben sind aus Bildern hervorgegangen.

Wie wir sahen daß erst in der Sprache der Gedanke des Menschen sich bildet, so ist Schrift stets die Darstellung der schon im Wort ausgeprägten Ideen. Hier entsteht nun der Unterschied ob nur der Gedanke als solcher berücksichtigt wird und veranschaulicht werden soll, oder ob gerade seine sprachliche Form, die ihn offenbarenden artikulirten Laute in bestimmte Zeichen ausgeprägt werden. Im erstern Fall haben wir Ideenschrift durch Bilder und Figuren, im andern Lautschrift durch Buchstaben. Es ist klar daß nur die letztere dem Wort als solchem gerecht wird. Das Princip der Schrift hängt mit dem Sprachsinn zusammen; wo derselbe die Rede zu einem lebendigen Organismus gliedert, da will er sowol die sprachlichen Tonbilder als die Bestimmtheit, Ordnung und Beziehung der Worte in der Schrift befestigen, und dem genügt allein die Buchstabenschrift; wo ihm aber noch ein Wort der Empfindungsausdruck des Gedankens ist und den ganzen Satz vertritt, oder wo er blos noch Wörter gleich den Gegenständen als den Trägern von Eigenschaften und Handlungen nebeneinander stellt, da genügt ihm die Bilder- und Figurenschrift.

Das Anfängliche ist also historisch wie nach der Natur der Sache die Ideenschrift, und zwar wie sie noch ungetrennt von der Malerei erscheint. Eine Thatsache die ihm wichtig dünkt, eine äußere oder innere Erfahrung stellt der Mensch durch Abbildung der Begebenheit oder einzelner Gegenstände dar, gerade wie er den Eindruck der Anschauung in einem oder in mehreren Lauten hervorstieß. Schoolcraft in seinem Werk über die Indianer der Vereinigten Staaten gibt unter andern Beispielen solch malender Ideenschrift das folgende: Zwei Jäger die den Fluß hinaufgefahren waren, lagern am Ufer desselben, tödten einen Bären und fangen Fische. Das war eine That würdig daß niemand ihres Volks vorübergehen sollte ohne von ihr unterrichtet zu werden; auf einem Brett wird sie niedergeschrieben und dies als Denkmal aufgestellt. Der Vorübergehende sieht darauf zwei Kähne und über jedem ein Thier welches das Kennzeichen der Familie eines jeden jener beiden Jäger ist, und er weiß nun daß zwei Personen aus diesen Familien hier gelandet sind. Ein

Bär und sechs Fische sagen ihm was sie vollbracht haben. Steinthal sieht hierin mit Recht eine Stufe des Bewußtseins auf welcher dasselbe nur die einzelnen Dinge zum Inhalt hat, Subject und Prädicat noch nicht scheidet. Die Thiere leben ihm gar nicht für sich selbst, sondern nur für seine Jagd, seinen Fang; nur in diesem Verhältniß denkt er sie sich. Daher auch die vielen Möglichkeiten von Verhältnissen der gezeichneten Gegenstände, die uns hindern sogleich diejenige zu finden welche die wirklich vom Schreibenden gemeinte sei, für den Wilden gar nicht existiren. In unserm Bewußtsein liegen jene Gegenstände jeder für sich vereinzelt und fähig sich mit jedem zu verbinden; im Bewußtsein des Wilden liegt der Gegenstand oft gar nicht einzeln, sondern nur in einer geringen Anzahl von Complexionen, von denen jede, sobald zwei Elemente der Anschauung geboten werden, als Ganzes und sogleich ins Bewußtsein tritt. Daher die Verständlichkeit dieser Schrift.

Eine solche Ueberlieferung des Gedankenstoffs sind viele Bilder in Aegypten wie in Assyrien oder Mexico: sie stellen in Palästen oder an Gräbern Ereignisse aus dem Leben der Menschen dar, und es soll hier die Thatsache festgehalten und gelesen, nicht der anschauende Geist durch das Bild befriedigt werden; dieses ist noch Mittel, nicht Selbstzweck wie in der freien Kunst, wo es eine Idee durch die sichtbare Form so offenbart daß in dieser Form selbst das innere Wesen auf eine wohlgefällige Weise zur Erscheinung kommt, und gerade was sich in Worten nicht genügend ausdrücken läßt dem anschauenden Geist unmittelbar durch die Phantasie erschlossen wird.

Sobald der Geist aus den vereinzelten Sinneseindrücken sich in seine eigene Sphäre, in die der Freiheit und Allgemeinheit erhebt, und Vorstellungen bildet die stets eine Fülle wirklicher Gegenstände unter sich begreifen, gibt er ihnen einen Träger im Wort, das nun gar nicht mehr unmittelbar sinnlich dargestellt werden kann. Die Vorstellung des Baums in ihrer Allgemeinheit, wie sie Laub- und Nadelholz in sich befaßt, kann durch die Bilderschrift nicht ausgedrückt werden, man muß eine bestimmte Art statt der Gattung setzen, wie bei den Aegyptern ein Habicht den Vogel, eine Palme den Baum bezeichnet. Die Anschauung ist damit zum Zeichen und Träger des Begriffs geworden, sie gilt nicht mehr für sich, sondern drückt auf eine übereinkömmliche Weise die viel allgemeinere Vorstellung aus. Dies genügt freilich

nicht, und darum treibt das Bedürfniß des Geistes über die Ideenschrift mittels äußerer Gegenstände zur eigentlichen Wort- und Lautschrift.

Zunächst aber bleibt der Geist noch auf einer Zwischenstufe stehen, auf welcher die Ideen in ihm selbst durch Naturgegenstände erweckt und darum auch von Haus aus mit diesen verknüpft und in ihrer Form dargestellt werden. Dies ist der Ursprung des Symbols; wie in der Sprache erscheint es auch in der Schrift. Die Welt ist ein sichtbarer Ausdruck göttlicher Gedanken, Natur und Geist sind aus einem Lebensgrund hervorgegangen und entsprechen einander, und darum ist die Kunst die Vergeistigung des Sinnlichen, die Versinnlichung des Geistigen, sodaß beide ineinander aufgehen. Das Symbol ergreift den Naturzusammenhang oder Naturanklang des Idealen um es durch denselben kund zu geben; es ist darum nicht willkürlich erfunden, sondern glücklich gefunden, es ist nicht übereinkömmlich angenommen, sondern durch die Natur der Dinge, durch die Analogien des Sinnlichen und Geistigen gegeben. Indem wir jemandem die Hand reichen, legen wir das Organ unserer Thätigkeit in das seine, und so ist auch unser Wille mit dem seinen verbunden; wir fühlen die Liebe im Herzen, darum wird es ihr Symbol; wir haben durch das Licht in der Helligkeit der Außenwelt die Analogie für die Klarheit des Bewußtseins. So schreibt der Aegypter die Gerechtigkeit, welche das rechte Maß gibt, durch das Symbol der Elle, so sind zwei verbundene Herzen dem Wilden die Bezeichnung der Freundschaft.

Die malende Schrift, mag sie nun direct oder symbolisch darstellen, bleibt noch immer vom Wort gelöst und ist mehr eine Gedächtnißhülfe für dasselbe. Die Wilden haben geschriebene Liebes-, Jagd- und Kriegslieder, aber man muß sie auswendig wissen um sie entziffern zu können; man weiht durch die Ueberlieferung der Worte in das Verständniß der Schrift ein. Wir geben ein Beispiel. Bild eines Mannes mit Flügeln statt der Arme = o hätte ich die Schnelligkeit des Vogels; ein Krieger unter einem blauen Stern = ich sehe nach dem Morgenstern; bewaffnete Krieger unter dem Himmel, den ein Bogen bezeichnet = ich weihe meinen Leib dem Kampf; ein Adler über dem Himmel = der Adler fliegt in der Höhe; ein Krieger liegend mit dem Pfeil in der Brust = ich bin zufrieden, wenn ich unter

den Erschlagenen liege; ein himmlischer Genius = die Geister oben rühmen meinen Namen.

Die Knotenschnüre sind gleich den Kerbstöcken nur conventionelle Zeichen, die man willkürlich mit Gedanken verknüpft; man muß über die Bedeutung vorher übereingekommen sein, an sich ist kein Zusammenhang zwischen der Idee und dem Ausdrucks- oder Erinnerungsmittel vorhanden.

Sobald die Sprache durch eine bestimmte Folge der Wörter ihre Beziehungen zueinander ausdrückt, selbst wenn diese an ihnen noch nicht durch Beugung formal gesetzt ist, muß sich auch das Verlangen zeigen die einzelnen Worte zu schreiben. Die ursprüngliche Sprache ist einsilbig, die Wortschrift damit Silbenschrift. Der Fortgang ist der daß man für das Bild des Gegenstandes dessen Abbreviatur setzt, einige Grundlinien hervorhebt, und daß man bei verschiedenen Bedeutungen eines Worts die abstractere oder unsinnliche durch die sinnliche gleichfalls ausdrückt, wie wenn wir das Verbum wagen durch einen Streitwagen bezeichnen wollten. Die Aegypter schreiben den Begriff Herr durch einen Korb, weil neb Herr und Korb heißt. Die chinesische Schrift hat zunächst eine Figur für jeden der 450 artikulirten Laute, die ihre Sprache ausmachen; jeder aber gewinnt durch seine Betonung oder durch den Zusammenhang verschiedene Bedeutungen; man stellt nun neben das Lautzeichen des einsilbigen Wortes die Figur der Sache die es gerade bedeuten soll. Aehnlich unterscheidet auch im Englischen mehr die Schrift als die Aussprache ob der Laut reit schreiben, Recht, Ritus (write, right, rite) ausdrückt. Nun wird aber sowol die Einbildungskraft als der Verstand gereizt auf Mittel zu sinnen wie man Dinge darstellen soll die sich weder zeichnen noch durch ein Symbol ausdrücken lassen. Man setzt mehrere Gegenstände zusammen deren Umrisse deutlich sind, und aus deren Beziehung das Beabsichtigte hervorgeht. Der Aegypter bezeichnet den Durst durch ein zum Wasser laufendes Kalb, den Honig durch ein Gefäß mit einer Biene, Führung, Leitung durch einen Arm mit einer Peitsche. Besonders haben die Chinesen auf diese Art die Vorstellungen analysirt und ihre Ansichten von der Natur der Dinge, namentlich auch der sittlichen Begriffe, veranschaulicht. Sie schreiben Strafe durch die Figuren für Verbrechen, Richterspruch und Schwert, fürchten durch Herz und weiß, Charakter durch Herz und geboren, Meinung durch Herz und Ton, bedenken und lieben

durch Herz und verbergen. Es ist dies das Analogon der Sprachstufe welche neben ein Wort noch andere Wörter stellt oder ihm anhängt um seine Beziehung auszudrücken.

Derselbe große Unterschied wie zwischen anorganischen und organischen oder flectirenden Sprachen waltet zwischen der Ideen- und der Lautschrift. Daß beide eintreten ist eine geniale Geistesthat, die etwas Neues schafft. Es ist ein Höhepunkt des Sprachgefühls den Laut in seine Elemente zu zerlegen und ihn durch die Zeichen derselben dem Auge zu veranschaulichen; es ist eine große Entdeckung daß die Worte aus wenigen für sich darstellbaren Lautelementen bestehen, auf deren mannichfaltiger Verbindung der ganze Reichthum der Sprache, die ganze Fülle der articulirten Töne beruht. Je mehr der musikalische Tonsinn lebendig war, je weniger man den Lautausdruck für gleichgiltig in Bezug auf den Gedanken hielt, desto mehr mußte man seine Bezeichnung erstreben. Die Ideenschrift wendet sich an die Anschauung und den Verstand, sie ist allgemein zu verstehen, sie ist eine Pasigraphie, welche den Begriff darstellt unbekümmert um den Laut des Worts, sodaß sie für verschiedene Sprachen dieselbe ist; auf dieser Allgemeinheit, die sie auch den musikalischen Noten vergleichbar macht, beruht ihr Ungenügen für die Bestimmtheit des Gedankens in der Sprache. Erst die Buchstabenschrift drückt nicht blos den Laut und den Gedanken ebenso untrennbar aus wie sie im Wort selber verbunden sind, sie ist auch fähig die feinen formalen Umbildungen der Wörter im Organismus des Satzes wiederzugeben. Darum ist sie Erforderniß der organischen Sprache und tritt ein sobald diese nach äußerer Feststellung trachtet.

Ueber die Ideen- und Buchstabenschrift äußert sich Humboldt also: „Die Individualität der Wörter, in deren jedem immer noch etwas anderes als blos seine logische Definition liegt, ist insofern an den Ton geheftet als durch diesen unmittelbar in der Seele die ihnen eigenthümliche Wirkung geweckt wird. Ein Zeichen das den Begriff aufsucht und den Ton vernachlässigt, kann sie mithin nur unvollkommen ausdrücken. Ein System solcher Zeichen gibt nur die abgezogenen Begriffe der äußern und innern Welt wieder, die Sprache aber soll diese Welt selbst, zwar in Gedankenzeichen verwandelt, aber in der ganzen Fülle ihrer reichen bunten und lebendigen Mannichfaltigkeit enthalten.“ Humboldt erinnert daran wie man auch in der Ideenschrift schon die Worte, nicht wortlose

Begriffe vor sich hat, wie daher der Laut doch seinen Einfluß übt, und wie sie doch gleich einer Lautschrift von den meisten gebraucht wird, welche die den Wörtern entsprechenden Zeichen mechanisch kennen lernen und sie anwenden ohne den logischen Schlüssel ihrer Bildung zu beachten. Da man aber doch der Geltung, dem Zusammenhang ihrer Zeichen nach Begriffen nachgehen, den Gedanken gleichsam mit Uebergehung des Lauts unmittelbar bilden kann, so wird sie dadurch zu einer eigenen Sprache, und schwächt den natürlichen vollen und reinen Eindruck der wahren und nationellen. „Sie ringt auf der einen Seite sich von der Sprache überhaupt, wenigstens von einer bestimmten frei zu machen, und schiebt auf der andern dem natürlichen Ausdruck der Sprache, dem Ton, die viel weniger angemessene Anschauung durch das Auge unter. Sie handelt daher dem instinctartigen Sprachsinn der Menschen gerade entgegen, und zerstört, je mehr sie sich mit Erfolg geltend macht, die Individualität der Sprachbezeichnung, die allerdings nicht blos in dem Laut einer jeden liegt, aber an denselben durch den Eindruck gebunden ist den jede bestimmte Verknüpfung artikulirter Töne unleugbar specifisch hervorbringt. Das Bemühen sich von einer bestimmten Sprache unabhängig zu machen, muß, da das Denken ohne Sprache einmal unmöglich ist, nachtheilig und verödend auf den Geist einwirken.“

„Die Buchstabenschrift ist von diesen Fehlern frei, einfaches durch keinen Nebenbegriff zerstreuendes Zeichen des Zeichens, die Sprache überall begleitend ohne sich ihr vorzudrängen oder zur Seite zu stellen, nichts hervorrufend als den Ton, und daher die natürliche Unterordnung bewahrend, in welcher der Gedanke nach dem durch den Ton gemachten Eindruck angeregt worden, und die Schrift ihn nicht an sich, sondern in dieser bestimmten Gestalt festhalten soll. Durch dies enge Anschließen an die eigenthümliche Natur der Sprache verstärkt sie gerade die Wirkung dieser, indem sie auf die prangenden Vorzüge des Bildes und Begriffsausdrucks Verzicht leistet. Sie stört die reine Gedankennatur der Sprache nicht, sondern vermehrt vielmehr dieselbe durch den nüchternen Gebrauch an sich bedeutungsloser Züge, und läutert und erhöht ihren sinnlichen Ausdruck, indem sie den im Sprechen verbundenen Laut in seine Grundtheile zerlegt, den Zusammenhang derselben untereinander und in der Verknüpfung zum Wort anschaulich

macht, und durch die Fixirung vor dem Auge auch auf die hörbare Rede zurückwirkt."

Wie wir zuerst durch die Entzifferung einiger Königsnamen es erfahren haben daß die Aegypter neben der unmittelbar abbildenden und der symbolischen Darstellungsweise auch Buchstabenschrift bei ihren Hieroglyphen anwandten, so ist das wahrscheinlich auch zuerst bei Eigennamen geschehen. Das Princip aufzustellen war eine jener Thaten welche sich durchaus nicht durch den Proceß allmählicher Fortentwickelung erklären lassen, sondern welche, allerdings wohl vorbereitet und vom Drang der Zeit gefordert, eine neuschöpferische Persönlichkeit voraussetzen. Man zerlegte also das Wort in seine Lautelemente und bezeichnete jedes derselben durch einen Gegenstand der mit diesem Laut anfängt; im Deutschen würde man demgemäß L durch Löwe, H durch Haus schreiben. So geschah denn in dem ältesten Culturlande auch der entscheidende Schritt für eine wirklich genügende Schrift; und wie sogleich nach den Aegyptern die Semiten die Culturträger wurden, so bildeten diese auch die Buchstabenschrift weiter aus. Die assyrische Keilschrift bezeichnet Silben durch Figuren, welche in ihren Stellungen wechselnde Keile hervorbringen; sie ist der Abschluß eines uralten und vortrefflich durchgeführten übereinkömmlichen Zeichensystems; sie ward bei Denkmalen angewandt; aber für den Verkehr des Lebens selbst eignete sich die phönizische Buchstabenschrift, die auf jenem ägyptischen Princip beruht den Laut durch das Bild eines mit ihm anfangenden Wortes darzustellen, wie die Namen der Buchstaben das noch festhalten: aleph heißt Stier, beth Haus, gimel Kameel; statt des ganzen Gegenstandes aber gab man seine Abbreviatur, den Stierkopf, eine äußere Umrißlinie des Hauses, den Kameelhals oder einen Höcker u. s. w., und auch das ward wieder zu festen und einfachen Linien durch den Gebrauch selbst ermäßigt. Der arische Geist nahm die semitische Erfindung auf, und der hellenische Genius verfuhr mit ihr wie mit aller orientalischen Ueberlieferung: er eignete sie sich an und gab ihr das Gepräge seiner intellectuellen Macht und Freiheit, er führte sie vom blos Nationalen zum Weltgültigen; er ließ einige Lautbezeichnungen fallen und führte neue ein. Und wie die Römer die griechische Kunst, wenn auch mit kleinen-Modificationen, aufnahmen, über die Erde verbreiteten und der Nachwelt vermittelten, so thaten sie auch mit dem Alphabet. Die Arier in Indien

auf der einen, die Araber auf der andern Seite haben das ursprüngliche Alphabet für sich weiter entwickelt, aber die europäische Schrift, wie sie fähig ist die asiatischen Idiome auszudrücken, so wird sie auch maßgebend für die Völker die von japhetidischen Händen die Fackel der Civilisation empfangen. Unsere sogenannte deutsche Schrift ist der Nachlaß einer mönchischen Vereckigung der lateinischen, die einmal im spätern Mittelalter allgemein war, von den meisten Völkern längst aufgegeben ist und auch bei uns schon vielfach dem Ursprünglichen und Bessern wieder weicht. Wenn Bunsen in der Structur des griechischen Verbums denselben Schönheitssinn erkennt der vom Parthenon und vom Zeus des Phidias so unvergleichlich uns entgegenstrahlt, so dürfen wir sagen daß wie durch Hellas das Humane, das Menschenwürdige zuerst in reiner Form hervortrat, auch die orientalische Schrift ihr menschheitliches Gepräge erhielt. Dadurch war sie fähig dem Reichthum und der Feinheit der Sprache ein Genüge zu thun.

Sahen wir die Stufen der Schriftbildung analog denen der Sprachentwickelung, so fragen wir jetzt welchen Einfluß die organische Sprache selbst durch die ihr genügende Buchstabenschrift erfährt. Zunächst erhalten durch die Unterscheidung der Lautelemente diese selbst eine reine scharfbestimmte Form; der Mensch wird inne daß er nach seiner Seelenanlage, mit seinem Willen den Laut artikulirt, und mit Abschneidung des unbestimmten Tönens, mit dem im ungebildeten Sprechen ein Laut in den andern überfließt, wird hier jeder richtig begrenzt, und damit das Ohr wie die Sprachwerkzeuge an Bestimmtheit und Feinheit gewöhnt. Und es ist nicht zu viel gesagt, wenn Humboldt noch hinzufügt daß durch das Alphabet einem Volk eine ganz neue Einsicht in die Natur der Sprache aufgeht. „Da die Artikulation das Wesen der Sprache ausmacht, die ohne dieselbe nicht einmal möglich sein würde, und der Begriff der Gliederung sich über ihr ganzes Gebiet, auch wo nicht blos von Tönen die Rede ist, erstreckt, so muß die Versinnlichung und Vergegenwärtigung des gegliederten Tons vorzugsweise mit der ursprünglichen Richtigkeit und der allmählichen Entwickelung des Sprachsinns im Zusammenhange stehen.“ Nur die Buchstabenschrift vermag ferner das sinnlich-geistige Wesen der Sprache, den Anklang des Tons an den Gedanken und die Ineinsbildung beider im Wort zu fixiren; sie gibt dadurch dem Schwebenden und Wechselnden der münd-

lichen Rede einen dauernden Halt, sie bindet die Gegenwart und Zukunft an die Vergangenheit und befriedigt auch dadurch den geschichtlichen Sinn, auf welchem die Ausbildung der Culturvölker im Gegensatz zu dem Kreislauf der Natur oder dem gedächtnißlosen Treiben der Wilden in der Wiederholung des gewohnheitsmäßigen Lebens oder zu dem Auflodern und Wiederverlöschen der Bewegungskraft unter den turanischen Steppennomaden beruht. Aber die Buchstabenschrift versagt sich auch der Neuerung nicht, sie schmiegt sich den Lautveränderungen im Wachsthum der Sprache selber an, oder gestattet ihr sich über der ursprünglichen Niedersetzung mit modificirtem Ton zu bewegen.

Die Buchstabenschrift hängt in logischer Beziehung mit der Gliederung der Rede zusammen, sie ist Trennen und Verbinden, Unterscheiden und Beziehen, sie vermag die Flexion der Worte auszudrücken und schärft damit wieder den Sinn für dieselbe. Die Schriftsprache bewahrt und erhält was sich im Volksmunde dialektlich längst abgeschliffen und verwischt hätte, und indem ich Schriftsprache sage, bezeichnet das Wort schon das gewonnene Neue: die Sprache der Bildung, der Civilisation, die das Gesetzliche, das höher Entfaltete und Schöne feststellt und aus der mundartlichen Mannichfaltigkeit das sichtend aufnimmt was als gemeinsam nationales Gut zu achten ist. So ist sie auch in einem größern Volke über die Stammesverschiedenheiten hinaus das Mittel der Verständigung, das Werkzeug künstlerischer Gestaltung und wissenschaftlicher Darstellung.

Was Humboldt endlich über den Rhythmus und seinen Zusammenhang mit der Buchstabenschrift sagt, führt uns ganz auf das ästhetische Gebiet. „Das reine und volle Hervorbringen der Laute, die Sonderung der einzelnen, die sorgsame Beachtung ihrer eigenthümlichen Verschiedenheit kann da nicht entbehrt werden wo ihr gegenseitiges Verhältniß die Regel ihrer Zusammenreihung bildet. Es hat gewiß rhythmische Dichtung bei allen Nationen vor dem Gebrauch einer Schrift gegeben, auch regelmäßige Silbenmessung bei einigen, und bei wenigen, vorzüglich glücklich organisirten, hohe Vortrefflichkeit in dieser Behandlung. Es muß diese aber unleugbar durch das Hinzukommen des Alphabets gewinnen, und vor dieser Epoche zeugt sie selbst schon von einem solchen Gefühl der Natur der einzelnen Sprachlaute, daß eigentlich nur das Zeichen dafür noch mangelt, wie auch in

andern Bestrebungen der Mensch oft erst von der Hand des Zufalls den sinnlichen Ausdruck für dasjenige erwarten muß was er geistig längst in sich trägt. Denn bei der Würdigung des Einflusses der Buchstabenschrift auf die Sprache ist vorzüglich das zu beachten daß auch in ihr zweierlei liegt, die Sonderung der artikulirten Laute und ihre äußern Zeichen. Wo auch noch ohne den Besitz alphabetischer Zeichen durch die hervorstehende Sprachanlage eines Volks jene innere Wahrnehmung des artikulirten Lauts (gleichsam der geistige Theil des Alphabets) vorbereitet und entstanden ist, da genießt dasselbe schon vor der Entstehung der Buchstabenschrift eines Theils ihrer Vorzüge. Daher sind Silbenmaße, die sich wie der Hexameter und der sechzehnsilbige Vers der Slokas aus dem dunkelsten Alterthum her auf uns erhalten haben, und deren bloßer Silbenfall noch jetzt das Ohr in einem unnachahmlichen Zauber wiegt, vielleicht noch stärkere und sicherere Beweise des tiefen und feinen Sprachsinns jener Nationen als die Ueberbleibsel ihrer Gedichte selbst. Denn so eng auch die Dichtung mit der Sprache verschwistert ist, so wirken doch natürlich mehrere Geistesanlagen zusammen auf sie; die Auffindung einer harmonischen Verflechtung von Silben-Längen und Kürzen aber zeugt von der Empfindung der Sprache in ihrer wahren Eigenthümlichkeit, von der Regsamkeit des Ohrs und des Gemüths durch das Verhältniß der Artikulationen dergestalt getroffen und bewegt zu werden daß man die einzelnen in den verbundenen unterscheidet, und ihre Tongeltung bestimmt und richtig erkennt."

Die Ausbildung des Homerischen Hexameters ist ohne Auffassung der Lautelemente schwer denkbar. Wenn auch der musikalische Sprachsinn an einem unwillkürlich rhythmischen Erguß seine Freude haben und denselben wissentlich wiederholen konnte, wenn schon die alten Griechen sagten daß die Natur selbst den heroischen Vers gelehrt habe, und derselbe aus den Lautverhältnissen der griechischen Sprache wie eine schöne Blüte erwächst, so ist doch die kunstverständige und feinsinnige Durchbildung und die ordnungsvolle Freiheit, die der individuellen Triebkraft Raum gebende Gesetzlichkeit desselben nicht ohne eine klare Erkenntniß der besondern Elemente, nicht ohne eine Würdigung der Vocale und Consonanten verständlich, die das unterschiedene Hervortreten derselben voraussetzt. So kann auch das bloße Naturgefühl an Alliterationen ein Wohlgefallen haben und von ihnen sinnig

berührt werden, aber daß man einen wiederkehrenden Vers darauf baut, wie im Altdeutschen geschehen ist, das ist nur möglich wenn das Sprachbewußtsein bereits zur Zerlegung der Worte in Buchstaben vorgedrungen ist. Indem man den Anlaut, den ersten Buchstaben der Worte, erkannte und absonderte, lag es nahe ihm in der Rune auch ein Zeichen zu erfinden, und aus solchen Zeichen auch wieder ganze Wörter zusammenzusetzen.

Volkspoesie ist möglich ohne Schrift und die Sagenbildung hat ihre rechte Zeit vor der Literatur, aber sobald das Dichten als eigentliche Kunst geübt wird, bedarf es der Schrift. Homer mag uns den Uebergang bezeichnen. Ich glaube keineswegs daß er die Ilias und Odyssee aufgeschrieben habe, denn von einer Inschrift bis zu so viel tausend Versen ist noch ein großer Schritt im Schriftgebrauch; metrische Licenzen mußten durch die mündliche Betonung gut gemacht werden, und die Aussprache des Griechischen selbst war verändert zu der Zeit als man die Homerischen Gedichte niederschrieb im Vergleich mit den Tagen ihrer Entstehung: das Digamma ward anfangs noch ausgesprochen und hat seine Rolle im Versbau, fand aber in keiner Handschrift einen Platz, weil es später nicht mehr gehört ward. Aber ich glaube nicht daß in einer Periode vor der Buchstabenauffassung überhaupt der Homerische Vers so vollendet durchgebildet worden wäre, mochten immerhin die einzelnen Gesänge in lebendigem Vortrag geboren und dem wiederholenden Gedächtniß anvertraut sein. Eine Pindar'sche Strophe indeß verlangt vollends daß der Dichter sie vor Augen hatte, und für die kunstreiche Durchbildung eines Dramas ist die Schrift unentbehrlich. Sie stellt die einzelnen Theile des Werkes fest, gewährt bei fortschreitender Arbeit den Rückblick auf sie, gestattet die Umbildung des Einzelnen nach dem Wachsthum des Ganzen, und macht ein schönes wohlerwogenes Ganzes möglich im Ebenmaß der Theile und in der Wechselbeziehung der Glieder. Die Einheit des Homerischen Epos gleicht doch mehr der Krone des Baumes, wo die innere Triebkraft die Aeste rechts und links mit gleicher Stärke wachsen läßt, und der eingeborene Schönheitssinn führt alles Besondere zusammen; aber jene dem animalischen Organismus verwandte in sich geschlossene Einheit des Dramas oder jeder echten Kunstdichtung kann das Frühere und Spätere gleich den Pulsadern und Venen nur dann ineinander überführen,

wenn sie so klar für sich bestehen wie nur das Niederschreiben es mit sich bringt.

Der Volksdichter schafft und wirkt aus dem Geist des Ganzen, er ist sich nicht eines besondern Inhalts bewußt, er ist des Herzensantheils seiner Hörer gewiß, und kann ihrer Zustimmung, ihrem aufnehmenden Gemüth sein Lied vertrauen; aber der wiederholende kann auch vom Seinen hinzuthun, oder er wird weglassen was ihm unnöthig, was ihm ungehörig dünkt, denn auch er ist ein Glied des Ganzen, und dies ist in der Erzeugung des Werkes thätig. Wer aber seine von andern unterschiedene Individualität poetisch darstellen, wer seine eigenthümliche Weltauffassung vortragen will, der soll seinem Werk erst Antheil gewinnen, der soll und will ihm auch den unabänderlichen Stempel seiner Persönlichkeit aufdrücken; deshalb setzt die Dichtkunst oder genauer die Kunstdichtung die Schrift voraus, und die Schrift führt den phantasiebegabten Genius zu ihr hin. Aehnlich sind ein Solon und Perikles als Volksredner gewaltig wie ein Homer als Sänger; die Redekunst eines Isokrates und Demosthenes lehnt sich an die Schrift.

Schon Friedrich August Wolf hat in seinen Homerischen Untersuchungen richtig bemerkt daß der Gebrauch der Schrift im gewöhnlichen Leben zur Prosa und deren Ausbildung führt, also mit dem Beginn einer prosaischen Literatur zusammentrifft. Jetzt werden die Ereignisse aufgezeichnet wie sie geschehen sind, und nicht mehr der umgestaltenden mündlichen Ueberlieferung, der Sage, überlassen, und an die Stelle derselben tritt die Geschichte. Es sind die Denkmale, es ist die Schrift auf welche die Geschichtsdarstellung sich gründet, und ein helles geschichtliches Leben selbst beginnt erst da wo die Buchstabenschrift allgemein wird. Lykurg und Solon, die großen Verfassungsgründer, verwenden die Schrift zur Aufzeichnung ihrer Satzungen, und zur Sitte tritt das Gesetz. Durch die Schrift erhalten die Ordnungen des Staats, die Gesetze und das Recht des öffentlichen wie des privaten Lebens eine feste, objective Form, und im aufgezeichneten Vertrag gewinnt der Geschäftsverkehr seine sichere Grundlage. Nun ist es dem einzelnen möglich auch in die Ferne mit seiner bestimmten Willensmeinung zu wirken. Nun vermacht ein Geschlecht dem andern seine Errungenschaft, sodaß das geschriebene Wort nicht mehr blos im Gedächtniß der einzelnen, sondern der Menschheit niedergelegt ist und seine Wesenheit für die Jahrhun-

derte bewahrt. Daß das metrische Band den Worten eine unverrückbare Stellung gibt und die rhythmisch geformte Rede sich unveränderlicher dem Hörer einprägt, war sicherlich auch ein Grund für die Anwendung des Verses zur Darstellung religiöser und wissenschaftlicher Ideen im Alterthum. Indem die Schrift eine gleiche, ja größere Sicherheit der Ueberlieferung gewährte, gab sie der Wissenschaft ihre volle Freiheit in der Wahl der Worte nach Maßgabe der Sache und der Erkenntniß, und der künstlerische Sinn konnte sich nun auf die Composition des großen Ganzen wenden, wie er früher von der Poesie des einzelnen Wortes zu der des Verses in Bildern und Rhythmen vorgeschritten war. Die Poesie hat durch die Schrift also nicht verloren, sondern gewonnen, und was auf frühern Stufen das Ziel der Phantasiethätigkeit war, ist auf der höhern nicht verschwunden, sondern das Mittel und Material für die kunstgerechte Gestaltung umfassender Werke.

Die Naturvölker.

Der Mensch ist Geist und Natur zugleich; eingefügt in den beharrlichen Kreislauf des Lebens und leiblich den Gesetzen der Materie unterthan ist er zugleich innerlich ein selbstkräftig wollendes Princip, das sein eigenes Wesen zu seiner That machen, seine Anlage ausbilden und verwirklichen, in Selbstvervollkommnung voranschreiten soll. Wir haben in dem Unterschied der Geschlechter das Verhältniß daß beim Weibe die Natur, die Fülle des unbewußt bildenden und gemüthlichen Lebens, bei dem Manne der Geist, das sich selbst und die Welt erfassende und bestimmende Denken und Wirken vorwiegt; wir haben im Unterschied der Nationen solche die wir als Naturvölker im Gegensatz zu den geschichtlichen bezeichnen. Jene sind abhängig von den Einflüssen der Außenwelt, sie genießen was ihnen von dieser geboten wird, sie thun wozu sie von ihr genöthigt sind; sie folgen ihren Eindrücken und sind der wechselnden Gefühle Spiel; wie der Kreislauf des Jahres sich wiederholt, so leben auch sie ohne große Veränderung dahin, Anschauungen und Sitten sind ihnen durch Gewohnheit eine zweite Natur, unter deren Botmäßigkeit sie stehen. Die geschichtlichen Völker dagegen machen durch ihre Arbeit die Naturverhältnisse zu Bedingungen der Cultur; der Geist hat sein Wesen in der Freiheit, er bestimmt sich selbst und will sich in der Welt geltend machen, erkennend und handelnd sie unterwerfen, sich in ihr darstellen. Statt der Ruheliebe und dem Genuß des Augenblicks tritt die Sorge für die Zukunft ein; sie spornt zu immer neuer Thätigkeit, und die Völker tragen den Fluch der Arbeit, sie essen ihr Brot im Schweiß des Angesichts, aber sie ernten auch den Segen der Arbeit indem sie zur Entfaltung ihrer Kraft gelangen, zu selbstbewußter Bildung voranschreiten, einen Halt in sich gewinnen und in stetigem Empor-

gang zu höhern Ideen und Lebensformen die Geschichte als solche hervorbringen.

Dies ehrenvoll beschwerliche Los ist bis jetzt den Weißen, der sogenannten kaukasischen Rasse zugefallen, die man deshalb im Unterschied von den Farbigen, den mehr passiven Menschen, als die activen bezeichnet hat; doch ist der Unterschied ein fließender. Denn verhalten sich auch Natur und Geist wie Sein und Werden, so gibt es doch kein ruhiges Sein, welches in seiner Bestimmungslosigkeit der Tod wäre, und es ist doch alles Werden die Entwickelung und Bewegung eines Seienden. Darum hat auch die Natur ihre Geschichte; es sind lebendige Kräfte welche die materielle Welt zur Erscheinung bringen und in ihrem gesetzlichen Zusammenwirken Neues und Neues hervorrufen; die Erde selbst hat im Lauf von Millionen Jahren die Gestalt gewonnen welche sie zum Wohnsitz der Menschen geeignet macht. Darum hat auch der Geist seine bestimmten Grundlagen, sein nothwendiges Wesen, seine unüberschreitbaren Ordnungen. Und wie die Erde in ihrem Gang um die Sonne nie wieder an den alten Ort kommt, weil während sie ihre Ellipse beschreibt, die Sonne selbst sich fortbewegt, und darum die Linie zur Spirale wird, so bewahrt andererseits die Geschichte den Zusammenhang der Zeiten und Geschlechter, jeder Mensch muß von Neuem beginnen, centrale Principien beherrschen jede Bewegung und die Persönlichkeiten wechseln im Kreislauf von Geburt und Tod; sodaß auch hier der Fortschritt sich nicht in der geraden Linie vollzieht, sondern in der Spirale, in Ringen, die sich um den Mittelpunkt erweitern, die eine Achse umkreisend an ihr emporsteigen.

Die bildungskräftigern Völker sind damit weder die sittlich edlern noch die glücklichern; den feinern Lebensgenüssen gesellen sich tiefere Schmerzen der Sehnsucht, des Entbehrens, der geistigen Kämpfe, und höhere Reize werden zu stärkern Verlockungen. Die Cultur stirbt ab, wenn sie der Erfrischung durch die Natur verlustig geht. Die activen Völker, indem sie die passiven begeistigen, stärken damit sich selbst, und die passiven, zu neuer Thätigkeit berufen, treten ein in den Proceß der menschheitlichen Entwickelung. Wir stehen am Beginn einer Periode welcher diese Aufgabe einer wechselseitigen Durchdringung gestellt ist. Noch können wir an einzelnen Gruppen der Naturvölker die frühern Stufen des Lebens studieren, über welchen die Geschichte ihr Reich erbaut, sowie uns die verflossenen Zeiträume

der Erdbildung in den mannichfaltigen Schichten bezeugt und kund werden, die sich im Innern übereinander, bei Durchbrüchen, Hebungen und Senkungen nebeneinander an der Oberfläche lagern.

Der geschichtliche Mensch bearbeitet die Natur, der Acker gibt ihm festen Halt am Boden, mit dem Eigenthum die Bedingung der Rechtsentwickelung; in der Frucht des Feldes hat er zugleich die Frucht seiner Thätigkeit, und sieht er den Zweck derselben, den er der Natur setzte, erreicht. Dagegen ist der Naturmensch abhängig von ihr, indem er nimmt was sie ihm bietet. Seine Verhältnisse gestalten sich danach ob er im Wald, an der Küste, in der Steppe wohnt, ob er als Jäger, Fischer oder Hirt Nahrung und Kleidung gewinnt. Aber gerade damit hängt schon ein Fortschritt des geistigen Lebens zusammen.

Die Ueberfülle der Tropenwelt ruft die Arbeitskraft des Menschen nicht auf und die Hitze erschlafft und führt zur Ruheliebe; die Polarzone dagegen läßt in der Sorge für die Mittel zum Leben das Leben selbst aufgehen; nur im gemäßigten Klima wird der Mensch durch die Natur selbst nicht überwältigt, sondern zur Arbeit und zur Muße geführt. Das vielgegliederte küstenreiche Europa, allen andern Welttheilen nahe gelegen, ward mit den angrenzenden Ländern dieser letztern der Mittelpunkt der Geschichte; die andern zeigen heute noch Wohnstätten von Naturvölkern.

Religiöses Gefühl, sittliche Begriffe in der Unterscheidung von gut und böse, das Gewissen, ein aufdämmerndes Streben nach Erkenntniß in der Deutung der Erscheinungen und ihres Zusammenhangs in der Welt bilden neben dem Sinn fürs Schöne so sehr die Grundlage alles Menschlichen, daß wir sie bei allen Naturvölkern entdecken.

Den Indianern des südlichen Urwalds ist der Baum der Träger der Nahrung, der Schutz vor Regen und Sonnenglut; unter den Palmblättern wohnen sie wie der Vogel im Nest in der Hängematte familienweise beieinander; die Thiere des Waldes jagen sie mit Pfeil und Bogen. In Nordamerika leben sie mehr hordenweise zusammen. Viele Südafrikaner verharren auf derselben Stufe.

In der Religion herrscht hier das erste Gefühl einer geheimnißvollen Macht; die Furcht vor dem Donner treibt zur Verehrung der in ihm waltenden Wesenheit, aber zu einer gedanken-

klaren oder phantasievollen Gestaltung der Idee des Göttlichen kommt es noch nicht. Einzelne gewaltige oder seltsame Naturdinge gelten als ihre Träger; der Fluß, das Feuer, ein wunderlich geformter Fels, die in ihrer Klarheit über dem Wechsel des Irdischen beharrenden Himmelskörper, in ihrem Instinct sicher dahinwandelnde Thiere zeigen dem Menschen eine Macht außer ihm, und er knüpft an sie den in seinem Gemüth aufdämmernden Gedanken des Unendlichen. Wie er die eigene Innerlichkeit wenigstens empfindet, wie er selbst Wünsche hat, Zwecke verfolgt, so stellt er sich auch die wirkenden Kräfte in der Außenwelt vor, und nicht das erscheinende Ding als solches, sondern das in ihm vorausgesetzte und thätige Geisteswesen ist es das er anbetet. Die Noth lehrt beten; so sind es allerdings mehr die Schädlichkeiten die der Mensch abwehren oder verhüten, deren Urheber er sich versöhnen oder geneigt machen möchte. Diese geistig gedachten Naturgewalten bleiben gestaltlos. Sie gewinnen einige nähere Bestimmtheit, indem sich die Hoffnung der eigenen Unsterblichkeit an sie anknüpft; es sind die Geister der Verstorbenen, die im Sturm einherfahren oder mildthätig im Hauch des Frühlings die Ihrigen umschweben, zu Genien der Natur werden; es ist der große Geist der sie alle beherrscht, der Häuptling der Unsichtbaren, der Schutzgeist des Volks. Er waltet über den Menschen im Himmel, der Himmel selbst ist seine Erscheinung, sein Wille und Werk ist das Schicksal, das alles mit Gerechtigkeit beherrscht. In diesem Glauben haben die Menschen bei allem Verhaftetsein an sinnliche Einzeldinge, bei allen Willkürlichkeiten der Einbildung doch das Gefühl eines organischen Ganzen, in welchem alle Erscheinungen durch einen höhern Willen bedingt sind und miteinander in Zusammenhang stehen, daher auch eins auf das andere wirkt, eins aus dem andern erkannt werden kann, und so schließen sie aus dem Knistern der Flamme, aus dem Rauschen des Windes, aus dem Flug der Vögel, aus dem Stand der Gestirne auf den Willen Gottes, auf die dem Menschen bevorstehenden Ereignisse. Dem passiven Geschlecht entspricht es daß es nicht durch Denken und Wollen, sondern durch völlige Hingabe des eigenen Seins mit dem Geist oder den Geistern in Verbindung zu treten sucht, daß es im Traum ihre Stimme vernimmt, daß es in der Betäubung des Selbstbewußtseins sich von ihnen ergriffen glaubt, und dann wieder auf sie und durch sie auf die Dinge einzuwirken meint.

Solche die das vermögen, die von sich selbst oder von denen die andern annehmen daß sie es vermögen, werden als Zauberer die Mittler zwischen dem Volk und Gott oder den Geistern; das Wetter, die Zustände der Menschen, Krankheiten, Unfälle werde durch die Geister bewirkt, der Zauberer sucht durch diese seinen Einfluß auf jene zu erlangen, zu üben; er ist zugleich Priester und Arzt, und heilkräftige Mittel, die er anwendet, gelten für die Werkzeuge der Geistesmacht.

Die Hingabe des Eigenwillens an Gott als Grundlage des religiösen Sinnes, die Offenbarung des Unendlichen im Endlichen, das Zusammenwirken des Göttlichen und Menschlichen in der Begeisterung wie in jeder höchsten Thätigkeit ist hier geahnt, auf sinnlich rohe Weise wenigstens angedeutet. Und was anders als die kindliche Aeußerung des Glaubens an eine auch die Natur beherrschende sittliche Weltordnung ist es das die Afrikaner zum Gottesurtheil greifen läßt wo menschlicher Sinn über Schuld und Unschuld nicht entscheiden kann, wenn der Verdächtige das glühende Eisen anfassen und den Gifttrank trinken muß in der Ueberzeugung daß es dem Unschuldigen nicht schade, wenn auf der Tongainsel der Angeklagte nur eine Schale mit geweihtem Wasser berührt, und die Vorstellung voraussetzt er werde sterben, wenn er es nicht mit reiner Hand gethan?

Von einer Weltschöpfung ist nicht die Rede, das Göttliche lebt in der Natur, sie ist die Erscheinung der Geister, wie unser Leib die Verkörperung der Seele; doch begegnet uns die Vorstellung daß die Erde aus dem Wasser hervorgehoben sei durch einen großen Vogel, dessen Augen Feuer, dessen Flügelschlag der Donner sei; anderwärts angelt sie ein Fischer herauf. — Das künftige Leben erscheint zumeist als eine Fortsetzung des gegenwärtigen in verklärter Weise, sodaß der Mensch in ihm ganz glücklich ist, Innen- und Außenwelt einander völlig entsprechen, er sich durchaus heimisch fühlt. Da herrscht Frühling und Jugend, und die sinnliche Einbildungskraft des Jägers läßt das Fleisch dem Hirsch wieder wachsen das der Waidmann aus seiner Schulter geschnitten hat, oder den Biber dem Fischer von selbst den Schwanz anbieten, der sich ja erneuern werde; sie läßt die Wunden sofort wieder heilen die sich die Kämpfer in schmerzloser Schlacht geschlagen. Darum wollen dann aber auch die Menschen ihre Waffen, ihre Lieblingsthiere, ja Frauen und Knechte sogleich mitnehmen in das Jenseits um sie nicht im Himmel zu entbehren,

und auf Neuseeland wie in Dahomey werden deshalb die blutigen Todtenopfer angestellt auf dem Grab der Könige, nicht etwa zur Sühne, sondern damit die Geliebten, die Diener dem Herrn nicht fehlen. Hiermit hängt denn zusammen daß die Vorstellung von göttlichen und geistigen Mächten Gestalt gewinnt, und zwar die menschliche, indem der Mensch sich ihnen gesellt und sie dadurch als seinesgleichen gedacht werden.

Eine Darstellung derselben wird aber noch nicht versucht. Der dichterische und künstlerische Trieb findet vielmehr das erste Darstellungsmittel wie den ersten Stoff der Bearbeitung im eigenen Körper. Der Mensch tritt nackt in das Leben ein. Wie ihn sein Körperbau für den aufrechten Gang bestimmt und dieser doch das fortgesetzte Werk seines Willens ist, so soll er durch seinen Geist sich die Kleidung und Waffe bereiten welche die Natur dem Thier gegeben hat, so soll er seine Erhebung über das blos Natürliche durch die Verhüllung der Glieder bekunden die ihn den Naturtrieben und Naturzwecken unterthan zeigen. In der Schamhaftigkeit regt sich dies Gefühl des Sittlichen und Geistigen, nach welchem wir von Natur nicht sind was wir sein sollen, vielmehr erst uns selbst unserer Idee gemäß in Freiheit zu gestalten haben. Nach dem Genuß vom Baum der Erkenntniß werden Adam und Eva ihrer Nacktheit inne und greifen zum Feigenblatt; so ist ein Blattgewinde, ein Bastgeflecht, ein die Hüften umgürtender Strick mit niederhangenden quastenverzierten Schnüren zur Verhüllung des Schoses der erste Anfang der Gewandung bei den Waldindianern. Statt weiterer Tracht, für die kein Bedürfniß vorhanden ist, wird der Körper bemalt. Er ist von Natur farbig, aber die Freiheit des Menschen zeigt sich darin daß er ihm im Ganzen oder in einzelnen Theilen einen andern Ton geben, ihn roth oder gelb färben, ihn mit schwarzen Strichen verzieren will. Diese Bemalung ist freilich ein roher Gegensatz gegen die Reinlichkeit, kraft welcher der Weiße seine Cultur dadurch erweist daß er alles Fremdartige von seiner Haut fern hält, oder von der Schminke die einen verlorenen oder vermißten Reiz der Natur ersetzen oder erhöhen soll. Die Wilden malen gern die eine Körper- und Gesichtshälfte gelb, die andere roth, oder die Brust roth, die Arme schwarz; es ist ein Fortschritt des Geschmacks wenn die Farbe der Symmetrie der Glieder entspricht und dieselbe hervorhebt. Die Vergänglichkeit dieses Schmucks

soll durch die Tätowirung überwunden werden; sie findet sich bei den entlegensten Naturvölkern; Linien, Figuren werden durch aneinander gereihte Stiche bezeichnet, in das vorquellende Blut wird die schwarze Farbe eingerieben. Man lernt Räder, Sterne Rosen auf Brust, Wange, Nacken symmetrisch vertheilen, auch Thierfiguren abbilden. Die Operation selbst wird zur Probe der Mannhaftigkeit im Schmerzaushalten. Dann macht man den Körper zum Träger von Schmuck: Nase, Lippen, Ohren werden durchbohrt und allerlei Zierath wird hineingehängt, Rohr, Knochen, Muscheln, Stäbchen; die Schönheit der Natur wird dadurch gewöhnlich auf widerwärtige Weise entstellt und es gilt uns die Sitte darum mit Recht für barbarisch. Menschenwürdiger und freier sind die Schnüre mit Schmucksachen um den Hals, um Arme und Beine. — Während der Wilde die Haare des übrigen Körpers zu entfernen strebt, werden die des Hauptes auf mannichfaltige Art behandelt. Bald wallen sie nach hinten herab, bald bäumen sie sich wie ein Kamm, wie eine Krone auf dem Scheitel, bald werden sie phantastisch mit Vogelfedern fächerförmig aufgeputzt. Oder es werden zierliche Kopfbedeckungen geflochten, mit Federn und Blumen geschmückt.

Um das Innere des Menschen kund zu geben müssen Wort, Geberde, Mienenspiel einander unterstützen; der lebhafte Erzähler eines Ereignisses stellt es unwillkürlich mimisch dar. Ein taktmäßiges Singen regelt und begleitet die Bewegungen der Glieder, und diese veranschaulichen wieder die Anfänge von Melodie und Rhythmus, die auf- und absteigenden Töne in bald rascherer, bald langsamerer Folge. Auf diese Art wird der Tanz zur ernsten Kunstübung, zum Darstellungsmittel der Empfindungen und Erfahrungen. Der Krieg, die Jagd, die sinnliche Liebe bilden das Thema das schon der Waldindianer pantomimisch veranschaulicht, indem er die Tanzbewegungen mit der Stimme begleitet und das gesungene Wort sie deutet oder begründet. Das aufgeführte musikbegleitende Drama ist bei den Culturvölkern ein Blüte- und Höhepunkt der Literaturentwickelung; das Höchste, im Zusammenwirken der frei gewordenen und selbständig entwickelten Kräfte und Richtungen der Poesie im Bund mit den andern Künsten hervorgebracht ist wie das Ziel so der Keim; das Erste ist das Ganze, aber unentfaltet, der Abschluß wieder das Ganze, aber im freien und harmonischen Zusammenklang des Entfalteten

und Besondern, das auch für sich besondern Stimmungen des Gemüths, besondern Zwecken des Geistes genügt. So ist die Kunstentwickelung eine organische.

Der Schönheitssinn thut dann einen Schritt über den eigenen Körper hinaus in der Geräthbildung. Der Jäger lernt Pfeil und Bogen glätten, ihnen eine zugleich zweckmäßige und wohlgefällige Form geben; ein regelmäßiges Spiel gerader oder krummer Linien, das die Flächen verziert, wiederholt sich dann in kunstreichen Geflechten.

Wenn den Südländer das überwuchernde Pflanzenleben einspinnt in seine gleichmäßige Ruhe, in sein Traumleben, so weckt in Nordamerika der Wechsel der Jahreszeiten einen schärfern Zeitbegriff, und größere Bedürfnisse nöthigen auf ihre Befriedigung zu sinnen. Gewebte Stoffe, Federpelze, Schuhe von Thierhaut dienen zur Kleidung, kegelförmige Zelte, runde Pflockhütten zur Wohnung, gebrannte Thongefäße zum Aufbewahren und Bereiten der Nahrung. Die Sprache ist bilderreich und in den Liedern begegnen wir dem Parallelismus, der die Gedanken rhythmisch gliedert, wie in folgendem Kriegsgesang, den auch der an den Pfahl gebundene Indianer anstimmte als die Flammen ihn umloderten:

Erheben wir den Speer
Und hängen den Kessel auf!

Salben wir die Haare
Und malen das Angesicht!

Singen wir das Lied des Bluts,
Des Trankes der Tapfern,

Daß sich die Todten ergötzen;
Sie sollen gerächt werden!

Chor: Laßt uns trinken das Blut,
Laßt uns essen das Fleisch der Feinde!

Die Naturvölker mit Ausnahme der Hirten zeigen alle Spuren der Menschenfresserei. Es ist wol ursprünglich der Kampfzorn der den Feind völlig vertilgen will, beweist aber zugleich jenen geringen Begriff vom Menschen, wonach derselbe nur als Fleisch gilt, ähnlich wie auf dieser Stufe das Weib zur Befriedigung der Geschlechtslust und zum Magddienst genommen wird. Kindermord und Kinderverkauf, das Todtschlagen der Alten hängt

damit zusammen. Bei den Indianern setzt sich der Schwache, Lebensmatte ins Grab und läßt sich die Schlinge um den Hals ziehen oder mit dem Tomahak den Todesstoß geben. Dabei tanzt und singt die Jugend um ihn herum: Wir wissen daß der Herr des Lebens uns liebt, wir übergeben ihm unsern Vater, daß er sich vergnügt fühle im andern Lande und wieder im Stande sei zu jagen. Bei den Batta auf Sumatra steigt der Alte auf einen Baum, den schütteln dann die Seinen und singen: Die Jahreszeit ist da, die Frucht ist reif und muß herab.

Bei den nordamerikanischen Indianern sind die Erzähler schöner Geschichten beliebt, und in ihrer Bilderschrift wissen sie das Wesentliche und Nothwendige für ihren Gesichtskreis verständlich zu bezeichnen.

Wenn Waldesdunkel und mildes Klima den Naturmenschen in das Stilleben der Pflanze hineinzieht, so erregt ihn das bewegliche Element des Meeres und der freie Aufblick zum allumfassenden Himmel, und über die Küste hinaus schweift das Auge des Muthigen in die Ferne. Die Einbildungskraft malt sich ihre Wunder aus, und der tapfere Sinn, der starke Arm wagen den Kampf mit den Wellen. So sind denn auch die Wilden Neuhollands aufgeweckter, regsamer als die schweigsamen Indianer. Auch sie leben familien- und hordenweise, auch bei ihnen ist die Frau die Untergebene des Mannes, und mehr noch als jene verlangen sie von diesem daß er Schmerz ertragen könne, wenn er wehrhaft wird. Sie leben neben der Jagd von Fischerei und erfreuen sich nach der Arbeit und bei festlichen Anlässen an Tanz und Gesang, ja der Tanz als der Ausdruck des freien Bewegungstriebs um seiner selbst willen ergötzt sie wie eine Erholung nach ermüdenden Märschen. Den Gesang begleiten sie dadurch daß sie taktmäßig Stöcke aneinander schlagen; sie singen kurze Strophen von Liebe, Krieg und Jagd. Wie den Indianern das Waldesdickicht, so ist ihnen die Felskluft der Küste die natürliche Wohnung; danach bauen sie dann backofenähnliche Hütten. Auch ihr Kunsttrieb zeigt sich durch Bemalung mit rother und weißer Erde am eigenen Körper; sie zeichnen ringförmige Streifen auf Arme und Beine, sie geben durch die Art der Farbe nicht blos ihre Stammesunterschiede, sondern auch Stimmungen der Freude, der Trauer, des Kampfmuthes symbolisch zu erkennen. Auch Narben müssen ihnen zur Zierde dienen. Bart und Haar wachsen frei, das letztere wird noch mit Federn und Fischgräten

ausgestattet. Die Nase durchbohren sie und stecken Knochen und Rohr hinein. Den Speer, die Keule wissen sie handlich und wohlgefällig zu formen. Gleich den Pescheräs kleiden sie sich in Felle, aus denen sie ihre Mäntel so bereiten daß die Haare nach innen den Körper umgeben.

Im Himmel, über den Wolken verehren sie das Göttliche, das sich ihnen im Wetter, in verhängtem Unglück wie durch Regen kund gibt. Dem guten Geist steht bei manchen Stämmen der Herr des Todes und der Finsterniß gegenüber, der in der Tiefe haust. Auch die Australier kennen Beschwörungen der bösen Geister, denen sie die Krankheiten zuschreiben.

Auf ähnlicher Stufe stehen die wilden Jäger der afrikanischen Wüste, die Buschmänner, die in Höhlen der Berge hausen oder aus den niedergebogenen Zweigen eines Strauchs sich ein Schirmdach bereiten. Auch Kaffern und Hottentotten schmieren sich lieber mit Fett und Röthel ein als daß sie sich waschen, und erhalten dadurch eine braune Staubkruste auf der Haut. Aber die Mandingoneger an der Sierra-Leona-Küste baden und waschen sich; dann lieben die Männer eine rothe, die Frauen blaue und weiße Bemalung; die Männer tätowiren Stirn und Schläfe. Die Angolaneger schneiden das Haupthaar bis auf einen Streifen ab, der ihnen gleich einem Helmkamm auf dem Kopfe sitzt. Die Neger von Akra scheren Figuren in ihr krauses Haar hinein, und manche tragen auf diese Art Blumenbilder auf dem Kopf, die sie mit Glöckchen behängen. Hals, Brust, Füße, Arme, Ohren führen Schmuck, besonders beliebt ist Elfenbein. Ein Stangengerüst mit Matten und Pelzen behangen bildet die Hütte des Hottentotten; bei den Betjuanen finden wir schon Pfeiler und Lehmwände; die Häuser sind kreisrund und mit kegelförmigem Dach bedeckt; Gefäße werden geflochten und aus Thon gebrannt. Die Waffen werden mit Thierfiguren verziert, aber die Formen sind allerdings noch plump und die Farben grell.

Die Neger sind überaus lustigen Gemüths und phantastischen Sinnes. Die lärmende Musik ihrer Feste, die lächerliche Pracht ihrer Aufzüge, die Unermüdlichkeit in Tanz und Gesang bezeugen das hinlänglich. Jedes Unglück ist schnell vergessen, auch wenn die Schlacht verloren ist, tanzen die Besiegten, froh des geretteten Lebens, heimwärts und heitere Gelage mit Spiel und Tanz umgeben die frischen Gräber. Im Freudentanz wird

jeder Muskel pantomimisch bewegt. Stehen die Männer im Felde, so tanzen die Weiber Kriegsdarstellungen. Leichtfertige Lieder begleiten üppige Sprünge und Geberden. Dabei wollen gute Tänzer sich sehen und bewundern lassen.

Die Religion der Neger nennt mit verschiedenen Namen ein höchstes göttliches Wesen; gewöhnlich hat die Sprache für Gott und Himmel dasselbe Wort; der Himmel, der überall und von jeher ist, offenbart in Sturm, Donner, Regen und Sonnenschein seine Macht; die Wolken sind der Schleier, die Sterne der Schmuck seines Angesichts; er ist der Geber alles Guten, er weiß und sieht alles; man betet zu ihm um Wohlergehen, Glück und Weisheit. Gott heißt auch der Herr des Himmels, er ist eben der im Himmel waltende und erscheinende gute Geist, der die lebendigen Kräfte der Natur als gute und böse Geister unter sich hat. Die Einbildungskraft des Negers beseelt alle Dinge, aber in ihrer ausschweifenden Beweglichkeit läßt sie auch die Geister nicht in den Gegenständen dauernd hausen, sondern bald diesen, bald jenen zum Sitz wählen. Dadurch machen sie ein Thier, einen Baum, einen Klotz, einen Stein zum Fetisch, d. h. zu einem Gegenstand in welchem ein Geist wohnt und wirkt, dem darum der Mensch seine Verehrung zollt, durch den er Schutz und Glück für sich hofft, der ihm als ein Träger wunderbarer Kräfte, zauberhafter Wirkungen gilt. Durch ein paar angemalte Augen, durch angehängte Eierschalen oder Lappen wird das Ding als Fetisch bezeichnet. Im Naturdienst erweckt ein bedeutsamer Gegenstand die Idee und erscheint als ihr Symbol, ihre Verkörperung; der Fetischdienst knüpft den Gedanken an eine Sache und macht sie zum Zeichen desselben. Das Göttliche, die geistigen Mächte sind überall verbreitet, der Mensch sucht sie für seine Anschauung an eine besondere Sache zu binden, und wenn diese etwa sich machtlos erweist, wenn er vergebens in ihr die Hülfe des Gottes oder Geistes angerufen hat, so verwirft er sie als einen unnützen Träger des Höchsten. Mit der Bezeichnung des Gegenstandes aber beginnt das erste Streben das Göttliche darzustellen, im Bilde zu veranschaulichen. Der Priester weiht das Bild, er zieht die göttliche Macht in dasselbe hinein, sodaß nun der Geist in ihm wohnt und wirkt. Die Gestalt der Götzen, aus Thon oder Holz, ist menschenähnlich, denn der Mensch ist die sichtbare Erscheinung des Geistes; doch die Formen sind plump und roh. Aber auch ein-

zelne Menschen werden nach dem Glauben der Neger von höhern Geistern besessen, was sich gerade dadurch kund gibt daß sie außer sich gerathen in ekstatischen Zuständen; sie sind dann die Priester und Zauberer, und wirken durch die ihnen verbundenen Mächte.

Der Neger singt in Lust und Leid, bei der Arbeit und in der Ruhe; die Lieder reden von der Liebe und vom Krieg, von der Jagd und vom Palmwein; sie ergehen sich in Preis oder Spott der Menschen und der Dinge. In Senegambien finden wir sogar einen erblichen Sängerstand, der einen bedeutenden Einfluß durch seine Lob- und Schmähgedichte übt, aber verachtet ist, weil man die Verse bezahlt. In Dahomey sind die Sänger die Bewahrer der geschichtlichen Ueberlieferung. Sie sind Improvisatoren, Satiriker und Lustigmacher zugleich. Dabei ist die Musik der Neger am entwickeltsten unter den Naturvölkern; sie haben Elfenbeinhörner, Trommeln, Flöten, Zithern, Hackbret, Kupferkessel. — Klapper- und Schlaginstrumente sind überhaupt die ersten musikalischen Tonwerkzeuge, Hörner und Pfeifen folgen, und nach den Blasinstrumenten kommt erst das Saitenspiel; es setzt nicht blos die Betrachtung voraus daß die Länge und die Spannung der Saiten den Ton bestimmt, sondern das Gestell muß durch seine Construction den Schall verstärken, und darum bezeichnen Harfen und Lauten mit ihren Resonanzböden bereits das geschichtliche Culturleben; bei den heutigen Negern sind sie eine Ueberlieferung aus dem alten Aegypten.

Kommen die Neger auch noch nicht zu vollendeten Melodien, so lieben sie doch die Folge harmonischer Töne. Ein prächtiges Kriegslied hebt an:

> Erhebe dich aus der Ruhe, tapfrer Yarredi, Löwe des Kriegs;
> Gürte dein Schwert um die Hüfte, werde wieder du selbst.

Es schildert die Gefahr und Noth des Landes, die Thaten von Yarredi's Vater, und läßt den Aufruf immer wieder wie einen Refrain dazwischentönen; dann erzählt es wie Yarredi sich erhob und den Kriegsschmuck schüttelte wie der Adler die Flügel schwingt, wie er sein Schwert umgürtete und wieder er selbst war. Ihm folgte der Sieg, denn

> Es erhob sich aus der Ruhe der tapfre Yarredi, der Löwe des Kriegs,
> Gürtete sein Schwert um die Hüfte und war wieder er selbst.

Die Darstellung ist schwungvoll und lyrisch erregt. Vergleiche sind häufig. Die Männer steigen von den Bergen wie die Wellen eines großen Flusses und kommen so im Thal zusammen. Ein Liebeslied sagt von der Geliebten ihre Stirn sei wie der Mond, ihr Auge glänzender als der Mond, der durch die Wolken bricht, die Nase gleich dem Regenbogen, süßer als Honig ihre Lippen, kühler als reines Wasser. Wenn sie sich bewegt, gleicht sie dem Zweige den ein sanfter Wind hin und her wiegt. Die Verwandtschaft mit der orientalischen Poesie ist unverkennbar. Sie zeigt sich auch in den märchenhaften Erzählungen, in den Fabeln, die mehr eine Lehre ausdrücken als das Thierleben treu schildern, in den Sprichwörtern die durch einen einzelnen Fall oder ein Bild die allgemeine Wahrheit andeuten. So sagen sie: Hoffnung ist die Säule der Welt. Auf dem Grunde der Geduld ist der Himmel. Wenn du zu zupfen verstehst, so rupfe die eigenen grauen Haare aus. Asche fliegt auf den zurück der sie wirft. Gewöhnliche Menschen sind gemein wie Gras, gute sind theuerer als ein Auge.

Die Neger senden sich Mittheilungen durch Gegenstände, die dann als Symbole gelten. Einen Stein, eine Kohle, eine Pfefferbüchse, ein gedörrtes Getreidekorn, ein Lumpenbündel deutet sich der Empfänger daß der ferne Freund fest sei wie Stein, aber seine Aussicht in die Zukunft dunkel wie die Kohle, daß er voll Angst sei und seine Haut wie Pfeffer brenne oder Korn auf ihr gedörrt werden könne, Lumpen seien seine Kleider. Ein anderer sendet einen pflaumenartigen Fruchtkern und will damit sagen: was für mich gut ist das ist es auch für dich.

Sinnig sagen die Neger daß im Anfang schwarze und weiße Menschen geschaffen wurden und jene den Vorzug hatten; sie sollten wählen zwischen zweierlei Arten von Geschenken: Kenntniß von Künsten und Wissenschaften oder Gold. Die Schwarzen wählten Gold, und wurden für ihre Habsucht Knechte der Weißen.

Gegenüber den Kindern des Südens und der Sonnenglut, die sorglos in den Tag hineinleben, werden die Menschen der Polarzone durch Arbeit gestählt; sie müssen lernen an die Zukunft zu denken, für den Winter die schirmende Wohnstätte, für die lange Nacht den Schein der Lampe zu bereiten, und dieser versammelt dann wieder die Genossen zu einem freundlichen Gedankenaustausch. Der Polarmensch, sagt Klemm, harmonirt in seiner ganzen äußern Erscheinung vollkommen mit der ihn umgebenden

Natur; wie die Robben und Cetaceen, seine Landsleute, so ist er auch rund, gedrängt gebaut, die Glieder scheinen unvollständig entwickelt, Nase, Hände, Füße treten zurück; er ist reich an Fleisch, Blut, Fett wie jene nordischen Thiere; aber er ist fleißiger, regsamer, munterer als der Waldindianer, und zeigt Lust an Nachahmung und Possenreißerei. Auch bei den Polarmenschen findet sich Bemalung und Tätowirung des Körpers, Durchbohrung von Theilen des Gesichts um Elfenbeinstäbchen, Glasperlen und dergleichen hineinzuhängen. Sie kleiden sich in Vogelpelze und Felle, deren nackte Haut sie nach außen kehren, aber bemalen und mit farbigen Streifen besetzen.

Die Phantasie der Itälmen auf Kamtschatka ergeht sich besonders in Schimpfreden, deren Schmuz an die körperliche Unreinlichkeit erinnert, in der sie einen Schutz gegen den Frost suchen. Dagegen fertigt der Grönländer, der sich beleidigt glaubt, einen satirischen Gesang, den er seinen Hausgenossen vorträgt bis sie ihn auswendig können, und macht dann bekannt daß er den Gegner herausfordert um vor ihm und den Zuhörern, die sich einfinden, das Spottgedicht bei Tanz und Trommelschall abzusingen. Der Beklagte, auch unterstützt von den Seinen, weiß sich zu verantworten, und wer am Ende Sieger bleibt, erntet viel Lob und Ehre. Kamtschadalische Tänzer ahmen die Bewegungen von Bären und Seehunden nach. Die Grönländer singen bei Tanz und Trommelschall zur Zeit der Wintersonnenwende von der Wiederkehr des ersehnten Gestirns, indem einem bald heftigern, bald sanftern Affect des Vortragenden die Bewegung seiner Glieder sich anpaßt.

Die Winterhütten der Grönländer sind Mauern von Stein und Rasen, bedeckt mit Balken, Moos und Schnee; im Sommer wohnen sie unter Zelten. Die Eskimos bauen sich ihre Winterhütten, die durch große durchsichtige Eisplatten erhellt werden, aus dem festen Schnee, den sie rechts und links in mehreren Halbkreisen um einen Gang, oder rosettenartig um einen Kreis in der Mitte aufschichten. Der durch die Wärme von innen schmelzende und durch die Kälte von außen wieder gefrierende Schnee wird mehr und mehr zu krystallklarem Eis, dessen Kuppel auch die Räume überwölbt, sodaß sich auf diese Art ein ungeahnter ästhetischer Reiz dem Besucher bietet.

Grönländer wie Kamtschadalen hoffen auf ein ewiges Leben, das besser als das irdische Trost und Vergeltung für manches

Elend bieten soll. Da wollen sie bei Gott im ewigen Sonnenschein wohnen, Renthiere und Seehunde, Fische und Vögel in Fülle haben. Aber die Seele muß auf beschwerlicher Fahrt, fünf Tage lang über rauhe Felsen rutschend, dorthin gelangen. Andere suchen den Ort der Seligen in der Höhe, der Regenbogen ist ihre Brücke zum Himmel und das Nordlicht erglänzt wann sie tanzen und Ball spielen. Die Bösen dagegen sollen in einer finstern kalten Schreckensbehausung wohnen.

Die Kamtschadalen beten in ihrem Stammherrn Kutka nicht sowol Gott an, als sie aus ihm das Urbild ihres Thuns und Treibens in caricaturartiger Steigerung gemacht haben, so arg daß sie ihn seinen gefrorenen Koth für eine Schöne ansehen lassen, die sich auch mit ihm unterredet, als seine Braut von ihm geherzt wird, bis sie unter den üppigen Liebkosungen aufthaut, und er in stinkendem Schmuz liegt.

Auch in den Polarländern verknüpft sich mit der Gottesidee der Glaube an Geister und die Vorstellung daß der Mensch durch Hingebung an sie mit ihnen in Verkehr treten, durch sie das Ferne, das Künftige erfahren, durch sie Wirkungen auf die Natur üben könne. Der Grönländer, der ein Angekok werden will, begibt sich in die Einöde, und ruft zu seinem Gott daß er ihm einen Schutzgeist sende, während er sich stillen Betrachtungen überläßt. Ohne Verkehr mit Menschen, fastend, ermattet, den Gedanken auf das gewünschte Ziel richtend kommt er dann dazu daß er zu sehen, zu hören meint was er hofft und begehrt, daß Gestalten der Einbildungskraft, die ihn im Halbschlummer umgaukeln, von ihm für wirkliche Geister genommen werden. Spätere Wiederholungen machen dem Zauberer leicht was zum ersten mal schwer gelang. Manche mögen Betrug üben; zur Sache selbst kam man durch Selbsttäuschung der Phantasie, und zum Christenthum bekehrte Angekoks versichern daß sie oftmals außer sich gerathen seien, daß sie die Bilder, die ihnen dann erschienen, für Offenbarungen gehalten, daß ihnen das Ganze nachher wie ein Traum vorgekommen.

Die ausgebildetste Weise dieses Geisterverkehrs haben wir im turanischen Schamanenthum. Die Religion hält hier den Glauben an den einen Himmelsgott fest, zugleich aber sieht sie in allen Wirkungen und Kräften der besondern Naturdinge das Walten von geistigen Mächten, von Naturseelen oder Dämonen, und gesellt ihnen die schattenhaften Geister der verstorbenen Men-

schen. Was in der Erscheinungswelt geschieht ist ihr Werk; so bringen sie bald Segen, bald Schaden, und es kommt nun darauf an mit ihnen in Gemeinschaft zu treten, das Bevorstehende von ihnen zu erfahren, sie zu hülfreichen und heilsamen Thaten zu beschwören, drohende Uebel abzuwenden. Der Mensch erhebt sich hier keineswegs über Gott und Natur in eigener Geistesmacht, vielmehr erkennt er die höhern Gewalten an, unterwirft sich ihnen und sucht sie zu seinen Gunsten zu stimmen, durch sie das Böse abzuwehren, das Gute zu gewinnen. „Viele altaische Völker", sagt uns ein Turanier selbst, Alexander Castrén, „haben den Glauben daß es Geister gibt welche ausschließlich auf lebende Menschen und namentlich auf die Schamanen einwirken, bei denen sie eine höhere Kraft erwecken, ihnen alle Arten von Kenntnissen verleihen, ihnen das Verborgene offenbaren und deren innern Blick das durchschauen lassen was für den äußern undurchdringlich ist. Auch diese Geister sind ihrem eigentlichen Wesen nach nichts anderes als die in der Tiefe der eigenen lebendigen Natur des Menschen herrschenden Kräfte. Diese Kräfte liegen aber oft im Schlummer und es ist keine leichte Sache sie zu Leben und Thätigkeit zu wecken, und deshalb verfällt der rohe Naturmensch leicht auf den Gedanken daß auch sie nicht ihm selbst angehören, sondern höhere Wesen sind, die sich ihm offenbaren und ihm bei Gelegenheit ein höheres Vermögen verleihen. Die Schamanen Asiens haben die Sitte diese Geister mit tönendem Trommelschlag herbeizurufen, und zieht man die außerordentliche Exaltation und die unglaubliche Kraft, zu der sie sich durch diese Musik emporzuschwingen wissen, in Betracht, so darf man sich durchaus nicht darüber wundern daß sie ihren Zustand nicht als eine Folge ihrer eigenen ihnen einwohnenden Natur, sondern als die Wirkung anderer mächtiger Wesen ansehen, die sie sogar unter einer oder der andern Gestalt zu erblicken sich einbilden, obwol dieselben für alle andern Menschen unsichtbar sind."

Es sind zunächst die Bilder des Traums von denen der Mensch empfindet daß er sie nicht mit seinem Wissen und Willen hervorbringt, die er darum in der Passivität des Schlafs von anderswoher zu empfangen, in denen er eine Offenbarung der Gottheit oder Geisterwelt zu erhalten meint. Dann aber sind es ekstatische Zustände, in denen er nicht bei sich, sondern außer sich ist, in denen er bei außerordentlicher Abspannung oder krampfhafter Aufregung des Nervensystems die Erscheinungen des Seelen-

lebens, welche unwillkürlich in ihm entstehen, für die Einwirkung anderer Geister nimmt, von denen er sich besessen glaubt, die er wie im Traum die Vorstellungen des eigenen Gemüths für außer ihm befindliche Realitäten hält. Wir kennen auch in unserer Cultur die Begeisterung, von der ein Mensch ergriffen über sein gewöhnliches Wollen und Verstehen emporgeführt wird, und in seliger Selbstvergessenheit dem Gott folgt der ihn bewältigt; wir wissen alle daß wir die besten Ideen und Anschauungen nicht durch unsere Reflexion und Berechnung machen, daß sie vielmehr aus der Tiefe des Geistes wie ein Gnadengeschenk auftauchen als Gabe und Aufgabe für unser bewußtes Bilden und Denken. Ich habe das Unbewußte und Bewußte in der Phantasiethätigkeit und das Zusammenwirken des Göttlichen und Menschlichen in meiner Aesthetik ausführlich erörtert, und auch dort darauf aufmerksam gemacht daß Männer wie Lessing, Kant, Wilhelm von Humboldt die Berührung oder den Einfluß abgeschiedener Seelen auf überlebende für eine offene Frage erklären. So ist gewiß auch der Grund des Schamanenthums keine trügerische Gaukelei, so vielfach diese wie bei dem Somnambulismus mit unterlaufen mag; sondern Frauen und Männer von reizbaren Nerven und gesteigerter Einbildungskraft gerathen in ekstatische Zustände, in welchen sie mit Geistern zu verkehren glauben; sie suchen sich dann auch in solche Zustände zu versetzen, die ihnen nicht für krankhaft, sondern für höherer Art, für das Band mit der Geisterwelt gelten. Der convulsivische Rausch, der bei den Negern wie bei den Bewohnern der Südseeinseln und der Polargegenden vorkommt, ist eben bei den nordasiatischen Nomaden vorzugsweise mit religiöser Weihe bekleidet worden. Dieselben nehmen dabei gute und böse Geister an; aber die letztern sind es nicht schlechthin, sondern haben den Auftrag das Böse zu bestrafen, worin sie leicht zu weit gehen, weil sie daran Lust empfinden; deswegen gilt es sie zu besänftigen oder gute Geister zur Hülfe zu rufen.

Die Schamanenkleidung ist schon phantastisch, ein lederner Rock mit Blechgötzen, Schellen, Vogelklauen, Schlangenhäuten behangen; der Schamane legt ihn unter Schaudern an, wenn er des Nachts die Beschwörung beginnen will. Er sitzt zuerst beim Feuer und hebt leise zu singen an, indem er den Namen des Gottes oder Geistes anruft und seine Bitte vorträgt. Dann schließt er die Augen und rührt die Trommel, dann springt er auf und tobt einher, umrasselt von seinem Gewand, umbraust

vom Trommelwirbel. Endlich steckt er den Kopf horchend in die Zaubertrommel um die Geisterstimme zu vernehmen. Häufig stürzt er ohnmächtig nieder, und dann gerade glaubt man daß seine Seele mit den Geistern verkehre, mit ihnen einherfahre, und sie selbst wollen die Geister bald als Schatten, bald in Thiergestalt, als Drachen, Bären, Schlangen, Eulen, Adler gesehen haben.

Im Bunde mit den in den Dingen waltenden Geistern glaubt der Mensch eine Einwirkung seines Willens auf die Natur durchzusetzen; darauf beruht die Einbildung der Zauberei. In ihr zeigt sich recht die Macht der Phantasie über das ungebildete Gemüth. Sie ist die Zauberin, die dem Menschen seine Ahnung von dem Wechselleben aller Dinge, von dem geistigen Band das sie alle umschlingt, von dem Streben eines jeglichen sein Wesen und Wirken auf andere zu übertragen, andere sich zu verähnlichen, sofort nach vereinzelten Wahrnehmungen verallgemeinert und veranschaulicht; sie ist es welche die Naturdinge beseelt und deren Kräfte der Menschenseele gleichsetzt; sie ist es welche das zufällige Eintreffen des Erstrebten oder Nichterstrebten zum Beleg oder Beweis ihrer Einbildungen macht und daraus ein Gewebe bereitet, dessen Abgeschmacktheit durch poetische Reize verdeckt wird. Der vernünftige wissenschaftliche Mensch herrscht über die Natur dadurch daß er ihre Gesetze kennen lernt und denselben gemäß ihre Kräfte für seine Zwecke wirken läßt; im Naturzustand sucht der Geist sich dadurch über die Natur zu erheben daß er wiederum Geister als das Waltende und Thätige in ihr annimmt, mit diesen in Verbindung zu treten sucht, seine Kraft mit der ihrigen vereint und steigert, und auf diese Art mittels ihrer über die Erscheinungen und Vorgänge der Außenwelt gebieten will. So sollen Wind und Wetter den Zwecken der Menschen entsprechen, und der Schamane wendet sich an die in ihnen mächtigen Geister. Beschwörungsformeln, Gebete, Geberden werden festgehalten, wiederholt und für wirksam erachtet, wenn gerade der Naturverlauf den Wunsch der Menschen erfüllt hat, und durch die Kraft solcher Worte und Bräuche meint man nun die Dinge zu lenken, sowie ferner die Wirkung von Fluch und Segen Erfolg und Stärke schöpft aus dem Glauben an die sittliche Weltordnung und das Wirken der aufgerufenen göttlichen Gerechtigkeit. Wie die Phantasie die Gegenwart Gottes an das Bild oder den Fetisch knüpft, so werden einzelne Gegenstände zu Trägern der zauberischen

Geisteskraft, zu Amuleten die dem Besitzer Schutz gewähren, zu magischen Mitteln um geheimnißvolle Einflüsse auf Menschen und Dinge auszuüben. Wie der Magnet das Eisen magnetisch macht, so läßt der Buräte das Idol des Gottes oder Geistes sich in einem messingenen Spiegel abbilden, gießt dann Wasser über den Spiegel und meint daß dies nun das Götterbild und mit ihm seine magische Kraft aufgenommen habe und zaubermächtig sei. Der Südseeinsulaner sucht sich etwas vom Körper des Feindes zu verschaffen, wäre es auch nur vom Speichel oder von den Excrementen, mischt es mit einem Pulver und gräbt es in einem Beutel ein; wie das verwese, soll es den Menschen nach sich ziehen daß er erkranke und sterbe. Derartige Dinge begegnen uns bis in die Neuzeit auch im europäischen Aberglauben! Die Zaubertrommel des Geisterbeschwörers ist geschmückt mit den Bildern von Göttern und Geistern, von Sonne und Sternen, von Menschen und Thieren, Häusern und Wäldern, also mit allem das eine Wirkung erfahren oder ausüben soll. Die Lappländer wissen in solchen Zeichnungen die Umrisse nach dem Wesentlichen deutlich auszuprägen. Sie legen auch Ringe auf die Trommel und sehen wohin sie sich wenden, wenn die Trommel geschlagen wird; gehen sie beim Gesang nach rechts mit dem Sonnenlauf, so scheint dem Unternehmen das man vorhat eine günstige Sonne. Den Wind glauben sie für die Schiffe durch Knoten in einem Strick zu binden; wie man einen oder mehrere löst, erhebt sich linder Hauch oder Sturm.

Wir sind durch diese Betrachtungen bereits übergegangen zu den Hirtenvölkern. Sie jagen die Thiere nicht zur Beute, sondern sie lernen sie schonen und pflegen um einen dauernden Genuß von ihnen zu haben; ihr Leben gewinnt damit einen Zusammenhang, sie sind nicht mehr dem Augenblick verfallen, wenn sie auch die Weideplätze wechseln. Gehorsam, Milde, Lenksamkeit gibt sich kund, auch die Menschen gleichen der Heerde die ein Völkerhirt, der Patriarch oder Stammesfürst, leitet, und so führen sie ein ruhig behagliches Dasein durch Jahrtausende. Den Polarnomaden ist das Renthier der größte Schatz; seine Milch, sein Fleisch nährt sie, sein Fell kleidet sie, aus Knochen und Sehnen bereiten sie Werkzeuge. Die Mongolen der gemäßigten Zone weiden Rinder und Schafe und tummeln ihre Rosse. Sie tätowiren sich nicht mehr, den Mann ziert der Gürtel, das Weib ein Stirnband. Die Zeltwohnung ist ein kunstreiches Hürden-

werk; ein Netz von Weidenstäben, durch Riemen verknüpft, von Stangen getragen, wird mit Filz bekleidet.

Lappen, Ostiaken, Tungusen haben sinnige Volkslieder, und die Gabe der Improvisation ist verbreitet, sodaß die Motive in den eigenthümlichen Situationen von den Sängern auf besondere Weise verwerthet werden. So heißt der lappländische Bräutigam die Sonne mit ihrem hellsten Licht den See Otra bestrahlen, daß er auf eine Fichte steigend gewahren möge unter welchen Blumen die Geliebte weilt; er fragt dann: „Was kann stärker und fester sein als zusammengewundene Sehnen und eiserne Ketten? Also bindet die Liebe mein Herz und fesselt meine Gedanken.“ — Ostiaken und Jakuten begleiten ihre monotonen Melodien, die sich gewöhnlich nur zwischen Grundton und Terz bewegen, mit Saitenspiel; das Ganze klingt sehr traurig, wie rührend langgezogene Klagetöne; die Natur, die der Volksglaube beseelt, hält ihre Zwiesprach mit dem Menschen, Bäume und Steine geben ihre Gefühle kund. — In den langen Nächten sind die Erzähler beliebt, und die Phantasie ergeht sich in kühnen und traumhaften Märchengebilden.

Auch die Mongolen begleiten mit feierlichen Tanzgeberden die langsam verhallenden Töne ihrer Lieder, welche von der Sehnsucht nach der Geliebten singen, die schlank gewachsen wie der Kieferbaum, reizend gleich der Blume des Geliebten wartet, dessen Anblick ihr selig aufgeht wie dem Morgenroth die Sonne. Hier sehen wir schon wie das Naturbild anhebt und als ein Symbol des menschlichen Geschicks oder Gefühls dargestellt wird, das an demselben zum Bewußtsein kommt oder doch ein Ausdrucksmittel findet. „Das Wasser des großen Weltmeers, wenn's noch so getobt hat, stillt sich wieder“, so tröstet sich in Hoffnung die von der Uebermacht des Feindes bedrängte Horde; „oft wenn Himmel und Sterne in Klarheit prangen, ziehen verfinsternde Wolken herauf“, so beginnt eine bange Ahnung daß der Schar die Flucht übers Gebirge bevorstehe, wo die Rosse abmagern und die bittere Noth herankommt.

Mongolische Sagen weisen darauf hin daß Dschingis-Khan, der sie in die Weltgeschichte einführte und zu einem streitbaren Erobervolk machte, den lichten hellblonden Indogermanen verwandt oder entstammt war. Er waltete mit seiner Thatkraft schaffend und ordnend über den Mongolen, die der unbeschränkten Herrschergewalt als passive Masse gegenüberstanden, aber

von den Khanen, „den Söhnen Gottes", in Bewegung gesetzt wurden. „Ein Gott im Himmel und der Khan auf Erden", scholl das Herrscherwort; wie früher der Hunnenfürst Attila betrachtete auch Dschingis-Khan sich als eine Gottesgeisel zur Züchtigung der Welt. Aber die Kämpfe galten nicht einer Idee, sie förderten die Menschheit nicht, sie loderten auf gleich furchtbaren Steppenbränden um ebenso wieder zu verlöschen. Darum hat Wuttke sie passend als einen Titanenkampf bezeichnet, als das Anstürmen der rohen Naturgewalten gegen die olympischen Götter der wirklichen Geschichte. Doch gewannen in dieser Berührung mit den Culturvölkern die Mongolen jene Anfänge des Heldengesangs, aus denen bei den Ariern das Epos sich entwickelt hat. In Bezug auf die Form erkennen wir den Parallelismus der Glieder, und die zwei Verse, die ihn bilden, sind häufig durch die gleichen Buchstaben am Anfang und durch den Reim am Ende auch dem Ohr bezeichnet.

> Die begonnene That vollenden ist der Kern der That,
> Des wahrhaft'gen Mannes Gemüth steht fest im Rath —,

sagt der große Führer selber in einem Liede, in welchem er vor dem Tode Weib und Kind dem Volk empfiehlt. In einem andern Liede preist Dschingis-Khan einen Jugendfreund, den er scheinbar vernachlässigt hatte, vor dem Volk:

> Wenn der erschlaffte Bogen der Hand entfallen will,
> Wie sprichst du freundliche Worte, mein Bogordschi!
> Als ich in Todesgefahr wandelte, treuer Gefährte,
> Achtetest du nicht Tod oder Leben, mein Bogordschi.

Ein Trauerlied auf seinen Tod hebt an:

> Als ein Falke schwebtest du daher, mein Herrscher,
> Auf knarrenden Wagen rolltest du dahin, mein Herrscher!

Es fragt ob er Gemahlin, Kinder, Volk wirklich verlassen habe, statt ihnen ferner Freude zu gewähren, und schließt wieder mit paralleler Vergleichung:

> Wie ein siegreicher Habicht flogst du daher, mein Herrscher,
> Wie ein unerfahrenes Füllen stürztest du dahin, mein Herrscher!

Die Einwirkung der weißen activen Rasse steht nicht vereinzelt da, sondern findet sich öfters bei den Naturvölkern. Unter den Turaniern sind die Finnen und Magyaren in die europäische

Cultur hineingezogen, und wir werden an geeigneter Stelle ihrer gedenken. Hier aber erwähnen wir noch die Pfahlbaubewohner, die Südseeinsulaner und die Amerikaner in Peru und Mexico, da die Blüte dieser letztern bei der Berührung mit den Entdeckern nicht gerettet ward, sondern unterging ohne ein Element des neuen Lebens zu werden.

Herodot erzählt uns von den kaukasischen Scythen: „Mitten im See Presias stehen zusammengefügte Gerüste auf hohen Pfählen, und dahin führt vom Lande nur eine einzige Brücke. Und die Pfähle, auf denen die Gerüste ruhen, richteten die Bürger in alten Zeiten insgemein auf; nachher machten sie ein Gesetz, und nun machen sie es also: für jede Frau die einer heirathet, holt er drei Pfähle aus dem Gebirge, das Orbetos heißt, und stellt sie unter; es nimmt sich aber ein jeglicher viele Weiber. Sie wohnen aber daselbst auf folgende Art. Es hat ein jeder auf dem Gerüst eine Hütte, darin er lebt, und eine Fallthür in dem Gerüst, die hinuntergeht in den See. Die kleinen Kinder binden sie mit einem Fuß an einem Seil an aus Furcht daß sie hinunterfallen. Ihren Pferden und ihrem Lastvieh geben sie Fische zum Futter."

Bei dem niedrigen Wasserstand der Schweizerseen in den Jahren 1853 und 1854 wurden auch hier, zuerst im Zürichersee, dann in vielen andern nördlich und südlich der Alpen, endlich auch in Irland die Reste ganz ähnlicher Pfahlbauten entdeckt, und zum Gegenstand vielseitiger und eifriger Nachforschungen, deren Fäden zumeist in der Hand A. F. Keller's zusammenlaufen und durch die Mittheilungen und Berichte der antiquarischen Gesellschaft in Zürich veröffentlicht werden. Eine vor Wind und Wellen etwas geschützte Bucht an sonniger Uferstelle ward am liebsten ausersehen zu solchen Niederlassungen. Sechs bis zehn Schritte vom Lande, mit ihm durch leicht abbrechbaren Steg verbunden, wenn nicht blos die zu Kähnen ausgehöhlten Baumstämme den Verkehr vermittelten, wurden Pfähle, ganze oder gespaltene Baumstämme, 4—8 Zoll dick, eingerammt. Unten sind sie zugespitzt und zwar durch Brennen und Behauen, und die Untersuchung hat gelehrt daß dies bei den ältesten Werken allein mit dem Steinbeil geschah, während jüngere Bauten auch mit scharfgeschliffenen Bronzewerkzeugen bearbeitet wurden. Die Pfähle laufen in parallelen Reihen dem Ufer entlang oder seeeinwärts; zwischen ihnen finden sich auch wagerecht liegende Balken eingeklemmt. Die senk-

rechten aber ragten mit ihren Köpfen aus dem Wasser hervor und trugen einen aus Baumstämmen und Bohlen gezimmerten Boden, den die Wohnungen und Vorrathskammern der Menschen sowie auch Stallungen für Thiere besetzten. Die äußerste Pfahlreihe umgab ein Geflecht von Zweigen zum Schutz gegen den Andrang der Wogen. An manchen Orten finden sich 30—40000 Pfähle, und die Werke erscheinen über 100 Schritt breit und sechs= bis achtmal so lang. Sie wurden gewiß allmählich erweitert wie die Ansiedler sich vermehrten. Auf dem von den Pfählen über dem Wasser emporgehaltenen Boden nun standen Stangen, die mit Ruthen und Gezweig zur Hürde durchflochten waren, und damit verband sich ein 2—3 Zoll dicker Lehmmantel zur Wand. Das Dach, mit Baumrinde, Binsen und Stroh gedeckt, lief spitz zu, kegelförmig bei runder Anlage der Bauten, bei eckiger pyramidenartig. Eine große Steinplatte diente zum Herd.

Um die Pfähle zeigt der Seeboden gegenwärtig drei Schichten; zwischen dem sandigen Becken nämlich, in dem sie stehen, und der ähnlichen Ablagerung aus dem Wasser seit der Zeit daß die Bauten verlassen sind, befindet sich schwarze Erde, wie sie bei der Verwesung organischer Stoffe entsteht, in ihr liegen die Ueberreste der frühern Zeit, sie ist der Fundort der Alterthümer und heißt die Culturschicht. Seit Traian und den Karolingern ist das Eichenholz unter dem Wasser an ihren Brücken festgeblieben, ein Jahrtausend ist spurlos daran vorübergegangen, aber die Eichenpfähle der Bregenzer See=Behausung werden vom Spaten wie Latten durchstochen, — ein Zeichen daß sie der grauen Vorzeit angehören. Nach geologischen Anhaltspunkten glaubt man die alten Bauten bis 2000 Jahre v. Chr. hinaufrücken zu müssen. In der Ostschweiz findet sich an manchen Orten nur Steingeräth, in der Westschweiz Bronze, ja auch Eisen; hier und da entdeckt man Stein, Erz und Eisen zusammen, und schließt daraus daß die Ansiedelung während dieser drei Perioden gedauert. Erz und Eisen deuten auf Kelten und Germanen; eine Steinzeit dürfen wir denselben aber nur in dem Sinne zuschreiben daß sie neben dem Metall auch Steinhämmer, Flintsteinmesser fortführten, sowie Homer's Helden das Eisen kennen, aber doch noch Lanzenspitzen und Panzer aus Kupfer hatten, das man zu härten verstand. Die Sprache bezeugt daß Gold, Silber und Kupfer oder Erz in der gemeinsamen Urzeit der Arier bekannt

waren, die Wetterwolke als eine himmlische Schmiede betrachtet wurde. Das Eisen aber wird nicht in gediegenem Zustande gefunden, wie jene Metalle, und es ist ein nicht leichter Proceß durch welchen es aus seiner Vererzung, aus dem Eisenstein rein hergestellt wird; sein Gebrauch fällt in die Zeit wo die indogermanischen Völker sich getrennt hatten; darum gibt jedes ihm einen eigenen Namen, und die Germanen brechen sich mit eiserner Waffe Bahn zum Eintritt in die Weltgeschichte. Die Bildung der Arier war schon vor ihrer Scheidung über die Stufe des Fischer- und Jägerlebens hinausgeschritten. Auch hat man an der Küste der Nord- und Ostsee, auf Jütland und den dänischen Inseln Anhäufungen von Muschelschalen, zerklopften Thierknochen, Herdsteinen, rohen Töpferwaaren und Steingeräthe gefunden, und diese Trümmerhaufen Küchenmoder genannt. Nach den sorgsamsten Untersuchungen stammen sie von Menschen her die nach ihrer Schädelbildung der turanischen Rasse angehörten; es sind Kurzköpfe wie die Lappen und Finnen. Sie waren Fischer und Jäger, aber noch unbekannt mit Viehzucht und Ackerbau. Sie bestatteten ihre Todten in steinerbauten Gräbern, aus Feuerstein arbeiteten sie mit großer Geduld und Geschicklichkeit ihre Waffen und ihre Geräthe.

Dieser Urzeit vor der arischen Einwanderung nun werden auch die ursprünglichen Pfahlbauten angehören. Zum Schutz gegen feindliche Ueberfälle und mehr noch gegen die wilden Thiere, Bären, Wölfe, Wisente, Ure, legten sie ihre Wohnungen im Wasser an. Sie jagten dies Wild, indem sie es in Gruben fingen oder mit Steinwürfen, Steinpfeilen erlegten; Bärenzähne an einer Schnur waren ein Schmuck der Männer. Dazu fingen sie Fische, deren Gräten ihnen zu Nadeln und Pfeilspitzen dienten, ähnlich wie die Splitter der Knochen, die sie schon um des Marks willen zerklopften, allerlei spitzes und schneidiges Geräth abgaben. Beile, Meißel, Hämmer, Sägen aber wurden mühsam und handfest aus Feuerstein bereitet. Die Griffe dieser und anderer Werkzeuge waren von Holz oder Hirschhorn. Die Töpferei ward noch ohne die Drehscheibe roh mit bloßer Hand getrieben, doch zeigt sich schon die Lust an der Verzierung durch Zickzacklinien und Blätterwerk. Die Menschen kleideten sich in Felle, und verstanden die Lederbereitung, ja sie wußten auch Pflanzenfasern zu spinnen, worauf die thönernen Spinnwirtel hindeuten. Den Feuerstein werden sie aus Frankreich bezogen haben, aber der sorgsam ver-

arbeitete und hochgeschätzte Nephrit oder Beilstein, von dem sie jedes Splitterchen benutzten, kommt, wenige erratische Blöcke in Sachsen abgerechnet, nur im Orient vor, war also auf der Wanderung mitgebracht oder ging in der grauen Vorzeit als Handelsgegenstand von Hand zu Hand.

Auf die Steinzeit folgte die Erzzeit, ihre Träger sind die Kelten, arischen Geschlechts; sie sind reich an uralischem Gold, sie verzieren Waffen und Geräthe, die sie aus einer Mischung von neun Theilen Kupfer und einem Theil Zinn bereiten. Sie verbrennen ihre Todten. Ihnen folgen die Germanen in einer Zeit die das Eisen zu gewinnen und zu bearbeiten versteht, mit dem sie sich zum Herrn der Erde machen. Die Steinzeit finden wir noch in Australien, die Erzzeit bestand in Mexico zur Zeit der Entdeckung durch die Europäer.

Die einwandernden Kelten werden den Turaniern, die sie vorfanden, Viehzucht und die Anfänge des Ackerbaues gebracht haben. Denn wir finden nun auch bei diesen neben den Baumfrüchten und den Knochen der Hausthiere Steine zum Zerquetschen des gerösteten Getreides und Reste von verkohlter Halmfrucht, sowie steinerne Töpfe mit durchbohrtem Boden zur Käsebereitung. Oder sind die Turanier selbst auf der Zwischenstufe des Jäger- und Hirtenlebens nach Europa gewandert? Rindvieh, Pferd, Schaf, Ziege, Hund sind jedenfalls erst mit den Menschen nach Europa gekommen; ihre Wartung setzt schon ein geregeltes Leben und Sorge für die Zukunft voraus.

Erfindungsgeist und Wohlhabenheit zeichnet die keltische Erzzeit aus; ihre Geräthe gleichen dem was man längst in Gräbern entdeckt hat. Die ältesten Pfahlbauten sind schon zerstört gewesen als Herodot von den Scythen schrieb; wir wissen noch nicht ob die Kelten sich anderer bemächtigten, ob sie selber neue errichteten. Es ist aber wahrscheinlich und die jüngsten scheinen die von Biel und Neuenburg zu sein und die Tage der beginnenden Römerherrschaft gesehen zu haben. Die verkohlten Früchte und Pfähle zeigen die Zerstörung durch Feuer an, mag dies nun wider Willen der Bewohner ausgebrochen oder von Feindeshand angelegt worden sein. Mit großer Wahrscheinlichkeit nimmt Keller an, daß diese einsame verkümmerte Art zu wohnen, die besonders im Winter ebenso ungesund als unbehaglich sein mußte, bei vorgerückter Civilisation, beim Eintreten friedlicher Zustände in staatlicher Ordnung nach und nach aufgegeben wurde, wie man am Schluß

des Mittelalters die Burgen verließ, weil die Umgestaltung der Verhältnisse den Besitzern einen viel wohnlichern und nicht minder sichern Aufenthalt auf der Ebene, in Städten gestattete.

Auf den Südseeinseln finden wir die ungelenken rohen Papuaneger, aber zwischen oder vielmehr über ihnen einen großen lichten Menschenschlag von schönen Körperformen, von behendem Geist und kindlich heiterm Gemüth. Er bildet die herrschende Klasse, die Farbigen sind Unterthanen und Knechte, während die Freien unter der Führung der Könige ihre Volksversammlungen halten, und die Frauen bei ihnen nicht dienstbar, sondern befreundete Lebensgenossinnen sind. Man schreibt dort nur den Weißen eine unsterbliche Seele zu, und auf den Tongainseln geht die Sage daß sie den Vorzug gewonnen, als von zwei Brüdern der eine fleißig und fromm, der andere faul und böse war, und dieser jenen ermordete; da habe Gott gesagt ihre Farben sollten sein wie ihr Herz, weiß und schwarz, und die Weißen sollten herrschen. Diese zeigen sich dann in ihrem Kriegsmuth, ihren waghalsigen Seefahrten und Kampfspielen wie durch Acker- und Obstbau als Glieder der activen Rasse. Einer höchsten Gottheit, die unter vielen Namen auf den verschiedenen Inseln ohne Tempel und Priester verehrt wird, gesellen sie andere unter ihr waltende Mächte, auch ideale, wie einen Geist des Zorns und Todes, einen Geist der Thränen und Sorgen, der selbst sein Weib verloren und lange gesucht bis er es auf Neuseeland gefunden. Wind und Wetter so gut wie Handwerk und Kunst haben ihre göttlichen Hüter und Erwecker. Vielverbreitet ist der schöne Gedanke daß die Sterne Augen von Göttern oder von vergötterten, in den Himmel versetzten Menschen seien. Gott ist der Allsehende, darum kann kein Böser ungestraft bleiben; denn Gott erhebt sich mit seinem Licht sichtbar wachend über ihn wie der Vollmond, und schießt auf ihn mit der Schnelligkeit eines fallenden Sterns. Mord, Ehebruch, Lüge, Diebstahl geschah durch die Reizungen und Lockungen eines bösen Geistes, der schadenfroh lacht, wenn die Menschen weinen. Gottes und der Geister Zorn denken die Südseeinsulaner durch Opfer zu sühnen. Sie schneiden ein Stück vom kleinen Finger ab, wenn ein Verwandter erkrankt ist, um das dem Tode statt seiner zu weihen; oder sie erdrosseln ein kleines Kind, aber in Schmerz und Mitleid mit seiner Unschuld, um den Unwillen des Himmels wegen verübter Frevel zu begütigen.

Als Grundlage der Cultur finden wir bei den lichten Menschen der Südsee die Reinlichkeit. Sie baden und waschen sich, sie suchen den sonnverbrannten Leib durch Einreibungen wieder weiß zu beizen. Sie behängen sich mit mancherlei Schmuck, sie freuen sich der Fülle des Haars, sie lassen es in Gestalt eines blonden Helmkammes den Kopf krönen und schmücken es mit Federn und Blättern. Die Sitte des Tätowirens ist hier am ausgebildetsten. Einpunktirte Linien folgen an Armen und Beinen dem Zug der Muskeln in symmetrischen Curven, ein Kreuz pflegt den Rücken, eine schildförmige Figur die Brust zu zieren; außerdem zeichnen sie Blumen und Thierbilder in die Haut. Die erste Tätowirung macht den Krieger wehrhaft; je thatenreicher sein Leben, desto öfter wird sie wiederholt; bestimmte eingegrabene Zeichen sind Orden und Wappen des Helden, und der eigene Körper wird ihm zum Denkmal der erinnerungswerthen Handlungen.

Gesang und Tanz wirken auch hier noch in ungeschiedener Einheit zur Darstellung der Empfindungen zusammen. Mit vielfachem Mienenspiel und ausdrucksvollen Bewegungen des ganzen Körpers begleiten sie bei Trommelschall oder Flötenklang das Lied, das sie gewöhnlich im Wechsel des Chors und der Einzelstimmen singen, die häufig wieder einander antworten und dramatisch das Ganze durchführen. Die Melodien werden am liebsten langsam und klagend vorgetragen, eine sanfte Schwermuth, das Rührende herrscht auch hier wie in europäischen Volksliedern. Der Inhalt ist einfach, irgendeine Begebenheit des äußern oder innern Lebens; die Sache wird kurz angegeben, aber mehrmals wiederholt, und mit dem Ausdruck wechselnder Empfindung umwoben; Rhythmus und Reim kommen vor.

Auch die bildende Kunst thut auf den Südseeinseln den ersten Schritt zur Freiheit und zur selbständigen Würde. Sie gestaltet einen Raum für die Gottesverehrung, sie schafft im Denkmal dem Gedanken ein Mal, einen sichtbaren Ausdruck, der das Außergewöhnliche als solches veranschaulichen und verewigen soll. Große Steinhaufen werden zur Opferstätte pyramidalisch aufgeschichtet. Mit regelmäßig behauenen Korallenblöcken begrenzt man in festen Linien einen heiligen Ort, Morai genannt; da werden die Opfer gebracht, da die Könige bestattet. Innerhalb desselben aber kommen eigenthümliche Bauten vor, und zwar von besonderer Größe auf Otahaiti. Auf einer Fläche von 270 Fuß Länge und 94 Fuß Breite erhebt sich in 10 Absätzen, die jedesmal einen Umgang

freilassen, das Werk zu einer Höhe von 56 Fuß; die Platform oben ist noch 6 Fuß breit, 180 Fuß lang. Das Ganze erscheint wie ein kolossaler Altar. Anderwärts ist die Form ähnlich, aber die Größe geringer.

Steinpfeiler innerhalb der Mauern des Morai sind Denksteine der Könige und Bildsäulen der Götter. Man beginnt den Pfeiler mit einem mächtigen Helm zu bekrönen, oder wie bei den Hermen den Kopf näher anzudeuten, freilich ihn auch über das Maß der natürlichen Verhältnisse hervorzuheben, sodaß er etwa den dritten Theil der ganzen Gestalt ausmacht; und wie der neuseeländische Held sein Angesicht verzerrt, wie er mit den weit aufgerissenen Augen, der vorgestreckten Zunge, den gefletschten Zähnen nicht blos das lebende Bild des Kampfzorns, sondern auch des Ruhms darzustellen beabsichtigt, so gehen gleichfalls die Formen der beginnenden Sculptur ins Ungeheuerliche und Gräßliche, das dem rohen Anfang der Kunst noch das Große und Ehrfuchtgebietende ersetzen muß. Kleinere Götteridole werden aus Holz geschnitzt oder geflochten; man setzt ihnen Augen von Perlmutter ein, sowie Schweinshauer als Zähne, und bekleidet sie mit rothen Vogelfedern. Wo an Keulen oder Schiffsschnäbeln Menschenköpfe vorkommen, sind sie auf ähnliche Art unförmlich, aber die Stiele der Keulen und Aexte sind sorgfältig geglättet, regelmäßig verjüngt, aus dem Runden ins Eckige geschickt übergeführt und mit wellenförmigen oder gezackten Linien geschmackvoll verziert.

In Mittelamerika hatten sich gerade zur Zeit der Entdeckung unter Einwirkung der weißen Rasse Culturansätze gebildet, die aber auf die eindringenden Europäer keinen Einfluß übten und von ihnen zerstört wurden.

Zu den wilden menschenfresserischen fetischanbetenden Peruanern kamen im 12. Jahrhundert lichte Sonnensöhne, die Inkas, wahrscheinlich Einwanderer aus dem östlichen Asien. Sie lehrten Ackerbau und Gewerbe, sie gründeten Städte, sie bemächtigten sich der Herrschaft und bildeten eine Aristokratie, aus welcher 13 Könige hervorgingen, die als Fürsten, Oberpriester und Stellvertreter der Gottheit das Volk wie eine zu formende Masse behandelten, es zur Arbeit antrieben, sich als den Staat und den Staat als den Eigenthümer des Bodens und aller Erzeugnisse menschlicher Thätigkeit ansahen und von diesen dem Volk wieder alles Erforderliche zutheilten, mit väterlicher Sorgfalt über dem Ganzen

walteten. Die Ehe ward heilig gehalten, die Erziehung von Staats wegen durch die Priester besorgt.

In dem leuchtenden Sonnenball sahen die Peruaner die strahlende Gestalt Gottes, der allsehend und allgütig über der Erde waltet, der einzige Herr und Bildner der Welt, dem der Mond schwesterlich, die Gestirne als Gefolge zur Seite stehen. Die Inkas gehen durch den Tod zu ihrem Vater, zur Sonne; für das Volk hofft man eine Wiederbelebung auf Erden in schönern Verhältnissen. Der reinen Sonne dienten reine priesterliche Jungfrauen. Betend verehrte man ihren Aufgang, spendete ihr an ihren Festen aus goldenen Bechern, und opferte Blumen, Früchte, Thiere; aus den Eingeweiden dieser letztern, aus dem stillen und verborgenen Mittelpunkt ihres Lebens suchte man weissagend den Zusammenhang der Dinge, das Schicksal zu erkennen.

Erhalten sind kunstvolle Straßen, welche Felsen durchbrechen und auf Dämmen über Abgründe hinziehen, Stadtmauern aus vieleckigen Hausteinen, deren Fugen scharf aneinander passen wie im vorgeschrittenen Cyklopenbau des Pelasgerthums, Palasttrümmer auf hohem terrassenförmigen Unterbau, mit Portalen, die sich nach oben hin zusammenneigen, und viereckige behauene Pfeiler, die in doppelter Reihe eine Gasse bilden. Ein Portal, das aus einem kolossalen Felsblock besteht, zeigt einfache Gesimsbänder und eingegrabene Streifen. An Wanddecorationen sehen wir in regelmäßig rechtwinkeligem Zickzack auf- und absteigende Bänder, die wieder im Innern kreuzförmig verziert sind. Einfache Klarheit und architektonische Strenge in der Anordnung macht einen guten Eindruck. Die Bauten gingen mehr in die Breite als in die Höhe. Der Sonnentempel war im Innern mit Gold bedeckt; sie nannten das Gold die Thränen der Sonne. Das Licht der aufgehenden Sonne selbst fiel auf ihr Bild im Tempel, ein edelsteingeschmücktes Menschenantlitz in flammendem Strahlenkranz. Ihm zur Seite saßen die Königsmumien auf goldenen Thronen.

Symmetrisch verzierende Reliefs und die Trümmer kolossaler Statuen zeigen eine ganz ornamentale Behandlung organischer Gestalten: die Kreise der Augen, die Ellipse des Mundes, die Wellenlinie der Nase deuten nur entfernt das Gesicht an und verweben sich mit andern arabeskenartigen Formenspielen; das architektonisch Strenge in der Grundlage und das architektonisch

Decorative in der Ausführung lassen den plastischen Geist noch nicht aufkommen, sind aber für sich beachtenswerth.

Musik und Gesang waren bei den Inkas beliebt, durch lebendigen Vortrag und gegenseitige Beziehung der Darstellenden wurden sie zu einer Art Schauspiel, das vor den Königen zur Aufführung kam. Das uns erhaltene Drama zeigt merkwürdig genug den Kampf des Herzens gegen die Standesunterschiede, das Recht der Persönlichkeit gegenüber dem Kastenvorurtheile. Der jugendliche Heerführer Ollantay, so schön wie tapfer, aber nicht dem Inkaadel angehörig, sondern ein Sohn des Volks, liebt die Inkatochter Kusi Koyllur und hat ihre Neigung gewonnen. Er bekennt seine Leidenschaft vor seinem Diener und vor dem Sonnenpriester; sie äußern ihre Bedenken, aber der Held bittet den Herrscher um die Hand der Tochter. Wir hören den Schmerzensausbruch des Zurückgewiesenen und die rührende Klage seiner Geliebten, welcher die Mutter tröstend zur Seite bleibt, als sie in das Kloster der Sonnenjungfrauen gebracht wird. Ollantay faßt den kühnen Entschluß sich selbst zu helfen, er ruft das Heer, das er befehligt, zur Empörung auf, es legt ihm die Herrscherbinde ums Haupt und rückt mit ihm vor gegen die Hauptstadt. Dort hat seine Geliebte im Kerker ein holdlächelndes Mädchen geboren; es wird ihr entrissen und in einem Kloster erzogen, während Ollantay sich im Thal von Villkamayu verschanzt, und Indianer anwirbt die er zu Kriegern ausbildet. Das währt eine Reihe von Jahren, der alte Inka ist gestorben, sein Sohn hat den Thron bestiegen, und einer seiner Generale verstümmelt sich selbst, kommt so zu Ollantay, wird aufgenommen und verräth dann denselben, gefangen wird er vor den neuen Herrscher geführt. Da kommt sein und seiner Geliebten Töchterchen in den Saal, es hat seine Mutter gefunden und fleht um ihre Befreiung. Sie tritt ein; kaum daß Ollantay in der gramgebeugten Gestalt den freudevollen Stern seiner Jugend erkannt hat, als beide einander in die Arme sinken, und nach ihren rührenden Herzensergüssen segnet ihr Bruder den Bund. So wird ein wechselreiches Lebensgeschick vor uns entfaltet, wie im indischen oder dem romantischen Drama der neuern Zeit, kühner Muth und treue Liebe beseelen das Werk, und wie der Held sich zur Selbsthülfe entschließt, wie die Liebenden einander wiederfinden, das sind Scenen von ergreifender echt dramatischer Wirkung neben andern mehr erzählender oder lyrischer Art.

In Mexico hatten zuerst die ackerbauenden Tolteken ein Reich gegründet, das bis ins 11. Jahrhundert bestand; Hungersnoth und Pest zerstreuten sie nach Süden und Osten. Im 14. Jahrhundert bauten die Azteken die Stadt Tenochtitlan oder Mexico, indem sie mit dem Tempel des furchtbaren Kriegsgottes begannen. Der Sonnendienst scheint mir auch bei den Azteken die Grundlage der Religion, aber die beiden Seiten, die verzehrende Glut und die wohlthätige Wärme des Lichts treten in zwei Göttergestalten nebeneinander, und von der Ahnung des Geistes in den Naturerscheinungen ging man zu anthropomorphistischer Götterbildung fort; die Kunst suchte den göttlichen Wesenheiten Gestalt zu geben. Huitzlipochotli ist gleich dem Moloch die Sonne als zerstörende Macht, kriegerisch und schreckhaft; Tetzkatlipoka steht ihm mild und freundlich zur Seite; als Schlangentödter wie Apoll und Siegfried der Vertilger feindlicher Gewalten sieht er zugleich in seinem Spiegel alle Vorgänge der Welt; selbst jugendlich nimmt er das Opfer schöner Jünglinge am liebsten in Empfang. Das Menschenopfer fand überhaupt in Mexico in ähnlicher Ausdehnung statt wie bei den heidnischen Semiten; der Mensch als das Werthvollste und Höchste ward dem Gott zur Sühne dargebracht; ein jeder ward ihm geweiht schon bei der Geburt durch Einschnitte auf Brust und Leib; Blutabzapfungen fanden später zu seiner Ehre statt, ein Symbol daß eigentlich der ganze Mensch sich hingeben sollte; wer in Drangsal und Noth den freiwilligen Opfertod wählte, ward hochgeehrt; Gefangene wurden stellvertretend fürs Volk dem Gott an seinen Festen getödtet. Sie sollten aber nicht gezwungen, sondern heiter in den Tod gehen, darum genossen sie vor ihrem Ende die Fülle sinnlicher Freuden, und blumenbekränzt stiegen sie den hohen Altar empor, wo der Priester sie ergriff um der Sonne das noch schlagende Herz entgegenzuhalten. Mit ihrem Blut mischte man Mehl und knetete Bilder des Huitzlipochotli daraus, die dann das Volk verzehrte, als ob sich ihm sein Gott wieder zur Speise gebe. Ich weiß nicht ob man hier wie bei dem Reinigungsbade der Neugeborenen an eine rohe verzerrende Nachahmung der christlichen Sakramente, oder an eine pantheistische Vorahnung derselben zu denken hat, — der Zusammenhang der activen Elemente dieser Völker mit der Alten Welt ist noch nicht aufgeklärt.

Das Jenseits dachten sich die Azteken dreifach: als finstere Hölle der Unseligen, als kühlen heitern Ruheort der Mittelmäßigen,

als das Sonnenhaus der Edeln und Helden voll Lust, Gesang und Spiel.

Mittelpunkt des Cultus und der Architektur der Mexicaner ist der Stuhl Gottes, Teokalli, der Opferaltar, den sie als kunstreich bereiteten Hügel aufrichten; in mehreren Absätzen erhebt sich ein pyramidaler Bau um auf seiner Platform den Altar um die thurmartigen Gemächer der Götterbilder zu tragen. Durch solch terrassenförmigen Unterbau, aber von geringerer Höhe und größerer Fläche, wurden auch die Königspaläste über die Umgebung emporgehoben. Steile Treppen führen an einer, manchmal an allen Seiten der Teokalli nach oben hinan; die verschiedenen Geschosse sind durch kräftige Gesimse und durch fensterartig vertiefte Kasetten gegliedert; und die vorragenden Mauerstücke zwischen ihnen scheinen wie Pfeiler das schräg ausladende Gesimse zu tragen. Diese stattliche einfache Kern- oder Grundform wird dann mit Detailverzierungen geschmückt, welche sich zwar hier und da in regelmäßig klaren Mustern und in verständiger Verbindung gerader oder krummer Linien geschmackvoll ausnehmen, meist aber das Gepräge barocker Wildheit und roher Phantastik tragen und mit buntem Schnörkelwerk die feste Grundlage umspinnen. Innere Palasträume sind schmal, und die Bedeckung geschieht gewöhnlich so daß die anfangs senkrechten Mauern in einer gewissen Höhe sich zueinander neigen, indem ihre Steine übereinander vorkragen, aber zu gemeinsamer schräger Fläche abgeglättet werden, bis dann eine horizontale Platte beide Seiten verbindet. Dies so zugespitzte Dach tritt gewöhnlich nicht nach außen hervor, sondern da erscheint der Bau in zwei durch Gesimse getrennten verticalen Geschossen, indeß überwiegt die Länge bei weitem die Höhe.

Als die Spanier Mexico eroberten, ragten in der Stadt viele Teokalli über die Häuser hervor, und brannten auf ihrem Gipfel nachts die Feuer dem feurigen Sonnengott. Der größte stieg auf quadratischer Grundfläche von 298 Fuß Breite und Länge zur Höhe von 114 Fuß empor; ein ummauerter Hof, zu dem vier thurmartig gekrönte Thore den Eingang bildeten, umschloß ihn sammt den Priesterwohnungen. Einige Bauten sind dadurch besser erhalten daß sie in der Wildniß liegen, wie die Ruinen von Uxmal. Die abgestumpfte Stufenpyramide der Teokalli ist bald breiter, bald steiler ausgeführt; in Papantla ist die Höhe (85 Fuß) zwei Drittel, in Totihuakan (170 Fuß) ein Viertel der Breite. Die Trümmer der Paläste zeigen mehrere Höfe, um

welche sich Hallen und Gemächer gruppiren. Mehrfach hat man Säulen gefunden, einfache Rundstämme mit einer Deckplatte, die den Ursprung der Säulen aus dem stützenden Baumstamm erkennen lassen, sowie noch manche Nachbildungen des Holzbaues in den steinernen Façaden bemerkbar sind.

Wie die mexicanische Baukunst auf einfach klarer Grundform eine ausschweifend seltsame Decoration zeigt, so finden wir auch bei ihrer Plastik ein naives Naturgefühl, eine verständige Auffassung des Lebens und seiner Bewegung überwuchert von bizarr phantastischer Verschnörkelung, welche die menschliche Gestalt, namentlich den Kopf mit groteskem Putz ausstaffirt und fast in Arabesken auflöst. Pfeiler von Quirigua, 20—30 Fuß hoch, und kleinere von Kopan lassen einzelne Theile der menschlichen Gestalt dick und schwer, umgeben von fabelhaft bunter Decoration hervortreten; sie wollen, wie Kugler bemerkt, ein phantastisch grauenhaftes Staunen hervorbringen; eine Basaltstatue der Todesgöttin ist ein Schreckbild ganz aus Schädeln, Schlangen, Krallen, Federn aufgebaut; die Blumengöttin, der Sonnengott ist ein dicker Kopf auf einem nur ebenso großen zwerghaft gedrückten Rumpf, aber Gesicht und Schmuck sind einfach und nicht häßlich. Das Relief eines Opfersteins zeigt mexicanische Krieger, Gefangene, welche ihnen Blumen darreichen, an den Haaren fassend; auch hier sind die Köpfe übermäßig derb. Reliefs von Palenque haben dagegen schlanke Figuren mit zurückweichenden Stirnen, gebogenen Nasen, herabhängenden Unterlippen, in Stellungen, die uns possenhaft vorkommen. An andern Orten sind drachenhafte Ungeheuer schon der Gegenstand der ungeheuerlichen Darstellung. Auf dem Teokalli von Xochikalko sehen wir das Relief aus der Zeichnung hervorgegangen; die Umrißlinien sind erhöht stehen geblieben wie schmale Bandstreifen; gerade umgekehrt wurden sie in Aegypten tief eingegraben.

Die mexicanische Malerei gibt in grellen Farben nach decorativer Rücksicht symmetrische Contraste und bunte Ornamente; sie gesellt sich den architektonischen Zierathen und Reliefs, oder ergeht sich frei für sich. Historische Bilder im Gebäude zu Chichen zeigen einen Fortschritt zu richtigern Verhältnissen, zu energischen und nicht übertriebenen Bewegungen, wiewol auch dort der Mensch des Kopfputzes wegen da zu sein scheint. Aus bunten Federn verstanden die Mexicaner auf Teppichen und Gewändern mosaikartige Bilder zusammenzusetzen. — Die Schrift war Bilderschrift,

nicht für Laute, sondern nur für Vorstellungen, also der erste Anfang, wo man die Gegenstände selbst aufzeichnet.

Musik und Gesang waren bei allen religiösen und weltlichen Festlichkeiten, pantomimische Tänze haben sie mitunter begleitet. Die Könige ließen sich beim Mahl von den Thaten der Ahnen singen. Es lag wie ein Schatten die Ahnung des Untergangs auf Mexico, als Cortez kam. Montezuma unterwarf sich in der Erinnerung an die Sage, daß von Osten her der göttliche Gründer des Staats wiederkommen und Sieger sein werde. König Nezahualkoiotl in Tezkuko hatte, wie sein Nachkomme Ixtlilxochitl berichtet, dem unbekannten nnd unsichtbaren Gott einen pyramidenartigen Thurm erbaut und statt der Menschen nur Blumen und Weihrauch geopfert; er nannte die Sonne seinen Vater, die Erde seine Mutter, und rief Gott den Höchsten an, durch den wir leben und der alles in sich hat. Dem sang er seine Hymnen. Ein Ton der Wehmuth zieht sich durch sie hin; der König ahnt daß einst das Scepter seiner Hand entfallen könne, er redet von der Zeit wo auch die Edeln der Armuth Bitterkeit schmecken und ihre Leiden mit der vergangenen Größe vergleichend Meere mit ihren Thränen bilden werden. Darum will der König heute noch die ruhmreiche Stirn mit Blumen kränzen, und des gegenwärtigen Glückes froh den allmächtigen Gott feiern.

China.

Die Welt, das Reich, die Blume der Mitte nennt sich selbst die Gemeinschaft von einem Drittheil der Menschheit, die in Ostasien wohnt; sie bezeichnet sich auch nach den Geschlechtern ihrer Herrscher, und von der Dynastie Thsin stammt der Name Sina und Chinesen, den sie bei den Europäern führen. Wir beginnen mit China die Culturgeschichte, weil sich hier die erste Stufe des menschheitlichen Lebens für sich aus dem weitern Entwickelungsproceß abgesondert und erhalten, aber innerhalb ihrer Natur und Wesenheit höchst merkwürdig ausgebildet hat. Die Chinesen sind nicht stabil in dem Sinne wie man gewöhnlich meint daß alle Verhältnisse bei ihnen unveränderlich ihre Gestalt bewahren; vielmehr haben sie ihre Cultur in allmählicher Arbeit gewonnen und das Reich hat manche Erschütterungen durchgemacht, ja ihre Geschichte ist weniger die Darstellung kriegerischer Kämpfe, als des Fortgangs der Bildung, der Entdeckungen, der Kenntnisse; aber sie sind conservativ, indem sie das einmal Gewonnene treu festhalten und die ursprüngliche Form ihres Lebensprincips behaupten, sodaß sich alle Entwickelungen nur innerhalb derselben vollziehen, aber nicht über dieselbe hinausschreiten; es wird nichts wesentlich Neues hervorgebracht, sei es durch Aneignung von außen, sei es durch Entfaltung von innen; aber es ist erstaunlich wie mannichfach, wie verständig das Altursprüngliche verwerthet und ausgeprägt wird. Die Chinesen waren Kinder wie die ganze Menschheit, aber sie sind in der Kindheit stehen geblieben und alt geworden, und der nach der Sage mit dem weißen Haar des Greises geborene Lao-tse erscheint symbolisch für sein Volk.

Alles wahre Leben ist Entwickelung, ein Hervorwachsen der Unterschiede aus der noch ungeschiedenen Einheit; aus dem Kampf

der selbständig gewordenen Gegensätze erfolgt durch ihre Versöhnung die volle und freie Harmonie. Die Persönlichkeit soll den Bann der Autorität brechen, nicht um sich von der allgemeinen Vernunft loszusagen, sondern um die Wahrheit durch eigenes Denken selbst zu erringen; die einzelnen Sphären des Geistes müssen für sich ausgebildet werden, wenn etwas Vollendetes erscheinen soll. Die europäische Menschheit, Arier und Semiten gehen diesen Weg, durch Streit und Leid wandeln sie dem Ziel selbstkräftig entgegen; in Asien aber hat sich ein Drittheil der Menschheit auf einem Raum so groß und in der Lage wie Europa in der Art einheitlich erhalten daß hier einzelne Gaben und Geistesrichtungen nicht von besondern Völkern ergriffen und gestaltet, ebenso wenig Geist und Materie, natürliche und sittliche Ordnung, Religion, Wissenschaft, Moral und Recht klar unterschieden und für sich aufgefaßt und ausgebildet wurden. Dadurch haben sie das Leben auf eine nüchtern verständige Weise früher geordnet und eine friedliche Civilisation eher begründet als die begabtern, muthigern Völkern Europas; vieles nach dem wir streben, was bei uns das Gut einzelner ist, haben sie längst erreicht und gemeinsam gemacht, aber auf unvollkommene Weise; statt der freien geisteswürdigen Harmonie haben sie eine gebundene. Die Macht der Einheit bleibt durchaus über die Vielheit herrschend; ihre Autorität erspart den Chinesen viele Irrthümer, aber es fehlt auch der Schwung und die Freude des sich selbst bestimmenden Geistes; das Höchste und Tiefste wird nicht erreicht, wenn von vornherein und überall Maß und rechte Mitte gepredigt wird, denn das führt zu einer rechten Mittelmäßigkeit; die Scheu vor dem Ueberfliegenden und Gewaltigen, vor dem Neuschaffenden und Genialen läßt kein Heldenthum des Denkens und Wollens aufkommen, sondern breitet eine philiströse Nüchternheit über das Ganze. Die Chinesen haben viele Kenntnisse eher als die Europäer erworben und manche Erfindung früher gemacht, aber sie fragen weniger nach dem Warum als nach dem Wozu, der Nutzen ist die Rücksicht die ihr Forschen leitet, und darum kommen sie nicht zur Erkenntniß, die nur derjenige findet welcher sie einzig um des Wissens und der Wahrheit willen sucht; das Nützliche fällt ihm dann von selber zu.

Die erste Gemeinschaft der Menschen ist die Familie; hier ist die Pflicht des Geistes mit dem Naturgefühl untrennbar verbunden, hier prägt das Sittliche in der Sitte sich aus; hier

herrscht im Hause ein gemeinsamer Sinn und waltet das Ansehen und die Gewalt des Vaters als das Active über Weib und Kind als dem Bestimmbaren und Gehorchenden. In der Familie haben und bewahren die Chinesen das Heiligthum des Lebens; Pietät ist das erste und höchste Gebot; eine Familie zu gründen ist die Aufgabe des Mannes, die Ehe der Stand durch welchen er seine Bestimmung auf Erden erfüllt. In jeder Weise hat er für Weib und Kinder zu sorgen, sie sind ihm lebenslänglich in Ehrerbietung und Gehorsam unterthan. Die eheliche Treue wird hochgehalten. Der Vater hat den Sohn gut zu erziehen, und wird im Sohn geehrt wenn dieser zu hohem Ansehen emporsteigt, denn der Vater hat ihn zur Trefflichkeit angeleitet, darum werden auch nicht die Nachkommen geadelt, die sich erst zu bewähren haben, sondern die Ahnen, deren Verdienst in der Gegenwart fortwirkt und erkannt wird. Ihnen ist ein Cultus der Erinnerung geweiht, die verstorbenen Aeltern sollen drei Jahre lang in strenger Abgeschiedenheit von aller Lust und allem Treiben der Welt betrauert werden. Die Kinder bleiben Kinder und auch als Erwachsene den Aeltern gegenüber unmündig, und die neue Ehe wird darum durch Wahl und Werbung der Aeltern geschlossen. Wer keinen eigenen Sohn hat sucht einen anzunehmen und durch Liebe und Erziehung im fremden Kinde die natürliche Gemeinschaft durch die geistige zu ersetzen. Noch sind das Innere und das Aeußere ungetrennt, die Grade der Liebe sind gesetzlich vorgeschrieben und werden nach sichtbaren Handlungen bemessen; der Sohn geht einen Schritt hinter dem Vater, sowie der jüngere Bruder hinter dem ältern; die Kinder vernachlässigen ihren Anzug, trinken ohne Appetit, und lächeln nur mit leichter Mundbewegung, wenn die Aeltern krank sind, so lautet die Vorschrift von Staats wegen.

Der organische Staat bewahrt das Heiligthum des Hauses, aber er hat noch andere und neue Formen der Gemeinschaft unter Berufsgenossen, in der Gemeinde; einzelne Kreise verwalten ihre Angelegenheiten selbst und fügen sich dem Ganzen ein; das Volk nimmt durch seine Vertreter Antheil an der Regierung und gibt sich selbst das Gesetz; die Gemeinsamkeit hat den Zweck jeder Persönlichkeit die Möglichkeit zu gewähren daß sie ihre Eigenthümlichkeit frei und voll entfalte. Anders in China. Die Familie ist und bleibt das Erste und Letzte. Mehrere Familien haben das gemeinsame patriarchalische Haupt behalten, und so ist der

Kaiser der 300 Millionen ein Vater der dem Volk als den Kindern gegenübersteht, als der Active den Passiven, als der Leitende den Gehorchenden; sie haben ihn wie ihren Vater zu lieben, er hat für sie wie für seine Kinder zu sorgen; die ganze Welt ist eine Familie und alle Menschen sind Brüder. Keine Standesunterschiede sondern das Volk, alle sind einander gleich, gleich unmündig. Natürlich bedarf der Landesvater stellvertretende und ausführende Organe, und diese müssen ihren Beruf verstehen, wenn sie ihn gut verrichten sollen. Ohne das Familienprincip zu verlassen hat sich der ganze chinesische Reichsmechanismus daraus entwickelt. Nur größere Kenntniß befähigt für größern Wirkungskreis; nur die Gelehrten werden vom Kaiser ernannt zu verwalten und zu richten im Volk; durch immer strengere und strengere Prüfungen steigen sie zu den höhern Aemtern empor; die Akademie der Bewährtesten ist die oberste Behörde unter dem Vorsitz des Kaisers. Dieser ist auch der oberste Doctor des Reichs. Er soll die Völker unterrichten indem er sie regiert, er soll sie durch Belehrung erziehen, denn die Menschen werden gut wenn man sie aufklärt über das was recht ist, Unordnung und Verbrechen kommen aus der Unwissenheit. Daher tragen die kaiserlichen Erlasse die Form der Unterweisung und sind eine Erziehung des Volks. Und wie die Zucht in der Familie gegenüber den Kindern zum Stock greift, so herrscht in China das Bambusrohr von oben nach unten ohne daß ein unmündiger Sinn gegen solche Strafe das Gefühl der Ehre und persönlichen Würde setzt. Inneres und Aeußeres sind ungeschieden, und so werden die sittlichen Normen innerer Gesinnung wie die äußerlichen Bräuche und Ceremonien in gleicher Weise als Forderungen des erzwingbaren Rechts festgesetzt. Dabei halten die Chinesen mit kindlicher Ehrfurcht an der Ueberlieferung der Väter; ihr Sinn hängt an der alten Weisheit, die sie von den Ahnen ererbt; es ist die Ueberlieferung der Vorzeit die auch das bindende Gesetz für den Kaiser ausmacht, die der Gelehrte sich durch sein Studium aneignet. Von den ersten Kaisern, sagen sie, sei die erste Bildung ausgegangen. Sie lehrten Feuer anzünden und Häuser bauen, sie erfanden und handhabten die Waffen und die musikalischen Instrumente, sie führten zur Ehe und zum Ackerbau, sie erfanden und lenkten den Pflug, sie legten die großen Kanalbauten an. Alle Gewalt geht vom Kaiser aus, aber er bewahrt die Ueberlieferung der Ahnen und bestimmt was ihr gemäß ist. „Alles

für das Volk, nichts durch das Volk“ nennt Wuttke mit Recht die chinesische Maxime. Aber der Kaiser ist auch dafür verantwortlich daß alles wohl stehe, es ist seine Schuld wenn das Volk ein Unglück trifft und wenn es in Noth oder Verfall kommt, und er muß dafür büßen. Wenn er seine Willkür an die Stelle der ererbten Gesetze treten läßt, hat das Volk das Recht ihm gegenüber das Herkommen zu erhalten und einem neuen und wahren Fürsten an seiner Stelle zu huldigen. Die Revolutionen wollen in China nichts Neues bringen, sondern das Alte herstellen. Daher hat der Kaiser die Stimme des Volks zu hören, und er setzt selbst Wächter der Gesetze ein, die das öffentliche Gewissen vertreten und ihn selbst zu mahnen haben an das was recht ist.

Ein oberflächlicher Betrachter könnte meinen daß China, wo die Gelehrten regieren, das Ideal Platon's vom Staat als Kunstwerk und Bild der Gerechtigkeit verwirkliche, in welchem die Philosophen herrschen oder die Herrscher philosophiren. Aber die platonische Weisheit ist nicht die Aufnahme und Auslegung des Ueberlieferten, sondern die freie Forschung, die gegenüber den hergebrachten Ansichten und Vorurtheilen sich vielmehr zum sokratischen Nichtswissen bekennt, um die Wahrheit als die That des eigenen freien Denkens und seiner begründeten Entwickelung stets zu finden und neu zu erzeugen. Platon erhebt sich über die gegebene Welt zur Idee, zum Urbild der Dinge im göttlichen Geist; es soll aus der Trübung und Verhüllung der Welt befreit, nach ihm soll die Wirklichkeit gestaltet werden. Immanuel Kant erklärte es sei nicht zu wünschen, daß Könige philosophirten oder Philosophen Könige würden, weil der Besitz der Gewalt das freie Urtheil der Vernunft unvermeidlich verderbe. Daß aber Könige oder königliche Völker die Philosophen nicht verschwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, das sei beiden zur Beleuchtung ihres Geschäfts unentbehrlich. Darin besteht eben der große Unterschied vom Reich des Geistes und von China, daß dort die fortschreitende Einsicht das Licht des Lebens wird, daß die erkannte und klar entwickelte Idee das Vorbild und Ziel der Wirklichkeit ist, die freie Forschung nach der Wahrheit aber sich nicht an die Ueberlieferung bindet, sondern dem Zweifel an derselben Raum gibt; der denkende Mensch will sich selbst eine Ueberzeugung über die höchsten Angelegenheiten, über Grund und Zweck des Lebens bilden, will in seiner Weise Neues finden und die Errungenschaft der Vorzeit fortgestalten. Das wird ihm in China nicht

erlaubt; andere Gedanken als die von den Ahnen ererbten und vom Staat vorgeschriebenen Lehren sind eine gesetzwidrige Auflehnung gegen die väterliche Gewalt; vom Kaiser, von Staats wegen wird vorgeschrieben was gelehrt und gelernt werden soll, die Wissenschaft ist niemals selbständig und frei geworden, sondern bleibt von der Frage nach dem Nutzen und den Bedürfnissen des äußern Lebens gebunden und unter der Macht des Staatsganzen gehalten. Wir wollen daß die Praxis sich aneigne was die Theorie erobert und findet; in China bestimmt die Praxis was die Theorie für wahr halten und lehren soll. Der Kaiser und seine Beamten lassen diejenigen Bücher schreiben die sie für nöthig halten. Man will keine neue Erfindung; Wissenschaften und Geschäfte sind in Regeln gebracht, die man auswendig lernt; die Weisheit besteht darin daß das Gedächtniß das Altüberlieferte bewahrt und das Handeln sich danach richtet, nicht darin daß der selbständige Gedanke zur Gesinnung wird und zu neuen Thaten und neuen Lebensformen führt. Darum sind die Chinesen allerdings ein civilisirtes Volk gegenüber den Wilden, aber ein zahmes gegenüber den wahrhaft Gebildeten und Freien.

Die Familie, zu deren Betrachtung wir zurückkehren, hat ihren Halt im Hause, im festen Wohnsitz, im Ackerbau; die Chinesen sind dem entsprechend ein ackerbautreibendes Volk, der Kaiser selbst legt die Hand an den Pflug, und durch langjährige Einzelerfahrungen sind sie auch ohne chemische Wissenschaft durch die Praxis dahin gekommen daß sie keinen Raubbau üben, sondern dem Boden in den Excrementen die mineralischen oder Aschenbestandtheile der von ihm geernteten Nahrung wiedergeben: der Mensch düngt die Erde die ihn nährt und erhält sie fruchtbar, aber sorgsam werden auch alle Abfälle gesammelt bis auf die Haarstümmelchen in den Barbierstuben. Das arbeitende Volk in kindlich familienhafter Gesinnung ist dabei friedsam, es liebt für sich die Ruhe und hat sich durch eine große Mauer gegen die barbarischen Störenfriede gesichert und abgegrenzt.

Die Kinder wie die Menschheit beginnen durch leicht aussprechbare einsilbige Laute eine Empfindung auszudrücken, einen Gegenstand und die Beziehung des Menschen zu ihm zu bezeichnen; die gemeinsame Erfahrung der Familie gestattet auch uns noch eine eigenthümliche Kürze der Rede: es genügt ein Wort in bestimmtem Ton ausgesprochen, von einer Geberde begleitet, um eine ganze Gedankenreihe anzuschlagen. Die Chinesen

haben auch hier die Kinderstufe festgehalten, ihre Sprache besteht nicht sowol aus Wörtern als aus Wurzeln, aus diesen setzen sie die Rede zusammen ohne daß sie in den Proceß der Wortbildung und Wortformung eingegangen wären. Die Chinesen unterscheiden weder das Nennwort noch das Zeitwort, ein und dieselbe Wurzelform gilt je nach ihrer Stellung für den Begriff von beiden, gerade wie sie auch die einzelnen Sphären des geistigen Lebens oder die einzelnen Persönlichkeiten nicht für sich selbständig werden lassen. Das Wort selbst hat keine Entwickelung, es wird nicht flectirt, kein Umlaut, keine besondere Endung läßt an ihm seine Beziehung im Satz erkennen, sie decliniren und conjugiren nicht. Sie haben etwa 400 einsilbige Grundlaute, mit denen sie den ganzen Bedarf der Sprache bestreiten; je nachdem dieselben gedehnt oder geschärft, mit steigendem oder sinkendem Ton ausgesprochen werden, ergibt sich eine vierfache Anzahl; auch so hat derselbe Laut noch mannichfache Bedeutungen, wie es auch bei uns vom Zusammenhang abhängt ob Reif das runde Band um ein Faß, den gefrorenen Thau oder den Zustand der Zeitigung ausdrückt; aber mit den einfachsten Mitteln und ohne die höhere Stufe der unterscheidenden Wortbildung und der Flexion, die Stufe der eigentlich organischen Sprache zu ersteigen, haben die Chinesen doch Erstaunliches geleistet. Es ist die feste Stellung und Ordnung der Worte welche die Beziehung der Vorstellungen ausprägt. Das Subject steht vor dem Prädicat, das Attribut vor dem zu Bestimmenden, die Vorstellung eines thätigen Wesens geht dem Gegenstand voran auf welchen die Thätigkeit sich richtet. Mann groß, die Vorstellung des Mannes und der Größe so hingestellt, sagt daß der Mann groß sei; Mann groß Staat, dieser Satz gibt dem Begriff der Größe die Beziehung auf ein Object, sagt daß der Mann den Staat groß mache. So läßt die Wortstellung logische Formen denken welche die Sprache für sich nicht ausdrückt; der Chinese denkt mehr als er sagt; die gehörten Worte nöthigen wieder zum Nachdenken und Stanislaus Julien nennt darum das Chinesische nicht eine Sprache der Grammatik und des Gedächtnisses, sondern der Logik und des Raisonnements. Das Wort wirkt nicht auf die Einbildungskraft, der Satz ist ein Werk des Verstandes. Das Wort dsun bezeichnet Treue, treu, treu handeln je nach seiner Stellung im Satz; es ist nur die Construction welche die Beziehung der Vorstellungen und Dinge hervorhebt; es ist auch hier die Macht des Ganzen, die das Ein-

zelne nicht frei werden läßt, sondern seine Bedeutung und sein Wesen bestimmt. Die Aneinanderfügung der Worte aber macht aus der Rede weniger einen lebendigen Organismus, als eine Krystallisation des Gedankens, in welchem die Wortatome auf bestimmte Weise sich aneinander lagern, aber ohne Wechselwirkung bleiben. Die Sentenz ist ein architektonisches Nebeneinander von Werkstücken des Gedankens; musikalische Betonung, fast mehr empfindungsvoller Gesang als scharfartikulirte Rede, sucht sie verständlich zu machen. Das Ganze trägt ein starres unbewegliches Gepräge. Um das Allgemeine auszudrücken nennt der Chinese eine Gruppe von besondern Dingen: Treue, Liebe, Mäßigung, Gerechtigkeit sagt er in dieser Folge hintereinander, wenn er den Begriff der Tugend im Sinne hat; morgens drei, abends vier sagt er um die Unbeständigkeit zu bezeichnen. Sin ist das Herz in der Bedeutung von Gefühl, Gesinnung; das materielle Herz heißt sin-tha Herz rund. Für Schwert hatte er einen Laut, das Messer heißt danach Schwertkind. Auf solche Weise läßt sich ein neuer Begriff an mannichfaltige alte Vorstellungen anknüpfen, und die Chinesen haben auf diese Art für Forschen, Untersuchen zwar kein einzelnes Wort, aber 27 Umschreibungen durch die Zusammenstellung mehrerer Wörter.

Dies tritt dann ganz besonders in der Schrift hervor, und in der That müssen die Chinesen schreiben, wenn sie sich schwerere und wissenschaftliche Dinge mittheilen wollen. Die chinesische Schrift ist weit mehr Ideen- als Lautbezeichnung. Sie ging davon aus zunächst die Gegenstände abzuzeichnen, und zwar stellte sich bei diesem conservativen, auf treue Bewahrung der Gedanken gerichteten, damit früh zur Schrift geführten Geschlecht das Bedürfniß derselben in der Urzeit ein, und sie behielten die ersten Zeichen bei, die uns noch jetzt die Züge und Spuren ihrer ältesten Gedanken erkennen lassen. Steinwaffen finden sich, aber noch kein Pflug; keine Bezeichnung für Tempel und Städte, keine für sittliche Ideen, wenige für Pflanzen und Thiere. Neue Bedürfnisse fordern neue Zeichen, aber man kann sie doch nicht ins Endlose vermehren, und wenn man die wenigen Laute bezeichnet, wie will man ihre nach der Betonungsweise und dem Zusammenhang verschiedene Bedeutung ausdrücken? Auch hier bleiben die Chinesen am liebsten beim Ursprünglichen, und suchen das Neue durch Combination des Alten darzustellen. Sie haben einige Lautbilder, aber zur nähern Bezeichnung fügen sie das Zeichen derjenigen

Sache hinzu welche diesmal der Laut meint. Die Sonne ist eine Scheibe und der Mond eine Sichel, Scheibe und Sichel zusammen drücken Glanz aus; Wasser und Auge bedeutet Thräne, ein Mund und vor ihm eine Hand voll Reis Glückseligkeit. Sie behalten das Zeichen des Hundes auch für verwandte Thiere wie Fuchs und Wolf, fügen aber ein neues Zeichen nach der Beschaffenheit oder der Beziehung zum Menschen hinzu. Zwei Menschen die einander ansehen geben den Begriff des Grüßens, zwei die sich den Rücken weisen den des Trennens, zwei hintereinander den des Folgens, zwei Perlen nebeneinander den des Freundes, zwei Weiber den des Streites, drei Weiber den der Unordnung; das Weibliche ist ihnen ja das Unvollkommene. In vielen Beziehungen bekundet sich der Scharfsinn der Chinesen. Die Bilderschrift der Aegypter spricht zum Auge und erregt die Phantasie, der sie entspringt, in der Schärfe und Klarheit der Formen; die Chinesen aber verlassen die Naturgestalt der Dinge und geben in wenigen Strichen ein abgekürztes Zeichen; statt des Sinnbildes, das unser Gemüth beschäftigt, stellen sie verschiedene Zeichen zusammen um dadurch dem Verstand einen Begriff zu bestimmen. Das Lesen der Schrift ist das Verstehen der Sprache. Man schätzt ihre Schriftzeichen auf 80000; das sind keine Buchstaben, sondern Vorstellungsbezeichnungen; die für gewöhnlich gebräuchlichen belaufen sich aber nur auf 4000, und zu diesen gibt es wieder ein paar hundert Schlüssel oder ursprüngliche Zeichen, deren Verbindung eben den Begriff umschreibt und darum sowol durch den Verstand reproducirt als im Gedächtniß behalten wird. Auch hier also ist der erste Anfang der Schrift bewahrt, und ohne sein Princip, die Bezeichnung des Gegenstandes, zu verlassen und zur Bezeichnung der einzelnen Sprachlaute überzugehen, ist diese Ideenschrift im Zusammenhang mit der Natur der Sprache äußerst fein ausgearbeitet. Die Sprache selbst zerfällt in viele Mundarten, aber über denselben schwebt die Schriftsprache, die an die Schrift gebundene Sprache der Gebildeten.

Auch in der Religion finden wir die Uranschauung der Menschheit wieder: das Göttliche als das Unendliche erscheint im Himmel, dem lichten, allumfassenden, der Himmel ist der Träger der Weltordnung, das bestimmende Princip, die Macht des Maßes; Geist und Materie sind noch ungeschieden, im Sinnlichen und Sichtbaren wird das Göttliche erfaßt, und wie auch wir sagen: der Himmel weiß, der Himmel wird helfen, so ist der

Himmel, Tien, den Chinesen der einige Gott; der Himmel, den wir mit Augen sehen, aber zugleich geistig gefaßt, nicht in Menschengestalt personificirt, aber als die alldurchdringende, allbeseelende Urkraft, als die Vernünftigkeit und das wirkende Gesetz alles Daseins. Der sichtbare Himmel ist die Erscheinung des göttlichen Wesens, er umfaßt und sieht alle Dinge, ist die allgegenwärtige allwissende Macht, die in der Ordnung der Natur wie im Schicksal der Menschen waltet. Tien heißt auch Schang-ti, der höchste Herr, der erhabene Herrscher. Er ist wahrhaftig und unwandelbar, liebevoll und mild, weise und gerecht; er bestraft das Böse und belohnt das Gute. In den Erscheinungen der Natur gibt er seinen Willen kund, aber nicht durch Wunder, nicht außer der Ordnung, sondern durch die Ordnung des Lebens selbst und durch die Vernunft, die gemeinsame Wahrheit wie sie im Gewissen aller und in der Stimme des Volks sich ausspricht. Denn die Gebote des Himmels sind die Bestimmungen der Vernunft, und diese durchdringt die Natur und den Geist des Menschen. Himmlisches und Irdisches hängen zusammen, der Stand der Gestirne ist von Einfluß und Bedeutung für das Menschenleben, aber er folgt dem Gesetz und ist berechenbar; der Kalender gibt alljährlich danach die guten und bösen Tage an.

Wie im Familienleben das Weib zum Mann, so tritt im religiösen Bewußtsein der Chinesen die Erde zum Himmel als zweites, aber untergeordnetes Princip, als das Endliche und Bestimmbare zum Vollkommenen und Bestimmenden, als die Mutter der besondern Wesen, die aus der Wechselbeziehung des Himmels und der Erde hervorgehen. Unter ihnen ist der Mensch die Blüte der Natur, die Mitte des Lebens; Himmel und Erde erscheinen wieder im männlichen und weiblichen Geschlecht, und einigen sich schöpferisch in der Liebe. Das Gesetz des Himmels ist dem Menschen eingeboren, die Vernunft in ihm ist dieselbe wie die in der Welt, aber er kann mit seinem Willen heraustreten aus der Harmonie, und stört dann die allgemeine Ordnung um so mehr als er ja in die Mitte des Alls gestellt ist. Dem kindlichen Sinn der Chinesen ist der Mensch wie das unschuldige Kind von Natur gut, das Sittliche als das Seinsollende steht ihm nicht als Ideal gegenüber, das er in der Ueberwindung seiner selbst, in der Wiedergeburt des Herzens erreichen müßte, das Gute ist leicht. Wenn er aber dennoch das Böse thut, so

ist das unnatürlich und stört die Ordnung der Natur; die Folge davon zeigt sich in Krankheit, Noth und erschreckenden Naturerscheinungen, durch welche eben die allgemeine Ordnung wieder gegen die Störung zurückwirkt und dieselbe aufhebt. Nicht der Himmel heißt es stürzt den Menschen ins Verderben, sondern der Mensch sich selbst, indem er sich von der himmlischen Ordnung löst; in Glück und Unglück widerfährt ihm was er sich selbst bereitet hat.

Daß die Sünde nicht blos das Individuum angeht, sondern eine Verletzung des Allgemeinen und Ganzen ist, eine Störung der Weltharmonie, hat der Chinese in der Untrennbarkeit des Einzelnen und des Ganzen richtig erfaßt, auch das liegt in seiner naiven Anschauung daß der innerste Grund alles Lebens das Sittliche, das Geistige ist, daß das Naturgesetz mit der sittlichen Weltordnung in Einklang steht, diese aber das Erste und Bestimmende wie der Zweck des Ganzen ist. Das Göttliche als die sittliche Weltordnung und das Gesetz der Natur zu erkennen, diese durch die neuere europäische Philosophie klar ausgesprochene Wahrheit, die jetzt allmählich zum Allgemeingut der Gebildeten wird, ist als anfängliche religiöse Idee von den Chinesen bewahrt worden. Sie sind dabei stehen geblieben, sie haben keine Mythologie, keine das Unendliche verendlichenden Phantasiegebilde; die Vielgötterei haben sie vermieden, indem sich ihnen aus dem untheilbaren Einen nirgends besondere Mächte oder Richtungen der Natur und des geistigen Lebens so selbständig darstellten, daß in ihnen eigenthümliche Principien erschienen wären, die dann die Phantasie personificirt und vermenschlicht hätte; aber freilich indem ihnen die Verirrungen erspart blieben, versagte sich ihnen auch der Reichthum des Geistes, die Fülle des Lebens, der Zauber der Schönheit, wie das alles in den Mythen der Arier erschlossen ist. Sie sind niemals in das Jünglingsalter eingetreten, in welchem die Phantasie eine Idealwelt in der eigenen Brust des Menschen aufbaut, sondern sind gleich dem Kinde unter der Herrschaft der Außenwelt und der Autorität geblieben, und haben sich von Haus aus einem nüchternen Realismus hingegeben, statt die überfliegende Subjectivität mit der Objectivität zu versöhnen. Sie sind davon bewahrt geblieben Symbole an die Stelle der Ideen setzend über dem Bilde den Sinn im Sinnbild zu vergessen, das Uebernatürliche im Widernatürlichen und Wunderbaren zu sehen, und um spitzfindiger Glaubensformeln willen Scheiter-

haufen anzuzünden, Blut zu vergießen, Aberglauben der Wissenschaft vorzuziehen, aber sie sind dafür auch bei dem Einfachen stehen geblieben, sie haben die Tiefe und Fülle des ewigen Wesens nicht zu ergründen gesucht, nicht mit dem griechischen Weisen gedacht daß alles Menschliche göttlich und alles Göttliche menschlich sei, nicht mit christlicher Innigkeit den Schmerz der Sünde und Gottes Zorn und die Freude der Erlösung und der Liebe erlebt. Den Chinesen ist die Welt bereits das Reich Gottes, sie werden als seine Bürger geboren, sie wissen nicht daß es der Wiedergeburt, der Ueberwindung des selbstsüchtigen Willens bedarf, um in dasselbe einzugehen. Ihre Gottesverehrung geschieht unter freiem Himmel, auf Bergen; sie bauen Gott keine Tempel, sie sind nicht in Bilderdienst verfallen, sie haben keine Menschenopfer gebracht, noch geglaubt durch Selbstpeinigung den Himmel zu verdienen. Aber es fehlt ihnen die Tiefe und Glut der Empfindung, aus welcher bei andern Völkern auch diese Verirrungen hervorgehen. Sie haben kein Gott und Welt vermittelndes Priesterthum, aber sie sind Laien geblieben, während der Apostel uns beruft ein priesterlich Volk zu sein. Sie haben keinen Feiertag dem Herrn geweiht, und sich nicht über die werktägliche Prosa erhoben. Der Staat ist für sie zugleich die Kirche, der Kaiser der Sohn des Himmels und Vater des Volks, der für dasselbe das Opfer vollzieht; dieses ist blos ein Zeichen des Danks und der Anerkennung für die von Gott empfangenen Gaben.

Als der Sohn und sichtbare Stellvertreter bildet der Kaiser recht eigentlich den Mittelpunkt der Welt. „Der rechte Herrscher ist dem Polarstern gleich, er steht fest und alle Gestirne umkreisen ihn“, so lautet ein Spruch des Confucius. Wie der Himmel der Erde, so steht der Kaiser dem Volk gegenüber als der Maßgebende, Lenkende. Seine Gebote sind Befehle des Himmels, der Himmel setzt ihn ein, sei es durch die Geburt oder die Wahl des Volks, denn des Volks Stimme ist Gottes Stimme. Aber der Kaiser muß auch den Willen des Himmels thun, Vater und Vorbild des Volks sein; denn der Himmel hat ihn erhoben auf daß er das Volk unterrichte und zur Tugend leite, und der Himmel zieht seine Hand von ihm ab, wenn er das nicht thut. Denn der Himmel liebt die Tugend und die Königsmacht ist zum Wohl des Volks geordnet. Was der Himmel sieht und hört, das sieht und hört das Volk; es ist eine

Verbindung zwischen der Höhe und Tiefe; darum soll der Fürst auf die Stimme des Volks merken. Nicht nach eigenem Kopf sondern nach dem Herzen des Volks soll er regieren. Das ist uralte Reichsmaxime daß das Volk des Kaisers bedarf damit es in Frieden lebe, daß aber auch der Kaiser ohne das Volk nichts ist. Nicht das Wasser, sondern das Volk dient ihm zum Spiegel. Tritt Noth im Volk ein, kommen Erdbeben, Dürren, Ueberschwemmung, Miswachs, so ist der Kaiser dafür verantwortlich, so hat er die Schuld auf sich zu nehmen, im Büßerhemd sie reuevoll zu bekennen; denn weil er das Centrum der Welt ist, so wird in seinem Denken und Wollen die Natur mitbewegt.

Die Hoffnung der Unsterblichkeit ist gleichfalls wie die Idee Gottes in der Ueberzeugung der ursprünglichen Menschheit begründet; die Chinesen knüpfen den Geisterglauben an den Himmel. Die Seelen der Verstorbenen gehen in ihn ein, leben in ihm, wirken von ihm aus fort auf die Erde, sind Genien der Natur und Schutzgeister ihrer Nachkommen. Der Cultus eines verehrenden Andenkens der Ahnen liegt schon im Familiensinn. Den Nachkommen wird die eigene Unsterblichkeit als der Lohn für die Verehrung der Voreltern dargestellt. Von Unseligen und Verdammten ist keine Rede, die Fortlebenden sind Glieder und Werkzeuge der himmlischen Weltordnung, Züchtiger des Frevels, Hüter des Rechts. Eine Halle der Ahnen mit den Tafeln ihrer Namen ist ein Heiligthum des Hauses. Mit wie gemüthlicher Wärme der Chinese gerade diesen Geisterglauben erfaßt, so entwirft doch seine Phantasie keine Bilder des jenseitigen Lebens, und die Wissenschaft schweigt davon. Confucius antwortete auf die Frage wegen des Zustandes nach dem Tode: „Ich kenne das Leben noch nicht, wie sollte ich vom Tode wissen?“

Die Chinesen sind ein denkendes Volk, sie erheben sich über das Besondere und Vorübergehende und fragen nach dem Allgemeinen und Dauernden, nach dem Grund und Zweck der Dinge, wenn sie diesen letztern auch in der Nützlichkeit suchen und in einer verständigen Nüchternheit befangen bleiben. Die Gründer ihrer Cultur sind nicht gottbegeisterte Seher, nicht ekstatische Propheten, sondern weise und bedächtige Männer, die das fürs Leben Zuträgliche anordnen und gedankenmäßig bestimmen. An Spruchsammlungen der Lebensklugheit und Sittenlehre ist kein Volk so reich wie China. Die Weise des Sprichworts das Allgemeine durch ein Besonderes auszudrücken, kommt dabei vor,

wenn es z. B. heißt: Grabe den Brunnen ehe du dürstest; oder man gibt ein Gleichniß: Der Edelstein wird nicht ohne Reibung polirt, noch der Mensch ohne Prüfung vervollkommnet; oder man gibt das Allgemeine als solches: Besser ein Hund in Frieden als ein Mensch in Gesetzlosigkeit; der große Mann bleibt einfach wie ein Kind.

Was die religiöse Sprache Himmel und Erde nennt, das heißt der philosophischen das Vollkommene und Unvollkommene das Unendliche und das Endliche. Das sind die beiden Principien, die zugleich als das Active und Passive, als das Männliche und Weibliche angesehen werden; Fohi, der Gründer der chinesischen Cultur, soll sie bereits angenommen und Yang und Yn genannt haben; er bezeichnet sie mit dem ganzen und mit dem gebrochenen Strich: —— und — —. Die Vereinigung dieser gegensätzlichen Principien bildet die Welt, und die hauptsächlichen Wesen und Erscheinungsformen derselben werden durch Combinationen dieser Linien bezeichnet; Himmel und Erde sind die Pole, zwischen denen das andere liegt, das aus ihnen so gebildet wird daß bald das eine bald das andere vorwiegt:

☰ ☱ ☲ ☳ ☴ ☵ ☶ ☷

Himmel Wolken Feuer Gewitter Wind Wasser Berge Erde.

Spätere Denker finden in der Urkraft zugleich die Urmaterie, die Bewegung und Ruhe, und der Gegensatz ist dann das Auseinandergehen der Einheit, die in der Durchdringung der Gegensätze sich als Harmonie herstellt. Das Princip ist das Eine oder Eins, und der Hervorgang der vielen Zahlen aus der Einheit ein Bild des Ursprungs der Dinge aus dem ewigen Wesen. Die enge Verbindung dieser Lehre mit der religiösen Vorstellung und die Unterordnung des persönlichen Geistes und seiner Freiheit unter die Autorität macht es möglich daß in China die Schulphilosophie, die nicht selber die Wahrheit finden, sondern die Ueberlieferung nur auslegen will, auch als Reichsphilosophie gelehrt und verbreitet wird.

Keine Geisteskraft soll sich bei den Chinesen über die rechte Mitte und das Gleichgewicht des Ganzen erheben; das Gewohnheitsmäßige und Gewöhnliche beherrscht mit verständiger Trockenheit ihr Leben, der Ausbruch der Begeisterung, der Drang nach Neuem, die eigenthümliche Frische des Gestaltens, die hinreißende

Macht und der freie Flug der Phantasie bleibt ihrem Wesen fremd. Die Rücksicht auf die Ueberlieferung und das Gegebene hemmt die selbstschöpferische Einbildungskraft, das Gemüth erhebt sich nicht über die erfahrungsmäßige Wirklichkeit zu einem Ideal, das erst verwirklicht werden soll oder das vollkommene Urbild der unvollkommenen Welt ist, sondern der realistische Sinn sieht es im Gleichmaß der Dinge selbst und im Leben der Ahnen, er will keinen Zukunftstraum wahr machen, sondern blickt zurück in die Vergangenheit und läßt das von ihr Vollbrachte sich zum Muster dienen. Alles Schöne ist frei, die Erfüllung des Gesetzes auf originale und zwanglose Weise; das chinesische Wesen aber ist gebunden, und da die freie Kunst eine Tochter des freien Lebens ist, so bleibt sein Kunsttrieb dem Nützlichen dienstbar. Das Künstliche ersetzt die Kunst. Aber eine sinnige Auffassung der Wirklichkeit und das treue Erhalten der ersten Formen gesellt sich dem lebhaften Familiengefühl, der Verehrung für die Vorzeit. Ein Kind der Natur wird der Mensch mit seiner Empfindung in diese abgezirkelte und geregelte Welt hinein geboren; aber statt sie neu mit eigenem Willen zu gestalten, statt das Herz den Kampf mit ihr aufnehmen zu lassen, verhält er sich passiv, und kommt in eine sentimentale Stimmung, die statt der naiven Frische und Unmittelbarkeit schon in den altchinesischen Liedern den Grundton abgibt.

Auch die äußere Erscheinung der Chinesen meidet das eigenthümlich Charakteristische und frei Bewegliche; müssen doch sogar die Frauen das Organ der freien Bewegung, den Fuß, zum häßlichen und starren Klumpen zusammenpressen! Die Tracht ist Uniform, der Mensch wird eingekleidet, das Gewand bezeichnet Rang und Gewerbe; er soll sich nicht kleiden wie es ihm gefällt; nicht einmal das Haar soll naturgemäß wachsen und frei ums Haupt wogen, es wird abrasirt und nur auf dem Schopf bleibt so viel stehen daß sich ein steifes Zöpflein daraus flechten läßt. Der schnelle Wechsel der Witterung treibt dazu jacken- und rockförmige Kleider wie Futterale übereinander anzuziehen.

Ein eigenthümlicher Baustil hat sich im alten China nicht entwickelt; der Himmel ward nicht in Tempeln verehrt, man schaute im Freien zu ihm empor; der Tempelbau aber ist es der die Architektur zur Kunst macht, indem sie hier nicht handwerklich den Bedürfnissen des gewöhnlichen Lebens dient, sondern in einem idealen Werk die Stimmung des Volksgemüths und seine An-

schauung vom Göttlichen symbolisch ausprägt. Die ältesten monumentalen Werke der Chinesen sind die großen und zahlreichen Kanalbauten, welche zu Verkehrstraßen dienen und dem Ackerbau die erforderliche Bewässerung möglich machen; sie verlangen die geradlinige Regelmäßigkeit, die dem verständig trockenen Sinn des Volks entspricht. Sodann die große Mauer, mit welcher Schio-hang-ti um 200 n. Chr. die Nordgrenze des Reichs zum Schutz gegen Barbareneinfälle umzog. Sie ist eigentlich ein Erdwall, den auf beiden Seiten Ziegelsteinmauern umschließen, die gegen 25 Fuß hoch sind und mit einer Brustwehr über den Mittelkörper emporragen; sie ruhen auf einer vorspringenden Basis von Hausteinen. Das Ganze ist ziemlich so dick als hoch, und wird von Zinnen bekrönt; Thürme von etwas größerer Tiefe und Höhe, etwa 100 Ruthen voneinander entfernt, vermehren die Stärke der Vertheidigung und unterbrechen die Einförmigkeit der Erscheinung. Die Mauer übersteigt die Berge und überschreitet die Flüsse auf ihrem Weg von 400 Meilen.

Fensterlose Backsteinmauern bilden auch häufig die Straßen; die Eingänge in die sich an sie anlehnenden und in die Tiefe erstreckenden Häuser sind in sie hineingebrochen. Die Häuser, auch die Paläste sind meist einstöckig, die Zimmer liegen um Höfe die mit Galerien versehen sind, in der Mitte aber blumenumstellte Wasserbassins haben. Das Innere ist mit Schnitz- und Zierwerk überladen, namentlich liebt man es die seltsamen Formen der Pflanzenwurzeln zu allerhand monströsen Gebilden auszuschneiden und dann danach auch dem Geräth solche verschnörkelte Formen zu geben: statt des einfach Schönen und Kunstreichen ist auch hier der Spieltrieb allmählich auf das Gekünstelte und Barocke gerathen. Aber der kindliche Sinn für die Natur ist nicht erstorben, die Freude an Blumen, an reizenden Gartenanlagen macht sie zu einem Schmuck des Lebens, und namentlich weiß man in den Parks Baumgruppen nach Form und Farbe zu ordnen, verschlungene Wege mit regelmäßigen Beeten wechseln zu lassen, wie in den englischen Gärten, und das Schönste wozu es die chinesische Architektur gebracht, was daher auch in Europa Nachahmung gefunden, sind die lichten luftigen Gartenpavillons, deren Dach auf leichten hölzernen Säulen ruht, deren Wände nur durch Lattenwerk und grünende Ranken gebildet werden, deren Dach aber heute noch gleich dem der Thürme die Erinnerung an das Zelt veranschaulicht, indem die Linie gleich der eines von

der Höhe nach außen abwärts gespannten Seiles gegen die Mitte hin nach innen einbiegt, dagegen aber am Ende sich wieder emporschwingt; dies Geschweifte wird von der Nomadenzeit her beibehalten und ohne Zweck auf die Holzconstruction übertragen; diese wird dadurch von Haus aus decorativ und ladet somit zu buntem Aufputz, zu den Verschnörkelungen des Zieraths ein.

Als im ersten Jahrhundert n. Chr. das Buddhistenthum nach China kam und sich ausbreitete, hatte es für religiöse Bauten auch die in Indien gefundenen Formen im Gefolge; doch wurden sie umgestaltet. Hauptsächlich war es der stufenförmig aufsteigende Pagodenthurm oder die pyramidale Spitze, welche die halbkugeligen Dagops bekrönt, was den Chinesen zusagte und das Motiv für jene Thas gab, die leichten vielgeschossigen Thürme mit den bei steigender Höhe immer kleiner werdenden Dächern der einzelnen Stockwerke, deren buntgeschweifte Vorsprünge mit Glöcklein behangen werden; die Ziegel sind mit goldglänzendem Firniß lackirt, die Wände bunt angestrichen oder mit Porzellanplatten bekleidet. Der im 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erbaute Porzellanthurm von Nanking, über 200 Fuß hoch, ist das bekannteste Werk dieser Art.

Noch haben wir der Ehrenpforten zu gedenken, jener Pä-lu, die zur Erinnerung an rühmliche Thaten und Männer mitten in die Straßen gebaut und mit lobpreisenden Inschriften versehen werden; es sind Holzgerüste, zwei Pfeiler mit einem Querbalken und verschnörkelter Bedachung, oder ein breiteres derartiges Thor in der Mitte und zu jeder Seite ein schmälerer und niedrigerer Durchgang, wodurch dann eine wohlgefällige Symmetrie erzielt wird; aber von architektonischer Durchbildung keine Spur; einfache Balken und mit Zierwerk überladene Dachvorsprünge sind das Ganze. Statt der Erhabenheit und seiner Schönheit theilhaft zu werden bleibt der nüchterne Sinn der Chinesen der Rücksicht auf das Nützliche verhaftet; aber statt Wesen und Zweck der Sache in anmuthiger Form und im Anschluß an die Natur des Materials zu veranschaulichen, wissen sie das Aeußere nur zu verputzen.

Die Bildhauerei der Chinesen erhebt sich nicht über das Handwerkliche; ihre Schnitzereien, ihre Reliefs aus Metall und Thon zeigen keine selbständig künstlerische Auffassung und tragen das Gepräge des Zieraths und Spiels, wie die ihnen nachgeahmten Nips unserer eleganten Welt. Ihre Malerei ist durch

Sauberkeit der Ausführung und Glanz der Farbe ausgezeichnet, keineswegs aber durch Geist in der Composition und Empfindung in den Linien. Statt monumentaler Wandmalerei finden wir ihre Bilder als Verzierung von Porzellanvasen, Tassen und Präsentirtellern, oder auf Reispapier ausgeführt. Anziehend in der Schilderung des Familienlebens bleiben sie um ihrer Rücksicht auf das Ceremonielle und Herkömmliche willen auch innerhalb conventioneller Formen, und wo die Darstellung bewegter wird, streift der Ausdruck sogleich an das Grimassenhafte oder Scurrile. Die Perspective ist nicht verstanden; sie machen aber aus der Noth eine Tugend: weil sie wenig modelliren, sagen sie der Schatten sei zufällig und trübe den Glanz der Farben, und weil sie verkennen daß der Maler das Erscheinungsbild der Dinge in seinem Auge, von seinem Standpunkt aus gibt, erklären sie die perspectivische Verjüngung für einen Mangel unseres Sehens und meinen es sei richtiger die Gegenstände so wiederzugeben wie sie in der Wirklichkeit seien, also die fernern nicht kleiner denn die nahen. Aber vorzüglich ist ihre sorgsame nnd feine Nachahmung der Natur in der Behandlung der Gewandmuster oder Stickereien, in der Abbildung von Vögeln, Blumen, Schmetterlingen; das Buntfarbige ist ihnen wie den Kindern das Liebste.

Von eigenthümlicher Bedeutung ist die Musik. Die Chinesen legen großes Gewicht auf sie; Kaiser sind ihre Erfinder, ihre Verbesserer; mit ihren Melodien und Instrumenten sollen auch Staat und Sitte wechseln. Flöten und Pfeifen, Saiteninstrumente, Trommeln, Glocken werden schon im grauen Alterthum erwähnt. King, Klingstein, heißt eine Reihe verschiedenartig tönender Steinplatten, die aufgehängt schweben und mit Klöpfeln geschlagen werden. Nach dem Zeugniß der alten Volkslieder ward die Musik hauptsächlich von den Blinden ausgeübt, die dadurch im Reich der Töne einen Ersatz für die ihnen mangelnde sichtbare Welt fanden. Wie die Chinesen alles aus dem harmonischen Zusammenwirken des Himmels und der Erde herleiten, wie Maß zu halten die Aufgabe des Menschen ist, so betrachten sie das Leben der Dinge und den Wechsel der Zeit als eine große Weltmusik; die Monate in ihrer Folge repräsentiren ihnen die zwölf Töne innerhalb einer Octave. Die geordnete Reihe und der wohllautende Zusammenklang der Töne gibt ihnen vor allem andern die künstlerische Veranschaulichung der Welt und ihrer

Gesetze. Die Musik, sagt der Li-ki, ist der Ausdruck der Verbindung von Himmel und Erde. Wie das rechte Maß die Angel und wie die Harmonie die allwaltende Ordnung der Welt heißt, so ist auch das menschliche Leben in seinem Thun und Lassen streng geregelt, alles gemessen und abgewogen, jedes Benehmen ist in seinen Formen vorgeschrieben, durch die Ceremonien ist es an das herkömmliche rechte Maß gebunden, und selbst von den Gastgelagen erzählt der Pater de Mailla: Es ist ein Diener da, der wie bei unserer Musik den Takt schlägt, damit alle Gäste zu gleicher Zeit aus der Schüssel nehmen, zu gleicher Zeit den Bissen in den Mund stecken, zu gleicher Zeit die kleinen Gabelstäbchen in die Höhe heben und wieder an ihren Ort legen. Die Musik steht nun im Bunde mit diesen Ceremonien und gilt gleich ihnen als eine Bedingung der Sittlichkeit. Die Sprache der Musik ist die allgemein verständliche, der Unterschied der Worte hebt sich auf in der Gleichheit der Töne, darum auch heißt es: die Musik bringt die Völker zur Eintracht. Der Li-ki sagt: ihr Hauptzweck ist die Leidenschaften der Menschen zu regeln; und wie sie ein Gegenstand des Nachdenkens der alten Weisen war, so achtete sie auch Confucius als ein Mittel zur Bildung der Sitten und zur Blüte des Staats. Denn sie zieht eben den Hörer in ihren eigenen gemessenen Gang, in ihre eigene Harmonie hinein. So heißt es von Fohi: vermöge des Saiteninstruments Kin brachte er zuerst sein eigenes Herz in Ordnung und seine Leidenschaften in Schranken, und danach wirkte er damit auf die Bildung der übrigen Menschen. Der Kaiser Schün führte mit der Einheit von Maß und Gewicht auch die gleiche Musik, die gleichen Tonwerkzeuge im ganzen Reich ein, und demgemäß heißt es im Li-ki: die Sitte regelt die Herzen des Volks und bewirkt, daß sie das rechte Maß, die rechte Mitte halten; die Musik bringt Eintracht unter die Menschen, daß sie nicht streiten und sich nicht widersprechen. Ein chinesischer Staatsmann läßt Ordnung, Friede und Ruhe im Reich auf die Musik gegründet sein.

Die Aehnlichkeit dieser Ansichten mit Pythagoras' Lehre hat Gladisch betont; beide scheinen mir aber so selbständig zu sein wie die Erfindung des Schießpulvers und Bücherdrucks in China und Europa. Es gibt Ideen genug die auf der Natur der Dinge und auf der Eigenthümlichkeit des Geistes beruhen und darum auf ähnliche Art bei den Völkern wiederkehren. Die

Brahmanen, Parmenides und mittelalterliche Mystiker haben unabhängig voneinander von der Wahrheit des einen reinen und ewigen Seins gegenüber dem Schein der Vielheit und des Wechsels in der Welt geredet. Mir ist gar manche sinnige Wendung in chinesischen Büchern aufgefallen, für die die Parallelstelle mit abendländischen Dichtern nahe liegt. Auch ein Chinese nennt das Leben einen Traum wie Calderon, oder sagt wie Shakespeare daß der schweigende Gram am ersten das Herz breche; daß Wände Ohren haben, daß jeder vor der eigenen Thür kehren solle, ist chinesisches und deutsches Sprüchwort; daß Maß das Beste sei, hat so gut in Griechenland wie im Reich der Mitte ein Weiser von sich aus gefunden, und Shakespeare's Cäsar hat gewiß nicht von Confucius das schöne Bild entlehnt, das den unverrückbaren Willen des Herrschers mit dem Nordstern vergleicht, der seinen Stand behauptet, während die Welt sich um ihn bewegt. Oder sollten nicht ähnliche Situationen die Tagelieder der Troubadours und Minnesänger und jenes chinesische Gedicht hervorgerufen haben, darin es heißt:

Sie sprach: Es kräht der Hahn;
Er sprach: Er darf noch nicht.
Sie sprach: Der Tag bricht an.
Er sprach: O nein, mein Licht.

Sie läßt ihn nach dem Himmel schauen, da sieht er den Morgenstern in der Dämmerung flimmern, und es ist Zeit zu scheiden; doch soll sein Pfeil den Hahn treffen. In einem ähnlichen Gedicht mahnt die Königin den König daß der Hahn gekräht, aber er sagt es sei der Nachtluft Klang; — daß es tage, aber er erklärt es für Mondschein; — bis das Summen der Morgenfliege ihn aus dem Arm der Liebe zur Herrscherpflicht ruft.

Die Chinesen verlangen mit Recht daß der Klang durchs Ohr ins Herz und in die Seele dringe; nicht um die Ohren zu kitzeln, sagen sie, sei die Musik eingeführt worden, sondern um die Leidenschaften zu beherrschen und die Kräfte des Gemüths in Einklang zu bringen. Aber diese moralische Tendenz der Musik und die Rücksicht auf ihre Verwerthung für die Erziehung hat es auch hier zu keiner selbständigen Ausbildung der Kunst um der Schönheit willen kommen lassen. Die Musik ist monoton und klingelnd geblieben; Schwerfälligkeit und barocke Schnörkelei sind das Kennzeichen ihrer Melodien; unharmonisches kindisches

Lärmmachen und eine berechnete Theorie der Töne laufen unvermittelt nebeneinander. Die Chinesen sehen in den Zuständen der Musik einen Gradmesser für die Volkszustände, und das ist richtig; aber es ist nicht wahr daß wer die Kenntniß der Töne habe damit auch fähig zum Regieren sei.

Die Entwickelung des Volks können wir indeß nur in der Poesie begleiten. Die Anfänge der chinesischen Lyrik reichen bis in das höchste Alterthum; es sind in den Reichsannalen überlieferte metrische Sittensprüche, durch den Gleichklang des Reims gebunden, z. B.

> Dem Himmel gehorsam
> Nimm wahr die Gelegenheit,
> Nimm wahr die Zeit.

Solchen einfachen Aussprüchen, die sie Fu nennen, stehen andere entgegen, welche statt der Sache ein Bild oder Gleichniß geben; sie heißen Pe; eine dritte Art und die beliebteste, Hing, beginnt mit einer äußern Erscheinung als dem Symbol und reiht daran den Gedanken.

Dies wird in den Volksliedern der Chinesen gewöhnlich; es kommt aber bei allen Nationen vor. Wie der Mensch überhaupt durch äußere Eindrücke zur Empfindung und zum Denken erregt wird, so dienen sie ihm zum Bild seiner Gefühle und Vorstellungen. Das Gemüth, das seiner Freude oder seines Schmerzes noch nicht in der Art Herr ist daß es das Innere deutlich aussprechen kann, erblickt einen Gegenstand verwandter Art, macht sich an ihm der eigenen Stimmung klar und knüpft sie nun an denselben an um sie andern mitzutheilen. (S. Aesthetik II, 468 fg.) Die andern Völker gehen bald dazu fort daß der Dichter auch vom Geistigen anhebt und es dann in freier Art durch Gleichnisse veranschaulicht, daß er unmittelbar seine innern Regungen in Bilder einkleidet; die Chinesen haben aber auch hier die anfängliche Form zur Regel gemacht, Bild und Gedanke nebeneinander gestellt. Dabei wird jeder Vers durch gleich viele der einsilbigen Wörter gebildet, mehrere Verse durch den Gleichklang des Reims gebunden, und Bild und Gedanke spiegeln einander in einem Parallelismus, der uns an ähnliche Formen der Aegypter und Hebräer erinnert, nur daß diese Gleichniß und Sache nicht auf solche Weise auseinander halten. Die Beziehung ist oft gesucht und räthselhaft, meist aber sinnig und verständlich, z. B.:

Eh' die Maulbeerblätter fallen
Sind sie lieblich bunt zu schaun;
Wenn sie streben zu gefallen
Sind dem Falle nah die Fraun.

Dasselbe Bild wird ohne Aenderung oder mit kleinen Variationen am Beginn jeder Strophe wiederholt, jede Strophe hat aber auch manchmal Gleichniß und Gedanke für sich.

Vor 5000 Jahren etwa breiteten von den quellenreichen Höhen des Nordwestens dem Lauf der Ströme folgend die Ahnen der Chinesen sich ostwärts im Tiefland aus. Die Abgeschlossenheit des Landes, das im Westen, Süden und Norden von Gebirgszügen umwallt, im Osten vom Meer begrenzt wird, stimmt zur Abgeschlossenheit des Nationalcharakters; die Natur verleiht was der Mensch zum Leben bedarf, Reis und Getreide, Thee, Baumwolle, Seide findet der Chinese bei sich zu Hause. Der Reichthum des Wassers in Strömen und Flüssen wird sowol wegen der Bewässerung der Felder als um Verkehrstraßen herzustellen so ausgedehnt daß die Reisen meist auf Booten geschehen und viele Chinesen auf dem Wasser geboren werden und sterben. Die Regelmäßigkeit der Linien in der Führung der Kanäle stimmt zum abgezirkelten Wesen; die Anlagen selbst setzen Zusammenhalt des Volks und Gehorsam unter eine einsichtsvolle Macht voraus; es scheint daß 2200 v. Chr. der Begründer der Hiadynastie, Yu, auch für die Staatsordnung dadurch Epoche macht daß er zur Sicherung gegen Ueberschwemmungen wie zur Hebung der Cultur den großen Kaiserkanal baut und dazu die Kräfte des Volks in Dienst nimmt. Bis in dies Alterthum reicht kein überliefertes Gedicht hinauf. Wol aber sind einige Lob- und Opfergesänge aus der Dynastie Schang erhalten (1766—1123), und vornehmlich aus der Zeit der Dynastie Tscheu, die von 1123—221 regierte, und zwar aus der ersten Hälfte derselben hat Confucius die Volkslieder im Schiking gesammelt, und wir gewinnen aus ihnen ein reiches Bild des Lebens. Die Chinesen selbst sagen: „Was in der Seele lebt ist Gesinnung, und diese in Wort gekleidet heißt Gesang oder Gedicht“; und ein Sänger des Alterthums sagt dem Kaiser Schun wie ein anderer Orpheus: „Wenn ich den Stein meines Instruments King berühre, herrscht Harmonie unter den Geistern und unter den Thieren.“

Noch finden wir Nachklänge altpatriarchalischer Verhältnisse,

wenn des Heerdenreichthums gedacht wird, der später in China verschwindet; zugleich sehen wir wie kunstvolle Wasserbäche die Besitzthümer umgrenzen, wie die Erde zu Wänden der Häuser festgestampft wird, wie die Männer auf die Jagd und den Fischfang ziehen, während die Frauen der Seidenraupe warten. Dann aber werden die Verhältnisse unter der Tscheudynastie feudalistisch. In der Mitte des Reichs liegt die kaiserliche Domäne, daran reihen sich die Güter der Unterkönige, der ihm zu Dienst verpflichteten Vasallenfürsten. Das Reich drohte um 700 in kleine Staaten zu zerbröckeln, indem namentlich die Grenzländer sich in Krieg und Frieden erweiterten und mächtiger wurden.

Lyrisch als unmittelbarer Erguß einer Empfindung gewinnt die chinesische Volkspoesie durch die verständige Sinnesweise einen Anflug von Lehrhaftigkeit und durch den Ausgang von Naturbildern einen Zug zum Beschreibenden und Beschaulichen. Das Grundgefühl, das sie beseelt, ist die Pietät; das sanft sich Hingebende, das Rührende überwiegt bei weitem das Energische, Thatlustige, ein heiteres Behagen wechselt mit klagender Empfindsamkeit.

In Bezug auf das Familienleben finden wir zunächst reizende Liebeslieder. Da heißt es:

Ein hoher Baum auf Nan dem Berge steht,
Um den sich eine Blütenranke windet.
Wie lieblich sich füget, wie schön es ergeht,
Wenn Schönes mit Edlem sich findet und bindet!

Ein hoher Baum auf Nan dem Berge ragt,
Um den sich eine junge Ranke schlinget.
Wie hold es ergötzet, wie schön es behagt,
Wo Hoheit zu fesseln der Anmuth gelinget.

Ein hoher Baum auf Nan dem Berge sprießt,
Um den sich eine zarte Winde schmieget.
O Seligkeit die ihr Verbundenen genießt
Von schmeichelnden Lüften des Glückes gewieget.

Der Pfirsichbaum in seiner Blüte ist das Bild der Braut, mit seiner Frucht das Bild der Gattin. Freiwerber und Freiwerberin wandeln hin und her, aber auch heimliche Botschaft wird gesandt, mädchenhafte Blödigkeit und Sprödigkeit finden ihren Gegensatz in der Dringlichkeit der Liebeverlangenden:

Alle Pflaumen sind vom Baum gefallen
Und daran sind nur noch sieben;
Wer mich frei'n will von den Freiern allen,
Mög' er's nicht verschieben.

Alle Pflaumen sind vom Baum gefallen,
Nur noch drei sind dran geblieben;
Wer mich frei'n will von den Freiern allen,
Sei er angetrieben.

Alle Pflaumen sind vom Baum gefallen,
Wer wird in den Korb sie schieben?
Wer mich frei'n will von den Freiern allen
Laß es sich belieben!

Inniger und sinniger seufzt die Sehnsucht in einem andern Liede:

Die Wasserlilie wächst im See,
Sie steht in Blüte;
Um einen schönen Mann ist weh
Mir im Gemüthe.

Oder wenn die Gattin des Brautgrußes gedenkt, wie da mit weicher Stimme der Bräutigam sie unter seinem Thor willkommen hieß und mit mildem Blick ihr den Hochzeitsbecher reichte; aber sie ist ihm nicht gleich geworden und ihre Ehrerbietung findet jetzt eine kalte Höflichkeit.

Tiefer fühlt's mein Herz als deines;
Von dem Becher Hochzeitsweines
Trankest du den obern Schaum nur
Und dein Lieben ist verschäumt.
Doch ich trank das auf dem Grunde,
Bittern Wehschmack mir im Munde,
Und ich klage leis im Traum dir
Daß ich's anders mir geträumt.

Die Herrscherstellung des Mannes gestattet ihm mehrere Frauen, gestattet ihm eine leichte Scheidung; der Schmerz der Zurückgesetzten oder Verstoßenen spricht sich um so rührender aus, wenn er nicht haßt und grollt, sondern die Liebe bewahrt. So heißt es:

Für den Winter Süßigkeiten,
Früchte hatt' ich eingemacht;
Andres wollt' ich mehr bereiten,
Aber du mit Unbedacht

Hast mich aus dem Haus gestoßen
Eh mein Süßes du genossen.

Eine andre freist du heute,
Deren Blüte dich entzückt;
Flüchtig ist der Lenz der Bräute;
Wenn nun her der Winter rückt,
Wirst du nicht — wer kann es wissen? —
Meine süßen Früchte missen?

Oder schwermüthiger:

Warum sagst du bitter sei die Pflanze Tu,
Weil die Pflanze Tsi dir süßer scheinet?
Eine andre nun statt meiner freiest du;
Also lachet heut die morgen weinet.

Wo sich Kiang der Fluß vermählt dem Flusse Wei
Werden ihrer beiden Wasser trübe;
Aber eure Eintracht ungetrübet sei,
Ob mein Jammer auch das Grab mir grübe.

Wol vermissen wird mich meine Nachbarschaft,
Wenn du auch nicht missest mich im Hause;
Und ich fehle dir vielleicht in Noth und Haft,
Wenn ich dir nicht fehle bei dem Schmause.

In andern Liedern wird die Majestät des Kaisers gefeiert. Er ist der Mittelpunkt der Welt, darum trägt er als Opferpriester ein himmelblaues sternbesetztes Gewand, daran auf der linken Seite der Mond, auf der rechten die Sonne von Gold gestickt ist, und eingewirkt auf der Mütze des Hauptes ist die Erde mit Gras und Baum.

Wie sollten nicht wachsen Baum und Gras
Und welternährende Aehren
Vom Jahresopfer des Kaisers, das
Umwallen die himmlischen Sphären!

Die Diener des Kaisers tragen ein Lamm- und ein Pardelfell, weil sie im Krieg und Frieden wirken sollen; doch ihn selber —

Reines Lammfell hüllt ihn ein,
Ganz ein tiefer heil'ger Frieden.

Er dringt zum Höchsten und Tiefsten, wie der Adler sich zum Himmel schwingt und der Walfisch auf den Grund des Meers taucht. Er ist der Pelikan des Reichs (dessen neun

Provinzen von vier Abtheilungen des Meers umspült werden); er ruft und es herrscht rege Lust, er ruft wieder und alles schweigt in Ehrfurcht.

Mitten auf neun Inseln in vier Meeren
Ruft der Kaiser Pelikan;
Alle die in Land und See verkehren
Fangen sich zu freuen an.
Fische die in Fluten hüpfen,
Vögel die durch Zweige schlüpfen,
Und der Baum im Sonnenschein:
Ihm zu Füßen liegen Blätter,
Neue blühn im Frühlingswetter,
Und im Schachte wachsen Gold und Stein.

Mitten auf neun Inseln in vier Meeren
Ruft der Kaiser Pelikan;
Seine Stimme füllt des Himmels Leeren,
Füllet sie mit Freuden an.
Fische tief im Grunde schweigen,
Vögel ruhen auf den Zweigen,
Auf dem Baum der Sonne Schein;
In den Wipfeln neue Schossen
An den Wurzeln neue Sprossen,
Und im Schachte reift der Edelstein.

Die Jagdlieder sind eigentlich trocken und die Kriegslieder haben kein Feuer. Nach alter Sitte ward dem Neugeborenen Pfeil und Bogen geschenkt, denn ob er später den Pflug oder die Feder führte, er wäre kein rechter Mann fürs Vaterland ohne die Waffen. Aber wenn die Männer dem Feind auch tapfer stehen, sie sind doch lieber zu Hause. Der Grenzwächter auf dem Felsen schlägt muthig das eherne Becken, aber sein Auge schweift von der Bergeshöhe in die Ferne wo die Gattin einsam weilt, und der Sohn gedenkt der alten Aeltern, die vielleicht kein Brot haben, da er nicht für sie arbeiten kann. „Wir sind nicht Tiger noch Rhinocerosse, warum müssen wir in der Wüste einherziehen?“ murren die Soldaten, die lieber ihr Feld im Frieden bauen.

Die Trinklieder zeigen auch fast mehr die Herrschaft des Ceremoniells und der steifen Etikette als die Freudigkeit des erregten Sinns. Der Wein mit seiner die Phantasie beflügelnden Macht ward auf besondere Feste beschränkt, ja wiederholt verboten und die Rebe ausgerottet; aus gegorenem Reiswasser wird ein Getränk bereitet, das zwischen Wein und Bier in der Mitte

steht. Ein frischer Hauch weht in einem Gesang, der mit folgenden Strophen endet:

Das Wasser das frische
Das trinken die Fische,
Die Barben, die Schmerle;
Ihr rühtigen Kerle
Bei Tische
Nun schlürfet vom Weine die Perle.

Das Wasser das frische
Das trinken die Fische,
Die Schleien, Forellen;
Wir freien Gesellen
Bei Tische
Verschlingen vom Weine die Wellen.

Allein viel gewöhnlicher ist der Refrain:

Trinkt, jedoch mit Wohlbedacht,
Und in Acht sei Maß und Ziel genommen.

Und sieht man nicht die Zöpflein taktmäßig wackeln, wenn es heißt:

An den Blumen glänzt der Thau,
Laßt uns schwärmen beim vertrauten Schmause;
Aber nehmt in Acht genau
Sitt' und Anstand auch im Freundeshause.

In des Thaues stiller Zier
Schimmert jedes Blatt des Weidenhages;
Alle weisen Männer hier
Kennen die Gesetze des Gelages.

An dem Baume Tong die Frucht
Y genannt wächst zierlich reihenweise;
Feine Männer reich an Zucht
Halten ihre Lust im rechten Gleise.

Ein Vergnügen beim Mahl ist daß man sich im Pfeilschießen versucht ob man das Ziel noch treffen kann; wer ins Leere schießt, muß ein Glas leeren. Moralisirend schließt ein anderes Lied:

Ein jeder Tag kann sein der Tag
Der Trennung und des Unterganges;
Drum freuet euch so lang es mag
Gefreuet sein, des Weins und Saitenklanges.

An Freundesanblick euch erfreut,
Und ohne heut auf morgen euch zu grämen,
Doch so daß morgen an das heut
Ihr denken könnet ohn' euch deß zu schämen.

Auch für die Religion der Chinesen sind die Volkslieder der alten Zeit das schönste Zeugniß. Wir finden zwar keinen begeisterten Hymnenschwung, aber Klarheit und Innigkeit der Betrachtung und des Gefühls, und eine feierliche Größe gerade da wo der Dichter im Geschicke des Reichs das Walten einer sittlichen Weltordnung darlegt. Ein Opferlied feiert den höchsten Herrn, den Himmel, als den Lebensspender:

Der Geist des Himmels, der in diesen Lüften
Den Lebensodem angeschüret hat,
Der Geist des Himmels, den in Erdengrüften
Das todte Samenkorn gespüret hat
Und lebend sich gerühret hat,
Der Himmelsgeist mit Segen
Ist wehend hier zugegen;
Bestreuet ihm die Glut mit Düften.

Der Gedanke an den Allsehenden, Allbewachenden mahnt den Menschen so zu handeln daß er ihn nicht zu scheuen braucht. So heißt es einmal:

Der Himmel schaut in deinem Sinn,
Sein Weg ist über deinen Wegen;
Wohin du gehst da geht er hin
Und tritt dir überall entgegen.
Drum laß nicht deines Herzens Lust
Dich lenken ab von seinem Lichte,
Und wiss' in allem was du thust
Du thust's vor seinem Angesichte.

Und ein ander mal:

Gib Acht, gib Acht, der Himmel wacht,
Er wacht mit Macht und nimmt in Acht.
O sag nicht er sei fern und hoch,
Er ist so nah, so nah uns doch,
Er hält von allen Seiten uns umfangen
Und nirgends ist ihm unser Thun entgangen.

Leicht lenkt der Himmel die Welt. Wenn der Herrscher tüchtig ist und das Volk gut regiert, segnet der Himmel das Reich. Aber wenn der Kaiser des Volks Stimme und Wohl

nicht achtet, so kommen die Strafgerichte des Himmels. Die eingerissene Verderbniß wird zerstört, er zieht die Hand ab von dem Ungerechten und erhöht einen andern, einen Würdigen. Das Gericht Gottes lastet auf allen, denn keiner ist in den schlechten Zeiten was er soll, darum darf keiner mit seinem Unglück rechten. Der edle Weng=Wang hält umsonst dem Hause Schang einen Spiegel vor; er seufzt:

Ja dem Staate
Kommt vom Himmel die gesetzte Zeit,
Denn der König zieht nicht mehr zu Rathe
Die Geschichte der Vergangenheit.
Nicht mehr will er im Geleit
Heiliger, von allen
Anerkannter Satzung wallen;
Ja der Himmel will ihn lassen fallen.

Das Haus Weng=Wang's kam auf den Thron (1050 v. Chr.), aber bald mahnt der Sänger dasselbe an das Los der Vorgänger:

O wie furchtbar, wie erhaben schreitet
Das Gericht des höchsten Himmelsherrn
Ueber'n Kreis der Welten, und verbreitet
Wo es auftritt Schrecken nah und fern.
Herrlich hebt als wie ein Stern
Hier sich auf sein Winken
Ein Geschlecht um hoch zu blinken
Und dann plötzlich wie ein Stern zu sinken.

Weng=Wang's unmündiger Sohn Tsching=Wang hatte in seinem edeln Oheim einen trefflichen Vormund, von dem er die Mahnung erhielt:

So lang das Haus von Schang mit Kraft und Milde
Die Völker unter seiner Hand beglückt,
So lang hat ihm gedient die Huld zum Schilde
Des Höchsten, der es mit der Macht geschmückt.
Das Haus von Schang dient dem von Tschin zum Bilde,
Das nun die Frucht aus seinem Falle pflückt;
So lang wird es die Frucht in Händen halten
Als mit ihm wird des Himmels Einklang walten.

Drum zittre vor dem leicht erregten Grimme
Des Himmels, der sich leicht versöhnet nicht;
Thu' alles Gute, meide jedes Schlimme,
Und wirke das wovon man Gutes spricht.

Der Himmel hat zu reden keine Stimme
Und zeigt sich dir mit keinem Angesicht,
Allein du siehst und hörst wie er gerichtet
Und weißt wodurch Weng-Wang die Welt verpflichtet.

Weil er dem Himmel an Klarheit und Milde gleich war, hat die Erde ihm gehuldigt; nach dem Tode ist er zum Himmel eingegangen und der Genius des Reichs geworden. Der Unsterblichkeitsglaube, die Ahnenverehrung knüpft sich hier an.

Im Himmel wohnt Weng-Wang von Glanz umgeben,
Deß Tugend einst den Weg zum Throne fand.
Mag er hinauf-, mag er herunterschweben,
Er steht zur rechten und zur linken Hand
Des höchsten Herrn der Welten, der im Leben
Das Haupt ihm mit dem höchsten Schmuck umwand,
Und nun ihn hat zum Schutzgeist ausersehen
Dem Reich, das er gegründet, vorzustehen.

Und in solchem Sinne betet der jugendliche Tsching-Wang:

Des Himmels Leitung ist verborgen,
Sein Rath ist hoch und wunderbar;
Weng-Wang entrückt den ird'schen Sorgen
Vom Himmel nieder blickt er klar;
Er blick' an jedem Morgen
Ins Herz mir immerdar.

O daß des Ahnherrn Gunst mir bliebe,
Daß mir sein Beispiel leuchte vor,
Daß seine Weisheit, seine Liebe
Nicht unter mir sein Reich verlor;
O daß durch mich es triebe
Zu hohem Flor empor!

Ein Lied deutet den Ahnencultus: Man opfert ihnen, nicht als ob sie Speise genössen, sondern um sie gleich den Lebenden zu ehren; ein unschuldiger Knabe vertritt die Stelle des Ahnherrn, weil im Himmel die Schuld hinweggenommen ist und statt des Alters ewige Jugend die Gestalt umkleidet.

Auch in jenen alten Zeilen liegt das Ideal in der Vergangenheit und hören wir mehr von Volksklage als von Volksjubel. Die Sänger denken nach über das Sinken des Reichs.

Größer wird der Kopf am Schafe
Durch des Leibes Magerkeit;
Mich erschreckt das Bild im Schlafe
Von der arg entstellten Zeit.

Ein Sänger fühlt (vor 2500 Jahren), wie doch das Chinesenthum bereits innerlich erstorben sei, und mit wunderbar ernstem Ton klingt seine mahnende Stimme:

Herrlich ist es wol zu schauen
Wie wir unsern Ahnen bauen
Schöne Grabdenkmale;
Sorglich auch bewahren wir
Kunst und Wissenschaftenzier
Gleich des Himmels Strahle.

Alles haben wir erspäht,
Auch zur tiefsten Tiefe geht
Unsers Geistes Forschen;
Dennoch ist uns angesagt
Daß dem Reich ein Morgen tagt
Wo es wird vermorschen.

Denn an innerem Gehalt,
An des Geistes Urgewalt
Fehlt es unserm Können;
Wie der Has' auch zierlich springt,
Endlich es dem Hund gelingt
Nieder ihn zu rennen.

Und ein anderer sagt:

Ich lieg' in schwerem Traume
Von nichts als Fahr und Noth.
Ich schweb' auf einem Baume
Der stets zu brechen droht;
Und unten ringsum wachen
Mit aufgesperrtem Rachen
Die Tiger und die Drachen,
Und wenn ich falle fall' ich in den Tod.

O könnt' ich doch erwachen
Als wie aus einem Traum aus dieser Zeiten Noth!

Ein anderer fragt:

Ist nicht der Himmel hoch? warum
Kann man gedrückten Haupts nur drunter stehen?
Die Erde fest nicht um und um?
Doch kann man nur mit Zittern drüber gehen.

Der Grund ist weil eine Schlangenbrut im Palast wohnt, der harmlose Fisch im Teich aber sich ducken muß wie ein Uebelthäter; der Grund ist weil Weiber und Verschnittene herrschen.

Einmal rafft der Manneszorn sich kräftig auf, und der Mißhandelte, Verstümmelte flucht:

Der sein Zungenschwert gewetzet
Und zu Tod mich hat gehetzet,
Gebet ihn den scharfen Tatzen
Aller Leu'n und Tigerkatzen!

Wenn die Tiger und die Leuen
Sich ihn anzugreifen scheuen,
Bringet ihn hinauf nach Norden,
Gebt ihn den Barbarenhorden!

Wenn die nordischen Barbaren
Selber ihm das Leben sparen,
Gebet ihn dem Himmel hin
Ihm zu thun nach meinem Sinn!

Ich, Meng-Tsee, der dieses Lied gesungen,
Bin, ein Opfer von Verleumderzungen,
Im Palast des Kaisers ein Eunuch.
Gebet ihm, dem es gelungen
Mich dazu zu machen, euern Fluch!

In milderer Sehnsucht nach der guten alten Zeit beginnt und schließt ein besonders schönes Lied:

Glockenspiele sind im Gang,
Hoai der Fluß ergießt die Wellen;
In der Festluft Ueberschwang
Muß mein Herz ein Kummer schwellen;
Weiser Alten muß ich denken,
Daß sie starben muß mich kränken.

Munter tönt das Glockenspiel
Und in seinen Klang sich mischen
Neuer Instrumente viel
Neue Sinne zu erfrischen;
Aber alte Königslieder
Tönen mir im Herzen wieder.

Die Abwesenheit der Volks- und Heldensage würde uns auffallen, wenn wir nicht wüßten daß der Chinese sich an das Gegebene hält, nicht aber nach Ideen und Erfahrungen seine Phantasie ein Neues, ein Idealbild schaffen läßt. Es fehlt die Mythologie, die Personificirung besonderer Mächte der Natur und des Geistes und die Schilderung ihres Waltens in einer Geschichte; es war kein Göttermythus vorhanden, der Naturereignisse in die Form menschlich-persönlicher That erhoben hatte,

so konnte er auch nicht auf Menschen, deren Leben an ihn anklang, niederschlagen und sie zu seinen Trägern im Epos nehmen.

Eine Ausnahme macht scheinbar ein Preisgesang auf Hiu, der 2250 v. Chr. den Ackerbau stiftete. Seine kinderlose Mutter, heißt es, habe die Stirn an dem Stein gerieben, auf dem der Herr der Welt gegangen und sein Fußmal zurückgelassen, und zu ihm um Nachkommenschaft gefleht. Da habe sie durch seine unmittelbare Macht sich Mutter gefühlt, bald schmerzlos einen Sohn geboren, auf den Befehl des Herrn ihn aber auf dem Weg der Rinder ausgesetzt. Doch die Rinder schonten ihn, dessen Pflug sie einst ziehen sollten, Tauben bauten ihm eine Laube gegen die Sonne, er pflanzte Kräuter, das Volk strömte zu ihm, er lehrte es den Ackerbau. China weiß nichts von einem Wandeln des Himmels in Menschengestalt auf Erden. Die chinesischen Commentatoren selbst erklären das Gedicht für untergeschoben. Wir wissen, daß der Buddhismus mit der sagenreichen Geschichte seines Stifters sich im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung vorbereitete; danach ist das Bild ebenso gemacht wie die Legende von Lao-tse, die seine Anhänger nach dem indischen Vorbild zusammensetzten.

Echt chinesisch dagegen ist ein Kranz lyrisch gehaltener Balladen. Wir hören den Klagegesang Swen-Kiang's, als der alte König Swen-Kong sie zum Weibe nahm, statt sie seinem Sohn Ki zu geben, für den er um sie geworben hatte. Die Gärten prangen, das Fest ist herrlich, aber der Mann, der Mann ist alt, das Bett, das Bett ist kalt! In das Netz das sie gestellt, ist statt des jungen Fisches ein grauer Gänserich gegangen. Dann redet der Sänger den alten König an, wie übel es ihm ergangen; er müsse sich sagen, daß sein Weib seinen Sohn liebe, er habe diesen verbannen müssen, von der jungen Königin sei ihm ein zweiter Sohn geboren, das werde zu Zwietracht führen. In dunkler Ahnung bangt die Königin dann um beide, als auch ihr Kind herangewachsen ist. Ki ist wieder zu Hause, aber der eifersüchtige Vater sendet ihn auf eine Fahrt aus, und dingt Meuchelmörder gegen ihn; die Königin sagt das dem eigenen Kinde, Schiu, und der im Kleide des Bruders eilt vor ihm auf die Heide, stellt sich dem Mörder und fällt. Aber Ki mag den Bruder nicht überleben und so liegen sie zusammen beide.

Schon um das Jahr 1000 v. Chr. begann man in China die besten Gedichte zu sammeln; es war Confucius der aus 3000

die 331 ausgezeichnetsten auswählte und im Schi-king vereinigte, der, nachdem eine lateinische Uebersetzung Lacharme's durch J. Mohl herausgegeben war, von Rückert und Cramer dem Deutschen angeeignet ward.

Confucius, Kong-fu-tsü, d. h. der Doctor Kong, bildet den Mittelpunkt von Chinas Geistesleben. Dieser edle und weise Mann war 551 v. Chr. im Vasallenfürstenthum Lu als der Sohn eines Mandarinen geboren. Durch Talent und Fleiß erwarb er sich ein ausgezeichnetes Wissen und Ansehen, mehrmals stieg er im Vaterland und in benachbarten Provinzen zu hohen Würden empor, um sich wieder mit seinem reinen Wollen und idealen Streben vor neidischen und gemeinen Gegnern zurückzuziehen und in der Stille, als armer Greis einherwandernd, das Volk zu lehren, und seinen Schülern die Sendung zu überlassen daß seine Worte von ihnen verbreitet, ein Gemeingut des Reichs, das Licht und Gesetz der Folgezeit wurden. Ein echter Chinese knüpfte er an die Vergangenheit, und nannte die alten Weisen seine Lehrer. Er sammelte die schönsten Lieder, und gab als Grundlage der Philosophie das Y-king, das Buch der Wandelungen heraus, in welchem die schon oben erwähnten symbolischen Zeichen, die man Fohi zuschrieb, vom großen Kaiser Weng-Wang erläutert waren, aber in räthselhaften sinnschweren Sprüchen, die Kong wieder zu deuten suchte. Endlich stellte er aus den Reichsannalen den Schuking zusammen, eine Geschichte als Fürstenspiegel, indem er Tugenden und Fehler der Herrscher mit ihren Folgen erzählt und die sittlichen und politischen Lehren daraus zieht. Eine andere der alten Reichsschriften heißt Li-king, das Buch der Gebräuche; es gibt Regeln der guten Sitte, des Anstandes, der Ceremonien; es hat zur Bildung des Nationalcharakters sehr viel beigetragen, und die Lebensformen festgestellt, in die er hineingebannt ist, die sein Thun und Lassen regeln.

Schon Weng-Wang hatte von einem Urhimmel gesprochen, der aller Wesen Quell und Band sei; ein anderer alter Weise nannte die Einheit das Princip der Zahlen und das Ziel aller Wesen; die Schöpfung aller Wesen und ihre Verbindung in Raum und Zeit geschieht nach dem Gesetz der Zahlen. Kong-fu-tsü nahm diese Gedanken auf, ohne viel über die letzten Gründe zu forschen; sein Geist war auf das menschliche Leben gerichtet, wie Sokrates rief er die Philosophie vom Himmel auf die Erde: von dem niedrigen bis zum höchsten Menschen gibt es eine gleiche

Pflicht für alle, die Selbstvervollkommnung, und ein gleiches Gebot, daß jeder so gegen die andern handele wie er will daß sie gegen ihn selbst handeln. Himmel und Erde sind Gegensätze, aber sie vereinen sich in ihrem Wirken, und alle Wesen werden aus dem Nichts ins Leben gerufen. Alle Menschen, Kinder der Erde, haben ein himmlisches Princip in Vernunft und Gewissen. Der Mensch steht in der Mitte und soll die rechte Mitte einhalten, in sich harmonisch sein, und er wird Harmonie verbreiten. Die natürliche Vernunft gebietet ihm den geraden Weg der Pflicht; das Gesetz der Pflicht gilt um sein selbst willen unbedingt und überall. Das sittliche Gesetz des höchsten Weisen ist zugleich in den Herzen aller Menschen zu finden, obwol die Sittlichkeit größer ist als die ganze Welt zu fassen vermag. Der Himmel ist die Vollkommenheit, ihr nachzustreben oder die Vervollkommnung ist das Gesetz des Menschen. Das Gewissen das den Unterschied von gut und böse offenbart, die Menschlichkeit (das Wohlwollen) und die Seelenstärke sind die drei Grundkräfte des Menschen, Entfaltungen seiner himmlischen Urkraft. Ein Reich der Menschlichkeit, hergestellt durch die Leitung eines möglichst vollkommenen Kaisers mit Hülfe der weisesten und tugendhaftesten Männer, das ist der Begriff, den Kong vom Staate faßt. Der rechte Weg, sagt er, hält sich von den Extremen fern; wenn die Mitte und die Harmonie vollkommen sind, dann sind Himmel und Erde in ungetrübter Seligkeit, und alle Wesen genießen ihrer vollen Entwickelung. Die Weisheit bringt Freude klar wie ein reiner Quell, die Tugend bringt Seligkeit fest wie ein Gebirge.

Kong war also mehr der Sammler und Vollender der alten als der Begründer einer neuen Cultur; die Vervollkommnung war weniger der Fortschritt zu neuen höhern Zielen als die treue Bewahrung des Ueberlieferten, dem der Mensch seine Individualität gemäß machen sollte. Der gesunde Menschenverstand und eine naturgemäße sittliche Lebensansicht sind von ihm classisch ausgeprägt; das Leben des Menschen soll harmonisch in sich und in Uebereinstimmung mit der Natur geordnet sein. Ein Nachfolger Kong's, Men-tsö, sagt: „Wer seine eigene Natur und die der Dinge erkennt der erkennt was der Himmel ist; denn der Himmel ist eben das innere Wesen und die Lebenskraft aller Dinge.“

Confucius kam einmal, nachdem er einen Sturz im Staatsleben erfahren hatte, zu dem einsiedlerischen Weisen Lao-tse, sich

mit ihm über die alten Gebräuche zu besprechen; der ermahnte ihn die Todten ruhen zu lassen, bei denen das Vollkommene noch nicht sei, und verwies ihm sein ehrgeiziges Streben, das ihn nicht zum Frieden kommen lasse. Confucius erkannte die Ueberlegenheit dieses Geistes an, wenn er seinen Schülern sagte: „das Wild verfolge ich mit meinen Pfeilen, den Fisch mit dem Hamen, aber diesen Drachen kann ich nicht erreichen, wenn er sich in die Lüfte erhebt." Die Weisheit des Confucius hielt sich an die gegenwärtige Welt und das ihr Nützliche; sie bezog alles auf den Staat; sein tiefsinniger Zeitgenosse hatte durch die Abkehr von der Welt und ihrem Schein im Unendlichen und Ewigen Ruhe gefunden und sich zur Anschauung des übersinnlichen Grundes der Dinge erhoben. Durch Stanislaus Julien und neuerdings durch Reinhold von Plänkner ist uns die wunderbare Schrift des Lao-tse, Tao-te-king, das Buch des Wegs und der Wahrheit, zugänglich geworden. Pauthier und Wuttke wollen es auf indische Quellen zurückführen, aber es trägt ein original-chinesisches Gepräge, und die Aehnlichkeit mit den Upanischaden und Buddha's Lehre ist nicht größer als mit christlich-mittelalterlichen oder muhammedanischen Mystikern. Das Chinesenthum würde eines menschheitlichen Grundzugs entbehren, würde nicht das eigenthümliche Gegenbild unserer abendländischen Entwickelung sein, wenn ihm diese Vertiefung fehlte.

Das Tao ist das Namenlose, Leere, Unbestimmte, aber als die Mutter und der Urquell alles Seins und Lebens. Ihr betrachtet es und seht es nicht, man nennt es farblos; ihr vernehmt es und hört es nicht, man uennt es lautlos; ihr wollt es fassen und berührt es nicht, man nennt es körperlos. Es ist die dunkle Tiefe, aber die Bilder der Dinge wogen in ihm; es ist geistige Wesenheit, aber in ihm liegt das untrügliche Zeugniß für alles. Wer den Ursprung erkennt der hält den Faden des Tao. Es ist die schaffende Kraft in der Natur, die reine allgemeine Wesenheit aller Dinge, die Vernunft im Menschen, das Ewige; Tao schauen ist das ewige Leben. Es gibt dem Himmel seine Klarheit, der Erde ihre Fruchtbarkeit, dem Geiste seine Weisheit. Wer mit ihm eins geworden dem löst sich Zweifel und Verwirrung. Es war vor Himmel und Erde, es ist unwandelbar; alles geht aus ihm hervor und kehrt zu ihm zurück wie die Flüsse zum Meer; es ist der Geisteshauch der Harmonie, der alles

durchdringt. (Es ist das Reich der Mütter, könnte man mit Goethe's Faust sagen.)

Tao heißt Weg, damit die Weise der Bewegung, die Weltordnung; es heißt ebenso Thor, Tao-Lehre also, mit Schelling zu reden, die Lehre von der großen Pforte in das Sein, von dem Nichtseienden, Seinkönnenden, durch das alles endliche Sein in die Wirklichkeit eingeht. Die große Kunst oder Weisheit des Lebens ist eben dieses lautere Können, das ein Nichts und doch zugleich alles ist, zu bewahren. Das Tao, heißt es, bringt die Wesen hervor, nährt sie, läßt sie wachsen, reift und erhält sie. Es bringt sie hervor und macht sie sich nicht zu eigen; es macht sie zu dem was sie sind und rühmt sich dessen nicht; es waltet über ihnen und läßt sie frei sein: das ist der Tugend Tiefe! Es ist das Kleine, denn es ruht in sich ohne Verlangen; es ist das Große, denn es befaßt alles in sich. Es geht nicht handelnd aus sich heraus und ist doch der Urgrund aller Dinge und macht doch alles. Es ist das Eine, das über allem Gegensatz steht; erst im Unterschied tritt das bestimmte Sein hervor, erst durch das Gute erkennen wir das Böse, und es gibt kein Oben ohne ein Unten. Aber wie das Tao das Eine ist, so ist der Himmel rein, die Erde fest, der Geist vernünftig, weil sie der Einheit theilhaftig sind.

Zu dieser Einheit und ihrer Ruhe soll der Weise sich erheben, damit wendet er sich dem Ursprung seines Wesens zu und gewinnt den Frieden; denn zu seinem Ursprung zurückkommen das heißt eigentlich leben und beständig sein. Der Weise will nicht handelnd aus sich herausgehen, in schweigender Gelassenheit läßt er den Dingen ihren Lauf ohne sie sich anzueignen, er überwindet die Begierden, die das Gemüth beunruhigen und aufs Endliche richten; Klarheit des Kopfes und Reinheit des Herzens führen zum Tao. Mäßigung ist das erste um dem Himmel zu dienen. Hier erkennen wir die chinesische Scheu vor allem Gewaltigen, aus Furcht vor dem Extrem meidet man lieber das Große und bewahrt die Mitte. Wer sich auf den Fußspitzen in die Höhe reckt wird nicht aufrecht stehen können; wer sich stolz über andere erhebt wird nicht gerade und vortrefflich handeln. Der Weise fürchtet Ruhm und Schande, er will nicht hoch angesehen sein um dem Neid und Streit zu entrinnen, Kostbarkeiten nicht besitzen damit er die Diebe nicht anlocke. Der Weg des Himmels erniedrigt das Hohe und erhöht das Niedrige, er nimmt

das Ueberflüssige und gibt es dem Dürftigen. Alte Taogelehrte sahen im Fortschritt der Erkenntniß kein Heil für das Volk und möchten ihm lieber das Glück der Unwissenheit bewahren; denn Lernen bringt Sorgen und je mehr Gesetze desto mehr Uebertreter. Sie wollten wie Rousseau die Rückkehr zum Naturzustand, ja sie möchten die Schrift wieder abschaffen. Lao-tse will das Volk durch Aufklärung und gutes Beispiel leiten. Der Weise sagt nach ihm: ich enthalte mich der Besitzergreifung und das Volk bereichert sich von selbst; ich entledige mich der Begierden und das Volk kommt von selbst zur Einfachheit zurück. Wenn ihr die Weltklugheit aufgebt, wird das Volk glücklich werden. Wenn Kaiser und Beamte das Tao bewahren, dann werden die Völker freiwillig ihnen dienen, Himmel und Erde werden süßen Thau spenden, und die Völker werden ohne Zwang in Frieden leben. Wenn man das Nichtmaterielle, den Geist ausbildet, so wird das Volk von selbst gut und brav. Wer die Herzen der Menschen durch seine Tugend zur Tugend lenkt der beschwichtigt am besten ihre Klagen und Bekümmernisse. Der Weise kämpft nicht an gegen die Schickungen des Himmels, sondern im Kampf gegen sich selbst sucht er den Sieg; er will seine Lehren andern nicht aufdringen, sondern sie überzeugen. Lao-tse will den Frieden; wo Heere weilen da wachsen Dornen und Disteln; durch seine leidenschaftslose Ruhe, sein Nichthandeln soll der Weise das Vorbild der Gelassenheit sein, dem das Volk nachfolgt. Der Weise ist wohlthätig wie das Wasser und streitet nicht. Da finden wir denn die Ruheliebe des Orients, und Lao-tse geht in seiner Gleichgültigkeit gegen das Besondere so weit daß er sagt: Himmel und Erde haben keine besondere Zuneigung; wie diese so betrachtet der heilige Mensch jeden Menschen als den strohernen Opferhund (die Strohfigur die man statt des Hundes opfert). Aber dann fordert er wieder die allgemeine Menschenliebe; denn wer für sich allein gut und edel ist der sorgt für das Heil eines Einzelnen, wer aber den Sinn für das Gute, Wahre, Schöne im ganzen Reiche verbreitet der gießt nach allen Seiten hin unendliches Heil aus und seine Tugend heißt vollkommen. Und so erwärmt uns ein Vorklang des Evangeliums in den schönen Sprüchen: „Was ihr der Welt thut das thut sie euch wieder; der Weise rächt die Beleidigung durch Wohlthaten. — Warum ist das Meer der König der Wasser, alle an sich ziehend? Weil es sich selber niedriger hält als sie. — Thut Gutes und rechnet nicht auf Lohn.“ —

Wie Lao-tse seinen Heiligen schildert das gemahnt an den stoischen Weisen: er redet die Wahrheit und bewegt sich beständig in Uebereinstimmung mit der Weltordnung. Wer beständig ist hat ein weites Herz, wer ein weites Herz hat ist gerecht, der Gerechte ist ein König, der König vereint sich dem Himmel, und wer sich dem Himmel vereint, der folgt dem Tao nach, der gewinnt es. Da wird das Stückwerk ganz und das Verbrauchte neu, der Mensch bewahrt die Einheit und ist das Vorbild der Welt. Der große Weg ist einer, aber die Menge liebt die vielen Pfade. Der Weise trägt die allgemeine Vernunft in sich: ohne aus seinem Hause zu gehen kennt er die Welt, ohne aus dem Fenster zu sehen entdeckt er die Wege des Himmels.

Wie Kong-fu-tsü und Lao-tse nicht sowol einen Anfang als einen Abschluß und eine Sammlung des chinesischen Denkens bilden, so wurden ihre Bücher wieder gleich heiligen Schriften die Autorität für ihre Schüler. Man legte ihre Sätze aus, suchte sie anzuwenden, aber nicht über sie hinaus neue Wahrheiten zu finden; die Philosophie ist Scholastik, Schulgelehrsamkeit und Schulgezänk. Im ersten Jahrhundert kam noch das Buddhistenthum hinzu, das mit der Taolehre viel Verwandtes hat. Der gewaltige Schio-hang-ti (213 v. Chr.), der die Einheit des Reichs herstellte und alle Gewalt in sich concentrirte, wollte nicht durch alte Ueberlieferungen gehemmt sein und verfolgte die Bücher; aber seine Nachfolger, die Dynastien Han (202 vor bis 220 n. Chr.) und Thang (618 bis 905) begünstigten wieder die Wissenschaften, und die Gelehrsamkeit der Mandarinen ward die Bedingung des Eintritts in höhere Aemter. Die drei Schulen befehdeten einander nicht blos indem jede das Ihrige vertheidigte, sondern überlegene Geister suchten auch eine Harmonie herzustellen. „Die drei Religionen sind eine" war das Wort eines Kaisers, und der größte Denker der spätern Zeit, Tschuhi († 1200) sagte: die wahre Erkenntniß besteht immer in der Welt. Er suchte die höchste Einheit, die Spitze, festzuhalten, die über dem Gegensatz steht und selbst unwandelbar die bewegenden Formen und Kräfte erzeugt. Das Eins ist die Urkraft, die mit dem Urstoff identisch ist, und sich zur Zweiheit, zu Himmel und Erde spaltet. Tschuhi's Scholastik, eine Versöhnung der ältern Lehren auf der Grundlage von Kong-fu-tsü, ist die Reichsphilosophie geworden. Der Mensch gilt ihr als gut von Natur; der Unterricht soll ihn über sich selbst aufklären; durch sein Handeln bedingt er sein Schicksal,

Glück und Segen folgen der Tugend. Die Weisheit aber ist keine eigene freie Geistesthat, sondern ein Lernen des vormals Gedachten, die Nachahmung des ehemals Geschehenen. In dem Schulbuch, das der ganzen Jugend das Wissenswürdigste beibringt, werden besonders auch die Beispiele von Wissensdurstigen aufgestellt, die sich einen Nagel ins Fleisch steckten um wach zu bleiben oder beim Licht eines Glühwurms studierten. Der Hund, heißt es, wacht bei Nacht, der Hahn hat sein Amt des Morgens; wie kann man ein Mensch heißen, wenn man nicht studiert? Der Seidenwurm spinnt Seide, die Biene erzeugt Honig; der Mensch ist weniger als diese Thiere, wenn er nicht studiert.

Das Ideal der chinesischen Erzählungen ist daher auch der Gelehrte, der über die Mitbewerber im dritten Staatsexamen den Sieg davonträgt; als armer junger Mann mit bestäubten Füßen kommt er in die Residenz, aber dann fährt er dahin in vergoldetem Wagen nach der Provinz die er regieren soll, umgeben von Dienern und Herolden, die sein Kommen verkündigen. Er führt seine Geliebte heim und zeigt seinen Scharfsinn in der glücklichen Entscheidung schwieriger Fälle, indem er mit aller Macht in alle Verhältnisse eingreift. Die Damen selbst ziehen den Mann vor aus dessen Pinsel die schönsten Drachen und Perlen hervorgehen; Drachen sind die Buchstaben und Perlen die poetischen Wendungen und Bilder. Die vierzig Akademiker selbst heißen die vierzig Pinsel, weil mit Pinseln die Buchstaben gemalt werden. Die freie Kunst der Poesie wird eine gebundene Rede, gebunden an die alten Ueberlieferungen und an die neuen Regeln einer akademischen Correctheit, wie sie besonders im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch die Dichter Tufu und Lethaipe festgestellt wurden. Da muß jetzt der Sinn stets mit dem Verse schließen und darf sich nicht der Gedanke aus einer Zeile in die andere hinüberschlingen; da soll nicht blos das Ende zweier Verse das Echo des Reimes haben, auch an bestimmten Stellen im Innern will man bestimmte Töne hören; dann sollen diese in umgekehrter Ordnung wiederkommen; die Bilder des einen Verses sollen denen des andern symmetrisch entsprechen. Statt der directen Ausdrücke herrschen die zierlichen Umschreibungen oder Metaphern, die aber stehend sind: Herbstwolken bedeuten Träume von Glück; der Widerschein des Mondes im Wasser ein unerreichbar Gut; Frühling Freude und Herbst Sorge; die Zeit der Pfirsichblüte die der Heirath; der Saal nach Morgen ist das Gemach der un-

verheiratheten Töchter, ein Morgengast danach der Schwiegersohn; der Studirende sitzt am Fenster, ein Mensch unter dem Fenster ist also ein Student, und der Fenstergenosse ein Mitschüler. Die heiligen Berge als Sinnbilder des Erhabenen und Majestätischen, der Polarstern als das Symbol der ruhigen Einheit, um die alles Verschiedene sich dreht, sind stehende Gleichnisse, die das alte und neue Dichten in China verknüpfen. Diese Kunstpoesie ist ein gelehrtes Versemachen; wie im Leben herrscht hier die Convenienz, der Formelzwang, die steife Etikette.

Erfreulicher ist die erzählende Literatur, die Prosadichtung der Novelle und des Romans. Ihr Ausgangspunkt scheint in den Erzählungen zu liegen die der Buddhismus aus Indien mitbrachte; es waren Fabeln und Parabeln zur Veranschaulichung eines Gedankens, und die Moral, die Klugheitsregel und damit die lehrhafte und sittliche Tendenz ist das Herrschende. Die Chinesen selbst nahmen dazu die anekdotenhaften Begebenheiten aus dem Leben, in welchen der Gedanke, das Gesetz durch Thatsache und Erfolg ausgeprägt und bewiesen wird. So gibt es ein vielbeliebtes Buch der Belohnungen und Bestrafungen, in welchem an Beispielen gezeigt wird wie die verdiente Vergeltung nicht ausbleibt. Da wird dem reichen Witwer der einzige Sohn geraubt; er kauft sich ein schönes Weib, hört indeß bald von ihr daß sie um ihren Gatten von Elend zu retten ihm in sein Haus gefolgt sei, aber nach dem Verlassenen in Trauer sich sehne. Er sendet sie edelmüthig mit einem Geldgeschenk zurück. Wie sie wieder daheim war ward ein Knabe dem zum Kauf angeboten der einen Sohn zu adoptiren wünschte. Sie wollte dem Wohlthäter dadurch ihren Dank abstatten, kaufte den Knaben und sandte ihn — natürlich dem Vater, der sofort den eigenen Sohn in ihm erkannte.

„Wenn Tugend und Laster ihre Höhe erreicht haben, so müssen sie ihren Lohn erhalten, es fragt sich nur ob früher oder später", dies Wort der alten Zeit erläutert eine neue Novelle (die geweihten Zimmer) dahin daß eine Handlung dem Ausleihen des Geldes gleiche, man bekomme es mit Zinsen wieder, und die seien um so größer je längere Zeit verflossen. Eine Erzählung aus dem Kreise der Anhänger von Lao-tse hat die Sache vertieft und verinnerlicht; ihr Gegenstand ist allerdings eine Persönlichkeit unter der Dynastie Ming im 16. Jahrhundert, indische religiöse Vorstellungen spielen hinein und ein Ausspruch des Feuer-

geistes erinnert deutlich an ein Wort Christi, sodaß das Ganze auch zum Beleg dienen kann wie allmählich die Chinesen doch Fremdes sich aneignen. Jukong hatte früh als Gelehrter sich ausgezeichnet, dann aber siebenmal vergeblich einen höhern Grad zu erlangen gesucht. Von fünf seiner Söhne verlor sich der eine und die andern starben, von vier Töchtern blieb nur eine am Leben; die Mutter weinte sich blind. Mit angestrengter Arbeit verdiente Jukong das tägliche Brot; er lebte gesetzlich und verbrannte jedes Jahr dem Feuergeist des Herdes ein Gebet, das dieser zum Himmel tragen sollte. Eines Tages, als er mit den Seinen sein bitteres Los beklagte, kam ein Fremder ihn zu trösten. Während meines ganzen Lebens, sagte Jukong, habe ich die Wissenschaft gepflegt, die Tugend geübt, und keine Beförderung, sondern nur Unglück davongetragen. Der Fremde aber erinnerte ihn daran wie ihn die Selbstsucht und der Ehrgeiz bei seinen Studien beherrscht habe, wie er im siegreichen Wettstreit mit andern seine Eitelkeit befriedige und die Gegner durch bittere Worte kränke, wie er das Gute aus Gewohnheit, oder wo es gesehen werde, also um des Scheines willen thue, wie er zwar keine schlechte That begehe, aber wenn er eine schöne Frau erblicke, sie mit den Augen verschlinge, sie begehre, und damit in seinem Herzen einen Ehebruch begehe. Um seiner sündigen Gedanken willen treffe ihn die Strafe des Himmels. Wenn ihm auch die Liebe zum Guten Freude bereite, es fehle ihm an Geduld, an Beharrlichkeit. Er solle nach einer Ernte reiner und guter Gedanken streben, und dann seine Pflicht thun in großen und kleinen Dingen, ob er einen Erfolg habe oder nicht. Dem suchte nun Jukong nachzukommen, er rang mit sich selbst und läuterte sich innerlich und handelte freudig wie die Pflicht gebot. Er ward danach zum Erzieher für den Sohn des Ministers berufen, erhielt bald die höchste Gelehrtenwürde, und fand den verlorenen Sohn wieder, dessen Kuß das Auge der Mutter heilte.

Erfindung und Composition sind nicht das Bedeutendste in den chinesischen Novellen. Selten wird eine Begebenheit so sinnig und kunstvoll durchgeführt wie in den Brüdern verschiedenen Geschlechts; einzelne glückliche Motive werden für sich wol reizend dargestellt, wie wenn die Kinder zweier feindlichen Geschwister ihr Bild nur im Spiegel des Wassers erblicken, denn eine hohe Mauer trennt Gärten und Häuser und ist selbst auf einer Brücke über den Teich geführt, aber in seiner stillen klaren Flut sieht

man den Widerschein der Pavillons, die auf beiden Seiten der Mauer an seinem Ufer stehen. Die Situation der auf solche Art erwachenden Liebe ist ganz vortrefflich gezeichnet, aber im Fortgang kommen fremdartige Verwickelungen und seltsame Lösungen, und wenn der junge Mann am Ende neben der Geliebten auch noch ein anderes Mädchen heirathet, so ist das freilich bei den Chinesen ein gewöhnliches Mittel zum Schluß zu gelangen, das aber unser sittliches Gefühl ebenso unbefriedigt läßt, als es in ästhetischer Hinsicht kunstlos ist auf solche Art die Conflicte abzuschwächen und sich die Sache leicht zu machen. Den Mangel an Phantasie ersetzen die chinesischen Erzähler indeß reichlich durch die Lebendigkeit, Treue, Feinheit und Fülle der Sittenschilderung. Novellen und Romane sind ein Daguerreotyp ihrer Lebenszustände, und zwar nicht in einer äußerlichen Beschreibung, sondern echt dichterisch so daß sie durch die Handlung selbst vorgeführt werden, im Thun und Lassen der Persönlichkeiten zur Erscheinung kommen. Wenn die Dinge auf uns mitunter einen komischen Eindruck machen, so vermissen wir freilich bei dem Erzähler den Humor, der lächelnd über ihnen schwebt; der Darstellung ist es trockener Ernst mit allem steifen und kleinlichen Ceremoniell.

Unter den längern Erzählungen oder Romanen sind durch A. Remusat's Uebersetzung die beiden Muhmen in Europa am bekanntesten geworden. Auch hier ist die Erfindung dürftig. Der junge Herr verschmäht die ihm bestimmte Schöne, weil er eine andere für sie hält. Sie wird darum aufs Land gethan, er macht nach bestandenem Examen eine Reise und wird mit einigen Literaten bekannt, die in eine Dichterin verliebt sind; auch sein Herz erglüht für die Verfasserin der zierlichen Verse, er wird von den Genossen bei ihr eingeführt, sie ist natürlich die ihm bestimmte Braut. Ein sinniger Volksglaube der Chinesen läßt den Mann im Mond bei der Geburt die füreinander bestimmten Seelen mit einem unsichtbaren Silberfaden aneinander binden, und darum finden sie einander trotz aller Hindernisse. Etwas Wunderbares wird eingeflochten, aber es ist ziemlich gekünstelt und abgeschmackt. Als der Held nämlich auf der Reise zu Pferde ist, bittet ihn ein ganz außer sich gerathener Mensch um seine Reitpeitsche, weil ein Sternseher ihm gesagt daß er durch dieselbe sein gestohlenes Weib wiederfinden werde; der Held verlangt daß er ihm erst eine Gerte schneide, der Mann steigt dazu auf einen Baum und sieht von da seine Frau in einer verfallenen

Kapelle in den Händen der Räuber. Der Held beschließt einen Abstecher zu diesem Sternseher zu machen und lernt unterwegs die Literaten und seine Braut kennen. Indeß ganz vortrefflich sind die Genrebilder der Examennoth, der Punschgelage, der Theevisiten, der sinnreichen Gespräche. — Viel reichere Verwickelungen, eine bunte Reihe von Abenteuern bietet ein anderer Roman, die glückliche Verbindung, den Davis ins Englische übersetzt hat. Der Vater des Helden ist hier ein freimüthiger Censor oder Wächter des Gesetzes, der um seiner Offenheit und Wahrheitsliebe willen im Gefängniß sitzt; sein edler Sohn rettet ihn indem er sich eines Bedrängten annimmt. Die dem Helden bestimmte Schöne wird von einem Wüstling umworben und diesem von dem Oheim versprochen; mit Geist, Witz, Standhaftigkeit widersteht sie den Anträgen; als sie entführt werden soll, trifft sie der Held, befreit sie; sie rettet ihn wieder von einer drohenden Vergiftung. Neue Intriguen und Gefahren weiß er zu bestehen, auch der verbannte Vater der Geliebten wird zurückberufen, und das Ganze zeigt wie Rechtschaffenheit, Klugheit, Muth im Verein endlich doch zum Siege kommen.

Auch an einigen historischen Romanen fehlt es nicht. In den Rebellen von Chinaingan spielen die Seeräuber eine Rolle. Besonders beliebt ist Sankuetschi, die Geschichte der drei Reiche von Scho, Wei und Wu 168—265 n. Chr. Das Historische wird hier durch romantische Züge, durch Liebesgeschichten und abenteuerliche Begebenheiten gerade so ausgeschmückt wie in europäischen Werken ähnlicher Art. Die Episode vom Tode des Generals Tschongtscho, die Stanislaus Julien übersetzt hat, ist spannend, und zeigt mit welcher Schlauheit und Verwegenheit auch ein Chinese schlechte Mittel für gute Staatszwecke verwendet.

Roman und Novelle schildern Privatverhältnisse, das Familienleben und seine Begründung ist hauptsächlich ihr Stoff, und so konnten sie leicht in China zu einer beachtenswerthen Ausbildung kommen. Die Blüte des Dramas dagegen verlangt Oeffentlichkeit des Lebens und die Freiheit der Persönlichkeiten im Kampf des Geistes; es knüpft seinen Ursprung, wo es sich großartig und kunstreich entfaltet hat, an die Religion, und von der religiösen Geschichte, vom Mythus empfängt es mit dem allgemein anziehenden Stoff zugleich die Tiefe des idealen Gehalts. All dies fehlt in China. Es fehlt die Energie selbstherrlicher Charaktere, welche den Kampf mit der gegebenen Welt aufnehmen und aus ihrer

Eigenart heraus sich ihr Schicksal bereiten. Das Drama dient nicht zur Seelenerschütterung und Gemüthserhebung, sondern zum Zeitvertreib. Die Schauspieler ziehen hier gleich Seiltänzern und Gauklern einher, und spielen bei Festlichkeiten, bei Gastgelagen reicher Leute zur Unterhaltung und Belustigung. Die Bühneneinrichtung ist ganz primitiv geblieben; ein Bretergerüst wird aufgeschlagen, Decorationen fehlen, die Einbildungskraft des Zuschauers muß sie ersetzen, und wenn der General in eine fremde Provinz reist, so macht er eine Bewegung als ob er zu Pferde steige, schnalzt mit der Zunge, klatscht mit der Reitpeitsche und ist sofort angekommen. Die Personen sagen immer bei ihrem Auftreten: Ich bin der und der, und beschreiben sich dabei nach Stand und Charakter wie in einem Steckbrief, statt daß sie sich vor uns entwickelten. Statt daß der Held sich ein Ziel setzt und im Kampf um eine Idee Tod oder Sieg findet, statt der so in sich geschlossenen Handlung, statt der Poesie der That finden wir nur dialogisirte Begebenheiten, zumeist Liebes- und Criminalgeschichten. Mit der Motivirung wird es gar nicht genau genommen. Es geschieht Mord und Kinderraub, aber nach vielen Jahren sind die ins Wasser Geworfenen oder Erschlagenen doch gerettet und der Zufall führt die Personen der ersten Acte wieder zusammen. Das Schicksal wird gewöhnlich durch einen höhern Beamten vollstreckt, der neu in die Provinz kommt, und ohne es zu wissen häufig mit der Geschichte selbst in Zusammenhang steht. Das Stück hat vier Acte, mitunter auch einen exponirenden Prolog. Wie im Vaudeville wechselt die Prosa der Rede mit eingelegten Versen; bei bewegtern Scenen, bei anziehenden Schilderungen fängt die Hauptperson des Stücks oder der Scene zu singen an. Der Inhalt ist meistens dürftig, der Dialog breit, und was sich vor unsern Augen und Ohren begeben hat, das müssen wir noch öfters in Monologen oder Zwiegesprächen uns wiederholen lassen. Alles wird gleichmäßig ausgemalt ohne die geistige Perspective, die das Große hervorhebt und das Unwichtige nur leise andeutet. Wenn z. B. ein Gerichtsdiener die Freiwerberin holen soll, so dürfte sie doch wol bald mit ihm kommen ohne daß weiter davon die Rede ist; in China aber muß sie auftreten, sich als die Freiwerberin bezeichnen, wir müssen die Ladung an sie hören und der Gerichtsdiener muß sie nun wieder einführen. Hier und da wird die Sprache den Charakteren angepaßt, der gelehrte Greis redet in sinnschweren alterthümlichen Sprüchen, der jugendliche

Liebhaber ergießt sich in lyrischen Versen. Die moralisirende und belehrende Absicht beherrscht auch das Drama, und die Moral des Stücks wird gleich der einer Fabel auch direct ausgesprochen. Das Strafgesetzbuch verbietet obscöne Darstellungen und sagt: die Bühne solle das wirkliche oder ersonnene Gemälde guter und gerechter Männer, keuscher Frauen, liebevoller und gehorsamer Kinder geben und dadurch die Zuschauer zur Tugendübung anleiten. Verbrechen kommen vor, aber sie werden immer entdeckt und bestraft und haben gewöhnlich ihre Absicht doch nicht erreicht. Indeß erhebt sich das Ganze wenig übers Marionettenhafte.

Das chinesische Alterthum kannte pantomimische Tänze, Darstellungen der ländlichen Arbeit und des Erntefestes, der Mühsale des Kriegs und der Wonne des Friedens; anfangs feierlich, später üppig wurden sie durch das Gesetz beschränkt. Die Chinesen nennen den Kaiser Hiu-entsong als den ersten Urheber ihres ersten regelrechten Dramas (702—756 n. Chr., also zu einer Zeit wo über Indien eine Ueberlieferung des europäischen Dramas geschehen sein konnte). Der Kaiser, ein Musikkenner, leitete selbst eine musikalische Akademie in seinem Birnengarten, der ihr den Namen lieh. Ausländische Musiker führten vor ihm ihre Stücke auf. Er selbst schuf aus Wechselrede und Wechselgesang in original-chinesischer Weise das erste Drama. Die Chinesen zeichnen neben jenen ältesten Werken der Dynastie Thang (bis 994) noch diejenigen aus die unter der Dynastie Song (960—1119) und unter den Dynastien Kin und Yuen (1123—1341) geschrieben wurden, und geben diesen drei Klassen besondere Namen. Wir erkennen in ihnen eine bessere Stellung der Frauen als seit der Tatarenherrschaft, aber auch die „freie Frau", die gebildete Courtisane macht sich geltend.

Ein von Davis übersetztes Stück, der Alte der seinen Sohn erhält, zeigt uns den Familiensinn, der sein zeitliches und ewiges Heil an die Nachkommenschaft knüpft; es dreht sich um die Beachtung der Grabgebräuche. Der verstoßene Neffe, bettelarm wie er ist, zündet doch sein Gold- und Silberpapier früher am Tag der Grabesspende für die Ahnen an, als der reiche begünstigte Schwiegersohn seines Oheims. Dieser hatte noch ein Söhnchen in alten Tagen bekommen, aber der habgierige Eidam hatte es zu beseitigen gewußt; indeß seine Gattin hat es gerettet und führt es nun dem greisen Vater wieder zu. Der von St. Julien übersetzte Kreidecirkel gibt ein salomonisches Urtheil, indem der Richter

zweien Frauen, die um den Besitz eines Kindes streiten, gebietet dasselbe in einen mit Kreide auf den Fußboden gemalten Kreis zu legen, und erklärte nur die rechte Mutter werde es daraus heben können. Die falsche reißt es sofort mit Gewalt an sich, während es die rechte ruhig aufhebt und daran erkannt wird. Wie lieblich ist die Rede der Mutter:

Ich sollt' es ziehen an den Armen,
Die wie Hanfstängel weich und zart?
Die andre mag sich nicht erbarmen,
Die Frau von Stahl und Stein so hart.
Zu brechen fürcht' ich seine Glieder,
Und jene denkt nur an Gewinn;
Mir sinken diese Hände nieder,
Ihr steht auf Selbstsucht nur der Sinn.
Ja rissen wir nun beide gleich geschwind,
Verloren, ach verloren wär' das Kind!

Die Waise aus dem Hause der Tschao, ein Drama von Hi-Kiun-Tsiang, hat schon Voltaire für das französische Theater bearbeitet. Ein böser Minister vertilgt die ganze Familie seines Gegners bis auf ein zartes Kind. Die Waise konnte nur dadurch gerettet werden daß ein Freund des Vaters das eigene Kind statt ihrer opferte. Der Wütherich durchbohrt das Knäblein, und legt sich selbst die Schlinge an den Hals, indem er die Waise von Tschao als vermeintlichen Sohn des scheinbaren Verräthers in sein Haus aufnimmt. So sind hier Motive des Seelenkampfs und ein tragischer Conflict scharf zugespitzt, aber wie gewöhnlich in China nicht auch in ergreifenden Worten ausgeführt. Als nun der Knabe herangewachsen ist, da übergibt ihm sein Retter eine Papierrolle, auf welcher das Geschick seines Hauses abgebildet ist, deutet ihm die Gemälde, und nennt ihm seinen Namen. Dem Jüngling schwinden in erschütternder Gemüthsbewegung die Sinne, dann schwört er Rache und dankt dem Edlen für das Opfer des eigenen Sohnes. Doch wird das Gericht nicht eigenmächtig vollstreckt, vielmehr soll die kaiserliche Vollmacht zur Rache an dem Schuldigen eingeholt werden; aber sie wird dem Jüngling schon entgegengebracht. Der Kaiser hat den Missethäter, allerdings spät genug, bereits durchschaut.

Bazin übersetzte das zusammengebrachte Hemd, das eine Courtisane zur Verfasserin hat; an dem halben Hemde, das die Aeltern behalten und die Tochter mit in die Fremde genommen, erkennen

die Großältern den Enkel, der als Richter die Verbrechen bestraft, welche Trennung und Noth über die Familie gebracht. Sodann die Rache Teungo's, der unschuldig Hingerichteten, deren Schatten dem Vater die Wahrheit offenbart.

Der Geizige, ein chinesisches Drama, erinnert an jene Figur des Harpagon, die aus dem griechisch-römischen Alterthum stammt und von Molière ausgeführt wurde. Der alte Filz will noch das Geld für seinen Sarg sparen, ein Stalltrog könne dazu dienen; der Sohn erklärt daß derselbe zu kurz sei, der Alte sagt: Nun so haue ein Stück von meinen Beinen ab, aber nimm nicht das eigene Beil, denn meine Knochen sind hart, sondern leihe dir die Axt des Nachbars. Das Drama ist reich an solchen scharfen Strichen. — Ein historisches Drama zeigt den Kampf eines chinesischen Kaisers mit den Tataren. Der Kaiser hat einen Minister ausgesandt ihm die Bildnisse der schönsten Mädchen zu bringen damit er danach seine Gattin wähle; der Minister misbraucht dies um Geld von denen zu gewinnen die nach der Verbindung mit dem Kaiser streben, und übergibt von einem armen, durch Schönheit berühmten Landmädchen ein falsches Gemälde. Aber der Kaiser hat die Holde schon kennen gelernt, und will den Ungetreuen enthaupten lassen. Der entkommt indeß zu den Tataren, zeigt dem Fürsten derselben das echte Bild des Mädchens und entflammt ihn zur Liebe, sodaß dem Kaiser mit Krieg gedroht wird, wenn er die Geliebte nicht ausliefere. Nach langem Kampf willigt der Kaiser ein; sie scheiden schmerzbewegt; wie aber der Tatarenkhan sie über den Grenzfluß führt, stürzt sie sich hinein und ruft dem Kaiser zu: „Dies Leben ist zu Ende, ich erwarte dich im nächsten."

Das vollkommene Kammermädchen, Tschao-Meihiang von Tsching-te-hoei, nennt der Uebersetzer Bazin die vollkommenste Komödie der Chinesen, und soweit ich die Literatur derselben kenne mit allem Recht. Die Zofe Fau-su ist zugleich Gespielin und Studiengenossin ihrer Herrin, die der Vater auf dem Todbette dem Sohn eines Freundes zur Ehe bestimmt. Der junge Mann kommt in das Haus der Verlobten, aber er soll sie nicht sprechen bis die Trauerzeit um ist; die beiden Herzen haben sich indeß beim ersten Blick gefunden, und Fau-su spricht und singt im Garten bei Mondschein zur Herrin die zierlichsten Neckereien, die der Geliebte hört und mit Liebesversen und Lautenspiel erwidert. Der Jüngling wird krank vor Sehnsucht, die künftige Schwieger-

mutter schickt Fau-su sich nach ihm zu erkundigen, und diese empfängt ein Liebesbrieflein und bestellt es. Vortrefflich ist wieder der Kampf spröder Sittsamkeit und brennender Neigung im Herzen der Braut geschildert, und gar neckisch überbringt Fau-su dem schmachtend Harrenden die Antwort:

> Wartet bis in die Wasseruhr von Jaspis
> Der Tropfen fällt der sie erklingen macht;
> Und wartet bis der milde Frühlingsnachthauch
> Den Federbusch des Phönix läßt erzittern,
> Der im Bananenwipfel schlummert, wartet
> Bis die im Mondpalast blühende Blume
> Den Schatten auf der Bäume Wipfel senkt;
> Wartet bis heimlich erst entschlüpft die Schöne
> Ihrem Gemach, dem süßer Duft entströmt,
> Bis wallenden Gewandes sie den gestickten
> Thürvorhang hebt, die Galerie durchwandelt,
> Gelind den perlbesäten Schleier aufschlägt,
> Und leis das Fenster klirren läßt: das ist
> Die Stunde wo sie kommt!

Das wonnige Stelldichein im Garten wird durch die Mutter unterbrochen, die sehr erzürnt ist, aber von der Zofe hören muß daß sie selbst die Schuld trage, weil sie den jungen Mann ins Haus aufgenommen. Der soll nun abreisen und das große Examen machen. Bald darauf kommt Befehl vom Kaiser, die Mutter soll ohne die ganze Trauerzeit abzuwarten die Hochzeit der Tochter mit einem trefflichen Gelehrten rüsten, den der Herrscher ihr zum Gemahl bestimme. Der Schrecken ist nur klein, denn der neue Bräutigam ist natürlich der wohlbekannte Geliebte. Dank dieser Soubrette, die er mit Mozarts Susanne in Figaro's Hochzeit vergleicht, erkennt J. L. Klein den Chinesen ein Talent für die feine Intriguenkomödie zu, das die Verwandtschaft ihres Geistes mit dem der Franzosen außer alle heraldische Anfechtung setzt; er macht dabei im Allgemeinen eine Bemerkung die wir uns gern aneignen: „Es dürfte die Gegenüberstellung von indischer und chinesischer Weltanschauung, indischem und chinesischem Kunstgeist als die primäre Bezeichnung eines Urgegensatzes gelten können, der in den hellenischen und römischen, germanischen und romanischen Gestaltungsformen sich wiederholt; der uns hier in der Idealgestaltung einer schöpferischen Kunstphantasie bei Indern, Hellenen und Germanen die geheimsten Tiefen des Natur- und Seelenlebens erschließt, oder bei Chinesen, Römern und Romanen

durch eine realistisch verständige Auffassung und eine mit dem sinnlichen Reiz und Farbenschmelz einer glänzenden mehr naturnachahmenden als freischöpferischen Einbildungskraft wirkende Darstellung des Lebens anregt und ergötzt."

Seit 1644 haben sich die Mantschu der Gewalt in China bemächtigt; aber wiewol diese Dynastie sich möglichst dem Chinesenthum anschließt, wird sie doch als Fremdherrschaft empfunden, und der Zauber ihrer Macht ist durch die siegreichen Angriffe der Europäer gebrochen. Im Innern waltet neuerdings eine Zersetzung und Gärung, in welcher die Elemente socialer und religiöser Neubildung mit der versteinerten Ueberlieferung und dem Verfall sich streiten. Auch China wird in den Strom des allgemein menschheitlichen Lebens hineingezogen werden.

Von China aus hat Japan seine Civilisation empfangen, die es aber mit allerhand seltsamen Träumen nach Art des späten Inderthums und unter dessen Einfluß durch den Buddhismus umspinnt, ohne bisjetzt zu einer originalen und organischen Ideenentwickelung oder künstlerischen Darstellung zu kommen; die Industrie ist vielleicht noch ausgezeichneter als die chinesische; die Behaglichkeit des irdischen Lebens erscheint als der höchste Zweck.

Die Chinesen vergleichen die Entwickelung ihrer Poesie dem Wachsthum eines Baumes: das Liederbuch, der Schiking, sind die Wurzeln; mit Suweitao und Likiao erschienen die Knospen, zur Zeit Kiengans (um 200 n. Chr.) sproßte er auf, dann trieb er Zweige, und zur Zeit der Thang (im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung) ruhten viele unter dem Schatten des Baumes, der Blüten und Früchte trug. Der Prolog des Dramas Pipaki sagt: „das Genie hat seine Quelle in der Natur, es entfaltet sich durch die Leidenschaften, es lehnt sich an die Gebräuche, an die Gerechtigkeit, und damit es sich nicht verirre, nimmt es nie seinen Weg ohne Führer oder aufs Gerathewohl; es weiß von der Freude an wunderbaren und fabelhaften Dingen abzustehen." Das ist das Selbstbekenntniß des Chinesenthums.

Aegypten.

Indem wir vor die ägyptischen Pyramiden treten, begrüßen wir in ihnen die Marksteine für die Geschichte der Cultur und Kunst. Von da an werden Sprache und Mythus die Grundlage für die gestaltende Phantasiethätigkeit und beginnen die Denkmale, durch welche das Volk oder der einzelne von seinem Dasein und Wirken das sichere und klare Zeugniß der Nachwelt überliefern will, sodaß wir die Cultur nicht mehr blos im Spiegel der Einbildungskraft erblicken oder aus Sprache und Sage uns enträthseln, sondern die unveränderbar feste reale Darstellung des Geschehenen als solche haben. Das Land liegt vor uns wie ein Buch, dessen steinerne Riesenlettern, dessen sinnige Bildwerke uns das Leben ferner Jahrtausende verkündigen.

Es ist nicht zufällig daß diese ältesten Denkmale Architekturwerke sind. Wie das Selbstbewußtsein durch die Bilder der Außenwelt erweckt wird, von denen es sich unterscheiden und auf sich selbst beziehen lernt, so sind es auch die Formen der räumlichen Erscheinung in welchen der Geist zuerst sein Inneres ausprägt und kund gibt, für andere selbst wieder zu einem Gegenstand macht. Wie sich sein Bewußtsein am Licht der Natur entzündet, so äußert sich seine Freiheit zunächst darin daß er dieselbe bearbeitet. Räumliche Anschauungen bewegen sich lange vor der Kinderseele, aber erst wenn sie sich selbst erfaßt hat und ihr eigenes Beharren in dem Wechsel der Zustände wahrnimmt, kommt sie zur Vorstellung der Zeit und des werdenden Lebens. Dies werdende Leben im Fluß der Zeit und im Wechsel der eigenen Zustände, oder die allem Sein und Werden in gleicher Weise zu Grunde liegende Idee künstlerisch darzustellen ist darum auch das spätere. Die Anfänge der Musik und Poesie finden sich allerdings auch in der Urzeit, aber die Vollendung fällt in

eine spätere Epoche, während die plastischen Schöpfungen Griechenlands unübertroffen dastehen und die Architektur im Orient die tonangebende Kunst ist.

Die anorganische Natur bildet die Grundlage für die individuellen Organismen; so bereitet die Architektur der Darstellung des individuellen Lebens die Stätte, indem sie die Materie nach deren allgemeinstem Gesetz, nach Schwere und Ausdehnung, ergreift, und zum Hause des Geistes gestaltet, das Weltganze als ein in sich beruhendes, im Gleichgewicht widerstrebender Kräfte getragenes, in sich geschlossenes darstellt. Zugleich sind es die Grundstimmungen der eigenen Innerlichkeit die das Volk bauend sich selber zur Anschauung bringt, und so wird das Werk zum Symbol der Natur und des Geistes; denn der Geist ist durch seine Naturauffassung selber bestimmt und wird an ihr seiner selbst inne; er lebt zunächst in dieser Untrennbarkeit von der äußern Umgebung, und die Erscheinungen derselben, welche einen Gedanken veranlaßt haben, bleiben sofort auch dessen Träger und sichtbare Darstellung.

Im Architektonischen und Symbolischen haben wir das lösende Wort für das Räthsel des Aegypterthums; darin ist seine Stufe in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit bestimmt. Die Vergleichung der Sprache und der Religion hat dahin geführt daß ehe die Semiten und Arier ihre Scheidung vollzogen und in neue große Bewegungen eintraten, ein conservativer Stamm sich abermals abtrennte, wie es schon früher durch die Chinesen geschehen war, und dem Semitischen näher stehend als dem höher entwickelten Arischen, die alterthümliche Weise mit sich nahm und einen Ort suchte wo er dieselbe treu bewahren und nach ihrer eigenen Beschaffenheit ausbilden konnte ohne neue und andere Bahnen einzuschlagen. So ward Aegypten am Nil gegründet.

Die Bewegung des mythenschaffenden Geistes findet einen bleibenden Ausdruck im Symbol, in dem Bilde das ihr Resultat verkörpert; und soll der Niederschlag jener Thätigkeit festgehalten und als solcher bewahrt werden, so darf er nicht blos im wandelbaren Gemüth, im flüchtigen Wort behalten werden, sondern er verlangt seine Ausprägung in der räumlichen Form, in beharrendem Stoff. Mythus und Symbol verhalten sich schon von Haus aus wie Dichtung und Bildwerk. Der ägyptische Geist bewegt sich nicht mythenerzeugend in fortwährender Regsamkeit, sondern

jede Gestaltung wird ihm sofort zum bleibenden Symbol; der Geist bannt die schwankende Erscheinung in feste Form, aber damit verpuppt er sich selbst und die Idee erstarrt in Stein. Das ist das eine. Das andere ist das Architektonische. Es geht aus der Gesammtthätigkeit des Volks unter der stricten Herrschaft eines einzelnen hervor, es bewältigt die Natur durch die Macht des Maßes, es ist ein Ausdruck strenger Gesetzlichkeit, es zieht alles Besondere und Individuelle in seine Norm und Gemessenheit hinein und unterwirft es dem einmal angenommenen Kanon, es richtet sich auf das Erhabene und Kolossale, es zeigt die Macht des Einen über das Viele durch Wiederholung und Symmetrie, die Ruhe der Dauer ist sein Ziel, sein Werk ist ein Denkmal, ein Symbol dessen an das es erinnern, das es festhalten soll. Die Aegypter sind das Volk der Erinnerung, der Denkmäler; ihr Sinnen und Trachten ist das Gegenwärtige zu verewigen, das reale geschichtliche Leben scharf zu erfassen und zu gestalten, darum müssen sie es in den festen Formen der räumlichen Erscheinung ausprägen. Und hier kommt das Land ihnen entgegen. Nicht blos daß die landschaftliche Natur im Gemüth sich abspiegelt und das Bewußtsein sich in sie versenkt, sie bietet ihm im Kalk- und Granitgestein das Material für ebenso umfassende als dauernde Werke, und die klare trockene regenlose Luft läßt dieselben nach Jahrtausenden bestehen so frisch wie am ersten Tage. Auch Bunsen sagt: „Im Norden zerfrißt Regen und Frost, im Süden zersprengt oder überwächst wucherndes Pflanzenleben die Denksteine der Zeiten; China hat keine Baukunst die den Jahrtausenden trotzt; Babylon nur Ziegeln; in Indien entziehen sich kaum Felsen der üppigen Naturkraft: Aegypten ist das Denkmalland der Erde, wie die Aegypter das Denkmalvolk der Geschichte sind.“

Schon Herodot hat Aegypten ein Geschenk des Nil genannt. Von einem Hochland in der Nähe des Aequators kommen die Wasser in einem Bergsee zusammen, und nachdem daraus der vereinte Strom sich über verschiedene Bergzüge durch Katarakte den Weg gebrochen, fließt er anderthalb hundert Meilen weit ruhig dem Meer zu, Gebirge und Wüsten zu seinen Seiten, zwischen beiden aber ein Raum von mehreren Meilen, dessen Grund das höchst fruchtbare Erdreich bildet welches der Nil von seinen Quellen her in feingetheilter Masse herabführt und als Niederschlag seiner Ueberschwemmungen zurückläßt. Ihre Veranlassung sind der tropische Regen und das Schmelzen des Schnees im

Hochgebirge; sie war den Alten unbekannt, aber die feste jährliche Wiederkehr bot sich den Anwohnern sogleich mit der Sicherheit der Naturordnung dar. Noch heute feiert man im Juni die Nacht des wundervollen Tropfens, welcher der Sage nach den Strom schwellt; er beginnt allmählich zu steigen je heißer es wird, und die Wasserfülle deckt den Staub und kühlt die Luft, wenn der Fluß aus seinen Ufern tritt und das ganze Thal als sein Bett erfüllt; in der zweiten Septemberhälfte fängt er wieder an zu sinken, und wenn er im Spätherbst das Land wieder verlassen hat, dann braucht man die feuchte Erde kaum mit dem Pflug zu lockern, dann genügt es den Samen zu streuen und die Heerde darüber zu treiben daß sie ihn eintrete; die Saat geht freudig auf und reift der Ernte zu.

So bot sich das Land dem Ackerbau dar und mußte zugleich den erhaltenden und beharrenden Sinn, der diesem eignet, ganz besonders nähren. An der Stelle mannichfaltiger Witterungswechsel und einer bunten Fülle des Naturlebens standen die einfachen und regelmäßigen Gegensätze einer Zeit der Ueberflutung, die zur Ruhe, zum Verkehr auf dem Wasser, zur festlichen Heiterkeit einladet durch den Segen den sie verheißt, und einer Zeit der Arbeit und Anstrengung wenn das Land trocken liegt, die einfachen Gegensätze des unfruchtbaren Gebirges und der Wüste mit dem reichen Thal. Alles Leben, sagt Schnaase treffend, erschien in der Gestalt des Gegensatzes, der das Gemüth auf den größten aller Gegensätze, auf den von Leben und Tod zurückführen mußte; aber das Herbe desselben wurde wieder dadurch gemildert daß die heilsame rettende Gotteskraft des Nil in ununterbrochener Regel zurückkehrte, daß für das Volk seiner Ufer keine Ungewißheit, keine Bangigkeit da war.

Aber um solche Naturverhältnisse zu verwerthen bedurfte es der Cultur, das Land bot dem einwandernden Stamm nur die Bedingungen dar, die Geisteskraft mußte sich derselben bemächtigen; die Vorsehung mußte das dem Boden wahlverwandte Geschlecht zu ihm hinleiten, dies durfte auf dem Wanderzug aus Hochasien nicht eher halt machen als bis es die schicksalsvolle Stelle gefunden hatte, wo sich im Zusammenhang von Land und Leuten der älteste staatliche Organismus gestalten, die Ordnung der Gesellschaft sich an der Ordnung der Natur entwickeln konnte. Das Princip des Aegypterthums ist wie in allem Menschlichen der Geist; die Natur gewährte aber seiner Eigenthümlichkeit den

entsprechenden Boden und Stoff für die organische Lebensgestaltung. Der innere Sinn, auf das Feste und Dauernde gerichtet, ward hier nicht aus sich herausgeführt, sondern durch die unverrückbare Grundlage, mit welcher der Fluß sich als Ausgangspunkt der Cultur bot, nur genährt und entfaltet. Aber wer diese Natur ausnutzen wollte der mußte lernen die Wohnungen gegen die Ueberschwemmungen zu sichern und diese selbst zu regeln, indem man das Wasser zum Stehen brachte, nach allen Orten hinleitete oder aus sumpfigen Niederungen zum Abfluß führte. Dies verlangte die Beobachtung des Standes der Gestirne, bei welchem die Flut eintrat oder sank, und daraus ergab sich wieder die Verknüpfung der himmlischen und irdischen Erscheinungen zum Zusammenhang eines großen Ganzen, die Anerkennung der göttlichen Ordnung, die dem Menschen alles Heil gewährt, und der Gedanke daß das menschliche Leben der Natur entsprechen müsse. Es entwickelte sich die Kunde von Maß und Zahl, und man bedurfte ihrer um durch Dämme und Kanäle die Ueberschwemmung auf das zweckmäßigste zu verwenden ohne von ihr Schaden zu leiden. Eine messende und bauende Thätigkeit des Volks ward Bedürfniß, und die hier die Wissenden waren und ihre Einsicht als Familienüberlieferung wahrten, gewannen dadurch Einfluß und Ansehen. Endlich aber war ein einiger Wille nöthig, der überall Zeit und Ort bestimmte, wo jetzt gebaut, wo dann die Schleusen geöffnet, die Dämme durchstochen werden sollten, und das Volk fand sein Wohl im Gehorsam, wenn dieser Wille ein weiser war.

Das ägyptische Reich erwuchs aus der Verbindung der Gaugemeinden; aber erst als im 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung der König Menes die beiden Staaten von Ober- und Unterägypten zu einem Ganzen verband, trat er an die Spitze der weltgeschichtlichen Cultur seines Volks als deren Begründer und Eröffner. Sprache, Schrift, Religion, Sitte waren schon vorher ausgebildet, die ältesten Werke der Baukunst, der Kanal den Menes anlegte um den Nil so zu leiten daß man den gesicherten Boden für die Stadt Memphis gewann, die Pyramiden, die bald als die Grabdenkmale der Könige errichtet wurden, zeigen daß Kunst und Wissenschaft bereits vor Menes geübt und gepflegt worden. Familienliebe, kindlicher Gehorsam, sittliche Strenge, Achtung vor dem Wort des Weisen, das Vertrauen daß es dem gut gehe der gut handelt, wird in Schriften aus dem alten

Reich vielfältig dargelegt. Die Frau ist des Hauses Vorsteherin; Gattinnen, Schwestern gesellen sich den Männern bei allen feierlichen Handlungen; der Name der Mutter wird gern dem der Person hinzugefügt. Das familienhafte Element der ursprünglichen Menschheit macht sich im alten Aegypten zunächst dadurch geltend daß die Einheit und Gemeinschaft der Familienglieder ihnen den Berufskreis bestimmt, daß der Hirte, der Ackerbauer, der Handwerker, der Priester seine Kenntniß und Fertigkeit den Seinen überliefert und diese in ihrem Stande beharren. Was Gewohnheit und Sitte mit sich brachte ward in Aegypten nicht vom Volksgeist oder dem Drang nach persönlicher Freiheit oder von Bewegungslust gebrochen, sondern durch das Gesetz befestigt, und so gingen in Aegypten die Kasten aus dem Trieb des Volks nach Erhaltung und Abschließung des Bestehenden hervor; aber die Heirathen aus einem Lebenskreise in den andern waren ein gemeinsames Band, und ein Gefühl des gleichen Menschenthums, der gleichen Gottesverehrung, der gleichen Stellung dem Ewigen gegenüber begründete ein einiges Nationalbewußtsein. Der König gehörte in der Regel den Kriegern an und ward, weil er auch die höchste Leitung der religiösen Angelegenheiten hatte, unter die Priester aufgenommen, aber er konnte auch aus dem Volk hervorgehen und war auch so der sichtbare Stellvertreter und Sohn des höchsten Gottes. Im alten Reich erbaute Sesorthosis den prachtvollen Reichspalast, der für die Vertreter der Gaue seine besondern Höfe und Gemächer hat und je die Besten um den König vereint, und der König selbst unterliegt dem Todtengericht das über ihn gehalten wird. Erst nach der Fremdherrschaft der Hyksos führen die Pharaonen die Peitsche als das sprechende Symbol ihrer Gewalt, und prunken in üppigem Glanz, während sie das Mark des Volks verzehren, das dann sammt ihnen den Persern, Hellenen und Römern erliegt. Aber unter dem Druck der Könige wie unter der Oberherrschaft der Semiten und Arier erhält sich die Volkssitte sammt Religion und Kunst.

Das älteste Denkmal des ägyptischen Geistes, das erste und ursprünglichste Werk der Phantasie des Volks ist die Sprache; auch sie trägt ein architektonisches Gepräge; das Selbstbewußtsein zeigt sich mit seiner schöpferischen Freiheit, das Unorganische wird bewältigt und die organischen Triebe beginnen sich zu entfalten. Das Architektonische erweist sich darin daß die Stellung der Worte noch ihre Beziehung und Bedeutung für den Sinn und Zusammen-

hang des Satzes bedingt, daß die Formendungen noch ihren Gehalt als Wurzeln bewahren und sich an das Stammwort ansetzen ohne es viel zu betheiligen. Die Stämme aber sind bereits wie die Werkstücke vom Werkmeister für den Satzbau hergerichtet, sie gelten nicht mehr gleich für Nennwort, Eigenschaftswort, Zeitwort, sondern sind Wurzeln geworden, aus denen die unterschiedenen Nenn-, Eigenschafts- und Zeitwörter gebildet werden. Die Beziehung zwischen Ding und Eigenschaft, die der Semite durch „er", der Arier durch „ist" ausdrückt, kann das Aegyptische auf beide Weise bezeichnen (der Baum er groß, der Baum ist groß), aber auch weglassen und durch die Wortfügung andeuten (Baum groß). „Der Aegypter" sagt Bunsen, „denkt sich alles wie es einst der Angelsachse in einzelnen Fällen that. Wenn dieser die begrenzende Bestimmung der Zeitdauer wie a matutino ad vesperam ausdrücken will, so gebraucht er zwei seiner Form- und Verhältnißwörter indem er sagt from morning till evening. Als diese Worte ihm einst verständlich waren, hatte er vier Vollwörter vor sich, welche ihm bedeuteten: Anfang Morgen Ziel Abend." Wenn ein und dasselbe einsilbige Wort sehr verschiedene Dinge und Handlungen ausdrückt, so ist es bald die Bezeichnung des Eindrucks, den sie gleichermaßen auf die Seele gemacht, bald aber auch eine Eigenschaft die sie gemein haben, wie wenn ha beginnen, Tag, anführen, Haupt, Gemahl bedeutet, also ein Herrschendes und Erstes. Zum Verständniß wird aber dabei und bei weiter auseinander liegenden Begriffen auf die Wortstellung, auf den Ton und auf die Geberde noch mitgerechnet wie im Chinesischen. Solche artikulirte Laute vergleiche ich darum behauenen Steinen, die ihre Function durch ihre Stellung im Ganzen erhalten.

„Die großen Grundpfeiler des sprachlichen Weltbewußtseins der alten Völker, ja unserer noch lebenden Sprachen, die einsilbigen Grund- und Hauptwörter jeder Sprache finden sich fast sämmtlich als gemeinsames Gut, als Erbtheil der Urwelt (wo Arier und Semiten noch ungeschieden waren). Nicht wie großentheils bei uns als verachtete Vor- und Formwörter oder als übersehene Formsilben, noch auch wie besonders bei den Semiten in einer spätern kunstvollen systematischen Umkleidung, sondern in ihrer vollen Herrlichkeit und in ihrer ursprünglichen oder dem Ursprünglichen sehr nahen Einfachheit und kindlichen Nacktheit. Im Aegyptischen beginnt der organisch bildende Geist gleichsam

zum ersten mal und schüchtern die Flügel zu schwingen: die Stammhaftigkeit der einzelnen Wörter widerstrebt noch ganz der Formbildung und macht sich geltend durch starre Unveränderlichkeit." So Bunsen. Aehnlich sagt Steinthal daß wie die Aegypter die gerade Linie, die reine mathematische Figur, damit im Geist und von der Wirklichkeit abgesehen ideal eine Form geschaffen haben, so sich auch bei ihnen zuerst die Reinheit einer aus dem Geist herausgebildeten grammatischen Form zeigt, wenn auch ohne Fülle, ohne Wohlklang, in nackter steifer Einfachheit. Und weil sich die Formsilben dem Stamm nur anlehnen und nicht durch organische Verschmelzung mit ihm ihre eigene Bedeutung verlieren, so werden sie auch nicht abgeschliffen, sondern treu erhalten, und der conservative Sinn Aegyptens zeigt sich auch darin daß die Sprache der verschiedenen Jahrtausende wenig verändert wird.

Eine besonders ausgezeichnete That der symbolbildenden Phantasie der Aegypter ist sodann ihre Schrift, die Hieroglyphe. Der auf das Dauernde gerichtete Geist will auch den Gedanken und das Wort im Bilde festhalten, auch sie zum Denkmal machen, oder durch sie das Denkmal erläutern. Die Hieroglyphenzeichen sind dreifacher Art: Dingbilder, welche den gemeinten Gegenstand einfach abzeichnen, Sinnbilder, welche theils auf abgekürzte Weise das Ganze durch einzelne Theile andeuten, oder symbolisch einen Begriff veranschaulichen, und endlich Lautbilder, welche einen Buchstaben durch das Bild des Wortes ausdrücken das mit ihm beginnt: also Adler (achem) für A, Löwe (labu) für L. Dies letztere ward bei Eigennamen nöthig, von da aus schrieb man auch andere Worte mit Lautzeichen, oder stellte solche neben das Ding- und Sinnbild. Es versteht sich von selbst daß hier eine bestimmte Regel eingehalten werden mußte, daß man gewisse Zeichen nur sachlich, symbolisch oder lautlich brauchte, und so hat Bunsen 460 Dingbilder, 120 Deutbilder und gegen 200 Lautbilder zusammengestellt. Die einfachsten Zeichen oder wiederum Abkürzungen derselben nahm man für eine priesterliche Schrift und für den Volksgebrauch, in welchem sie aber als Buchstaben galten; für die Denkmale blieben die Hieroglyphen während der ganzen Dauer des ägyptischen Reichs im Gebrauch. So verknüpft sich die Schrift mit der Architektur, sie ist eine Zierde der Bauwerke, und trägt zugleich das symbolische und architektonische Gepräge.

Die alte Sprache, die mit einer und derselben Stammsilbe verschiedene Bedeutungen ausdrückt, führt zunächst nicht auf die Buchstabenschrift, sondern auf das abbildende, darstellende Zeichen. Man zeichnet also Mann, Frau, Haus, Mondsichel, Sonnenscheibe, Pferd, Wagen, Schiff, Pfeil, Hand einfach hin. Aber bald wird die Sache verwickelter, wenn Haus und Tempel, Wein und Milch, das Kind und der Erwachsene unterschieden werden sollen. Hier tritt sogleich der Scharfsinn und die Einbildungskraft thätig auf, und es wiederholt sich das ursprüngliche Werk der Sprachgestaltung, das den Laut zum Träger des Gedankens macht und das Geistige durch das Sinnliche offenbart. Das Kind wird durch den an den Mund gelegten Finger als das saugende oder noch schweigende ausgedrückt, die besondere Form des Wein- und Milchgefäßes verkündet den Inhalt, eine Linie über einer Schale den Honig. Zwei erhobene Hände drücken das Gebet aus, ein ausgestreckter Arm mit einem Brot das Darreichen und Geben. Der Priester blickt im geistlichen Gewand betend zu einem überströmenden Spendkrug auf und wird dann auch durch diesen allein dargestellt. Die Biene symbolisirt das arbeitsame dem König gehorsame Volk. Ein Viereck dessen untere Seite offen ist, bezeichnet das Haus, das Gotteshaus durch das hinzugefügte Bild des Gottes. Der allumspannende Himmel ist eine herabschauende weibliche Figur, deren Körper wagrecht liegt, während Arm und Beine niederhangen; dies kürzt sich ab durch eine wagerechte Linie mit abwärts geneigten Enden. Den Begriff des Guten und Schönen drückt eine Laute aus, das Harmonische, Wohlgestimmte. Das Wort iri heißt Auge, Sohn und machen; das Bild des Auges drückt die drei Begriffe aus; eine nach außen gehende Thätigkeit stellt man durch ein Auge neben zwei vorschreitenden Beinen dar. Der Sinn der Aegypter für das Thierleben waltet auch hier; sie beobachten dasselbe und machen es so vorwiegend zum Symbol, daß die Griechen die Hieroglyphen auch Thierbilder nennen konnten. Die Straußfeder, die sich immer gleich bleibt, wird zum Zeichen der Wahrheit, der Palmzweig, dessen Zacken die Theile des Jahres andeuten, zum Bild des Jahres; vom Geier sagt man daß er nur weibliche Jungen habe, er drückt die Mütterlichkeit aus; das Vordertheil des Löwen bezeichnet Muth und Stärke.

Die bildliche Darstellung ist concreter als das Wort, in welchem die Allgemeinheit des Gedankens liegt; jene drückt

Anschauungen, dieses Vorstellungen aus; nicht das Thier, der Vogel, die Pflanze, sondern bestimmte Wesen, der Stier, der Falke, der Lotos werden dargestellt. So lebt der ägyptische Geist im Besondern, in der Naturanschauung, aber er sucht sich an ihr zum Gedanken zu erheben, und dadurch wird ihm das Besondere und Sinnenfällige zum Symbol der Idee; die ganze Natur ist ihm ein Symbol, eine sichtbare Erscheinung des Ewigen und Unsichtbaren, und so sucht er die Erscheinungswelt zu deuten und die gefundene Bedeutung, den Sinn der Dinge, wieder durch sie auszudrücken, indem er sie zum Sinnbild, zur Darstellung des Gedankens macht. Und auf diese Art sagt dem Beschauer die Hieroglyphe oft mehr als das Wort, und regt ihn zum Nachsinnen an. So konnte die Welt durch das vereinte Bild des Käfers und Geiers dargestellt werden und das erweckte sofort die Vorstellung ihres Bestehens durch das Zusammenwirken der zeugenden und empfangenden, väterlichen und mütterlichen Kraft und Wesenheit; sie konnte aber auch als eine in ihren Schwanz beißende Schlange gemalt werden, und man sah in ihr den in sich geschlossenen Kreis des Lebens, und erinnerte sich bei der Schlange selbst an das Abwerfen der Häute, an die Verjüngung die im Wechsel der Formen das Ganze des Seins erfährt. Selbst wenn das Bild nur Buchstabenzeichen war, wählte man die Dinge dem darzustellenden Begriff gemäß oder suchte die Gegenstände sinnvoll zusammenzustellen.

Die sichere Erkennbarkeit der Hieroglyphen verlangte die scharfbestimmte Zeichnung, zugleich aber den gleichbleibenden Typus in der Darstellung der Gegenstände, und wenn dort die feste Hand und der Schönheitssinn unsere Bewunderung erwecken, so mögen wir in der conventionellen Stilisirung wieder ein architektonisches Element erkennen, wonach das Wesentliche hervorgehoben und schematisch veranschaulicht wird. Wir können abschließend mit Bunsen sagen: „Der reine und seltene Kunstsinn des Aegypters zeigt sich in diesem seinem eigentlichsten Urdenkmale ebenso glänzend wie später in den Denkmälern der Zeit der Pyramiden, des Labyrinths und der thebaischen Tempelpaläste. Jede Auffassung für die Schriftbildung ist klar, also rein menschlich; scharf- und tiefsinnig, also philosophisch; poetisch, also schön; für die Zusammenfügung zu einem Ganzen geeignet, also architektonisch."

Wenden wir uns von der Sprache und Schrift zur Religion,

so stehen auch hier die Ideen zunächst in den symbolischen Göttergestalten da, und wir haben einen sehr seltsamen und räthselhaften Polytheismus, wenn uns die Alten von drei Kreisen berichten, in welchen zuerst 8, dann 12 Götter, endlich 30 Halbgötter verbunden sind, und wenn diese Kreise zugleich als Dynastien erwähnt werden, deren Angehörige nacheinander in der Herrschaft sich gefolgt seien. Doch lichtet sich das Dunkel durch die Denkmalforschung, und wir lernen unterscheiden zwischen dem was die Priesterdogmen zusammenklügelten und dem was ursprünglicher und bleibender Volksglaube war. Wie der ägyptische Staat aus den Gaugemeinden, so erwuchs die Vielgötterei aus der Zusammenfügung der verschiedenen Lokalculte. Die eine und gemeinsame Gottesidee ward an verschiedenen Orten nach verschiedenen Seiten aufgefaßt und in einem eigenthümlichen Symbol veranschaulicht; deshalb konnte man die mannichfaltigen Gestalten leicht zusammenstellen und sie konnten auch anderwärts verehrt werden, wenn auch Horos der Gott von Edfu, Khem der Gott von Koptos, Kneph der Herr von Esneh blieb und sie dort ihren Cultus hatten. Und so konnte eine Gestalt in die andere übergehen und eine Verschmelzung mehrerer, eine Häufung der Attribute eintreten, da jeder besondere Gott ursprünglich das eine göttliche Wesen ausdrückte und in den vielen Göttern nur die mannichfaltigen Namen und Seiten des Einen erschienen. Und so reden denn die Denkmäler ausdrücklich von dem einen Gott, von dem in Wahrheit allein Lebenden, von dem Herrn der Anfänge, der sich selbst erzeugt hat. Keine asiatische oder europäische Mythe stammt aus Aegypten, wol aber weisen manche Namen und Gestalten der Götter auf Asien hin und haben dort mit verwandten griechischen Formen des Glaubens ihre gemeinsame Wurzel. Wir finden in Aegypten den symbolischen Niederschlag einer ursprünglichen Mythenbildung, und eine reichere Göttersage entwickelt sich in Bezug auf Osiris erst im neuen Reich nicht ohne kleinasiatischen oder hellenischen Einfluß. Die Ideen aber sind die ersten und allgemein menschlichen von Gott als dem Herrn des Seins, wie er im Licht, im Himmel sich offenbart, von seiner weltschöpferischen Macht und von der Unsterblichkeit der Seele; die Eigenthümlichkeit des Aegypterthums besteht hauptsächlich darin daß die Thiersymbolik und die Seelenwanderung ausgebildet wird, und daß im Osiriscultus die Richtung auf das ewige Leben mit vorwiegend sittlicher Tendenz entwickelt ist.

Das Licht des Himmels und seine belebende Kraft hat einen Kern und Quell in der Sonne, und so wird ihr Dienst in Aegypten herrschend; ursprünglich symbolisirt sie die göttliche Macht, Wahrheit und Güte, und die Bildwerke zeigen den Sonnengott kämpfend gegen die Schlange der Finsterniß; aber die Gefahr des Symbolismus, daß die äußere Hülle und Erscheinungsform für das Wesen genommen wird, trat darin hervor daß Amenophis IV. für eine Zeit lang durch den Dienst der Sonnenscheibe alle andere Gottesverehrung ersetzen wollte. Ruhm dir, heißt es in den Inschriften, Ruhm dir, Schöpfer der Monate, Urheber der Tage, Zähler der Stunden! Und unter harfenspielenden Sängern stehen die Worte: Du bist der höchste Gott, der bei Tagesanbruch die Welt erfreut. Die Thiere des Feldes verlassen ihr Lager, die Vögel erheben sich aus den Nestern, zu begrüßen den Glanz der lebendigen Sonnenscheibe. — Noch mehr zeigt sich diese Gefahr im Thierdienst. Nicht daß die Aegypter ursprünglich Ochsen, Katzen und Schlangen für Götter gehalten und angebetet hätten; aber die Phantasie gestaltete die in den Naturerscheinungen waltenden Mächte als Thiere, und die Aegypter hielten dies fest; sie sahen in den Thieren Symbole der schöpferischen Lebenskraft, der Fruchtbarkeit, der Lebensverjüngung, sie fanden dadurch Anklänge an das was sie als das Göttliche ahnten und erkannten, das Thier ward ihnen dann das sichtbare Zeichen der Idee, es diente ihnen im Allerheiligsten des Tempels statt einer Bildsäule des Gottes oder diese Bildsäule ward durch den Kopf des ihm geheiligten Thiers charakterisirt. Wie den Aegyptern überhaupt ein stabiles Thun und typisches Wirken für das Höchste galt, so imponirte ihnen das sich gleichbleibende instinctive Wesen der Thiere; diese waren ihnen zugleich lebendig und geheimnißvoll wie die Götter und gaben ein Bild des beseelten Naturganzen, des in die Natur versenkten Geistes. So stellt der Sphinx, der Kopf des Menschen auf dem Löwenleibe, Götter und Könige dar, und zeigt unwillkürlich die Gebundenheit des ägyptischen Geistes an die Natur, und bei den Ammonsphinxen tritt wieder sein Widderkopf an die Stelle des Menschenantlitzes. Die Priestersage von diesem Widderkopf bestätigt unsere Auffassung. Konsus, der den Griechen den Herakles vertritt, berichtet Herodot, habe durchaus den Ammon sehen wollen, und seinem Drängen habe dieser endlich nachgegeben und sich in das Fell eines Widders gehüllt und dessen abgeschnittenen Kopf vorgehalten. In dieser

Erzählung sieht auch Döllinger den Ursprung des Thiercultus angedeutet, dessen Gründe in dem Bedürfniß die verborgene Gottheit zu schauen und sich nahe zu wissen, und in der Scheu vor dem geheimnißvollen Wesen und Treiben der Thiere zu suchen seien. So galt denn der Apis, ein Stier mit besondern Zeichen (die Geierfigur auf dem Rücken bezeichnete die Mütterlichkeit, ein käferähnlicher Fleischknoten an der Zunge den Scarabäus, die männliche Kraft der Gottheit) für ein Symbol, dann für die Incarnation des schöpferischen Lichtgottes Ptah, und es hieß daß ihn die Kuh durch einen Blitz vom Himmel empfangen. Und so sah das Volk allmählich seine Götter ohne weiteres in den heiligen Thieren; man hegte sie als Herren des Hauses und der Stadt, man betete sie an, und Weiber entblößten sich vor dem heiligen Ochsen zu Memphis oder gaben sich dem Bock zu Mendes preis.

Die Idee Gottes im Gemüth des Menschen ist das erste, ihre Verknüpfung mit dem Naturleben das zweite; was in Asien begonnen war bildete Aegypten fort, aber nicht in der flüssigen Dichtung der Göttergeschichte, sondern im Symbol des starren Bildwerks. Anknüpfend an die Sprache sagt Bunsen: „Die Kräfte in den Dingen werden dargestellt als wirkliche Gottheiten; die Eigenschaften werden Beinamen von Göttern oder Göttinnen; dann wieder eigene selbständige Gottheiten, gerade wie ein Beiwort ein Nennwort wird und wie alle Nennwörter ursprünglich Eigenschaftswörter waren mit Hinzudenken oder Hinzusprechen der Dinge selbst. Die mythologische sinnbildliche Form ist das Eigenthümliche des Aegypterthums auf dem Gebiete des Gottesbewußtseins: die Umwandelung des Sinnbildes in eine Selbständigkeit, also die Abgötterei, ist eine Entartung, deren Grund einestheils in der Schwäche des menschlichen Geistes bei einem massenhaften Auftreten liegt, anderntheils in der Stärke des Gottesbewußtseins und des innern Triebes zu dessen künstlerischer Ausbildung und Darstellung.“

Betrachten wir die hauptsächlichsten Göttergestalten um in ihnen die Besonderheit ägyptischer Phantasie kennen und die Bildwerke dadurch verstehen zu lernen, so wissen wir zunächst daß Menes, der Gründer des Reichs, das Heiligthum des Ptah erbaute. Manetho stellt diesen an die Spitze der Götter. Inschriften bezeichnen ihn als Vater der Sonne, die er dann vor sich her bewegt; so ward ihm der Scarabäus geheiligt, ein Käfer der

eine Kugel von Osten nach Westen wälzt; da ihn die Griechen Hephästos nennen, erkennen wir in ihm den ursprünglichen Gott der im Licht des Himmels sich offenbart, und danach heißt er dann der Herr des gnädigen Angesichts, der Herr der Wahrheit, die als seine Tochter Ma personificirt wird und wieder die geordnete Welt als die wahrhaftige Offenbarung Gottes bezeichnen kann. In Philä war er dargestellt wie er das Weltei auf einer Töpferscheibe bildet, und danach hat man den Namen nach dem semitischen pata Eröffner des Welteis gedeutet und ihn mit der in den Patäken der Phönizier entfalteten Schöpferkraft zusammengestellt. Nach ihrem Symbolismus bildeten ihn die Aegypter bald als Kind, um das immer neugeborene Licht, den ewigjungen Gott zu veranschaulichen, bald als Mann in mumienhafter Umhüllung mit dem Scepter in der Hand und mit dem sogenannten Nilmesser, einem Stabe mit vier Querstäben, in denen Passalaqua sowol die vier Weltzonen und Elemente als die vier Stufen des geistigen Lebens und der Seelenwanderung sieht. In Theben ward Ammon verehrt; die Alten deuteten den Namen als den Verborgenen, Neuere als den Bildner. Er ist die im Verborgenen waltende geheimnißvolle geistige reine Wesenheit, die in der Natur ihre Entfaltung und Offenbarung, ihre sichtbare Gestalt, ihren Leib hat. Auch er heißt der Herr des Himmels, König der Götter, und wird thronend in menschlicher Gestalt dargestellt, verschmilzt aber sehr bald mit Kneph und Ra. Auch Kneph ist der Weltbildner mit Topf und Scheibe; der Widder symbolisirt seine Zeugungskraft und leiht ihm sein Haupt, und da man in Ammon dasselbe Wesen sah, gab man auch ihm den Widderkopf, sowie auch dem Khem in Chemnis, in dem die Griechen ihren Pan sahen. Ammon in seiner Kraft heißt Ra, oder artikulirt Phra, woher wol der Name der Pharaonen, Phrasöhne; er ist der Sonnengott: „Der Herr in beiden Welten, der in der Sonnenscheibe thront, der sein Ei bewegt, der geoffenbart ist im Abgrund des Himmels.“ Auch er erscheint auf Denkmalen als der höchste und schaffende Gott, und heißt der einzige Erzeuger im Himmel und auf Erden, selber unerzeugt. Es ist die Idee Gottes an die Sonne geknüpft. Er war anfänglich der alleinige; als man die Lokalculte zusammenstellte, galt er in Memphis für den Sohn des Ptah, in Theben aber sah man Ammon den Verborgenen in ihm offenbar geworden, und so verehrte man vorzugsweise den Ammon-Ra. An andern Orten ward

in Mentu die aufgehende, in Atmu die untergehende Sonne personificirt, und wenn Ra mit Arueris, Mandulis, Socharis und andern Göttern verschmilzt, so mögen wir mit Parthey vermuthen daß in diesen die verschiedenen Eigenschaften der Sonne, ihre belebende Kraft, ihre Wärme, ihr Licht, ihre Himmelsstellung besonders hervorgehoben waren. Ra hat den Kopf des Sperbers mit der Sonnenscheibe. Auch Osiris verschmilzt mit ihm, und dessen Sohn Horus, dessen Haupt am Himmel erscheint und die Welt erleuchtet, ist gleichfalls die Sonne; alles Göttliche wird an sie geknüpft, und wo sie niedergeht im Westen da ist auch die Ruhestätte der Todten.

Die alte Zeit also hat ursprünglich den einen lichten Himmelsgott, den Schöpfer und Herrn, aber an verschiedenen Orten unter verschiedenen Namen und Symbolen. Auch in Aegypten geschah dann der erste Schritt zum Polytheismus dadurch daß dem männlich gedachten Gott eine Weiblichkeit zur Seite trat; sie war dann das Empfangende, Mütterliche, oder stellte die bildsame Materie dar die der Geist formt und beseelt. Aber nicht blos Isis ist dann die Schwester, Gattin, Mutter und Tochter des Osiris, die Götter heißen überhaupt Gemahl der Mutter, und die Auffassung ist nun die daß sie aus dem dunkeln Naturgrunde sich erhoben und dann sich mit ihm zur Weltgestaltung verbunden haben. Das Naturprincip ist dem Geiste verschwistert, wird durch ihn ebenso bestimmt und gebildet als er es zu seiner Grundlage hat. So heißt es von Ra: Wenn du in der Wohnung der Nacht leuchtest, vereinigst du dich mit deiner Mutter, dem Himmel. Oder Neith heißt die Kuh welche die Sonne gebiert; die Inschrift ihres Tempels zu Sais lautet: „Ich bin alles was ist, war und sein wird; kein Sterblicher hat meinen Schleier gelüftet; die Frucht die ich geboren ist der Sonnengott.“ Eine andere Göttin, die Mut, wird durch den Namen schon als die Mutter bezeichnet. In Memphis trat Pascht, katzen- oder löwenköpfig, dem Ptah als die große Herrin des Feuers zur Seite, die lebende, flammenverzehrende Göttin der Insel Philä, die dann auch die Namen der Mut, Saki, Anuke führt, weil alle diese dasselbe Wesen in besondern Erscheinungsweisen bezeichnen. Auch Hathor, kuhgestaltig oder mit Kuhhörnern und der Sonnenscheibe dazwischen, ist eine große Mutter, die Herrin des Himmels, die Gebieterin der Götter, die goldene, die Königin des goldenen Kranzes; in ihr ist das Element der Liebe besonders hervorgehoben, Freudenfeste werden

ihr gefeiert, sie ist die Göttin des Spiels und Gesangs. Aber allmählich ward der Isisdienst allgemein in Aegypten, und die Attribute der andern Göttinnen wurden damit auf sie übertragen, sie ward die Göttin mit 10000 Namen, abgebildet mit Kuhhörnern und Sonnenscheibe, aber auch mit der Geierhaube, ein Blumenscepter und Lebenskreuz in den Händen. Die verschiedenen Göttinnen sind die eine Isis, aber in verschiedener Form, mit verschiedenen Symbolen, je nachdem eine oder die andere Eigenschaft hervorgehoben wird.

Herodot nennt Isis und Osiris die einzigen überall in Aegypten verehrten Götter; die reichste Entfaltung der gemeinsamen Uridee konnte am leichtesten alle andern Gestaltungen aufnehmen. Wie vielseitig die Anschauung des Göttlichen in Osiris war, beweist daß die Griechen in ihm den Zeus und Dionysos, den Hades, Pan und Nil finden konnten, und Bunsen sagen darf daß Isis, Osiris und ihr Kind Horus das ganze Göttersystem in sich fassen, all den verschiedenen Localgottheiten auf den Denkmälern eine besondere ihnen entsprechende Erscheinung von jenen zur Seite geht. Am meisten wird Osiris als Herrscher über das Reich der Seelen dargestellt; schon auf den ältesten Grabdenkmalen ist er Todtenrichter, im Todtenbuch wird er als der Herr des Lebens und König der Götter angerufen. Er ist die alterthümliche Gottheit von This oder Abydos in Oberägypten. Auch sein Symbol ist die Sonne und damit wird der Sonnenlauf seine Geschichte; zugleich verehrt man seine wohlthätige Macht in den Ueberschwemmungen des Nil. Isis tritt ihm dann zur Seite und ist die sonnenbeschienene Erde oder das Land das nach der Umarmung, der Ueberflutung des Nil sich sehnt und von ihr befruchtet wird. Wir kennen aber die Uridee der Menschheit daß die Schöpferthätigkeit Gottes ein Eingehen in die Endlichkeit, ein Opfer der Liebe ist, daß Gott sich hingibt an das All um in ihm lebendig zu werden. Sobald man Gott in der Natur sah und das Symbol als seine Gestalt im Gemüth feststand, ward die Sonnenwende und der Sonnenuntergang ein Hinabsteigen des Gottes in die Unterwelt, und wenn die Segenskraft im Nil sank und nachließ, so erschien das als ein Verschwinden des Gottes, aus dem aber die Fruchtbarkeit des Landes hervorging. Die Sonne ward aber an jedem Morgen, die Flut des Nil in jedem Sommer wiedergeboren, und der sterbende Gott war der ewig lebendige und wiederkehrende. Isis heißt im Aegyptischen Hes, Thron, die

Natur als Thron Gottes; des Osiris oder Hesiri Name würde ägyptisch Thronauge heißen, eine sinnlose Deutung, sodaß Bunsen ihn mit dem phönizischen Adar, Asar, starker Gott zusammenstellt. Adonis ist Adonai, der Herr, und wenn die Osirisfeier den Griechen an seine Dionysien erinnerte, so stellte sie sich ebenso als die ägyptische Ausbildung des Adoniscultus dar, in dem der sterbende Gott beklagt, der neubelebte wiedergefundene mit Jubel begrüßt wird; eine ursprünglich gemeinsame Wurzel hat die drei Sprossen hervorgetrieben, ein Einfluß von einem auf den andern wird nicht zu leugnen sein. Wird doch auch Baals als eines Gottes der Stärke zur Zeit des Wechselverkehrs mit den Semiten auf ägyptischen Denkmälern gedacht.

Das Eigenthümliche und Große in der ägyptischen Entwickelung aber war daß die Unsterblichkeit, das Geschick der Seele an Osiris angeknüpft, daß der hinabgegangene Gott als der Richter der Todten und Herrscher der Geisterwelt angeschaut ward, mit dem die Seligen vereint das ewige Leben haben. So ward das ethische Element zur Hauptsache, und das Tiefste im Gottesbewußtsein hier ausgesprochen. Osiris ist der menschlich gestaltete, in der Menschheit waltende, leidende und am Ende siegreiche Gott; das Sittengesetz ist sein Gebot und er richtet die Menschen, bestraft das Böse, belohnt das Gute; das höchste Heil ist die Vereinigung mit ihm.

Die Ueberzeugung daß die menschliche Persönlichkeit unzerstörbar sei, liegt dem Geisterglauben der Chinesen und Turanier, dem Todtendienst der Griechen und Römer als gemeinsame Wahrheit, als menschliche Uridee zu Grunde; die Aegypter haben die Unsterblichkeit keineswegs zuerst gelehrt, aber sie haben einmal ein entscheidendes Gewicht auf das Leben nach dem Tod und die Vergeltung in der Ewigkeit gelegt, dann die Seelenwanderung und die Verbindung mit dem Thierdienst hinzugefügt. Der Mensch ist verantwortlich. Sinnliche Vergehungen und Schwächen werden dem Bauch, den Eingeweiden zugeschrieben und diese damit bei der Einbalsamirung dem alldurchschauenden Sonnengott gewiesen und in den Strom geworfen; dann wird über den Todten ein Volksgericht gehalten, und nur wer da besteht zur feierlichen Bestattung zugelassen. Dies irdische Gericht ist das Vorspiel des himmlischen. Da thront Osiris mit 42 Richtern, vor ihnen steht die große Wage, in deren eine Schale die Sünden des Verstorbenen kommen, in der andern liegt das Symbol der Gerechtigkeit,

die Straußfeder. An jener Schale steht der schakalköpfige Anubis, der Grabeswächter, das Richtloth hält der sperberköpfige Horos, die allsehende Sonne, und der ibisköpfige Thot, der Schreiber der Götter, der Herr der heiligen Zunge, der göttliche Erfinder der Schrift und Pfleger des Wissens, zeichnet das Ergebniß auf. Die Gebete im Todtenbuch, Schriften die man bei Mumien gefunden, rufen den Hort der Geister, den Herrn der Wahrheit, Osiris an, daß er ihnen vergönnen möge sein Antlitz zu schauen. Von den Verdammten heißt es daß sie das Auge des großen Gottes nicht erleuchtet, ihr Ohr seine Stimme nicht hört; sie werden dargestellt wie sie ohne Kopf einhergehen, ihr Herz nachschleifen, in Kesseln gesotten werden, an den Beinen aufgehängt sind, — die Bilder erinnern an die Phantasie eines Höllen-Breughel. Die Frommen und Seligen aber baden sich jubelnd in ewigen Quellen und pflücken die Frucht von den Bäumen des Himmels. Sie haben Brot den Hungrigen und einen Trunk den Dürstenden und ein Gewand den Nackten gegeben, nun leben sie in Wahrheit, der große Gott redet zu ihnen und sie reden zu ihm, der Glanz seiner Sonne erleuchtet sie, stehend in ihrer Bahn; sie besteigen die Barke des Sonnengottes und vollbringen den Weltlauf mit ihm, froh seines Lichts; ihr Herz ist Gottes Herz, sie sind die Genossen seines Lebens.

Aber wer nicht gut und rein befunden wurde, der mußte eine Wanderung zur Strafe und Läuterung antreten, und wenn die Seele eines die in ein Schwein fährt, die Beischrift „Gefräßigkeit“ hat, so dürfen wir vermuthen daß sie in den Leib des Thiers einkehrte dem sie durch eine hervorstechende Eigenschaft sich ähnlich gemacht hatte. Die Wanderung währte eine Hundsternperiode, 3000 Jahre, dann wurde die Seele wieder als Mensch geboren, von neuem gerichtet, und nun der Verdammniß in der Nacht, oder der Seligkeit im Licht zugewiesen. Das Gefühl der Gemeinsamkeit des Lebensprincips in allen lebendigen Wesen, das zum Thierdienst führte, verknüpfte Mensch und Thier durch die sühnende Seelenwanderung, und der Aegypter, der in den Thieren die Seelen seiner Vorfahren vermuthen mußte, war wieder getrieben sie heilig zu halten.

Die Erstarrung der Idee im Symbol, die Gebundenheit des Geistes an die Naturform zeigt sich übrigens auch hier. Die Fortdauer der Seele knüpfte sich dem Aegypter an die Erhaltung des Leibes. Darum ward dieser einbalsamirt, darum im steinernen

Grabe verschlossen. Diodor sagt: „Sie achten die Zeit dieses Lebens für sehr gering, aber die nach dem Tode, wo sie ihre Tugend im Andenken erhalten soll, sehr hoch. Daher nennen sie die Wohnungen der Lebenden Herbergen, weil wir nur eine Zeit in denselben wohnen, die Gräber der Verstorbenen aber ewige Häuser. Daher wenden sie auch auf die Erbauung der Häuser nur wenige Mühe, die Gräber aber werden auf außerordentliche Weise ausgestattet."

Der bekannte Osirismythus ist erst zu Anfang des Jahrtausends vor Christus ausgebildet, und so wie Griechen ihn überliefern, mögen sie selber an seiner Fortgestaltung mitgeholfen haben. Seb und Nutpe, der Gott der Zeit und die Göttin des Himmelsraums, werden hier die Aeltern von Osiris und Isis genannt. Seb, bei den Griechen Typhon, der dem Osiris entgegentritt, ist aber noch im neuen Reich der verehrte Gott des Delta, der den König Thotmes III. im Bogenschießen unterrichtet. Der Name ist in Asien bekannt, auch in der Genesis wird er in einer der Schöpfungsgeschichten als Vater des Menschen (Enos) genannt. Er ist der strenge und eifrige, das Richtende und Verzehrende der Gottesgewalt ist in ihm wie im Moloch dargestellt. Darum konnten die Hyksos, die semitischen Eroberer, in ihm den eigenen Gott erkennen, und daher die Priestersage daß Aegyptens Götter sich in Thiermasken gehüllt um sich vor ihm zu verbergen. Und so brachte man ihn denn als Widersacher in Gegensatz mit dem milden Osiris, und machte ihn, den Veröder, zum Träger alles Feindseligen und Verderblichen. Ist Osiris der befruchtende Nil, so ist Seb der austrocknende Glutwind der Wüste. Der Mythus nun erzählt daß Osiris segensreich in Aegypten waltet, und siegreich die Welt durchzieht, Acker- und Weinbau, Gesetze und Gottesdienst begründend. Aber listig schließt Typhon-Seb ihn in einen Sarg, und wirft denselben in den Nil. Ihn suchend irrt Isis trauernd einher; als sie ihn gefunden, zerstückt Typhon den Leichnam; sie sammelt die Glieder wieder. Osiris ist Herrscher des Todtenreichs, aber im Horos, seinem und der Isis Sohn, erwächst ihm ein Rächer, der den Typhon überwindet; der neue Segen des Jahrs ist der Sohn von Osiris-Nil und Isis-Land. Er ist zugleich die lichte Sonne und gießt das Heil aus über die Könige. In seinem Namen Harpokrates hat Lepsius das ägyptische Her-pe-chrut, Herr oder Horus das Kind erkannt. Des Osiris Wirken und Verschwinden wiederholt im wiederkehrenden

Naturverlauf jedes Jahr; als Hort der Geister ist er zugleich der ewig Lebendige. Bedeutungsvoll heißt es daß Horos den Typhon überwältigt, aber nicht hinweggeräumt. Thot-Hermes schneidet ihm die Sehnen aus und spannt sie als Saiten auf die Leier; der alles in eins fügende Geist, sagt schon hierüber Plutarch, ruft auch aus dem Widerstrebenden Einklang hervor; die Energie des Negativen wird nicht vernichtet, aber sie muß der Harmonie des Ganzen dienstbar sein.

Auch in dem ägyptischen Cultus war die Osirisfeier die hauptsächlichste. Ein Stier war das Symbol des Gottes, seiner zeugenden Naturkraft, und wie diese um dem Besondern Leben zu verleihen sich selber zertheilt, so ward der Stier geopfert und zerstückt; die Volksklage verwandelte sich in Jubel, wenn einige Tage darauf die Auffindung und Wiederbelebung des Gottes gefeiert, aus der mit Nilwasser getränkten Erde sein Bild geformt wurde. Das Eine das in der Vielheit auseinander geht und aus der Vielheit wieder zu sich zurückkehrt, das Unendliche zerstückelt im Endlichen und aus ihm wiederhergestellt, diese Uridee des Aegypterthums ist auch hier nicht zu verkennen. Bei andern Gelegenheiten ward der Phallus einhergetragen und Frauen entblößten sich um die Götter der Geburt zu verehren.

Das Opfer war auch in Aegypten ursprünglich Menschenopfer; das stellvertretende Thier ward stets mit einem Siegel bezeichnet auf welchem ein Mann dargestellt war der an einen Pfahl gebunden knìete, während ihm das Messer die Kehle rührte. Der Symbolismus verlangte genaue Prüfung der Opferthiere, und schrieb außerdem den Priestern die physische Reinheit auf eine scrupulöse Weise als Erscheinungsform der geistigen vor, sodaß ihr Thun und Lassen durch sinnbildlich bedeutsame Speise- und Kleidergesetze sehr eingeengt war. Ihr ganzes Leben sollte ein dauernder Gottesdienst sein und ging zumeist in Ceremonien auf, deren Regeln unverrückbar feststanden wie die Ordnungen der Natur. Am Feste des Thot, des göttlichen Schutzherrn ihrer Weisheit, aßen sie Honig und Feigen und sprachen: „Die Wahrheit ist süß.“

Die religiösen Denkmäler der Aegypter geben das große und gewichtige Zeugniß daß die Träger der priesterlichen Weisheit, daß die Gebildeten im Volk die Anschauung von der Ewigkeit Gottes hatten, daß sie in den mannichfachen Gestaltungen einer reich gegliederten Götterwelt nur Verhüllungen und Entstellungen

der ursprünglichen Wahrheit sahen. Im Todtenbuch, jener Rolle die man als letztes Geleit den Verstorbenen mit in das Grab legte, ist diese Lehre ausgesprochen. Für Gott den Einen und Seienden wird kein besonderer Name dort genannt, er wird umschrieben mit den tiefen Worten: Nuk pu nuk: Ich bin der ich bin. Wer erinnert sich hierbei nicht des gleichen Ausdrucks, mit welchem Gott bei Moses II, 3, 14 sich den Israeliten nennt: Javeh, nach falscher Aussprache Jehova, das heißt Ich bin der ich bin, — der Ewige, der Lebendige! Und wer erinnert sich nicht an die Rede des himmlischen Königs in einer der Parabeln von Jesus, wenn im westlichen Felsenthal Thebens ein Verstorbener vor Gott und den Menschen bekennt: „Ich habe gelebt von der Wahrheit und mich genährt mit Gerechtigkeit. Was ich den Menschen gethan war voll Versöhnung, und wie ich Gott geliebt weiß Gott und mein Herz. Ich habe Brot dem Hungrigen, Wasser dem Durstigen, Kleider dem Nackten gespendet, und dem Wanderer gewährte ich ein Obdach." Ueberhaupt spricht eine milde humane Gesinnung aus den Grabschriften der Aegypter. Von einer Mutter heißt es sie habe ihre Kinder bedeckt wie die Henne mit ihrem Flügelpaar die Küchlein. Frauen werden schöne Palmen genannt, deren Frucht die zarte Liebe sei, und für das edelste Göttergeschenk gilt die Achtung bei den Männern und die Liebe bei den Frauen.

Zur priesterlichen Wissenschaft der Aegypter gehörte die Astrologie; der Stand der Gestirne ward mit den irdischen Vorgängen in Verbindung gebracht, jenen ein Einfluß auf diese zugeschrieben. Und wie ägyptische Zauberer mit den Wunderthaten des Moses wetteifern, so gilt in späterer Zeit Aegypten für den Herd der Zauberei. Gladisch, der die ägyptischen Elemente bei dem hellenischen Dichterphilosophen Empedokles nachgewiesen, gibt auch die Erklärung der Zauberei aus den alexandrinischen Philosophen Jamblichos und Plotinos in völliger Uebereinstimmung mit der Weltansicht daß die ursprüngliche Einheit durch den Gegensatz getrennt, durch die Liebe wiederhergestellt werde. Plotinos sagt: „Die wirkliche Zauberei ist die Liebe in dem All und der Streit. Weil nun die Menschen den Zauber wahrgenommen, der in dem All selbst wirkt, indem den Bestandtheilen desselben eine Kraft der Liebe eingeboren ist, vermöge der sie von einander angezogen und bezaubert werden, so sind sie darauf geführt worden durch künstliche Mittel die inwohnende Kraft der

Liebe zu erregen und die gegenseitige Anziehung zu erzeugen, sodaß das Geheimniß der Zauberei darin besteht zu wissen auf welche Weise die Anziehung erweckt wird." So liegt denn der Zauberei wie der Astrologie die gemeinsame Wahrheit zu Grunde von einem organischen Weltganzen, in welchem alle Dinge durch ein einiges Band wechselseitigen Einflusses verknüpft sind; mit diesem Gedanken hat dann die Einbildungskraft ihr Spiel getrieben und treibt es noch.

Daß Gesang und Musik den Aegyptern nicht fremd waren beweisen auch die Denkmale, auf denen namentlich im neuern Reich viele Bilder des frohen Lebensgenusses erscheinen; doch zeigt auch schon die älteste Zeit viele der heute noch üblichen Instrumente, namentlich solche die geschlagen werden. Man sieht Klapphölzer um den Takt anzugeben, Trommeln und die bronzene Sistrumklapper, man sieht Flöten und Trompeten und besonders schöne Harfen, deren Erfinder die Aegypter sind, auch die Guitarre und Lyra. Herodot versichert, und es stimmt zum Wesen der Aegypter, daß sie feststehende volksthümliche Weisen gehabt und fremde nicht angenommen. Auch Platon behauptet daß in Aegypten eine heilige Satzung bestimme was schöne Bildwerke und gute Gesänge seien, und daß die Jugend nur an edle Formen gewöhnt werden solle, welche die natürlichen Leidenschaften bändigen und reinigen. Indeß wie wir allerdings innerhalb des ägyptischen Typus doch Stilunterschiede in Bauten und Bildwerken gewahren, so lassen diese selbst uns eine Entwickelung der Musik erkennen die gleich der der andern Künste allerdings unter das Ursprüngliche viel gebundener blieb als in dem raschlebigen Hellas. Früh schon war den Aegyptern der musikalische Wohlklang das Symbol für das Schöne und Gute, und die Laute ward zur Hieroglyphe für diese Begriffe, zugleich ein Beweis für das hohe Alterthum ihrer Erfindung, die sie dem Gott Thot zuschrieben, ihre drei Saiten sollten den Winter, Frühling und Sommer bedeuten; auch die Ordnung der Töne und der Gestirne ward früh aufeinander bezogen.

Ein Grabgemälde der Pyramidenzeit zeigt wie der kniende Harfner dem Vorsänger gegenüber das Lied begleitet, das dieser mit sechs Sängerinnen anstimmt; die Sängerinnen klatschen in die Hände, und nach ihnen richten wieder drei Männer die gleichmäßigen Tanzbewegungen. Lied, Instrumentalmusik und Tanz sind also auch hier ein gemeinsames Ganzes. Ein Oberster

der königlichen Sänger in der Glanzzeit des neuen Reichs ist fürstlichen Geschlechts und zugleich als Priesterprophet der Hathor bezeichnet. Aber wie der religiösen Feier, so diente die Musik auch der Freude des geselligen Lebens und dem Kriege. Der einfache mit sechs Saiten bespannte Holzbogen als die älteste Harfenform veranlaßt Ambros zu der Vermuthung daß das Erklingen der Bogensehne die Erfindung angeregt habe. Aber bald wird der untere Theil stärker und zum Schallkasten ausgehöhlt, und dann gewinnen die Harfen eine große, zweckvolle und zierliche Gestalt. Die im südwestlichen Asien vielverbreitete Lyra dagegen scheint semitischen Ursprungs und erst in Aegypten nach der Hyksosperiode volksthümlich. Besonders reich und glänzend war das Musiktreiben in der Blütezeit des neuen Reichs; die Harfe erhält 13, ja 21 Saiten. Lyren, Flöten und Pauken werden mit ihr zusammen gespielt.

Leider ist uns von den Melodien der Aegypter bisjetzt nichts erhalten; daß sie die Harmonie so wenig wie irgendein Volk des Alterthums ausgebildet, beweist uns das Schweigen der Griechen; ein Herodot, ein Platon, die Alexandriner würden es als etwas Wunderbares gewiß bemerkt haben. Wenn Diodor von Sicilien sagt daß die Aegypter Musik und Gymnastik, diese beiden Erziehungsmittel der Griechen, im Jugendunterricht nicht anwenden, so entsprechen dem die Denkmäler, nach welchen Sänger, Sängerinnen und Musiker entweder priesterlicher Art sind oder einem besondern Stande angehören. Der freigeborene Hellene dagegen kräftigte seinen Körper durch die Gymnastik, daß er aber nicht roh und hart werde, nahm er die sänftigende Milde der Musik zu Hülfe und übte sich in ihr und harmonisirte durch sie sein Leben. Der Aegypter hörte die Musik ohne sie selbst zu pflegen. Auch Ambros hat dies für die Cultur beider Völker bezeichnend gefunden: Aegypten erscheint als das Land priesterlicher Satzung, kastenmäßig geordneter und getheilter Bildung, während die allseitige Bildung zu freier schöner Menschlichkeit Gemeingut der Hellenen wird.

Die Poesie der Aegypter lernen wir allmählich näher kennen und würdigen. Zwar hat sie in der Geschichte der Dichtkunst von Scherr noch keine Stelle gefunden, und Rosenkranz will die auffallende Thatsache ein großes und gebildetes Volk ohne Poesie zu finden damit erklären daß der Aegypter wie der Parse in einer übergroßen unmittelbaren Spannung gelebt habe, die ihm

eine Vertiefung in die Innerlichkeit versagte wie die Poesie als Bedingung sie erfordert. Licht und Finsterniß, Leben und Tod, Reinheit und Unreinheit waren die Angeln um welche sich das Dasein dreht. Danach sollte man doch vermuthen daß Rosenkranz weder eine altpersische noch eine ägyptische Poesie anerkenne. Aber im Gegentheil; er bespricht die iranische Heldensage und schließt von den Bildwerken der Aegypter auf eine lyrische Poesie theils liturgischer theils skolischer Art, religiöse Gesänge und Lieder des heitern Lebensgenusses beim Mahl. Die epische Dichtung dagegen spricht er ihnen ab und sagt daß was von Poesie in ihnen lebte, in den großen Stil ihrer monumentalen Plastik hineingearbeitet ward. Indeß ist allmählich von Inschriften und Papyrusrollen so viel entziffert daß die Thatsache einer reichen poetischen Literatur der Aegypter ebenso feststeht als wir die Form derselben näher bezeichnen können. Die Architektur war allerdings die tonangebende Kunst in Aegypten und in den Riesenlettern ihrer Bauten haben sie das Wort ihres Lebens am großartigsten niedergeschrieben. Architektonisch ist auch der Stil der Bildwerke, welche die Bauten verzieren. Architektonisch ist auch die Form ihrer Poesie in der Symmetrie von Satz und Gegensatz, im Parallelismus der Gedanken und der Rede, der dem ersten Glied ein entsprechendes zweites hinzufügt. Die hellenische Metrik ist plastisch und gestaltet die Leiblichkeit der Sprache zur freien Schönheit, der Rhythmus ist malerisch, der romantische Reim musikalisch; der Innerlichkeit der Hebräer genügte und entsprach das Geistige, der Gedankenrhythmus — wie ich das in meiner Aesthetik näher entwickelt habe. Jener biblische Parallelismus aber hat seine Analogie in dem architektonischen Gefüge der ägyptischen Inschriften. So heißt es von König Sethos:

> Deine Streitaxt war über den Thronen aller fremden Länder;
> Ihre Fürsten wurden durchbohrt von deinem Schwerte.

So las Röth Stellen eines Sonnenhymnus auf dem Leibe eines großen Scarabäus eingegraben:

> Zu kämpfen geht der himmlische Genius;
> Läuternd und weihend vollstreckt der Sonnengott seine Bahn.
>
> Das Licht entstrahlend wandelt die Sonne dahin,
> Das Licht entsendend vollbringt sie ihre Fahrt.

Die Inschriften der Pyramidenzeit erscheinen einfach und gedrungen gegen die ruhmredige Breite der spätern Perioden, wo schwülstige Wiederholungen ermüden; doch fehlt es auch hier nicht an lebendiger Auffassung und charakteristischen Bildern. Auf dem Deckel von König Menkera's Sarg las man die Worte:

Seliger König Menkera,
Ewig lebender,
Himmelentstammter,
Kind der Nutpe,
Sproß der Mut,
Möge deine Mutter Nutpe sich über dir ausbreiten, die Himmelausspannende,
Dich darstellen dem Vernichter deiner unreinen Feinde,
König Menkera, Ewiglebender.

Sesorthosis weiht einen Obelisken dem Gotte Ra:

Der Sohn der Sonne, welcher den Menschen das Leben gibt,
Der König Sonne, welcher der Welt geschenkt ist,
Der Herr des obern und untern Aegyptens,
Der geliebt wird von den Geistern der reinen Gegend,
Der immer lebt und den Menschen das Leben gibt,
Der das Leben der Menschen ist, —
Dem Gotte der ihn zum Lebengeber gemacht hat.

Von Ramses III. heißt es in einer Inschrift des Palastes von Medinet Habu:

Der König war wie ein Löwe,
Sein Brüllen in den Bergen ließ die Eb'ne zittern.

Wie die Ziegen vor dem Stiere zittern,
So flohen die Feinde vor dem Helden.

Seine Schützen durchbohrten die Feinde
Und seine Rosse waren wie Sperber.

Er trägt das Land mit der Kraft seines Rückens und seiner Lenden,
Und der Geist der Sonne ist geoffenbart in seinen Gliedern.

Das reine Volk gedeiht im Glanz seiner Strahlen
Und vermehrt sich an Männern und Weibern.

Der Herr der Stärke spendet Leben wie die Sonne,
Seine Glieder leuchten über dem Lande wie die Sonne.

Diese Inschriften, die den König feiern, tragen schon einen hymnischen Charakter, können uns schon als Beleg ägyptischer Lyrik dienen; noch klarer tritt solche in den Anrufungen an die

Götter hervor. Wie der Sonnenlauf ein Symbol ist für die Geschichte der Seele, und die Sonne des Nachts den Seligen leuchtet, so wird in den Inschriften der Gräber besonders die in der Sonne waltende eine Gottesmacht unter vielen Namen angerufen. So fordert ein priesterlicher Schreiber alle Schreiber und Priester auf, daß sie die Götter besingen gleichwie diese Rede:

Anbetung dir, o Sonne, göttlich Kind,
Das alle Tage selber sich gebiert.

Anbetung dir, wann lebenspendend
Du strahlst im Himmelsocean.

Du hast erschaffen alle Dinge,
Du strahlst den reinen Menschen Leben aus.

Anbetung dir, dem Bildner aller Wesen;
Verborgen bist du, deine Pfade unerkannt.

Anbetung dir, wenn du durchläufst den Himmel;
Die Götter bei dir sie frohlocken!

Oder der heilige Schreiber Tapherumnes singt:

Sei gnädig mir, du Gott der Morgensonne,
Du Gott der Abendsonne, Horos beider Welten,
Du Gott der einzig und in Wahrheit lebt!
Erschaffen hast du alles was da ist,
Der Wesen Allheit, Thier sowol als Mensch;
Im Sonnenauge offenbarst du dich.
Du Herr der Anmuth, Liebenswerthester,
Der Leben ausstrahlt allen Menschenkindern!
Ich rühme dich, wenn abendlich es dämmert,
Wo friedvoll du zu neuem Leben stirbst;
Du scheidest unter Lobgesang im Meer,
Und deine Barke nimmt dich jubelnd auf.

Klingt das nicht wie ein biblischer Psalm? Ebenso erinnert es an die indischen Grundbücher, die Veden.

Häufig werden in langer Anrufung die verschiedenen Namen des Gottes genannt, seine Eigenschaften aufgezählt, und wie der eben angebetete Gott als Ehegemahl, Herr und Häuptling der andern Götter gepriesen wird, als der Schöpfer seiner selbst und aller Dinge, als der in Wahrheit einzig Lebende, so geht daraus hervor daß im Gemüth des denkenden Aegypters wie des Indiers die Idee des Einen Gottes, dessen verschiedene Offenbarungs-

weisen mit verschiedenen Namen genannt die andern Götter sind, immer wieder hervorbricht, wie umgekehrt das jüdische Volk trotz der Mahnung seiner Propheten so oft wieder in die Vielgötterei und den Bilderdienst zurückfällt. Und wenn es im ägyptischen Lobgesang vom Sonnengott weiter heißt:

> Geschlagen wird vom Glanz deines Auges dein Feind,
> Gewehret ist dem Gang der Schlange Apophis,

so sehen wir daß auch die Aegypter das Princip des Bösen als Schlange personificirt, daß auch sie gleich Semiten und Ariern vom Kampf des Lichtgottes mit dem Drachen der Finsterniß gesungen haben; wir erkennen darin eine Uranschauung der Menschheit.

Der Mensch bringt sich die Götter menschlich nah, wenn er sie nicht blos in der eigenen Gestalt bildet, sondern ihnen auch die eigenen Gemüthsbewegungen leiht, sodaß seine Schmerzen und Freuden in ihnen widerklingen. Die Sonnenwende und der Sonnenuntergang läßt auch den Lichtgott in das Reich der Nacht und des Todes niedersteigen, und die Mutter Natur selbst scheint zu trauern, wenn der Frühling mit seiner Wonne im Gewittersturm erschlagen, wenn die Blütenfülle der Erde von der Glut des Sommers versengt, wenn das grüne Laub vom Winterwind dahingerafft wird; aber ebenso frohlockt auch die Natur, wenn die Vögel wieder singen, die Blumen wieder aufsprossen und neuverjüngtes Leben die Erde schmückt, frische Kraft die Sonne am Morgen und im Jahresanfang wieder zu höhern Bahnen emporführt. Wie die religiöse Idee überhaupt am mächtigsten und ergreifendsten im Gemüth der Semiten waltet, so hat sich auch der Wechsel der Jahreszeiten als Lust und Leid des darin waltenden Gottes und das Mitgefühl der Menschen in Jubel und Klage bei ihnen am stärksten ausgeprägt, hat von ihnen aus auf Aegypter und Hellenen hinübergewirkt. Es war am Libanon, wo der Gott Baal als der Herr (Adonai) verehrt wurde; eine weibliche Wesenheit, die Göttin der Natur, der Liebe stand ihm dem Himmelsherrn zur Seite; sein Tod und seine Auferstehung wurden vom Volk in Jammer und Jauchzen alljährlich gefeiert, das scholl hinüber zu den Hellenen und wurde als die Klage und Sage von Adonis dort weiter ausgebildet. Die Aegypter aber, die Auf- und Niedergang des Lebens und der lebenschaffenden Macht in der Sonne und im Nil vor Augen hatten, die darin That und Leid des Osiris sahen und diesem die Isis als Gattin

gesellten, gestalteten die Mythen und Mysterien beider unter dem Einfluß der verwandten semitischen Ideen. „Ai lenu“, „wehe uns“, klagten die Kleinasiaten, danach ward Ailinos der Name des Klaggesangs für die Griechen, und sie machten wieder einen Sänger Linos daraus, der von Apollo getödtet worden sei. Herodot nun erzählt uns daß die Aegypter ein Maneroslied hätten, das auch im Phönizierland gesungen werde und wie der Linosgesang der Griechen laute. Herodot sah in dem Maneros einen Königssohn, aber Brugsch hat dargethan daß die Klage dem Osiris galt, und daß das Lied seinen Namen hatte nach dem Refrain „Maa-ne-rha“, der zu deutsch heißt: „Komm' nach Haus, kehre wieder.“ Brugsch hat eine Todtenklage der Isis um Osiris übersetzt, die auf einem Todtenpapyrus erhalten ist; die Rolle gehörte einer Thebanerin Namens Rai, und der Uebersetzer bemerkt zur Erläuterung, daß jeder selig Verstorbene den Namen eines Osiris erhielt; „wie Osiris und Adonis in dem Kreislauf des Jahres die eine Hälfte desselben auf der Oberwelt weilt, dann aber zur Herbstzeit stirbt und einen gleichen Zeitraum in der Unterwelt zubringt um aufs neue wiedergeboren zu werden, um den ewigen Kreislauf der Geburt und des Todes zu vollenden, so muß auch der Mensch jene untere Region mit dem Gotte durchwandern, um aufs neue zu erstehen und ein neues Leben zu beginnen, so ist er eins mit Osiris“. Das Klagelied der Isis, die den Gott unter verschiedenen Namen nennt und sich selber je nach den Beziehungen des Princips der Natur zu dem des Geistes als seine Geliebte, Schwester, Gattin, Mutter bezeichnet, lautet in seiner einfachen herzinnigen Weise:

Kehre wieder, kehre wieder,
Gott Pann, kehre wieder!
Die dir feindlich waren
Sind nicht mehr da.

Ach schöner Helfer, kehre wieder,
Damit du mich schauest, deine Schwester,
Die dich liebet;
Und nicht nahest du mir?

Ach schöner Jüngling, kehre wieder, kehre wieder!
Nicht sehe ich dich,
Mein Herz ist betrübt um dich
Und meine Augen suchen dich.

Ich irre umher nach dir um dich zu schauen in der Gestalt der Nai,
Um dich zu schauen, um dich zu schauen, du schöner Geliebter,
Um dich zu schauen, die Strahlende,
Um dich zu schauen, Gott Pann, den Strahlenden.

Komm zu deiner Geliebten, seliger Onnofris,
Komm zu deiner Schwester, komm zu deinem Weibe,
Gott Urtuhet, komme,
Komme zu deiner Hausfrau.

Ich bin ja deine Schwester,
Ich bin deine Mutter,
Und nicht nahest du mir?
Das Antlitz der Götter, dir zugewendet, beweint dich
Zur Zeit da sie mich sahen, wie ich klage um dich,
Wie ich weine und gen Himmel schreie,
Auf daß mein Flehen du hörest.

Denn ich bin deine Schwester, die dich liebte auf Erden,
Nie liebtest du eine andre als mich, deine Schwester.

Es ist die Klage um den Tod und die Hoffnung der Unsterblichkeit, die in gleicher Weise im Wechsel des Naturlebens ihr Symbol gefunden hat.

Wenden wir uns zur epischen Poesie, so finden auch hier die Ueberlieferungen der Alten ihre Bestätigung durch die Denkmalforschung der Gegenwart. Es werden zwei Bücher des Sängers erwähnt. Dieselben enthielten Lieder zu Ehren der Götter und Könige, — und stellten im Preise der großen Männer einen Spiegel des Heldenthums auf, sodaß die Aegypter sagen mochten: Darius habe sich durch Hochherzigkeit und Milde so berühmt gemacht, weil er diese Tugenden der alten Herrscher aus ihren heiligen Büchern kennen gelernt. Die Königslisten gaben den Halt, die Volkssage umwob sie mit ihren blühenden Ranken. An eine der Pyramiden wird der Name jener Rhodopis geknüpft, deren Sandale, als sie badete, der muthwillige Wind zu den Füßen des gerichthaltenden Königs trug. Der König ward durch die Zierlichkeit der Sandale zur Liebe für ihre Eigenthümerin entflammt, und ruhte nicht bis er diese gefunden und zur Königin gemacht. Wer dächte nicht an Aschenbrödel's Pantoffel?

Herodot erzählt uns den köstlichen Schwank vom Schatz des Ramsinit. Der Baumeister hatte an der Schatzkammer einen Stein so eingefügt daß er von außen herauszunehmen war, und ihn sterbend seinen Söhnen bezeichnet. Als diese auf solche Art

mehrmals plündernd eingedrungen waren, und der König die Thür verschlossen und das Siegel unversehrt, aber einige der Goldgefäße leer gefunden, ließ er Schlingen um dieselben legen. Darin fing sich denn der eine der Diebe, und rieth dem Bruder er solle ihm den Kopf abschneiden und mit demselben sich entfernen, damit sie unentdeckt blieben. Der König fand den Leichnam ohne Kopf, ließ ihn an der Mauer aufhängen und stellte Wächter dazu. Der Bruder aber trieb ein paar Esel mit Weinschläuchen heran, ließ deren einen auslaufen, zankte zuerst mit den Wächtern, die herbeikamen um Wein aufzufangen, zechte aber dann mit ihnen bis sie trunken waren, schor ihnen die Bärte auf der rechten Wange, und nahm den Leichnam mit sich. Da ließ der König verkünden seine Tochter solle dem Manne zu Willen sein der ihr den sündigsten und klügsten Streich erzähle. Und der junge Mann kam und erzählte wie er die Schätze des Königs raubend dem Bruder das Haupt abgeschnitten, dann wie er die Wächter betrogen habe. Sie wollte ihn nun festhalten, doch er hatte den Arm des Todten unter dem Mantel, ließ ihr den und entrann. Der König aber gewährte ihm Straflosigkeit und gab ihm die Tochter zum Weibe, weil er der kühnste und gescheideste der Menschen sei.

Von den Waffenthaten Ramses des Großen wird besonders eine auf den Tempelwänden zu Luxor, Abusimbel und im Ramesseum gefeiert; die bildliche Darstellung und die Inschriften erzählen wie der König von Cheta die Aegypter durch einen Scheinrückzug täuschte, und während deren Heer größtentheils zu seiner Verfolgung südwärts zog, sich plötzlich auf Ramses stürzte, der sich mit seiner kleinen Schar umringt sah, aber seine Waffen ergriff, allein mit seinem Streitwagen in die feindlichen Reihen fuhr, eine große Verheerung anrichtete und den Sieg errang. Durch alle Uebertreibung leuchtet doch seine muthige Waffenthat im echten Glanze. Und ein Hofpoet, Pentaur, hat sie besungen und Rougé hat den größtentheils erhaltenen Papyrus übersetzt. Der Anfang der Geschichte ist verloren; das Erhaltene dieses historischen Gedichts aus Aegypten erzählt wie der Sonnengott hoch am Himmel stand und der König von Cheta dem Heer des Pharao in den Rücken fiel, Ramses aber seine Rosse anschirren ließ, seine Waffen ergriff und sich erhob wie ein Gott, wie Baal in der Stunde seiner Macht. Er war allein auf seinem Wagen und 2500 Wagen der Feinde umringten ihn. Da rief er: „Meine

Bogenschützen und meine Reisigen haben mich verlassen, und keiner kämpft mit mir! Was ist der Wille Ammon's meines Vaters! Ist er ein Vater, der den Sohn verleugnet? Bin ich nicht gewandelt nach deinem Wort? Hab' ich vertraut auf meine eigenen Gedanken? Hat nicht dein Mund mich geleitet? Hab' ich nicht deine Feste gefeiert und deine Tempel mit meiner Beute geschmückt? Hab' ich nicht dein Haus aus Steinblöcken erbaut und die Obelisken vor dasselbe herangeführt? Die großen Schiffe segeln für dich auf den Meereswogen und bringen dir den Zoll der Nationen. Schmach dem der dir entgegentritt, Heil dem der dich versteht, Ammon! Ich rufe dich an, mein Vater; ich bin allein vor dir in der Mitte der Feinde. Meine Bogenschützen kamen nicht als ich rief, meine Reisige vernahmen meine Stimme nicht. Aber Ammon ist mehr als tausend Bogenschützen, mehr als hunderttausend Reisige. Die List der Menschen ist nichts, Ammon trägt über sie den Sieg davon. O Sonne! Hat nicht dein Mund mich geleitet und dein Rath mich gelenkt? Ich habe deinen Ruhm verkündet bis ans Ende der Welt!" Die Worte hallten im Himmel wider, Phra kommt zu dem der ihn ruft. „Er fliegt zu dir, er reicht dir seine Hand, freue dich, Ammongeliebter! Ich bin bei dir, ich bin dein Vater, die Sonne, meine Hand ist mit dir, ich will dir wohl vor allen Menschen. Ich bin der Herr der Kraft, ich liebe den Muth; ich habe dein Herz fest gefunden, darob hat mein Herz sich gefreut. Mein Wille wird geschehen, ich werde über sie kommen wie Baal in seiner Wuth; 2500 Wagen, wenn ich in ihrer Mitte bin, sollen in Staub sinken vor deinen Rossen. Ihre Herzen sollen ermatten in ihrer Brust und ihre Glieder sollen erschlaffen. Sie sollen ins Wasser stürzen wie Krokodile, sie sollen übereinander hinfallen und sich selber vernichten."

Der schlechte Fürst von Cheta in der Mitte seines Heeres sah es, wie Se. Majestät ganz allein kämpfte; zweimal zog er erschreckt vor Sr. Majestät sich zurück. Er berieth sich mit seinen Fürsten, aber Ramses blieb siegreich und rief zu den Seinen: „Habt Muth, meine Bogenschützen, und fasset ein Herz, meine Reisigen! Ihr seht meine Thaten! Ich war allein, aber Gott hat mir seinen Arm geliehen!" Dem Wagenlenker zittert das Herz, allein der König spricht ihm Muth ein: wie der Geier auf die Tauben werde er auf sie stürzen, Ammon würde nicht Gott

sein, wollte er nicht das Antlitz seines Sohnes verherrlichen vor den zahllosen Scharen.

Nach dem Sieg hält der König den Großen seines Reichs eine Strafrede, weil sie nicht besser gewacht, weil sie sich überlisten lassen, weil sie ihm im Kampf nicht zur Seite gewesen. Das Heer preist ihn dagegen als den Sohn des Sonnengottes, dem an Macht und Ruhm sich nichts vergleiche, der allein den Fürsten von Cheta niedergeworfen und die Zügel von dessen Reich in den Händen halte. Aber von neuem sagt der König: „Es war nicht wohlgethan daß ihr mich allein gelassen.“ Am andern Tag aber ziehen sie mit ihm in die neue Schlacht. Sie wird lebendig geschildert. Der Fürst von Cheta bekennt vor Sr. Majestät: „Du bist die Sonne, du bist der große Sieger, Baal ist mächtig in deinen Gliedern.“ Ein Gesandter kommt vor Se. Majestät mit der Urkunde der Unterwerfung: „Möge dies Blatt deinem Herzen gefallen, Sonnengott, mächtiger Stier, Liebhaber der Gerechtigkeit, Oberkönig, der du selber das Heer führst, furchtbares Schwert und Schild des Volks am Tage der Schlacht, Herr des obern und untern Reichs Aegypten, von großer Kraft, von großer Glut, Sonne, Herr des Rechts, Erwählter des Gottes Phra, Ramses, Ammongeliebter!“ Nachdem der Gesandte so die officiellen Titel des Königs vorgetragen, übergibt er die Macht der Chetiter auf Gnade und Ungnade, bittet aber um Schonung. Er thut wohl, sagen die Großen Aegyptens, er beugt sein Herz vor dem Oberkönig, er betet dich an um deinen Zorn zu stillen, er macht keine Bedingungen, gönne ihm den Athem deines Lebens. Der König willigte ein, und friedlich kehrte er heim nach Aegypten mit seinen Fürsten und seinem Heer; erschrocken waren die Völker ob seiner Thaten, die ganze Erde ordnete sich seinem Namen unter und ihre Fürsten warfen sich nieder um sein Antlitz anzubeten. Und Se. Majestät ruhte im Palast hinter den Pylonen, den hohen Thorflügeln, in Heiterkeit wie die Sonne in der himmlischen Wohnung. Und der Gott, sein Vater, verherrlichte sein Bildniß und sprach: „Gruß dir, geliebter Sohn! Bleibe für immer auf dem Thron deines Vaters und die Feinde werden vertilgt unter deinen Sohlen!“ — Also sang Pentaur, ein Schreiber des Königs.

Hier zeigt sich auch im prunkvollen Kanzleistil ein lebendiges Gefühl, und in echt epischer Weise wird der hülfreiche Gott eingeführt und in der Wechselrede des Königs mit ihm wird die

Größe der Gefahr und die Verherrlichung des Helden veranschaulicht; durch seine Prahlerei schimmert ein echter Kern von Muth und Kraft, von gottvertrauender Frömmigkeit. In den gehobenen Stellen herrscht der Parallelismus ganz deutlich.

Die Inschrift eines Denkpfeilers, den man in Nubien fand, schildert in der Entzifferung durch Birch ausführlich eine andere wunderbare That des Ramses. Da sitzt Se. Heiligkeit in Memphis auf dem Thron, die leuchtende Sonne, der starke Stier, der Herr der Kronen, der Richter der Völker, der goldene Sperber, der Lebenspender, der Aegypten mit seinen Flügeln bedeckt, der Wall des Siegs, der Sohn der Sonne, der Erleuchter der reinen Geister, und wie seine Titel weiter lauten; Freude war im Himmel am Tage seiner Geburt und die Götter und Göttinnen sprachen: Wir haben ihn gezeugt und geboren daß er das Reich der Sonne beherrsche, und Ammon sagte: Ich habe ihn geschaffen daß er Gerechtigkeit und Frieden stifte und den Himmel auf Erden gründe. Zu ihm kommen äthiopische Gesandten, die damit beginnen daß sie ihn anbeten und ihn preisen: „Die Wage der Gerechtigkeit ist auf deinen Lippen und deine Zunge ist das Heiligthum der Wahrheit. Wie du noch im Ei lagst, hast du schon Plane geschmiedet, und wie du noch ein Kind warst, schon die Grundsteine der Tempel gelegt. Du fassest einen Entschluß während der Nacht, es wird Tag und er ist ausgeführt.“ Dann berichten sie über die Goldgruben des Landes, die sehr reich seien, aber es fehle durchaus an Wasser in deren Gegend, und vergebens habe man versucht Brunnen zu graben. Wenn aber der König zu seinem Vater, dem Gott der Götter, zum Nil sage daß er Wasser erscheinen lasse in dem Brunnen des Berges, so werde es geschehen. Ramses erhörte ihre Bitte, und wie er den Gott anrief, quoll das Wasser aus der Tiefe des Brunnens hervor. Der Brunnen ward nach ihm genannt und demgemäß die Denksäule errichtet.

Ramses der Große, dieser Ludwig XIV. Aegyptens, machte seinen Hof auch zum Mittelpunkt einer glanzreichen literarischen Thätigkeit. Wie im 17. Jahrhundert n. Chr. in Paris, so bildete sich im 14. Jahrhundert v. Chr. in Theben ein Musterstil, den die andern ägyptischen Schriftsteller zu erreichen suchten. Im hellsten Schimmer unter andern Gelehrten leuchtete Kagabu, der Hüter der Bücherrollen; Heilanstalt für die Seele lautete die Inschrift der Bibliothek. In den Papyrusrollen sind Hymnen

an die Götter, mehrere Preisgedichte auf den König, historische Betrachtungen und Ermahnungen zum Guten sowie poetische Reiseschilderungen erhalten. Eine Reihe von Briefen erörtert die Frage welcher Stand der beste sei, und alle kommen darin überein daß der Schriftgelehrte auf der Menschheit Höhen wandele, weil seine Arbeit nicht Mühe, sondern Genuß sei. Für Menephtha, den Sohn von Ramses II. ward auch da er Kronprinz war eine Erzählung verfaßt, die fast ganz im sogenannten Papyrus d'Orbiney erhalten und ziemlich gleichlautend von Emanuel de Rougé in Frankreich, Birch in England, Brugsch in Deutschland entziffert und übersetzt ward. Am Schluß stehen die Worte: „Für so gut befunden um beigesellt zu werden den Namen des pharaonischen Schriftgelehrten Kagabu, des Schriftgelehrten Hora und des Schriftgelehrten Meremapu. Verfaßt ist es vom Schriftgelehrten Ennana (oder Annana). Möge der Gott Thoth alle diese Worte vor Untergang bewahren." Halb märchenhaft, halb novellistisch zeigt die Erzählung dem welcher den geschichtlichen Verlauf der Literaturentwickelung kennt weit mehr die Spätzeit als die Anfänge einer solchen: sie erscheint wichtig genug als ein Denkmal aus der Bildungszeit eines Moses, als eine Erzählung in Prosa, die 500 Jahre vor Homer's Gesängen schon niedergeschrieben ward; die dichterische Erfindung lehnt sich an die Sitten und Ueberlieferungen des Volks, mythische, sagenhafte Nachklänge der Urwelt scheinen in sie hineinzuspielen wie in unsere Märchen, und gleich diesen durchdringt sie die Idee daß das Böse seine Strafe, das Gute seinen Lohn nach dem Leid findet, eine sittliche Weltordnung also alles beherrscht.

Die Erzählung hebt ganz idyllisch an. Es waren einmal zwei Brüder, der ältere hieß Anepu, der jüngere Satu; der ältere war der Herr des Hauses, verheirathete sich und betrachtete den jüngern wie seinen Sohn. Satu hütete die Heerde und bebaute das Feld, und alles gedieh unter seiner Hand; wenn er heimkehrte, brachte er die besten Kräuter mit für seine Stiere und setzte sich dann selbst zu essen und zu trinken mit dem Bruder und der Schwägerin. Er rief die Thiere mit Tagesanbruch auf die Weide, und sie nannten ihm die Pflanzen die ihnen die liebsten waren, denn er verstand ihre Sprache, und wenn sie wieder in den Stall kamen, so fanden sie ihn aufgeputzt mit den Kräutern die sie gern fraßen. So wurden sie sehr schön und mehrten sich in großer Zahl.

Als nun die Ueberschwemmung zurücktrat, da sagte der ältere Bruder: nehmen wir die Zugthiere zur Arbeit, denn das Land ist wieder sichtbar und ist besser geworden. Und sie bestellten den Acker und hatten Freude an ihrer Hände Werk.

Als sie schon einige Zeit auf dem Felde gewesen, und die Erde hell geworden und ein neuer Tag erstanden war, da schickte der ältere Bruder den jüngern nach Hause, um Getreide zu holen. Der Jüngling fand die Frau seines Bruders beschäftigt sich die Haare zu flechten. Er sprach: Willst du mir Getreide geben? Sie antwortete: Geh', öffne den Speicher und nimm dir selbst was du bedarfst. Der Jüngling nahm ein großes Gefäß, füllte es mit Körnern an und wollte von dannen gehen. Da sagte die Frau: Du hast ja fünf Maß Getreide auf der Schulter. Wie du stark bist! Und sie war ganz voll von seinem Anblick und sagte: Komm, laß uns eine Stunde zusammenliegen; du bist mir der liebste, meine schönen Kleider habe ich schon angezogen. Der Jüngling ward zornig wie ein Panther, als er diese schändlichen Worte hörte, und siehe sie fürchtete sich gar sehr. Da nahm er das Wort: Ich habe dich immer wie meine Mutter angesehen und deinen Mann wie meinen Vater. Ich kann nicht solch großes Unrecht thun. Befiehl mir lieber etwas das recht ist. Indeß soll darüber kein Wort aus meinem Munde gehen und niemand es von mir erfahren.

So ging Satu mit seinem Getreide aufs Feld, wo er seinen Bruder wiederfand, und sie vollendeten ihre Arbeit. Nachdem der Tag vergangen und der Abend angebrochen, da kehrte der ältere ins Haus zurück und der jüngere ging hinter den Stieren um sie in den Stall zu bringen. Die Frau aber war sehr unruhig über das was sie gesagt hatte, sie brachte ihre Kleider in Unordnung, wie eine die Gewalt erlitten, und als der Mann ins Gemach trat, lag sie ausgestreckt wie wenn sie todt wäre. Sie goß ihm kein Wasser über seine Hände, wie es sonst ihr Brauch war, und es blieb finster im Hause. Sie lag da mit abgerissenem Gewand. Der Mann rief sie an: Ich bin's der mit dir redet. Sie versetzte: Rede nicht zu mir. Dein jüngerer Bruder, wie er das Getreide holte, da fand er mich allein und sagte: Legen wir uns eine Stunde zusammen. Aber ich erhörte ihn nicht, sondern erwiderte: Bin ich dir nicht wie eine Mutter und dein Bruder wie ein Vater? Da erschrak er und that mir Gewalt an, damit ich nichts sagen sollte. Wenn du ihn leben lässest, werde ich mich tödten.

Ich brauche kaum zu bemerken daß die Einladung der Frau und die sittliche Antwort des Jünglings fast dieselben Worte enthält wie das Gespräch zwischen Potiphars Weib und Joseph: ganz ähnlich ist hier die unwahrscheinliche Lüge daß der Jüngling ihr Gewalt angethan damit sie nichts sagen solle, wie dort daß Joseph ihr den Mantel zurückgelassen. Und wie verwandt ist der ganze Ton der Darstellung im ersten Buch Moses!

Der ältere Bruder ward zornig wie ein Panther, er schliff sein Schwert und stellte sich hinter die Thür des Stalles, um seinen Bruder zu tödten, wenn er mit dem Vieh heimkäme. Und der Jüngling kam nach seiner Gewöhnung um Sonnenuntergang reichbeladen mit den Kräutern des Feldes, so wie er pflegte. Die Kuh aber, die voran in den Stall ging, sagte zu ihrem Hüter: Ich fürchte dein ältester Bruder ist da mit seinem Schwert um dich zu ermorden. Das hörte er und sah unter der Stallthür die Füße seines Bruders. Er warf was er trug auf die Erde und lief so schnell die Füße konnten um sich zu retten, und sein Bruder verfolgte ihn mit dem Schwerte.

Der Jüngling aber rief zu Phra, dem Himmelsgott, und sprach: Mein guter Herr, du bist es der da zeiget wo die Gewalt ist und wo das Recht! Und Phra hörte die Klage und ließ sofort zwischen beiden Brüdern ein großes Wasser voll von Krokodilen fließen, also daß der eine auf diesem der andere auf jenem Ufer war. Der jüngere sagte zum ältern: Warte bis es Tag ist. Wenn die Sonne leuchtet, will ich mich mit dir vor ihrem Angesicht auseinandersetzen; denn ich habe nichts Unrechtes gegen dich gethan.

Als nun Phra mit seinem Licht wieder am Himmel erschien, sahen sie einander, und der jüngere sagte: Warum verfolgst du mich, da ich doch nicht einmal ein böses Wort gegen dich gesagt habe? Ich bin dein Bruder und betrachte dich wie meinen Vater und dein Weib wie meine Mutter. Ist es vielleicht um deswillen was geschehen ist als du mich ansſandtest das Getreide zu holen? Sie wollte daß ich mich zu ihr legte, und wird das auf andere Art erzählt haben. Du wolltest mich mit Unrecht tödten. Er erzählte die Sache nach der Wahrheit, beschwor seine Rede bei Phra, nahm ein Messer, schnitt sich sein Glied ab und warf es ins Wasser, und die Fische fraßen es. Der Bruder ward von Schmerz und Mitleid ergriffen und weinte laut, aber der Jüngling sagte: Du kannst nun selber für die Kühe und für

die Ochsen sorgen, denn ich bleibe nicht in deinem Hause. Ich gehe in das Thal der Akazie.

Hatte Gott schon mit dem Wasser, das die Brüder trennte, ein Wunder gethan, so kommen wir jetzt völlig ins Mirakulöse, und es bleibt auch dann noch manches räthselhaft, wenn wir auch wissen daß nach ägyptischem Glauben die vor dem Todtenrichter gerechtfertigte Seele nach Belieben in mancherlei Gestalten auf Erden wieder eingehen konnte. Satu sagt dem Bruder, er werde sein Herz (oder seine Seele) auf den blühenden Wipfel der Akazie legen; wenn der Baum abgehauen werde und das Herz (die Seele) zu Boden falle, müsse er sterben. Sein Bruder aber solle das Herz suchen und es in ein Gefäß voll Opferflüssigkeit thun, dann werde er wieder lebendig werden. — Es ist eine vielverbreitete Sitte bei der Geburt von Kindern, bei der Gründung von Anlagen Bäume zu pflanzen und sie als Lebenssymbol der Menschen, der Dinge zu nehmen; diese bestehen solange die Bäume grünen. Das Herz ist der Sitz des Lebens; daß es im Wipfel der Akazie liegt, ist wol ursprünglich bildliche Redensart, wie wenn wir unser Herz an etwas hängen. Das Herz ist den Aegyptern die Behausung der Seele; darum liegt bei dem Todtengericht das Herz in der einen Wagschale, die Feder der Wahrheit und Gerechtigkeit in der andern.

Der ältere Bruder kehrte nun allein nach Hause, die Hände aufs Haupt gelegt und mit Staub bedeckt (als ein Leidtragender); seine Frau aber ergriff er, tödtete sie und warf sie den Schweinen vor. Satu lebte fortan einsam im Thale der Akazie und baute sich eine Hütte unter dem Baum, in dessen Blüten er sein Herz gelegt hatte. Eines Tages begegnete er der Gesellschaft der Götter, welche kamen um sich mit ihrem Land Aegypten zu beschäftigen. Und die Götter erbarmten sich des Einsamen und machten ihm ein junges Mädchen, schöner als alle Frauen in Aegyptenland. Satu entbrannte heftig in Liebe zu ihr, sagte ihr die Geschichte von seinem Herzen, und bat sie Acht zu haben daß der Fluß sich ihrer nicht bemächtige. Eines Tages nun sah sie wie der Fluß seine Wellen zu ihr herantrieb, und flüchtete in das Haus. Der Fluß aber erzählte dem Akazienbaum wie er ganz erglüht sei in Liebe für die junge Frau, die von den Göttern gebildete, und der Baum gab ihm zur Beruhigung eine Locke vom Haar der Schönen. Der Fluß strömte nach Aegypten hinab und ließ auf seinen Wellen die Locke dahinwogen, die einen wunder=

samen Duft verbreitete. Man bemächtigte sich ihrer und brachte sie zum König. Und es versammelten sich die Gelehrten Sr. Majestät, die alle Dinge wußten, und sagten zum König: Diese Locke ist vom Haar einer Tochter der Sonne und das Wasser aller Götter ist in ihr. Laß Boten in alle Lande ausgehen sie zu suchen. Und die Männer, welche die Erde durchsucht hatten, kamen zum König zurück und erstatteten Bericht; von denen aber die in das Thal der Akazie gegangen waren kam nur einer heim, die andern hatte Satu erschlagen. Da ließ der König Kriegswagen und Bogenschützen ausziehen um die Frau zu holen. Das geschah, und ihre Schönheit versetzte ganz Aegypten in Bewegung, der König entbrannte in Liebe zu ihr und erhob sie zu einem hohen Rang. Sie aber gedachte das Band der frühern Ehe zu brechen, und sagte dem König das Geheimniß ihres Gatten, und wie man nur die Akazie zu fällen brauche, in deren Wipfel sein Herz liege. Eine Schar Bewaffneter zog aus und hieb den Baum um, und zu derselben Stunde starb Satu. Aber der Bruder Anepu gedachte jetzt seiner und machte sich auf nach dem Thal der Akazie, wo er ihn ausgestreckt und todt auf der Matte liegen fand. Und er weinte und suchte nach dem Herzen des Bruders, aber er fand es nicht, bis im vierten Jahr die Seele wieder nach Aegypten zu kommen verlangte und sagte: Ich gehe die himmlische Sphäre zu verlassen. Wie Anepu des andern Tags wieder suchte und Schoten umwandte, so lag das Herz darunter. Und er nahm das Gefäß mit der Opferspende und legte das Herz hinein. Wie die Nacht kam und das Herz sich voll Flüssigkeit gesogen, da erzitterte Satu (seine Mumie natürlich) voll Freude an allen Gliedern und sah den Bruder an. Anepu aber brachte das Gefäß mit dem Herzen und ließ ihn trinken, das Herz kehrte wieder an seine Stelle zurück und Satu ward wieder der der er gewesen war. Da umarmten sie einander. Satu aber erklärte dem Bruder daß er die menschliche Gestalt nicht behalten, vielmehr die eines Stiers mit den göttlichen Zeichen annehmen wolle. „Du steigst auf meinen Rücken und ich gehe mit dir dorthin wo meine Frau ist, damit sie meiner Stimme antworte.“ So kamen sie in die Hauptstadt, und der König freute sich hoch wie er den neuen heiligen Stier sah; er stellte ein großes Fest an in ganz Aegypten; er überhäufte den Anepu mit Gold und Silber und erhob ihn höher in seiner Gunst als irgendeinen andern Mann.

Eines Tages aber waren der Stier und die Fürstin zur

selbigen Zeit im Heiligthum und er sagte: Siehe ich bin noch lebendig. Ich bin Satu. Ich wußte daß ich sterben mußte, als du die Akazie abhauen ließest; aber ich lebe wieder. Die Fürstin war sehr bestürzt darüber. Sie war eben in der Gunst Sr. Majestät (nach Rougé, der das Buch Esther zur Vergleichung heranzieht: sie war an der Reihe unter den Frauen des Königs), und er bewies sich ihr gar huldvoll. Da sagte sie: Schwöre mir bei Gott und sprich: was du willst das soll geschehen. Der König that's. Sie sagte: Ich will die Leber dieses Stieres essen. Das Wort erregte großen Streit unter ihnen und der König war sehr bekümmert. Am andern Tage brachte man indeß dem Stier ein großes Opfer, und einer der königlichen Beamten ließ ihn tödten. Wie das geschah schüttelte der Stier mit dem Halse und spritzte dadurch zwei Blutstropfen an die beiden Seiten der großen Pforte des königlichen Palastes. Alsbald sproßten daselbst zwei Perseabäume hervor. Davon sprach alles Volk und weihte ihnen seine Verehrung. Eines Tages, da der König das große Halsband mit den Edelsteinen voll Knospen und Blüten auf seiner Brust trug, auf goldenem Wagen an den Perseas vorbeifuhr, seine Gemahlin auf ihrem Wagen ihm folgte, da sagte einer der Bäume zur Frau: Ah, Betrügerin! Du hast mich tödten lassen, aber um deinetwillen habe ich die Gestalt gewechselt. Ich bin Satu und lebe noch. Wie aber die Fürstin wieder in der Gunst des Königs war und der König sich gar huldvoll bewies, da bat sie ihn wieder daß er schwöre, er wolle erfüllen was sie wünsche. Er erhörte ihr Wort. Sie sprach: Laß die beiden Perseabäume umhauen und schönes Holz daraus schneiden. Der König schickte Arbeiter ans Werk und stand dabei und sah mit der Fürstin zu. Da sprang ein Splitter auf und flog in den Mund der Königin. Sie bemerkte darauf daß sie schwanger wurde. Wie die Zeit da war, genas sie eines Knaben. So ward Satu als Königskind geboren. Man lief zum Könige und rief: Es ist dir ein Sohn geboren. Der König ließ ihn bringen, gab ihm eine erlesene Amme, und das Gerücht verbreitete sich in ganz Aegyptenland. Man feierte ein Fest in seinem Namen, der König liebte ihn sehr und erhob ihn zum Range des Fürsten von Aethiopien (damals die höchste Stelle im Staat). Nach einiger Zeit ernannte er ihn zum (Kron-) Prinzen von Aegypten. Bald darauf ereignete es sich daß Se. Majestät von dannen gen Himmel flog. Da sagte Satu: Man lasse meine Großen kommen daß ich ihnen

alles eröffne was mit mir geschehen ist. Er ließ auch die Fürstin kommen und enthüllte ihr Benehmen vor ihnen. Dann ließ er seinen ältern Bruder kommen und ernannte ihn zum Prinzen von Aegypten. Seine Herrschaft dauerte 30 Jahre und sein Bruder folgte ihm darin an dem Tage wo er zum Hafen einging.

Daß die Seelenwanderung, der Thierdienst und der symbolische Hang die Aegypter auch zur Thiersage und Thierfabel geführt hat, würden wir sicher vermuthen, wenn sich auch nicht immerhin herausstellte daß die epische Darstellung des Thierlebens schon in der gemeinsamen Urzeit der Culturvölker begonnen. Wir finden auf Bildwerken des alten Reichs in Aegypten satirische Zeichnungen feierlicher Thierprocessionen und Thierkämpfe, und wie ähnliche Darstellungen an mittelalterlichen Domen auf die Geschichten von Reineke Fuchs hinweisen, so werden auch den Aegyptern die Erzählungen nicht gefehlt haben welche die Thierwelt und ihre Ereignisse zum Spiegel und lehrhaftem Gegenbilde der Menschen machten. Was von Aesop berichtet wird und manches was er erzählte knüpft sich durch bedeutsame Züge an Aegypten.

Endlich haben aber auch die alten Aegypter die Anfänge des Dramas gehabt, nicht in einer ausgebildeten Kunstform wie die Athener, sondern in einer Weise die an die Mysterien von Eleusis, an die kirchlichen Volksschauspiele des Mittelalters erinnert. Und zwar ist es eine göttliche Komödie mehrere Jahrtausende vor Dante, das Geschick der Seele, ihre Wanderungen im Jenseits, das Gericht und die Verklärung, dargestellt in Wechselrede und Wechselgesang. Das Ganze ist uns im Todtenbuch erhalten, das gerade zur Blütezeit des neuen Reichs in größerer oder geringerer Vollständigkeit den Verstorbenen mitgegeben wurde ins Grab; es enthält eine Schilderung von den Wanderungen der Seele, sowie die Gebete die sie an Götter und Genien richten soll. Das Werk beginnt mit der Leichenfeier, mit der Abfahrt des Todten in das Grab. Der Gott Thoth, der als Verfasser der Dichtung genannt wird, redet den Verstorbenen an, und sagt ihm daß er für ihn gekämpft habe um ihn zu rechtfertigen. Brugsch weist wol mit Recht die folgenden Worte einem Chor zu: „Gerechtfertigt ist Osiris (d. h. der mit Osiris vereinte Selige) gegen seine Feinde, zurückgedrängt hat sie Thoth.“ Und Thoth erzählt darauf wie er mit Gott Horos

einst den Gott Osiris gerächt habe, worauf der Chor wieder einfällt: „Es gehen einher die frommen Seelen im Hause des Osiris, ach laßt auch diese eingehen, damit sie sehe wie ihr seht; gegeben wird Brot und Trank den frommen Seelen, o gebt auch dieser Brot und Trank!“ Es geschieht. Und wieder singt der Chor: „Nicht ist er abgewiesen, nicht ist er zurückgegangen: er schreitet einher gepriesen und er erscheint geliebt.“ Und nun nimmt auch der Verstorbene das Wort und sagt daß er vor dem Herrn der Götter stehe, daß er das Land der Wahrheit betrete, daß er erscheine wie der lebendige Gott und strahle wie die Geister am Himmel, und wendet sich mit einem Lob- und Dankgebet an Osiris. Und dies ward, wie die Bildwerke bezeugen und Diodor berichtet, von den Priestern, von den Verwandten des Verstorbenen und dem einstimmenden Volk vor der Bestattung vorgetragen und dargestellt.

Im Fortgang des Buchs nun richtet der Todte sein Gebet an die Gottheit der Abendsonne und steigt in die Barke derselben ein, um die Fahrt in der Nachthemisphäre von Westen nach Osten zu machen. Wundererscheinungen, Grauengestalten, böse Thiere treten ihm in den Weg, er kämpft mit ihnen und besteht sie siegreich, denn die Götter beschützen ihn, und jedes Glied seines Leibes steht unter der Obhut eines Gottes oder einer Göttin. Dann schifft er auf den himmlischen Gewässern, pflügt, säet, erntet auf den himmlischen Gefilden, den Inseln der Seligen. Es folgt das Todtengericht, der Verstorbene erscheint vor Osiris und den 42 beisitzenden Richtern und erklärt sich vor jedem frei von einer besondern Schuld und Sünde: z. B. vor dem vierten sagt er: ich habe nicht gestohlen; vor dem fünften: ich habe nicht vorsätzlich getödtet; vor dem neunten: ich habe nicht gelogen; vor dem dreizehnten: ich habe nicht verleumdet; vor dem zweiundzwanzigsten: ich habe nicht die Ehe gebrochen; vor dem zweiundvierzigsten: ich habe Gott nicht verachtet in meinem Herzen. Die einfachen sittlichen Grundsätze werden auf diese Weise in einer Kürze und Klarheit ausgesprochen, die uns auch in ihrer Fassung der Zehn Gebote des Moses gedenken läßt.

Noch hat der Verstorbene die Abenteuer der Höllenburgen zu bestehen und verschiedene Verwandlungen durchzumachen; dazwischen hin ziehen sich Lobgesänge auf Osiris, bis er zuletzt als ein Sperber mit dem Menschenhaupt, dem Symbol der reinen, geläuterten Seele, sich emporschwingt zum Urquell des geistigen

und materiellen Lichtes und Lebens. Die Wanderungen und die Verklärung der Seele sind also der Inhalt des Ganzen. So heißt es auch auf einem Sarge: du bist im Saale des Osiris bei den Glanzgeistern der Unterwelt; es lebt deine Seele im Himmel bei der Sonne und dein Körper befindet sich wohl in der Sternenwohnung (dem Grabe). Dein Haus ist bleibend in der irdischen Welt, für deine Kinder ewig, ewig, immerdar.

Dem Todtenbuch entsprechen die Bildwerke in den Königsgräbern der 19. und 20. Dynastie. Da ist an gegenüberstehenden Wänden der Sonnenlauf dargestellt in der obern und untern Hemisphäre. Denn wie die Sonne soll der Mensch heldenhaft seine Bahn gehen, Licht verbreiten, Wohlthaten spenden, und wenn sein Tag sich zu Ende neigt, soll er eingehen in das Reich der Seligen und eins werden mit Gott. Darum besteigt er die Barke des Sonnengottes und streitet mit ihm gegen die Schlange Apophis und besucht die Inseln der Seligen und wandert durch die Hölle der Verdammten, wird selbst gerechtfertigt vor den 42 Todtenrichtern und endlich verklärt im Licht und mit Osiris ewig vereint.

Die rechten Zeugen eben für den Geist und das Phantasieleben der Aegypter sind ihre Bauten, ihre Bildwerke. Das arbeitsame Volk war von einem gewaltigen instinctiven Drang getrieben das eigene Innere sich gegenständlich zu machen, die Ahnungen des Gemüths und die Auffassung der Welt in festen Symbolen auszuprägen, dem vergänglichen Leben ein unvergängliches Denkmal zu bereiten. Und seit dem 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung bis mehrere hundert Jahre nach Christus sind die Schöpfungen der bauenden und bildenden Thätigkeit vorhanden, sind die Zeitmesser und sichern Haltpunkte der alten Geschichte geworden; seit dem Beginn unsers Jahrhunderts, seit Napoleon's Expedition und dem sich daran reihenden Denon'schen Werk, seit Champollion's Methode der Hieroglyphenentzifferung, seit Rosellini, Bunsen und der preußischen Entdeckungsreise unter Lepsius sind die Denkmale anschaulich und verständlich für die ganze gebildete Welt. Der Ausspruch eines hermetischen Buchs ist bewahrheitet: „O Aegypten, Aegypten, nur Fabeln werden von dir übrig sein, ganz unglaublich den spätern Geschlechtern, und nichts wird Bestand haben als die in Stein gehauenen Worte."

Die Kunstthätigkeit beginnt mit der Architektur, auch Sculptur und Malerei bleiben an sie gebunden und tragen ihr Gepräge.

Es ist die Massenhaftigkeit und Erhabenheit mit welcher begonnen wird, denn die bildende Kunst geht von der Natur aus und sucht sie zu bewältigen, und setzt zunächst an ihr die Macht des Maßes. Bezeichnend aber gerade für Aegypten ist es daß die Sorge für die Erhaltung des Leibes um der Unsterblichkeit willen jene gewaltigen Werke aufgethürmt, die an die Grenze der Wüste und des fruchtbaren Landes gestellt noch jetzt in ihrer einfachen Größe den Wanderer mit dem Gedanken der Dauer, der Ewigkeit erfüllen, die Pyramiden. Es sind Königsgräber aus der Frühzeit des alten Reichs, aus dem 4. Jahrtausend v. Chr., in der Nähe von Memphis, dem heutigen Kairo. Es sind ihrer viele; als die drei größten nennt Herodot die des Cheops, Chefren und Mikerinos; die Denkmalforschung hat die Namen Kufu, Chafra, Menkera ergeben, Könige der 4. Dynastie. Sie stellen den urthümlichen aufgehäuften Erdhügel über dem Grabe dar, aber sie thun es auf künstlerische Weise. Die Grundfläche bildet ein Quadrat, die Seiten sind genau nach den Himmelsgegenden gerichtet, das Bauwerk steigt in gleichmäßiger Neigung der Seitenflächen zu deren Vereinigungspunkt in der Spitze empor: die Form ist durch wenige geometrische Linien scharf bestimmt, krystallinisch, einfach; die Wirkung durch die von der formenden Kraft bewältigte Masse erzielt, die Bearbeitung der verwandten Felsblöcke sorgsam und genau; die Verhältnisse der Höhe und Grundlinien spielen um die ästhetisch wohlgefälligen Proportionen 3:5 oder 5:8. Die ursprünglichen Maße der größten sind 764 Fuß der Grundlinie, 480 der Scheitelhöhe, 611 der Seitenhöhe; die Masse des Mauerwerks 89,028000 Kubikfuß. Es würde hinreichen ein Land von der Größe Frankreichs mit einer Mauer von 1 Fuß Dicke und 6 Fuß Höhe zu umziehen. Das Felsengemach für den Sarg lag bei ihr 102 Fuß unter dem Boden, ein in den Fels gehauener Schacht führte dazu. Die Grabkammern der andern Pyramiden sind im Innern, mit gegeneinander geneigten kolossalen Granitblöcken bedeckt, schmale Gänge führen zu ihnen hin; sie waren durch steinerne Fallthüren und mit Felsblöcken nach der Bestattung geschlossen. Der Bau geschah in stufenförmig übereinander zurücktretenden Absätzen; diese wurden dann ausgefüllt und der Kern von oben nach unten mit glattbehauenen Felsplatten bekleidet. An der Ostseite liegt eine kleine Vorhalle, dem Todtencultus bestimmt. Die großen Pyramiden sind dabei nicht im ganzen Umfang der mehr als 50000 Quadratfuß umfassenden Grundfläche

begonnen, sondern wurden in mäßiger Größe errichtet; aber der Erbauer lebte und herrschte noch fort, und legte nun abermals von unten in Absätzen beginnend einen gewaltigen Steinmantel rings um das Werk, und mochte das mehrmals wiederholen, bis er endlich durch geglättete Platten nun das Ganze abschloß. Die Ueberlieferung nennt Kufu und Chafra Tyrannen, die ohne Gottesfurcht und Menschenliebe das Volk zum Frohndienst gedrängt; erst der milde Menkera war wieder religiös und menschenfreundlich; nach Diodor sollen jene gar nicht in ihren Pyramiden beigesetzt worden sein, weil man beim Todtengericht die Volkswuth gefürchtet; aber Menkera ward in seinem Sarkophag gefunden, und die Mumie ruht nun im Britischen Museum, „sicherer als vor bald 5000 Jahren: in der weltbeherrschenden Insel, welche die Macht der Freiheit und Sitte noch mehr schützt als das umgürtende Meer: unter den Schätzen aller Reiche der Natur und den erhabensten Resten menschlicher Kunst. Möge ihre Ruhe im Fluge der Weltgeschichte dort nie gestört werden!“ (Bunsen.)

Die Gestalt der Pyramiden zeigt uns von der Spitze aus die Entfaltung der Einheit nach den vier Hauptrichtungen, von der quadratischen Grundfläche aus zeigt sie die Erhebung gen Himmel zugleich als das Zusammengehen aller Linien zur gemeinsamen Einheit. Das ist unmittelbare Veranschaulichung eines Gedankens. Und wenn Gladisch die Beobachtung daß häufig die Spitze schwarz gefärbt ist mit einem ägyptischen Ausdruck über die Weltbildung zusammenbringt: „Es geschah ein Auseinandertreten der noch dunkeln (schwarzen) Vereinigung“, — so werden wir gern die Pyramiden als die kolossalen Symbole der Idee nehmen wie die ursprüngliche und göttliche Einheit in den Gegensatz der vier Himmelsgegenden, der vier Elemente auseinander geht, die Welt aber zugleich immer wieder aus dem Gegensatze zur Einheit sich erhebt; der ewige Aus- und Eingang des Lebens ist ein Absinken und Aufsteigen; wir haben ein Bild des All-Einen. In Bezug auf den Obelisken betont Gladisch daß er die Hieroglyphe Ammon's sei; aber auch der vierseitige Obelisk ist ja durch eine kleine Pyramide bekrönt, und dadurch die einheitliche Spitze gewonnen.

Die Massenhaftigkeit der Pyramiden ist noch ohne Gliederung, sondern einfach und starr. Aber der Sarg des Menkera, der leider an der spanischen Küste unterging, zeigte uns bereits architektonische Grundformen, die wir an den Tempeln der spätern

Zeit wiederfinden, und die für Aegypten charakteristisch sind. Die Seitenwände stiegen in einer leisen pyramidalen Neigung empor, wie die Pylonen der spätern Tempel, und diese nach innen gewandte Richtung fand ihren Umschwung und ihr Gegengewicht in dem bekrönenden Hohlleisten, der nun die Deckplatte etwas nach außen vortreten ließ; die Seiten umgab derselbe Rundstab, der durch die Jahrtausende hierfür in Uebung blieb. Der große Hohlleisten war durch senkrecht eingegrabene Streifen gegliedert, die nach oben sich runden, er gewann das Ansehen wie wenn Federn oder Palmblätter nebeneinander gereiht und durch einen Druck von oben vorgebeugt wären. Kugler denkt an den Kopfschmuck ausgezeichneter Personen, den man auf diese Weise symbolisch dem Bauwerk geliehen; die einfach straffe Form ist auch an sich sprechend und charakteristisch.

In der Nähe der Pyramiden finden wir in den Fels des Gebirgs eingehauene Grabkammern, oder kleinere aufgeschichtete Steinhügel, deren Grundform ein längliches Rechteck ist, deren Seitenwände sich etwas gegeneinander neigen; wahrscheinlich waren sie gleich dem Sarg des Menkera mit dem schwungvoll vortretenden Hohlleisten bekrönt; die Gliederung und Verzierung seiner Seitenwände durch die Nachbildung eines Lattenwerks von senkrechter Ordnung mit wagerechten Verbindungsgliedern finden wir auch bei ihnen wieder. An der Vorderseite des Baues ist eine kleine Kapelle in der Mauermasse ausgespart, den Vorhallen an einer Seite der Pyramiden entsprechend, das Innere ist ein Grabgemach, dem Andenken des Todten und seiner Verehrung geweiht und mit Bildern geschmückt, der Sarg mit der Mumie liegt darunter in der Tiefe des Felsens.

Auf die Pyramidenzeit folgten Jahrhunderte des Verfalls, dann aber eine Herstellung und Blüte des Reichs unter der 12. Dynastie; mehrere Sesurtesen und Amenemha werden genannt; an jene knüpft sich die Sesostrissage, ihre Eroberungszüge waren sieggekrönt; das Land ward unter ihnen königliche Domäne. Ein Amenemha war der Erbauer des Labyrinths und vollführte die Anlage des Mörissees. Die Periode setzt Bunsen zwischen 2800 und 2600 v. Ch.; andere, welche die Hyksoszeit kürzer als er annehmen, rücken sie um 400 Jahre weiter herab, in die Spätzeit des 3. Jahrtausends v. Chr.

Wie die Grabhügel in den Pyramiden, so wurden auch die Denksteine der Vorwelt von den Aegyptern kolossal und in mathe-

matisch scharf bestimmter Form errichtet in den Obelisken. Einer in Heliopolis ward von Sesurtesen aufgestellt und durch Hieroglypheninschrift seiner Bestimmung geweiht. Schlank, vierseitig, langsam sich verjüngend steigen sie hoch empor, eine kleine Pyramide bekrönt die Spitze.

Sesurtesen gründete auch einen Tempel zu Theben, welcher den Keim und Anfang des großen Baues bildet, der im Lauf eines Jahrtausends durch immer neue Zusätze erweitert ward und noch in seinen Ruinen zu Karnak unser Staunen erregt.

Zur Regulirung der Nilüberschwemmungen machte wahrscheinlich Amenemha III. die große Anlage eines Wasserbehälters, den die Alten den See Möris nennen, umfassende Dämme, Kanäle und Schleusenwerke standen natürlich damit in Verbindung. Sie sind zerfallen, aber noch heute genießt man in der Fruchtbarkeit der Gegend von Fayum die Nachwirkung jener echtköniglichen Thätigkeit. Ein See mit Brackwasser in versumpfter Ebene ward zur Anlage benutzt. Die Kolossalbilder des Gründers und seiner Gattin spiegelten sich auf stufenförmigen Pyramiden in der Flut und schauten auf den Garten Aegyptens hin.

Das Labyrinth, unter Psammetich erneut, war ein großer Reichspalast, in welchem die einzelnen Gaue Aegyptens zur Versammlung für politische und religiöse Angelegenheiten und Geschäfte ihre besondern Räume hatten. Nach Herodot's Beschreibung waren es 12 Hofräume mit bedeckten Säulengängen an den Mauern; die dem Eingang gegenüberliegenden Wände stießen zusammen, sodaß an eine Mauer der Mitte auf jeder Seite sich sechs anlehnten, die Thore der einen nach Mitternacht, die der andern nach Mittag. Innerhalb der Umfassungsmauer des quadratischen Ganzen lag eine große Menge von Kammern; mäandrisch gewundene Gänge führten durch sie hin, bald zur Mauer vordringend bald wieder nach den Thoren der Höfe zu sich wendend, sodaß es schwer war ohne Führer sich zurecht zu finden. Herodot meint daß wenn man alle Werke und Mauern der Hellenen zu seiner Zeit zusammennähme, die Summe von Arbeit und Kosten doch geringer wäre als bei dem Labyrinth.

Am wichtigsten für uns sind die Felsengräber von Benihassan, denn da ist uns der Säulenbau des alten Reichs erhalten, dessen letzter Zeit sie angehören. Zwei Säulen treten zur Seite der Eingangsthür hervor und tragen einen Steinbalken, Säulen stützen im Innern der Decke die Halle, deren Wände reiches

Bildwerk schmückt. Die Säulenform ist doppelter Art. Die erste ist aus dem viereckigen Pfeiler dadurch hervorgegangen daß man die Ecken abkantete und so einen achteckigen Träger gewann; weiter entwickelt ward dieser aber dadurch daß man noch einmal die Ecken abschnitt und dadurch einen Stamm erhielt der von sechzehn gleich breiten senkrechten Streifen umgrenzt war. Der ästhetische Sinn blieb hierbei nicht stehen. Man gab der Säule eine runde hervorspringende Platte zur Basis, eine viereckige Platte zum abschließenden Capitäl, man verjüngte den Schaft, sodaß er von unten nach oben hin etwas dünner ward und leicht der schweren Last entgegenstrebte, man vertiefte die Streifen etwas nach innen, sodaß sie wie Rinnen zwischen den hervorragenden Kanten erscheinen. Ganz bezeichnend hat Lepsius diese Säulen protodorische genannt, wir stehen vor einer der durchaus sachgemäß gefundenen architektonischen Formen, welche die Griechen aufbewahren, weil sie vortrefflich sind, um sie weiter zu bilden und einem organischen Ganzen einzuverleiben.

Andere Säulen dagegen ahmen die Pflanzenform nach. Vier Pflanzenstengel scheinen um eine gemeinsame Achse zusammengedrängt; sie bauchen sich oben in den geschlossenen Lotoskelch aus, der das Capitäl bildet; über ihm eine viereckige Platte, unter ihm umschlingende zusammenhaltende Bänder. Das Ganze ist bunt bemalt, horizontal gestreift. Kugler erinnert daran daß man schon mehrere Jahrhunderte früher die Fläche eines viereckigen Pfeilers durch einen in der Mitte vorspringenden Lotosstengel mit reicher Blumen- und Blätterkrone decorirte; hier ist dies Ornament zur selbständigen Form geworden. Schnaase nennt solche Bildungen steinerne Metaphern; der Vergleich des Säulenstammes und Capitäls mit Stengel und Blume der Pflanze hält nicht Stich, aber der flüchtige Einfall ist sofort im starren Typus festgebannt. Es stimmt so ganz zu unserer Grundanschauung des ägyptischen Symbolismus was Kugler in der Geschichte der Architektur weiter bemerkt, daß wir gern seine eigenen Worte folgen lassen: „Die Form ist allerdings in so fern nicht ungünstig gewählt als sie die todte Pfeilergestalt in eine lebendige, in sich beschlossene, emporwachsende umwandelt. Dennoch bleibt sie in rein ästhetischer Beziehung nur eine decorative: der Ausdruck einer entschieden architektonischen Kraft (der des Stützens, des Tragens) ist in ihr, auch in freibildnerischer Weise, auch in nur spielender Andeutung nicht gegeben; die Form des Capitäls, die

hierbei vor allem in Frage käme, drückt eben nichts davon aus. Die Form kann somit ohne Zweifel vorzugsweise nur eine sinnbildliche Bedeutung haben, die in jenen älteren Gräbern dem Architekturtheile sich erst anschmiegt, hier ihn ganz erfüllt. Der Lotos ist den Aegyptern das Symbol der materiellen Welt: die aufstrebende Lotossäule wird somit als Sinnbild der emporringenden irdischen Kraft zu fassen sein. Doppelt sinnvoll wird eine solche Bedeutung, wenn die von ihr getragene Decke mit Sternen und andern himmlischen Zeichen geschmückt erscheint. Das Ganze wird in solcher Gegenüberstellung ein Sinnbild des Universums."

Noch im 3. Jahrtausend brachen semitische Volksstämme, Hyksos, Hirtenkönige genannt, in Aegypten ein, machten sich das Land zinsbar und hielten des Volkes Geist und Kraft gefesselt mehr als 500 Jahre lang. Aber die Treue desselben für die Ueberlieferung und Errungenschaft der Heimat, für Religion und Sitte bestand auch unter dem vielhundertjährigen Druck. Die beliebten Vermuthungen von einem uralten Priesterstaat Meroe als dem Quell der ägyptischen Cultur haben nicht Stich gehalten, wol aber ist in der Hyksoszeit ägyptische Bildung nach Aethiopien geflüchtet; doch ist der ägyptische Stil dort verweichlicht, die Formen sind runder aber auch kraftloser geworden.

Die Hyksos selbst zerstörten die ägyptischen Denkmale keineswegs, sondern eigneten sich die Cultur des eroberten Landes an. Aus den Tagen ihrer Herrschaft sind Sphinxe von großer Schönheit erhalten, deren Menschengesicht den semitischen Typus trägt; Löwenohren erheben sich an den Seiten, und Löwenmähnen umwallen das Antlitz wie ein Strahlenkranz. Man zahlte den Hirtenkönigen Tribut; diese aber huldigten den ägyptischen Göttern nicht, sondern blieben ihrem Baal getreu, der wie ein wildes vierfüßiges Thier mit spitzen Ohren gebildet ward. Von Theben aus begann die Befreiung Aegyptens, unter der 18. Dynastie, und als im 16. Jahrhundert die Fremden wieder vertrieben waren, da wandte sich die kriegerische Volkskraft erobernd nach außen, und drang bis zum Berg Barkal in Nubien und bis tief in Kleinasien vor; Felsen bei Bairut tragen ägyptische Bildwerke zum Denkmal. Sofort finden wir auch den Aufschwung einer nationalen Kunst wieder, die nun in Pracht und Fülle ihren Glanz entfaltet.

Die großen Bauten dieser Zeit sind zugleich Burgen, Paläste und Tempel, wie der König zugleich Krieger und Priester, Stell-

vertreter der Gottheit. Eine zinnengekrönte starke Mauer, nach oben zu schräg ansteigend, umschließt den ganzen Bezirk. In der Tiefe desselben liegt das Allerheiligste, gewöhnlich aus einem Felsen gemeißelt, die Nische für die Bildsäule oder die Wohnstätte für das symbolische Thier des Gottes; ringsum Gemächer. Dieser ganze Theil ist allseitig abgeschlossen, niedrig und bedeckt. Vor ihm öffnen sich weite Säulenhallen oder auch Höfe die in der Mitte freien Raum gewähren, an den Mauern aber mit Säulengängen umgeben sind. Ein mächtiger Thorbau bildet die Eingangsseite. Es sind zwei abgeschrägte viereckige Thürme, viel breiter als tief, die nach unten nur die Breite der Thür frei lassen, nach oben aber weiter auseinander gehen; ein Rundstab rahmt sie ein, nach oben bekrönt sie der straffgezogene Hohlleisten, er verleiht der Böschung der Mauern einen elastischen Rückschwung und stellt so ein beruhigendes Gleichgewicht her. Die Alten nannten diese Pylonen Flügel, sie haben in der That das Thor in ihrer Mitte wie ausgebreitet erhobene Schwingen den Körper des Vogels. Die Thür ist von starken Steinbalken umgeben und der bekrönende Hohlleisten hat stets als Ornament eine Sonnenscheibe; zwei Uräen, die Königsmacht symbolisirende Schlangen, schwingen sich unter ihr hervor, und weitentfaltete Flügel zu beiden Seiten symbolisiren ihr Schweben im Himmelsraum, wie sie selber die allsehende, allerleuchtende Gotteskraft versinnlicht. Vor dem Pylon stehen Obelisken mit weihenden Inschriften, oder thronen Kolossalbilder der Götter oder Könige. An die Pylonen lehnen sich hochragende Maste mit flatternden Wimpeln. Eine Allee von Sphinxen führt zu ihnen hin; dazwischen der gepflasterte Weg bis zur Pforte der Umfassungsmauer. Von den Pylonen aus werden die Räume nach innen zu immer niedriger, es scheint sich alles perspectivisch nach dem Allerheiligsten zusammenzuziehen.

Dies das Wesentliche der Anlage, die aber mannichfacher Anfügung und Erweiterung fähig ist und weit weniger als der griechische Tempel einen in sich geschlossenen Organismus darstellt. Treffend sagt Schnaase der Bau sei selbst ganz Procession, ganz Wallfahrt, auf Ernst und Schweigen, auf Staunen und Ehrfurcht berechnet; seine Schilderung möge, vom Eingang beginnend, die unsere erläutern: „Alle Wege sind gewiesen, keine Abweichung gestattet, kein Irren möglich. Zwischen den Reihen heiliger Thiere, zwischen den Thoren wandern wir ehrfurchtsvoll durch. Weit,

hoch, mächtig zeigt sich die Pforte, gewaltig wie die Wirkungen des Gottes auf die Welt, wie die Erscheinungen welche zuerst die rohen Völker bewegen ihre Kniee vor den noch unbekannten Mächten zu beugen. Wer durch diese erste Pforte eingegangen athmet wieder freier; ein weiter Hof nimmt ihn auf, heitere Säulen in mannichfachen reichen Formen mit Pflanzenfülle umgeben ihn. Auch hier ist der Weg bezeichnet, der weiter in das Innere führt, sanft aufwärtsgehend; die Seitenwände nähern, die Höfe senken, der Boden hebt sich, alles strebt nach einem Ziel. Nun kommt aber eine zweite Schranke, ein vielsäuliger Raum, welcher schon mehr dem Innern angehört, ist zwar in so weit geöffnet daß wir in seine dichte schattige Fülle und Pracht hineinblicken können, aber der Eintritt selbst ist nicht auf allen Stellen willkürlich verstattet. Die Zwischenräume der Säulen sind durch Schranken geschlossen, nur ein Weg in der Mitte ist geblieben. So gehen wir weiter, nun schon der Zerstreuung des freien Himmels entzogen, von dem Ernst des Baues, von der Heiligkeit der Bildwerke eng umgeben. So umschließen uns die geweihten Wände immer näher, bis endlich nur der priesterliche Fuß das einsame tönende Gemach des Gottes selbst betritt. Das Ganze hat den Ausdruck eines feierlichen Ernstes, der ehrfurchtsvollen Annäherung, des priesterlichen Geheimnisses; erst vorbereitend, Erwartung erregend, dann imponirend, dann in wohlberechneter Steigerung mehr und mehr in das mystische Dunkel zur innersten Stätte der Weihung und Anbetung einführend."

Die 18. Dynastie (von 1625—1411) vollbringt die Befreiung des Reichs und ordnet das Alte neu mit höherm Glanz: die Namen Amosis, Tuthmosis, Amenophis sind die der ausgezeichnetsten Herrscher. Ihnen folgt die 19. Dynastie, in der Sethos und Ramses II. als große Eroberer hervorragen, dieser aber die Kraft des Landes erschöpft und den Druck gegen die Israeliten beginnt, der den Auszug unter seinem Nachfolger Menephtha zur Folge hat. Unter den stammverwandten Hyksos war Jakob mit den Seinen eingewandert und hatte im untern Lande eine Wohnstätte gefunden. Nach der Vertreibung der Hyksos wurden die Juden von der nationalen Dynastie nicht mehr gern gesehen, es kam der Pharao der von Joseph nichts mehr wußte, und die Denkmale bestätigen den Bericht der Bibel daß Ramses II., als er eine Kette von Bollwerken zum Schutz des Reichs gegen Einfälle vom Norden her gründete, die Hebräer

(Apuru) bei dem Bau von den Städten Ramses und Pachtthum Frohndienst thun ließ. Pharao ist Königstitel, Peraa oder Pherao im ober- oder unterägyptischen Dialekte, und soll die hohe Pforte, das hohe Haus, wol nach seiner Wohnung hinter den Pylonen bedeuten. In Bezug auf den Auszug der Juden berichten die Aegypter daß sie besorgt hatten es möchten sich dieselben zu den Landesfeinden schlagen, und daß deshalb König Menephtha beschlossen das Land von allen Unreinen und Aussätzigen zu befreien. Er sandte sie in die Steinbrüche zu harter Arbeit. Aber ein abtrünniger Priester Osarsiph habe sich zu ihrem Führer aufgeworfen, ihnen das Gesetz gegeben keine Götter anzubeten und die den Aegyptern heiligen Thiere zu schlachten und zu verzehren. Verbunden mit fremden Hirten hätten sie im Lande gewüthet, bis sie endlich vertrieben und bis an die Grenzen von Syrien verfolgt worden seien. In die Regierungsperiode Menephtha's fällt der Beginn einer neuen Siriusperiode, für die das Jahr 1322 v. Chr. astronomisch fest steht. Unter der 18. Dynastie hat die Kunst, auf den alten Ueberlieferungen fußend, in einem lebhaften Ringen ihre großartige Blüte; die 19. führt zu kolossalen Unternehmungen voll Reichthum und Pracht, aber auch zur Ueberladung und zu handwerksmäßig conventioneller, mitunter roher Arbeit. Große Tempelpaläste in Theben, wo heute die Dörfer Karnak und Luxor stehen, geben in ihren Trümmern Kunde von der Bauthätigkeit, durch Bilder und Inschriften Zeugniß von dem sonstigen Wirken der Könige. Der von Sesurtesen im alten Reich gegründete Tempel wird jetzt allmählich so erweitert daß nicht weniger als fünf Pylonen ebenso viele Höfe oder Hallen vor dem Heiligthum bezeichnen, daß die Seitenmauer des Ganzen durchbrochen wird um einem Tempel, der nach außen vortritt, die offene Pforte zu gewähren, daß hinter dem Allerheiligsten Säulensäle und viele Gemächer sich ausbreiten. Lepsius bemerkt daß einzelne Könige in demselben Maß in der Geschichte vor- oder zurücktreten, in welchem sie in und um den Tempel von Karnak repräsentirt sind. Eine Backsteinterrasse erhebt den Bau über den umgebenden Boden; die Gesammtlänge seiner Umfassungsmauer betrug drei Viertel einer geographischen Meile.

Die reiche Anwendung der Säule charakterisirt die Werke dieser Zeit. In denen der 18. Dynastie finden wir die Fortbildung der beiden Formen von Benihassan. Die protodorische Säule erhält unter der viereckigen Deckplatte eine unten abgerundete

kreisförmige Platte als Capitäl, unter demselben mehrere Bandstreifen zur Bezeichnung des Halses. Die Lotossäule steht auf einer runden Platte, unten etwas eingezogen steigt sie dann mit einiger Verjüngung empor; es sind 12 Stengel, deren halbe Rundung um den Schaft hervortritt, die durch dreimal wiederholte fünffältige Bandstreifen zusammengehalten werden; das Capitäl ist der ebenfalls zwölffach gegliederte geschlossene Lotoskelch, sodaß es über den Hals der Säule stark hervortritt, nach oben unter der Deckplatte aber sich zusammenzieht, einer Knospe ähnlich. Einmal finden wir acht Stengel ohne die gürtende Unterbrechung, aber mit zierlich aufstrebenden Ornamenten. Sodann Säulen mit einfachem runden Schaft und einem Capitäl von acht schlank aufsprießenden, oben sich nach auswärts neigenden Palmenblättern; sie sind architektonisch einfach und edel in der Ausführung, ein Vorspiel der korinthischen in Hellas. Außerdem gibt es in dieser Periode Mauerpfeiler mit dem stark vorspringenden Relief tragender Riesengestalten. Ein kleines Heiligthum zu Elephantine führte die Mauer nur als Brüstung empor, und ließ dann das mit dem üblichen Hohlleisten über einem Architrav ausladende Dach statt der Mauer von starken viereckigen Pfeilern getragen werden, zwischen denen immer ein gleichgroßer Raum offen bleibt, — ein noch derber und unentwickelter Anfang dessen was die freie Säulenhalle rings um den griechischen Tempel zur Durchbildung bringen wird.

Die 19. Dynastie benutzte auch die Säulen um sie mit Bildern und Hieroglyphen anzufüllen; sie nahm für das Capitäl die Form des stark ausladenden, weitgeöffneten oder des geschlossenen ungegliederten hochaufsteigenden Blumenkelchs. So besonders in dem ungeheuern Säulensaal des Tempels zu Karnak. Er hat eine Tiefe von 164, eine Breite von 320 Fuß; 12 riesige Säulen, sechs auf jeder Seite bilden einen hohen Mittelgang, ähnlich dem überragenden Mittelschiff der Basilika; sie sind 66 Fuß hoch, haben einen Umfang von 36 Fuß, Würfel in der Mitte der Capitäle tragen die Steinbalken der Decke. Die übrigen Säulen, auf jeder Seite sieben, aber neun Reihen hintereinander, im ganzen also 126, sind 40 Fuß hoch bei einem Umfang von 27 Fuß. Sie tragen die Decke; ein Oberlicht fällt zwischen den Capitälen und Stämmen der überragenden Säulen des Mittelgangs wie durch Fensteröffnungen herein. Alles ist mit Sculptur und Malerei tätowirt. Im mannichfaltigen Wechsel herrscht symme-

trische Wiederkehr, die schwere kolossale Massenhaftigkeit ist von buntem Farbenschmuck umspielt; statt organischer Gliederung überladener Schmuck. Drei Grottenbauten in Nubien weisen ebenfalls auf Ramses II. hin. Vor dem ersten Tempel, zu Ipsambul, ist der Fels in der Art zur Façade hergestellt daß er nach oben hin etwas zurückweicht und vier gleiche sitzende Kolosse, 60 Fuß hoch, alle den Ramses darstellend, aus dem Fels gehauen sind. Zwischen ihnen führt die Thür ins Innere in einen größern und keinern Pfeilersaal und andere Gemächer. Die Façade eines kleinen Tempels zeigt sechs in Nischen stehende Kolosse von 30 Fuß Höhe, Ramses und die Seinen. Pfeiler im Innern haben ein ganz symbolisches Capitäl, die Maske der Göttin Hathor mit einem Tempelchen auf dem Kopf. Ein dritter Felsentempel bei Girscheh hat außen einen Vorbau mit Pylonen, innen an den Pfeilern stehende Osiriskolosse von großer Schwerfälligkeit, roh in der Ausführung.

Solche Menschengestalten statt der Säulen werden in starrer gebundener gleicher Haltung hingestellt, während bei den Säulen gern mit den Capitälen gewechselt wird, doch so daß das Gleiche symmetrisch wiederkehrt. Säulen, Gesimse, Mauern sind mit glänzenden Farben geschmückt, häufig auch mit symmetrischen Gestaltengruppen bemalt. Ramses III., der Begründer der 20. Dynastie (1288 v. Chr.) einte noch einmal den Glanz der Waffen mit dem der Bau- und Bildwerke, unter denen der Tempel zu Medinet-Abu mit den Thaten des Königs prangend hervorragt. Die folgenden Jahrhunderte schufen bei der Erstarrung des Reichs unter dem Despotismus der Herrscher und der Uebermacht anderer Länder nichts mehr von gleicher Größe und Pracht. Die Restauration des Reichs durch Psammetich (670 v. Chr.) führte auch zu einer der Kunst, die gerade die alterthümlichen und einfachern Formen der 12. und 18. Dynastie mit Glück und Geschmack aber in kleinerm Maßstabe wieder in Anwendung brachte. Auch unter der Herrschaft der Perser, Griechen und Römer erhielten sich die Grundzüge des ägyptischen Stils. Die Säulencapitäle haben jetzt meist die offene Kelchform, gegliedert durch mehrere Reihen frei hervortretender Blätter; sie haben darauf hier und da noch die Hathormaske mit dem Tempelchen, die auch für sich allein als Bekrönung der Säule vorkommt. Der glatte Schaft ist mit bunten Inschriften überdeckt. Es gibt Gebäude mit einer Säulenvorhalle nach griechischer Weise; aber die Zwischen-

räume der Säulen sind mit einer Mauerbrüstung ausgefüllt, die freie Oeffnung über derselben macht einen fensterhaften Eindruck. Dasselbe ist der Fall bei den kleinen Tempelchen, die man jetzt neben den großen errichtete; Mammisis heißen sie, Geburtshäuschen, zur Feier der Geburt des göttlichen Kindes, welches das Götterpaar des großen Tempels als das dritte erzeugte. Sie sind rings von Säulen umgeben, bis zu deren Mitte die Mauerschranke aufragt, kein Vorbild sondern eine mislungene Nachahmung der Griechen. Das Capitäl ist hier eine Maske, des Typhon, wie es gewöhnlich heißt; oder ein patäkenhaft verzerrtes Kindergesicht?

Auch Kleopatra baute; die Tempel von Dendera geben in ihrem wunderbar erhaltenen Glanz und phantastischen Schmuck von dem Rausch ihres Daseins Kunde. Auch aus der Römerzeit gibt es noch Anlagen umfassender Art, doch ist kein Fortschritt sichtbar. Dann verfiel Aegypten außer Alexandrien so sehr daß der heilige Antonius in die thebaische Wüste zog.

Felsenfeste Kraft und Dauerbarkeit, massenhafte Größe in einfach strengen Formen bezeichnet das Primitive der Baukunst im alten Aegypten; im Zusammenhang mit dem wolkenlos blauen Himmel, dem breiten Strom, dem Zug der Gebirge machen die Tempelanlagen einen ergreifenden Eindruck; neben einem constructiv nichtssagenden und ästhetisch unbefriedigenden Symbolismus gibt sich in den Formen der Anfang organischer Construction kund und wird zur Grundlage für die weitere Ausbildung im Fortgang der Weltgeschichte.

Architektonisch und monumental ist zunächst auch das Gepräge der bildenden Kunst bei den Aegyptern. Es liegt dies schon in der Gebundenheit der Bildwerke an die Bauten; Reliefs und Gemälde sind Schmuck der Wände, und wenn die Figuren des einen Pylonenflügels in strenger Symmetrie denen des andern entsprechen, sodaß einer wie das Spiegelbild des andern dasteht, so sieht man daraus wie die menschlichen Gestalten nicht um des individuellen Ausdrucks ihres persönlichen Lebens willen dargestellt, sondern als architektonische Decoration behandelt sind. Dabei ist der monumentale Sinn der Aegypter auch hier nicht auf das Bewegliche und Vorübergehende, sondern auf das Bleibende und Wesenhafte der menschlichen Gestalt, auf feste Formen und deren gleichmäßige Bewahrung gerichtet. Sie heben das Gesetzmäßige im Bau des Körpers hervor und stellen die Norm

eines festen Kanons, mathematisch bestimmter Maßverhältnisse dafür auf; nicht das Individuelle, sondern der Typus der Gattung wird dadurch ausgedrückt. Sie kommen allerdings zuletzt auch zur Darstellung des Persönlichen, und die Züge der Thutmosis, eines Sethos I. und Ramses II. treten in energischer Porträtwahrheit auf; in der Regel aber legen sie größeres Gewicht auf das Nationale oder allgemein Menschliche als auf das Individuelle. Die Aegypter haben das große Verdienst den idealen und monumentalen Stil der bildenden Kunst durch dies Eingehen auf das Wesentliche und Ausscheiden des Unbedeutenden und Zufälligen gegründet zu haben, allein sie verharren stereotyp und eintönig innerhalb der architektonischen Strenge und Gebundenheit. Daher sagt ihnen die Ruhe, die dem Gesetz der Schwere folgende geschlossene Haltung der Gestalt mehr zu als die Bewegung, und sie bleiben mangelhaft in Bezug auf den Ausdruck des Seelenlebens und seiner Freiheit im Antlitz wie in der Haltung der Gestalt. Sie finden ein Gesetz der Verhältnisse, aber sie nehmen es nun nicht als eine Mittellinie, um welche der charakteristische Ausdruck des persönlichen Lebens spielt, sondern als die gleichmäßige Regel, der alle unterworfen werden, wie man die Steine für einen Bau nach dem Richtmaß behaut. So konnte es geschehen daß eine Statue stückweis da und dort von Verschiedenen gearbeitet und dann zusammengesetzt wurde. Und wenn auch der ursprüngliche Kanon im neuen Reich modificirt wurde, ein und dasselbe Gesetz galt doch Jahrtausende lang für alle Bildner. Eine strenge Gemessenheit, ein übereinkömmlicher Typus, eine ruhige Starrheit war die Folge davon.

Dies architektonische Gepräge aber der Ruhe, des unveränderten Maßes, der Hervorhebung des wesenhaft Nothwendigen erleichterte und begünstigte die Richtung auf das Kolossale. Arme und Beine fest geschlossen thronen oder stehen die Riesengestalten ihrer Götter und Könige vor und in den Tempeln, wie ein Theil der Architektur in die Gesammtwirkung des Baues hineingezogen. Sie sind ein Triumph ägyptischer Kunst nach Auffassung und Technik; das Starre und Typische wirkt hier imposant und wuchtvoll; das Kolossale duldet in der Sculptur nicht das genremäßige Detail und das Momentane der Bewegung, es fordert das Monumentale der Ruhe, des in sich geschlossenen wesenhaften Seins. „Die Götter haben seinen Leib gebildet“ sagt ein griechisches Epigramm von dem Riesensphinx vor den Pyramiden; ein hin-

gelagerter Löwenleib mit dem Haupt eines Mannes ward aus einem Naturfelsen herausgehauen, an dem man die Vordertatzen ergänzte. Das stolze Angesicht mißt 28, die Höhe des Ganzen 65, die Länge 142 Fuß. Wie die gewöhnliche Stelle der Sphinxe vor Heiligthümern ist, so erinnert das an die assyrischen Kolosse welche die Eingänge behüten und auf dem Thierleib das Menschenhaupt tragen. Aber die ägyptischen Gebilde sind einfacher, strenger, ruhiger. Brugsch glaubt in Sphinxköpfen die Züge der regierenden Könige zu erkennen und nimmt sie für Darstellungen der Könige als der Stellvertreter Gottes auf Erden. Gerade der Riesensphinx vor den Pyramiden, den bereits Chefren aushauen ließ, später Thotmosis IV. um 1550 v. Chr. restaurirte und vollendete, hat aber eine Denksäule vor der Brust, worauf die Inschrift besagt daß seine Heiligkeit, dieser schöne Gott, zum König spricht wie ein Vater zum Kinde, und ihm die Welt in ihrer Länge und Breite verheißt. So dürfen wir wol bei der Annahme bleiben daß die Sphinxe Symbole des Sonnengottes sind, und ebenso die Heiligthümer bewachen wie die geflügelte Sonnenscheibe über den Pforten schwebt.

Daß die Bildsäule Amenophis' III. beim Sonnenaufgang erklinge, war weniger ein Naturspiel, als ein Phantasiespiel der Griechen, die sie für ein Bild Memnon's nahmen, des Sohnes der Morgenröthe der seine Mutter begrüße; der Beiname des Königs, Maiamun, der von Ammon Geliebte, erinnerte sie an einen Helden ihrer Mythe, und so spannen sie diese weiter.

In den Göttergestalten verstanden die Aegypter noch nicht die Ideale des Geistes durch entsprechende Züge der Wirklichkeit und deren organische und harmonische Durchbildung echt künstlerisch auszuprägen und für die unmittelbare Anschauung darzustellen, sondern sie verfielen auch hier in den Symbolismus und blieben in seiner Aeußerlichkeit befangen. Statt eine Geistes- oder Gemüthsrichtung in den Zügen des Antlitzes auszudrücken und ihm auch den Leib gemäß zu bilden, weicher oder straffer, schlanker oder voller, jugendlicher oder männlicher nach Maßgabe der zu Grunde liegenden Idee, machten sie in dieser Hinsicht keinen Unterschied, und setzten lieber dem Gott den Kopf desjenigen Thiers auf an das seine Natur errinnerte, das sein Sinnbild war. So trägt Thot den dünnen Hals und Kopf des Ibis zwischen seinen breiten Schultern, Anubis hat einen Schakalskopf, Ammon und Isis den Kopf oder wenigstens die Hörner

des Widders und der Kuh. Das ist aber eine Erniedrigung des Menschenleibes, und in seiner Verletzung organischer Bildungsgesetze ästhetisch misfällig. Aber sie bildeten nicht um der Schönheit willen. Und wie sie die Namen mehrerer Götter zu einem zusammensetzten, ein Gott in den andern überging, so häuften sich auch die Symbole; es war ein äußerliches Anfügen, wie man die Tempel erweiterte, kein Wachsthum von innen heraus. Ein Käfer war schon auf seltsame Weise zum Symbol des Lichtgottes geworden, weil er eine Kugel wie dieser die Sonne vor sich her bewege; man gab dem Käfer den Menschenkopf und zugleich die Flügel des Sperbers, während anderwärts ein Sperberkopf den Sonnengott kennzeichnet, man gab dem erwähnten Gebilde noch Löwenfüße und menschliche Arme.

Höchst ausgezeichnet waren die Aegypter als Thierbildner. Ihr Zug zur Thierwelt, ihre Beobachtung führte sie auf das Erkennen der charakteristischen Formen, und da das Thier mehr Gattungscharakter als individuellen Ausdruck hat, so stört der Mangel des letztern nicht, wie bei Darstellungen des menschlichen Lebens, vielmehr befriedigt die energische Herausgestaltung des typischen Wesens. Schon aus dem alten Reich stammen diese straffen, kraftvollen Gliedermassen, stammt dieser großartige Zug in den Löwen- und Widderleibern, die sie gern mit dem menschlich gestalteten Haupt eines Gottes oder Königs schmückten und damit selber in unwillkürlicher Symbolik die Gebundenheit ihres eigenen Geistes an die Natur, den Mangel seiner vollen selbstbewußten Freiheit ausdrückten.

Die ägyptische Rasse wird von Negern oder Semiten bestimmt unterschieden. Sie ist kräftig, mit hohen Schultern, breiter Brust, schmächtigem Leib und schlanken Beinen ausgestattet; die Kniee sind scharf bestimmt, Schenkel und Waden aber zu geradlinig und trocken. Die niedrige Stirn weicht etwas zurück, die langen schmalen Augen senken sich etwas nach der Innenseite, die Nase ist breit, das Kinn dürftig, die Ohren sitzen zu hoch. Der Ausdruck ist der eines sinnlichen Behagens, eines seelenlosen Lächelns.

Viel reicher noch als die selbständige Plastik der ganzen Gestalt entfaltete sich Relief und Malerei an den Wänden. Beides ist noch ungeschieden, die Umrisse werden tief eingegraben, die Fläche dann angestrichen oder mit einiger Modellirung hervorgearbeitet, jedoch so daß die Gestalten meistens nicht über die

Ebene der Wand hervortreten, sondern wie in dieselbe eingesenkt erscheinen. Die Aegypter beginnen mit kindlicher Naivetät die menschliche Gestalt nach ihren auffälligsten Merkmalen und auf die leichteste Weise wiederzugeben. Sie nehmen also im ganzen die Profilstellung, zeichnen aber das Auge voll und ganz in das Gesicht und verschieben den übrigen Körper, jedoch ohne Rücksicht auf Perspective, sodaß sie die Breite der Brust oder des Rückens gewinnen, und beide Arme zeigen wie sie am Körper ansitzen. Beim Schreiten lassen sie beide Füße mit ganzer Sohle am Boden. Sie zeichnen die Kuh im Profil, setzen ihr aber die beiden Hörner so auf als ob man sie von vorn sehe. Auf Deutlichkeit mehr als auf Schönheit bedacht behalten die Aegypter solche Anfänge aus der Pyramidenzeit als Grundlage bei und machen daraus ein Schema der Gestaltung, das übereinkömmliche Bild wird zum Zeichen des Gegenstandes.

Die Bilder sind keine poetischen Schöpfungen, sondern nüchterne treue Darstellungen des Lebens und der Begebenheiten. Von eigentlicher Composition kann nicht die Rede sein, die Gestalten stehen nebeneinander, der einheitliche Standpunkt für die Anordnung des Ganzen, die Perspective fehlt, aber wichtige Dinge, wie der König in der Schlacht, werden größer als die andern gehalten. Schrift und Malerei sind noch nicht streng geschieden, beide Bilderschrift. Wie bunte Teppiche füllen sie die Wände. Um der Deutlichkeit willen wird der einmal angenommene Typus der Figuren treu bewahrt und präcis wiedergegeben. So sagt auch Julius Braun: „Der Künstler fühlt sich wesentlich als Schreiber, und wenn im Grottentempel zu Abu Simbel das vor dem König fliehende Wagenheer des Feindes, das von links nach rechts eilt, keinen Platz auf der Wand mehr findet seine Flucht fortzusetzen, dann leitet es der Künstler ruhig von oben nach unten an der Wand senkrecht herunter, verändert also dem Gemälde gegenüber seinen eigenen Standpunkt. Es ist als ob er eine wagrechte Zeile schriebe und wo der Raum ausgeht sie senkrecht auf dem Rand fortsetzen müßte. Wenn man einen Koloß darstellt wie er vom Platz geschleppt wird, dann sind die vorgespannten vier Menschenreihen nicht hinter, sondern über einander in regelrechter Parallele.“

Die Sorgsamkeit der Aegypter ein möglichst teues Bild ihres Seins und ihrer Umgebung aufzubewahren, hat uns den Einblick in ihr häusliches und öffentliches Leben, hat uns ihre Tracht

und Sitte, ihre Geräthe im Bild erhalten. Weiß, der in seiner Costümkunde das Wesentliche zusammenstellt, bemerkt dabei daß die Aegypter in dem Bestreben so viel als der Umriß der Figur nur immer zuließ zu zeigen, die Kleidung ohne Rücksicht auf die Profilstellung gern in der Vorderansicht gaben und die Falten steif mit kleinlicher Sorgfalt darstellten. Die Rücksicht auf das äußerlich Verständige überwog den künstlerisch freien Schönheitssinn.

Die Farbe der Gewänder war am liebsten das schimmernde Weiß der Leinwand; daneben eine eintönige, grüne, rothe, blaue Färbung und zierliche Muster. Der alten Zeit genügte für Männer ein Schurz um die Hüften, für Frauen ein hemdartiges Gewand. Später trugen die Reichern Obergewänder von feinem durchsichtigem Stoff. Den Kopf der Männer bedeckte eine glatte Kappe oder ein zur Haube gefaltetes streifiges Tuch. Sie trugen in früherer Zeit die Haare strähnenartig geflochten, dann aus Rücksichten der Reinlichkeit schoren sie sich kahl, nahmen aber für die Vornehmen an den Tagen des Glanzes im neuen Reich die asiatische Perrücke mit dem röhrenförmig ansteigendem Lockengehäuse. Die Frauen trugen das lange Haar in zierlichen Netzen oder umhüllten es mit dem Schleier. Wie die Männer trugen sie Ringe an Arm- und Fußknöcheln, dabei mancherlei Gehänge von Gold und Glas; ein reichgeschmückter Schulterkragen ward beiden Geschlechtern gemeinsam. Die Könige hatten eine breite Schärpe um den Leib, ein Diadem, eine doppelte Krone für das obere und untere Reich, und allerhand Symbole auf dem Haupt, z. B. die Uräusschlange, welche die Gewalt des Herrschers über Leben und Tod bezeichnen sollte. Hohe Priester trugen ein Pardelfell, Richter die unveränderliche Straußfeder als das Zeichen der Gerechtigkeit. Holzschilde mit Leder und metallenen Buckeln, Bogen und Speere, ein kurzes Schwert waren die gewöhnlichen Waffen; der König zog in goldstrahlendem Helm auf dem Streitwagen in den Kampf; hieroglyphische Zeichen der einzelnen Orte dienten als Standarten, glänzende Geräthe, Vasen und Sessel kamen als Tribut aus dem Orient; die alte Zeit war schlicht und einfach, erst die Gräber von Benihassan zeigen einen größern kunstreichern Handwerksbetrieb.

Die typischen Formen der bildenden Kunst waren schon im alten Reich festgestellt, wurden aber im neuen in viel umfassendern Werken weiter ausgebidet. Grabgemälde der Pyramidenzeit zeigen Ackerbau und Viehzucht, Fischerei und Jagd, und ein harmlos

freudiges Leben. Die Auffassung der Wirklichkeit ist nüchtern und ohne idealen Gehalt. Die Zeit von Sesurtesen I. hat die energischen und präcisen Linien der Sculptur, die wir von da an besonders an Kolossen und Thieren bewundern. Das granitene Bein des Königs, das im berliner Museum als ein Meisterwerk ägyptischer Kunst bewahrt wird, zeigt die alte Kunst auf dem Wege zur Vollendung, den die Folgezeit aber nicht einhielt. Die Gräber von Benihassan behalten die Verschiebung der Körper bei, gehen zu größerer Bewegung und zu schlankern Formen voran, und stellen gleichfalls Scenen des Privatlebens dar. Die großen Tempelpaläste des neuen Reichs prangen im Schmuck der königlichen Thaten und gottesdienstlichen Handlungen, die sie treu erzählen; die Gräber lassen die Geschichte der Seele erkennen. Die Darstellung der Kämpfe zeugt von Feuer und Thatenlust, das herkömmliche Lächeln wird zum Ausdruck der stolzen Siegesfreude. Die Gegenstände des Tributs welche unterworfene oder besiegte Völker darbringen, lassen uns erkennen wie die Aegypter auf die handwerkliche und künstlerische Thätigkeit der Nachbarn einen günstigen Einfluß übten, wie sie selber aber Prachtgeräthe und damit deren decorative Formen von den Assyrern empfingen. Die Restauration des Aegypterthums durch Psammetich zeigt auch in der Sculptur und Malerei den Anschluß an das Ursprüngliche, an die alterthümliche Gediegenheit vor dem Einfall der Hyksos, vereint mit sorgsamer Naturbeobachtung und einem Streben nach Anmuth. Zur Blütezeit Alexandriens ändert griechischer Einfluß den ägyptischen Kanon, und mit den festen altüberlieferten Formen schwindet dann auch jene erstaunliche handwerkliche Tüchtigkeit, die durch die Bewältigung der Massen, durch die scharfe Bestimmtheit jeder Linie, durch die Ausdauer in der Bearbeitung auch des härtesten Granits ihresgleichen sucht in der Weltgeschichte.

Das Semitenthum.

Die Semiten im Vergleich mit den Ariern.

Weltgeschichtlich nennen wir vorzugsweise diejenigen Völker welche nicht blos für sich eine bestimmte Idee in ihrem Leben ausprägen, eine bestimmte Stufe einnehmen, sondern auch in die Entwickelung des Ganzen eingreifen, auf andere Völker einwirken, das Erbe nicht blos der eigenen Vorzeit, sondern des ganzen Geschlechts antreten, die eigene Errungenschaft nicht blos den Nachkommen des Stammes, sondern der Menschheit überliefern. Die Weltgeschichte vollzieht sich durch die selbständige Entfaltung und Wechselwirkung zweier Völkerfamilien, die ursprünglich als Brüder in einem Hause wohnten, dann aber auseinander gingen, damit jede ihre eigenthümlichen Gaben ausbilden und dann der andern zum Mitgenuß bieten könne. Es sind dies die Semiten und die Arier, welche die höchsten Aufgaben unsers Geschlechts, die Erkenntniß Gottes und die Einigung des Gemüths und der Gesinnung mit ihm in der Religion, die Gründung des gesetzlich geordneten, freien Staats, Kunst und Wissenschaft, und die damit zusammenhängende Vervollkommnung und Verschönerung des Lebens, sowol für sich zu lösen rastlos bestrebt sind, als die erworbenen Güter, die erlangte Cultur auch den übrigen Nationen als deren Vorkämpfer und Leiter mittheilen. Vielseitiger sind die Arier, aber eine intensive Kraft zeichnet die Semiten aus, wie sie auch leiblich eine gedrungene und zähe Stärke in den sehnigen Gestalten bewähren, während der Indogermane seine Schönheit in vollern und regelmäßigern Formen entfaltet. In der Religion ist das Höchste unter den Semiten erschienen, in Staat, Kunst, Wissenschaft gebührt den Ariern die Palme. Wenn

wir die Berge Sinai, Tabor, Golgatha, die Städte Jerusalem und Mekka nennen, so wird alsbald es klar daß für die Menschheit auch Athen und Rom, auch die Thaten des englischen und deutschen Geistes nicht von größerer Bedeutung sind, und ohne Semiten und Arier einander vor- oder nachzusetzen können wir mit Gustav Baur sagen: jene bilden den Zettel, diese den Einschlag des lebendigen Kleides der Gottheit, welches die Weltgeschichte darstellt.

Lassen hat in der indischen Alterthumskunde den Unterschied der Semiten und der Arier bereits auf die maßgebende Formel gebracht daß dort die subjective, hier die objective Geistesrichtung vorherrscht. Die Macht des in sich gesammelten Gefühls und Willens kennzeichnet den Semiten; er trennt die Dinge nicht vom eigenen Ich, sie gelten ihm nur in ihrer unmittelbaren Beziehung auf den Menschen; er erfaßt und behandelt die Welt je nachdem sie seinen Zwecken und seinem Nutzen dient, und vertieft sich in den ewigen Grund der Welt nicht mit der Ruhe der Betrachtung, sondern mit dem Eifer für das eigene Seelenheil. Der arische Geist ist dagegen ein reiner Spiegel der Natur, an der er seine Freude hat, deren Gesetz er zu erkennen sucht ohne an seinen Vortheil zu denken, Schönheit und Wahrheit sind ihm Selbstzweck, und er sucht sie in Kunst und Wissenschaft frei zu gestalten. Der selbstische Sinn und der scharfe Verstand haben die Semiten zu Handels- und Geldmenschen der alten und neuen Welt gemacht; der religiöse Enthusiasmus ließ die Juden und Araber auch in dem einen geistigen Gott den strengen, eifrigen, ausschließlichen Gott erkennen, eine gewaltsame Bekehrung zu seinem Dienst vornehmen; Duldung erwächst aus der Freiheit des Gedankens, der verschiedenen Standpunkten ihre Berechtigung wahrt indem er sich in sie versetzt. Das Christenthum trat ein, als die hellenischen Arier schon eine jahrhundertlange Wirksamkeit auf den semitischen Orient geübt hatten, Christus erhob sich über die Schranken des Semitenthums in das rein Menschliche, Menschheitliche, aber er war unter den Semiten geboren. Denn die religiöse Idee hat nirgends größere Macht als bei ihnen, und durch nichts haben sie größere Macht in der Geschichte gewonnen als durch die religiöse Idee.

Die weltoffene Empfänglichkeit und Vielseitigkeit des arischen Geistes entfaltet sich in größere Unterschiede der Stämme wie der einzelnen Menschen. Gustav Baur entwirft ein treffendes

Bild, wenn er hauptsächlich die altarabische Volksdichtung beachtend sagt: „In welch heiterer und reicher Mannichfaltigkeit der Individualität stehen die Helden der griechischen oder deutschen Sage und Geschichte der ernsten Gleichförmigkeit der arabischen oder auch der alttestamentlichen Helden gegenüber! Und während dort zur Vollkommenheit des Helden gehört daß die rohe Kraft durch Schönheit gemildert werde und der Trotz des Eigenwillens gebrochen durch Beziehung auf das Wohl der Gesammtheit, und daß was dann gut gethan wird auch zugleich schön gethan werde, macht dagegen den arabischen Helden die nur dem unbeugsamen Eigenwillen gehorchende ungestüme Kraft und zähe Ausdauer. Ob er andern zum Heil wirkt oder zum Unheil, verschlägt wenig, wenn nur sein trotziger Muth vor keinem Hindernisse zurückschreckt; und zu diesem trotzigen Sinn paßt es daß er nach Schönheit nicht fragt, sondern seiner Häßlichkeit, Kleinheit, Hagerkeit sich rühmt, im Bewußtsein auch dieser körperlichen Unscheinbarkeit zum Trotz seine Heldenkraft beweisen zu können. Auch der griechische Held bewährt sich im Leiden, indem er die Last, die ein Gott ihm auferlegt, standhaft erträgt; der arabische Held sucht die Noth geflissentlich auf um mit ihr die unbezähmbare Kraft seines Willens zu messen, zugleich aber gilt ihm gemäß der unheimlichen Verschlossenheit seines Wesens die plötzlich auf den Feind hervorspringende List für eine nicht minder heldenwürdige Eigenschaft als die im offenen Kampfe sich bewährende Heldenkraft, und die schlaue und gewandte Flucht, womit er, nachdem er seinen Zweck erreicht, dem überraschten Feind sich entzieht, für nicht minder ehrenvoll als das Ungestüm des Angriffs. Der Knabe David, welcher mit seiner Hirtenschleuder den Philisterriesen fällt, stellt das durch den Geist der geoffenbarten Religion verklärte Bild eines semitischen Helden dar."

Auch im Orient hebt Geist und Muth eines großen Mannes das Volk zu sich empor, führt es zum Sieg, und gründet ein Reich; aber dasselbe hängt von den leitenden Persönlichkeiten ab, es steigt und sinkt mit ihnen; die Staaten zerfallen rasch wie sie entstanden sind, und der Wechsel der Herrscher und Herrschergeschlechter bezeichnet keinen Fortschritt der politischen Ideen, keine Aufrichtung bürgerlicher Ordnungen. Der arische Staat erbaut sich aus den freien Genossenschaften, er durchdringt und schirmt mit seinem Recht ihre Rechte, der einzelne lebt an seiner Stelle in gesicherter Freiheit und fühlt sich zugleich als ein Glied des

Ganzen, an dessen Verwaltung er theilnimmt, das durch das Streben und Ringen aller vorangeführt wird, indem die öffentlichen Angelegenheiten die Sache eines jeden sind. Der arische Staat wird zum Organismus, der durch die Gesammtthätigkeit seiner Glieder lebt, der in seiner Wohlordnung jeder Kraft ihr Maß und ihre Stelle verleiht. Im Semitenthum bleibt die bürgerliche Gesetzgebung innerhalb der religiösen beschlossen und wird als eine göttliche Offenbarung durch die Propheten gegeben, bei den Ariern wird sie für sich selbständig und frei, das Weltliche erlangt sein Recht und seine Ehre, die überlegende, prüfende, berathende Weisheit gibt das Gesetz als den Willensausdruck des Volks. Der Semite schließt sich und sein Haus lieber gegen außen ab, er lebt für sich mit den Seinen, treu bewahrt er den Geist und die Ueberlieferung seines Geschlechts, und sein Familiensinn hat auf der Stufe des patriarchalischen Lebens die ewigen Musterbilder hervorgebracht und unübertrefflich geschildert.

Die Sprache der Arier zeigt ihr Bestreben in der Gedankenwelt die Welt der Dinge nach ihrem Wesen und Leben abzubilden, die Vernunft der Wirklichkeit aufzufassen und darzustellen, die äußern Erscheinungen nach ihren eigenthümlichen Formen wiederzugeben, in ihrem organischen Bau den Kosmos der Natur und die Wechselwirkung seiner Kräfte abzuspiegeln. Dem Semiten kommt es in der Rede vor allem auf den Ausdruck des eigenen Empfindens und Denkens an; er hält sich an den Eindruck der Dinge auf sein Gefühl, und die Aeußerung des Gefühls soll nicht für sich gelten und gefallen, sondern nur das Innere bedeuten. Die arische Sprache hat ihre für sich aussprechbaren einsilbigen Wurzeln in der Verbindung der Consonanten mit dem Vocal, ja solcher kann für sich allein stehen, wie denn die Wurzel i das Gehen bezeichnet; die Semiten lieben nicht blos die im Innern, im Hintergrunde des Mundes gebildeten Hauchlaute vor den auch sichtbar nach außen hervortretenden Lippenbuchstaben, sondern sie verwenden für die Bezeichnung der Grundanschauung, die in der Wurzel liegt, ausschließlich die Consonanten, und zwar in der Regel drei; die Wurzel ist aber damit für sich nicht aussprechbar, sondern sie wird es erst durch die besondere Färbung die ihr der Redende mittels der Vocale gibt, und diese dienen nun dazu die besondern Modificationen, wodurch sie zur Bezeichnung des Gegenstandes, der Thätigkeit,

der Beschaffenheit wird, sowie die besondern Beziehungen der Wörter untereinander hervorzuheben. Die Spache ist wesentlich Consonantensprache, die Vocale werden deshalb auch nicht geschrieben, und wie der Musiker die Noten erst tönend macht, so gibt der Leser durch seine subjective Thätigkeit in der Vocalisirung der Schrift erst durch die Klangfarbe den bestimmten Ausdruck und das rechte Leben. In der arischen Sprache und Schrift hat das Wort sein volles fertiges objectives Dasein. Und wie der Ton durch das Erzittern der Dinge ihr inneres Wesen dem Gefühl kund gibt, so liebt der Semite wiederum die directe Schallnachahmung zur Bezeichnung der Dinge, während der Arier häufiger die Anschauung der Gestalt in ein Tonbild übersetzt. Durch Consonantenverdoppelung im Innern des Worts verstärkt der Semite den Begriff, oder verwandelt er die Bedeutung des ruhigen Seins in die der Thätigkeit; eine Dehnung des Vocals kann gleichsam auch die bezeichnete Sache in die Länge ziehen, statt der Handlung nur das Streben und den Versuch ausdrücken; durch Vocaländerung im Innern der Wörter werden die verschiedenen Beziehungen derselben angedeutet, sodaß Ewald geradezu von einer activen und passiven Aussprache redet, und Steinthal den Unterschied so bestimmt daß im Arischen die Form an der Oberfläche des Stammes plastisch ausgeprägt, daß ein Vorschlag, eine Endung angefügt wird um durch Beugung die Beziehung des Worts zu andern Gliedern des Satzes zur Erscheinung zu bringen, während die Form im Semitischen innerlich bleibt als der Hauch oder Ton der das Wort durchweht; dort ist sie statuarisch, greifbar, hier blos hörbar, dort ist sie Gestalt, hier Ton und Farbe. Auch der Arier wendet die Umänderung und Verstärkung des Wurzelvocals an um die Mehrheit zu bezeichnen (Vater, Väter), oder um der Bewegung des Verbums Halt und Stand zu geben, das Substantivum zu bilden (fließe, floß, Fluß, wo das a als guna, Vocalsteigerung eingetreten ist, wie im Indischen Kăm lieben, Kāma die Liebe), — aber dabei unterscheidet der Arier zwischen solchen Wurzeln die ein Object und eine Eigenschaft bezeichnen, und andern welche den Standpunkt des Redenden zur Sache bezeichnen, und damit subjectiver, demonstrativer Art sind, und diese letztern, die auch lautlich einfacher sind, nimmt er mit glücklichem Griff um sie für die grammatischen Formen zu verwenden. Zur Bezeichnung des Casus dient dem Semiten neben den Präpositionen einfach die Wortstellung, und für die

Tempus- und Modusverhältnisse hat er nur die Unterschiede des Vollendeten und Unvollendeten; „mit seiner Symbolik wird bei den erstern die Personenbezeichnung hinten an die Vocalwurzel angehängt, um die Thätigkeit als eine fertige, der Einwirkung des Subjects entnommene zu bezeichnen, bei den letztern dagegen tritt sie vor die Wurzel um deren Begriff als durch den Einfluß des Subjects noch bedingt darzustellen" (G. Baur). Die Lebhaftigkeit des Redenden aber versetzt sich und den Hörer bald in die Vergangenheit, von der aus die jetzt vollendete Handlung als werdende angeschaut wird, bald in die Zukunft, wo das Werdende vollendet ist, sodaß auch hier die Subjectivität in der Sprache vorwaltet, und die Feststellung ganz bestimmter Formen für objective Verhältnisse vermißt wird, die das Arische vielseitig ausgebildet hat. Und daß ein Wort in der Zusammensetzung andere Wörter sich zu näherer Bestimmung aneignet und unterwirft, worin das Arische seine Kraft so herrlich entfaltet, überwuchernd im Indischen, maßvoll im Griechischen und Deutschen, dies kommt im Semitischen kaum vor. Im Semitischen bleibt die sinnliche Bedeutung der Wurzel dem Geist gegenwärtig, die im Arischen bald vor der geistigen zurücktritt, wodurch dort die Bildlichkeit der Rede sich von selbst der Dichtkunst bietet, hier durch die Kunst erweckt oder ersetzt werden muß. Dieselbe Lebhaftigkeit einer dichterischen Auffassung zeigt sich auch in der durchgehenden Personification der Dinge, die kein Neutrum kennt, sondern alle als männlich oder weiblich nicht blos im Substantivum, sondern auch durch Ausdruck des Geschlechts im Zeitwort bezeichnet. Arier wie Semiten haben organische Sprachen und modificiren die Wörter durch Umbildung im Innern wie durch Anfügung; aber dort liegen die grammatischen Formen ebenso vorwiegend in den Endungen, als hier im Schos der Wörter. Und so sagen wir abschließend mit Gustav Baur: „Ganz entschieden machen die Indogermanen von den äußern und materiellen, die Semiten von den innern und geistigen Mitteln der Sprachbildung einen vorherrschenden Gebrauch, und darin offenbart sich die Eigenthümlichkeit ihres Geistes. Jener verräth eine vorwiegend plastische Anlage, eine auf das Object gerichtete extensive Richtung, worin er mit größter Freiheit die mannichfaltigsten Mittel heranzieht um den sprachlichen Ausdruck zur möglichst vollkommenen Darstellung eines Objects zu machen; dieser hat vor-

herrschend musikalischen Sinn, haftet fester an der ursprünglichen subjectiven Anschauung, und sucht deren Modificationen nur durch verschiedene Färbung des ihr entsprechenden Wortes und durch Benutzung der Elemente auszudrücken welche dieses selbst darbietet. Der indogermanische Volksgeist zeichnet sich aus durch die Mannichfaltigkeit der von ihm angewandten Mittel und durch die organisatorische Kraft, womit er sie sich dienstbar macht, der semitische durch die Sinnigkeit, Feinheit und Consequenz in der Zurathehaltung der weniger zahlreichen Mittel, deren Gebrauch seine Selbstbeschränkung ihm gestattet, und die gerade die innerlichsten sind. Der Indogermane ist ganz dem Object zugewendet um ihm gerecht zu werden, der Semite haftet fester an dem sprachlichen Ausdruck selbst, in welchem der Eindruck des Objects auf das Subject sich spiegelt, und bildet ihn nach den in ihm liegenden Bedingungen weiter aus. Der feinspaltende Scharfsinn aber womit dies geschieht ist dieselbe die Form von dem Inhalt, das Charakteristische von dem Unwesentlichen unterscheidende Kraft um deretwillen auf die Semiten gewartet werden mußte, damit sie die verwirrende Mannichfaltigkeit der Bilderschrift mit einem genialen Blick in eine einfache und bequeme Buchstabenschrift umwandelten, und mit welcher sie den großen Geldverkehr durch das einfache Mittel des Wechsels begründet haben und bis heute beherrschen."

Die semitische Satzbildung kennt die periodologische Fülle und Verflechtung nicht, durch welche arische Sprachen die Beziehung der Gedanken zueinander mit logischer Schärfe und Deutlichkeit, mit feinsinniger Nuancirung ihrer Verhältnisse ausdrücken und zum gegliederten Ganzen ordnen; sie reiht einfach die Sätze aneinander wie die Vorstellungen vor der Seele eine nach der andern auftauchen, und auch hier ist der Betheiligung des redenden Subjects anheimgegeben die nähern Bezüge im lebhaften Vortrag ahnen zu lassen. Endlich wie die Arier gegenüber dem in sich abgeschlossenen semitischen Charakter eine größere Verschiedenheit des werdenden Lebens auf den Stufen seiner Entwickelung in ihrer geschichtlichen Entfaltung zeigen, so beharrt auch die semitische Sprache in den unwandelbaren Elementen der Consonanten, während alle arischen Mundarten die formenreiche Blütenfülle der Jugend, die verstandesklare Reife der Männlichkeit in einem organischen Verlauf so wechselvoll erkennen lassen

daß die spätern Geschlechter erst durch Studium die Rede der Ahnen wieder verstehen lernen.

Das Semitenthum ist die Wiege der drei Religionen welche den einen geistigen Gott bekennen und sich selber als seine Offenbarung darstellen. Die religiöse Wahrheit hat hier den reinsten und umfassendsten Ausdruck gewonnen und ist von da aus auch zu den Ariern gedrungen, Moses, Muhammed, Christus sind auch im Occident Gesetzgeber, Prophet und Erlöser. Wie der Mensch das Göttliche lebhaft fühlt oder klar denkt, ergreift er es als selbstbewußte Einheit; denn die vielen Götter widersprechen der Idee des Unendlichen, und nur das Selbst ist für sich und durch sich, vom Selbstlosen, blos Objectiven kann man erst sagen daß es ist insofern es als Gegenstand für ein anderes, für das Subject erscheint. Das Gewissen kann sich nur einem sittlichen Gesetzgeber verpflichtet fühlen. Und wenn das Ich, die sich selbst erfassende Energie des Denkens und Wollens, die Subjectivität in ihrer Innerlichkeit den semitischen Menschen kennzeichnet, so liegt es nahe daß er in Gott das Ideal des eigenen Wesens anschaut, und daß die Erhebung über die Vielgötterei und den Dienst der Naturmächte eine That war zu der sich das Semitenthum vor allen Völkern berufen fand. Diese That war seit Abraham das Werk großer Persönlichkeiten, es vollendete sich im Kampf der Propheten gegen die Abgötterei in der Schule der Leiden, in der sittlichen Arbeit des Geistes läuterte sich der Gedanke der Wahrheit, und der ganze Stamm ward allmählich auf die höhere Stufe emporgeführt. Ja wir finden einen monotheistischen Zug auch bei den heidnischen Semiten; Renan hat ihn nur allzu stark betont und einen mehr scheinsamen als wahren Gegensatz aufgestellt: die Arier seien die polytheistische, die Semiten die monotheistische Rasse; in der semitischen Anschauung habe die Natur kein Leben; sie befreie die Gottheit von ihrem Schleier und gelange ohne Reflexion zur reinsten religiösen Form; die Wüste sei monotheistisch: erhaben in ihrer unermeßlichen Einförmigkeit offenbare sie dem Menschen die Idee des Unendlichen, aber nicht das Gefühl eines unaufhörlich schöpferischen Lebens, das eine fruchtbare Natur andern Völkern einflößt; darum sei Arabien stets das Bollwerk des Monotheismus gewesen. Aber hat nicht außerhalb Arabiens an die Fruchtbarkeit der feuchten warmen Auen sich ein ganz sinnlicher Mylittadienst geknüpft, und damit zugleich die weitere Behauptung Renan's widerlegt, daß

der Semite einen Geschlechtsunterschied in Gott nicht zu fassen vermöge? Gerade das paarweise Zusammenstellen eines Gottes und einer Göttin ist charakteristisch für die Semiten; es ist das schaffende und empfangende, das geistige und natürliche Princip in Gott, zu dessen Erfassung der Gegensatz und das Zusammenwirken von Himmel und Erde hinführt; der Einheitstrieb des semitischen Sinnes aber zeigt sich neben der Erkenntniß des geistig Einen darin daß man jene beiden als die beiden Seiten des Einen auffaßt, naturalistisch das eine Göttliche als mannweiblich über die Zweiheit der Geschlechter erhebt, die Göttin männlich bekleidet, dem Gott das Gewand des Weibes gibt. Und wenn das Wohlthätige wie das Richtende und Zerstörende, das man in der Gottheit ahnte, das man im Element des Feuers, in der belebenden Frühlingswärme und der verzehrenden Sommerglut der Sonne anschaute, auch mitunter in zwei besondern Göttergestalten angebetet wurde, immer meldet sich und bezeugt sich wieder der Drang sie einheitlich zusammenzufassen und das schöpferische wie das vernichtende Werk als die doppelte That eines und desselben Wesens zu erkennen. Die Einheit als das Ursprüngliche finden wir auch bei den Ariern und finden sie hergestellt in der Verehrung Aharumasda's durch Zarathustra; auch in den Veden wie bei griechischen Sängern waltet der Trieb in einem Gott die andern mit zu umfassen, und wie das Brahmanenthum und der Buddhismus das eine ewige und wahre Sein gegenüber der Vielheit der Welt und ihrem Schein hervorheben, so kommt auch das Denken der griechischen Philosophen sogleich zu dem einen Grundprincip an dem der Himmel hängt und die ganze Natur. Wenn Muys sagt daß die gesammte altsemitische Gottesverehrung keine Naturvergötterung, sondern rein geistiger Art gewesen sei, so stützt sich diese Ansicht darauf daß der höchste Gott nicht nach einem Element oder Gegenstand, sondern Herr und König genannt wird; sie spricht eine allgemeine Wahrheit aus, daß ursprünglich die Menschheit nicht äußere Dinge vergöttert, sondern die Idee des Göttlichen als eines selbstseienden Wesens in großen Naturerscheinungen offenbar werden sieht, und in diesen nicht die Gegenständlichkeit, sondern die innewaltende Macht verehrt. Aber das ist auch im Semitenthum geschehen daß die Idee Gottes sich mit dem Licht des Himmels, mit der Sonne, den Gestirnen, dem Feuer, dem Naturleben verknüpfte; darum warnt das hebräische Gesetz daß der Mensch die Sterne,

die Sonne anschaue und ihnen diene, und Hiob fragt in seinem Schmerz, ob er zum Mond emporgeblickt wie er prächtig wandelte und ihm als Herrscher gehuldigt habe.

Das Unterscheidende der Semiten und Arier werden wir also in der Art aussprechen können, daß einmal unter jenen die religiöse Erhebung über das Heidenthum vollzogen ward, und auch innerhalb des Heidenthums der Trieb zur Einheit mit vorwiegender Stärke sich bethätigte; und was dann die Mythologie angeht, so fand sie in dem plastischen, auf die Außenwelt gerichteten Geist der Arier eine viel reichere freiere Darstellung als bei den Semiten; wenn auch diese Gott in der Natur sahen, so hoben sie die Beziehung des Menschen zu ihm hervor und sprachen nur dasjenige symbolisch aus was für solche wichtig war; die Indier, die Hellenen, die Germanen aber nahmen die ganze Fülle der Erscheinungen zum Stoff der religiösen Dichtung, sie gaben der geistigen Persönlichkeit der Götter ebenso eine freie Lebensentfaltung in einem selbständigen Wirken, als sie die mannichfaltigen Ereignisse der Natur und Geschichte auf ihre ideale Quelle zurückführten und diese, das Göttliche, dadurch so vielseitig und anschaulich bestimmten. Die großen Gebiete und Kreise des geistigen und natürlichen Lebens werden, wie sie einander paarweise entsprechen, zusammengefaßt, aber in dieser Besonderung fester gehalten, klarer unterschieden und in ihnen das Walten besonderer Götter erkannt, die allerdings der tiefere Sinn wieder für Offenbarungen und Ausstrahlungen des Ewigeinen nimmt. Aber was die Erhebung des Gemüths in einzelnen Augenblicken oder was das philosophische Denken neben der Volksreligion vollzieht, die Wiederherstellung der Einheit, das erscheint bei den Semiten auch im Heidenthum weit mehr in den Gestalten des Cultus selbst, wenn auch auf roh sinnliche Weise. Bei den Semiten beherrscht der religiöse Sinn die Dichter und Denker, während seine Erzeugnisse bei den Ariern der Stoff sind welchen Dichter und Denker frei behandeln, den sie fortgestalten und umbilden; die heitere Freiheit die ein Homer seinen Göttern gegenüber behauptet, kommt dort ebenso wenig vor, als daß die Plastiker die Götter nach dem Ideal der Schönheit formten; die überlieferte Symbolik bleibt herrschend. Es ist die innere Kraft und Wesenheit des Göttlichen was die Semiten in der Natur erfassen und in der Mythe darstellen, während die Arier der ausgebildeten äußern Erscheinung sich erfreuen, mit ihrem Reich-

thum die Mythen ausstatten und durch sie wieder das ideale Wesen zu entsprechender Sichtbarkeit bringen. Wie bei den Semiten mehr Wärme, bei den Ariern mehr Licht ist, so auch in ihren Sonnengöttern dort die belebende Wärme und verzehrende Glut, hier das Licht und sein Sieg über die Finsterniß. Und wenn die Gestaltenfülle und wenn die immer erweiterte Sagenbildung die arische Mythologie ebenso auszeichnet als sie wie ein Spiel der Phantasie erscheinen und den Tiefsinn des religiösen Ernstes hinter die Anmuth der Darstellung zurücktreten läßt, so zeigt gerade dagegen die subjective Erregung des Semiten im religiösen Cultus sich in der innigsten Beziehung zu Gott und den Göttern auf die allergewaltigste Weise, sodaß es manchmal schwer fällt uns in ihre Stimmung zu versetzen. Die Furcht vor dem Zorne Gottes geht zu dem Bestreben fort ihn durch das Opfer des Liebsten zu versöhnen, und so werden die eigenen Kinder dem verzehrenden Feuer überliefert; das Verlangen sich der mannweiblichen Gottheit ähnlich zu machen gibt nicht blos der Priesterin die Waffen des Mannes, sondern läßt auch den Priester in rasendem Festestaumel sich die eigene Mannheit entreißen; dasselbe Verlangen der fruchtbaren lebenschaffenden Göttin gleich zu werden bringt die Jungfrauen dazu sich in ihrem Tempel preiszugeben. Diese Greuel sind die fleischliche Verirrung desselben religiösen Triebes, der in seiner geistigen Wendung das Opfer des selbstsüchtigen Willens, die Forderung heilig zu werden wie Gott der Heilige, die Liebe zu ihm und die Hingabe des Lebens zum Wohl der Menschheit hervorgerufen. Der Feuereifer mit welchem Elias die Baalspriester schlachtet, mit welchem der Muhammedaner zur Ehre Gottes in den Kampf stürzt, die treue Zähigkeit mit welcher der Jude trotz der Verfolgungen in alter und neuer Zeit am Glauben der Väter hängt, der Opfertod Christi und die Begeisterung seiner Jünger mit ihrer weltüberwindenden Kraft, sie bekunden gleichmäßig das Vorwalten der religiösen Idee im Semitenthum; das helle klare Licht und die tiefen Schatten liegen nebeneinander; die Semiten aber sind die Anzünder und Träger des religiösen Lichts für die Menschheit geworden.

In Bezug auf die Wissenschaft läßt jedoch gerade wiederum dieser religiöse Sinn den Geist der Semiten die Mittelursachen überspringen und ohne weiteres sich zur ersten Ursache, zum Willen Gottes, wenden und Gottes Finger in allem erblicken.

Ihm bleibt der Forschungsdrang des Ariers fremd, der nicht blos fragt was die Dinge für uns sind, sondern der sie auch an sich und um ihrer selbst willen erkennen will; er beruhigt sich mit dem Wort: Gott ist groß, Gott weiß es! Er folgt der Autorität seiner Propheten, wo der Indier, Hellene, Germane philosophirt und in selbständigem Denken eine eigene Weltansicht begründet. Sein Scharfsinn ergeht sich in begrifflichen Haarspaltereien, seine subjective Phantasie in theosophischen Träumen, das sittliche Verhältniß des Geistes zu Gott interessirt ihn mehr als die Natur, deren Erforschung etwa in Bezug auf Arzneikunde Werth für ihn hat, und die Sterne beobachtet er um aus ihrem Stand die Geschicke der Menschen wahrsagend zu bestimmen. Von der Ahnung eines organischen Weltganzen kommt er dabei nur zu Willkürlichkeiten des Meinens und Rathens, während der Arier nicht rastet, bis sich vor seiner Einsicht das Chaos zum Kosmos lichtet und ordnet, bis er das Einzelne in seiner Bestimmtheit und das Mannichfaltige in seinem zusammenwirkenden Einklang schaut. Seine Gedanken über Natur und Geschichte sind dem Arier zunächst der Anlaß zu den Fragen die er im Experiment und in der Kritik an beide stellt, und durch die Antwort die sie geben will er objective Wahrheit erfahren. Nur in der Berührung mit den Ariern, nur von ihnen befruchtet und in ihrer Atmosphäre lebend haben die Araber im Mittelalter und in der Neuzeit so manche Juden seit Spinoza am Fortschritt des wissenschaftlichen Lebens theilgenommen.

Der an den Formen der Gegenstände sich erfreuende, in Anschauungen lebende Geist der Arier hat im Alterthum wie in der Neuzeit im Reich der bildenden Kunst das Höchste geleistet, er hat dem Göttlichen und Idealen die entsprechende, nicht blos andeutende Gestalt verliehen, er hat das Natürliche und Gegebene zur harmonischen Vollendung geführt und im Abbild der Welt das Urbild aufgestellt, Baukunst, Plastik, Malerei haben sich mit der fortschreitenden Cultur organisch entwickelt, und die Schönheit ist ihr Ziel. Den vollen und ebenmäßigen Ausdruck des Innern durch die ganze äußere Erscheinung haben die Semiten weder in der Baukunst noch in der Plastik oder Malerei erreicht, sie haben ihn nicht einmal angestrebt; das Symbolische genügt ihnen, und das Kostbare und Zweckmäßige ersetzt ihnen die Vermählung des geistigen Gehalts mit der sinnlich wohlgefälligen Form. Der geistige Gott ist bildlos, die Naturgötter

sind roh symbolische Idole. Mehr auf die Empfindung des natürlichen Lebens als auf die Anschauung des Seins in seinen ewigen Formen gerichtet vermissen sie jenes im Bildwerk. Beim Anblick eines gemalten Fisches sagte ein Orientale dem Künstler: Was wirst du antworten, wenn der am Tage des Gerichts gegen dich aufsteht, weil du ihm einen Leib, aber keine lebendige Seele gegeben hast? Die semitische Phantasie folgt mit kühnem Fluge dem Wechsel der Vorstellungen in der Innerlichkeit des Gemüths, und gibt sie durch wechselnde Bilder kund; es fehlt ihr die Ruhe um das einzelne gleichmäßig durchzuführen; es fehlt ihr die Achtung vor dem Object, die uneigennützige Liebe zur Erscheinungswelt, welche sich hingebend in die Wirklichkeit vertieft; sie mischt dafür die verschiedenartigen Formen der Dinge willkürlich zusammen um die eigenen Gedanken anzudeuten, und ergeht sich am liebsten in einem sinnigen Spiel von Linien und Figuren, die sich auseinander entwickeln und ineinander verschlingen. Von den Arabern hat diese Weise den Namen der Arabeske erhalten, aber auch die Geräthe und Gewänder der alten Babylonier und Assyrer waren auf solche Art verziert, und haben den Hellenen Ornamentmotive gegeben. Unter arischer Einwirkung sind sowol die Reiche am Euphrat und Tigris gegründet, als die Bauten und Bildwerke dort aufgeführt. Andererseits hat das Bilderverbot des Koran die Perser und Türken nicht abgehalten der angeborenen Lust an Bildern und Farbenschmuck selbst bis in die Handschriften des heiligen Buches hinein zu folgen, während der ernste Araber solchen profanen Zierath bis heute verschmäht.

Die Stimmung und Bewegung des innern Lebens gibt sich im Ton und in der Stimme kund, der Geist offenbart die Energie seines Denkens und Wollens in der Rede; Rhythmus und Zusammenklang ordnen den Strom der Töne und Worte zu ausdrucksvoller Schönheit. Ihrer Natur nach eignet den Semiten die Lust an Gesang und die Gabe der Rede. In der Lyrik, dieser Kunst des subjectiven Seelenlebens, haben sie Herrliches und Musterhaftes geleistet, mögen sie nun Haß und Liebe, Muth und Klage, Schmerz und Freude unmittelbar erklingen lassen, oder mögen sie durch die ausgesprochenen Vorstellungen das mit ihnen ringende, durch sie gequälte oder beseligte Gemüth offenbaren. Hier ist die Persönlichkeit der Mittelpunkt der Dinge, der Quellpunkt der Empfindungen, und die Welt der Erscheinungen und der Gedanken gilt nur nach ihrem Widerklang im Gemüth, nach

der Resonanz die sie im Herzen findet. Und wie mannichfaltig das Leben sein Echo im Liede der Semiten hat, ihre Lyrik ist gemäß dem religiösen Grundzug ihres Charakters auf dem religiösen Gebiet am vollendetsten und reichsten, und im Erguß der Gefühle wie der Betrachtung ist sie hier tonangebend geworden und hallt sie fort durch alle Zeiten und Culturvölker. Dagegen haben die Arier früh schon verstanden die Wirklichkeit im ruhig anschauenden Geiste treu und verklärt zugleich abzuspiegeln, und sind zur objectiven Dichtung fortgeschritten; der ihnen eingeborene plastische und architektonische Kunstsinn führte sie zum Aufbau des Volksepos aus der Fülle der Lieder, welche die Heldengestalten der Jugendzeit eine jede nach ihrer eigenthümlichen Kraft und Wesenheit schilderten. Dagegen blieben die Arier nicht bei dem Erguß der Innerlichkeit als solcher stehen, sondern zeigten wie sie durch That und Wort sich sowol äußert als bedingend in die Wirklichkeit eingreift, in dem Erfolg ihrer Handlungen sich ihr Schicksal bereitet; so kamen sie zur Entwickelung des Dramas, dem Bilde von der Wechselwirkung der Persönlichkeiten untereinander und mit den Zuständen der Welt. Bei den Semiten blieb das Epische und Dramatische im Schos der Lyrik beschlossen, oder es entwickelte sich daraus eine religiöse Geschichte, deren Zweck die Darstellung ist wie Gott sein ganzes Volk oder den einzelnen Menschen führt. Dem semitischen Dichter fehlte die Selbstentäußerung, kraft welcher der Epiker und Dramatiker dem Werk sich hingibt, sich in andere Lagen und andere Seelen versetzt und das Gedicht zu freier Selbständigkeit entläßt. Er bleibt weit mehr sein persönlicher Träger, ja es ist das Gewöhnliche daß der Held sein eigener Sänger wird und was er litt und stritt sofort auch selber verkündigt, und zwar im Affect des Schmerzes und der Freude, nicht mit dem Gleichmuth der das Vergangene und Fremde betrachtet und an der allseitig erschöpfenden ebenmäßigen Darstellung sich vergnügt, sondern mit der leidenschaftlichen Erregung, die hastig von einem zum andern springt und nur da verweilt wo die eigene Seelenstimmung sich ausströmen kann. Wo aber das Wohlgefallen an der Rede die Kunst des Erzählers hervorruft, da weilt dieser am liebsten in der phantastischen Traumwelt, die sich an Zeit und Raum und die Gesetze der Wirklichkeit nicht bindet, sondern die Einbildungskraft mit ihrem Zauber, mit ihren Wundern schalten und walten läßt, — das Märchen ist die Arabeske der Poesie, und

wird nirgends reicher und glänzender ausgesponnen als von den Arabern.

Alle ursprüngliche Lyrik ist Gesang; das erregte Gemüth begleitet den Wechsel der Gefühle mit dem der Töne, und gibt in der Melodie der Empfindung einen rhythmisch entfalteten, in sich vollendeten Ausdruck. Die Semiten erfreuen sich des Gesangs und des ihn begleitenden Klangs der Instrumente. Aber die Harmonie zu ergründen und in selbständigen musikalischen Kunstwerken ein Abbild der Natur und des Geistes in ihrem Werden, im Gegeneinanderstreben und Zusammenwirken ihrer mannichfaltigen Kräfte hervorzubringen war die That der Arier, allerdings aber im Anschluß an die durch die Semiten ihnen vermittelte Religion und erst in der menschheitlichen Reife der Neuzeit.

Das alte Babylon.

Der Euphrat hat seine Quellen im Norden, der Tigris im Süden der armenischen Berge; 100 Meilen oberhalb ihrer Mündung kommen beide näher zusammen und begrenzen eine Ebene, die sie durch ihre alljährlichen Ueberschwemmungen fruchtbar machen. Nicht blos daß diese gesegnetr Fläche viel breiter als das Nilthal ist, sie hat auch nicht die scharfen Grenzen des Wüstensandes und der Felsenhöhen wie Aegypten, und steht somit dem Weltverkehr offener. Auch hier bietet sich ein üppiger Boden der Cultur dar und verlangen die Elemente nach der Beherrschung durch den Verstand und die Arbeit; die Wasser kommen wilder und unregelmäßiger, sie erfordern stärkere Dämme, größere Behälter, ausgedehntere Kanäle als in Aegypten. Land und Volk sind minder in sich abgeschlossen und der Geist ist beweglicher.

Das älteste der westasiatischen Reiche ward am Euphrat in Babylon gegründet. Eine hebräische Ueberlieferung nennt den Kuschiten Nimrod, den Enkel Hams, seinen Stifter. Dies weist auf einen Stamm des Südens hin und kann ein Verbindungsfaden nach Aegypten sein. Sicher ist die chaldäische Einwanderung von den nördlichen Höhen nach dem reichen Niederlande, und als Chaldäer werden die Herrscher und Priester Babylons bezeichnet. Die Cultur ist semitisch, wenn auch auf älterer Unter-

lage und später nicht ohne arische Einflüsse. Sie reicht bis in das 3. Jahrtausend v. Chr. hinauf.

Babel heißt die Stadt des Bel. In Bel, dem Herrn des Himmels finden wir die Uranschauung der Menschheit erhalten und ausgeprägt, das Göttliche wird im allumfassenden lichten Himmel erkannt, dieser als die Erscheinung und das Symbol der geistigen Macht angeschaut. Er wird auf den Höhen verehrt wie er über den Wolken thront, er gibt der Natur wie den Menschen das Gesetz von oben. Die klaren Nächte in der babylonischen Ebene führten zur Beobachtung der Gestirne, zur Unterscheidung der Stand- und Wandelsterne, zur Auffassung des Zusammenhangs ihrer Stellung und des Sonnenlaufs mit dem Wechsel der Jahreszeiten, mit dem Austreten der Flüsse, mit den irdischen Dingen überhaupt. So wurden Sonne, Mond und Sterne die Träger der Weltordnung, die Dolmetscher des göttlichen Willens, und das Universum ward als ein Organismus angeschaut in welchem alles in inniger Wechselbeziehung steht. Diesen erkennen zu lernen und aus den Erscheinungen des Himmels die irdischen Geschicke zu deuten, die Unternehmungen nach ihnen zu richten ward die Aufgabe der Priesterschaft. Die einzelnen Planeten namentlich wurden als Träger wohlthätiger und schädlicher Einflüsse aufgefaßt; ebenso die großen Sternbilder. Die Sonne sollte auf ihrer Bahn die Einwirkung derer erfahren denen sie nahe trat, und dadurch abwechselnd ihnen ähnlich werden. Die Babylonier erforschten den Himmel nicht um seiner selbst, sondern um der menschlichen Zwecke willen, so kamen sie nicht zur wissenschaftlichen Astronomie, sondern zur Astrologie, in welcher ihre Phantasie die irdischen und himmlischen Ereignisse verknüpfte, aus dem besondern Zusammentreffen, aus dem einzelnen Erfolge in der Verwechselung des Gleichzeitigen mit dem Ursächlichen allgemeine Regeln ableitete, und aus der Stellung und dem Einherziehen der himmlischen Heerscharen die Geschicke der Menschen zu erkennen und vorherzubestimmen meinte. Bel selbst ward dann in der Sonne erblickt, der Verkörperung und dem Träger des Lichts und seiner belebenden Kraft; Bel selbst ward in dem äußersten der Planeten, dem Saturn, verehrt, der alle übrigen Sterne umkreist und so den Allumfassenden zur Erscheinung bringt. Von den Fixsternen werden einzelne als Rathgeber, andere als Richter, die Planeten werden vorzugsweise als die Verkündiger des Götterwillens bezeichnet. Sie sind Götter

als die besondern Kräfte welche Bel in sich zur Einheit zusammenfaßt, wie auch der hebräische Name Elohim diese Einigung des Mannichfaltigen in der Gottheit ausspricht.

Die treue Beobachtung und der scharfe semitische Verstand bildete neben diesen phantasiereichen Anfängen die Sternkunde selbst so weit aus daß die Chaldäer während des ganzen Alterthums dadurch berühmt waren, daß die sieben Wochentage, die 24 Stunden und 60 Minuten der Zeiteintheilung wie die 360 Grade des Kreises, daß ebenso die Zeichen des Thierkreises von ihnen nach Europa gelangten, als ihr praktischer, auf das Zweckmäßige gerichteter Sinn Münze, Maß und Gewicht feststellte und den Persern, Phöniziern, Hellenen auf dem Handelswege überlieferte.

Die ursprüngliche Größe der dichterischen Anschauung eines organischen Weltganzen empfängt ihre religiöse Weihe, indem dasselbe als die Offenbarung Gottes und seines Willens aufgefaßt wird; er bleibt in seiner reinen Höhe als die unendliche, im Licht und Glanz der Sonne und der Gestirne waltende und erscheinende Macht. Diese Wahrheit liegt dem Sterndienst und der Astrologie zu Grunde. Und daß der Geist auch in Gott nicht ohne die Natur sein kann, daß das Princip des Schaffens, Formens, Erkennens ein Princip der Empfänglichkeit, der Stoffesfülle und Bestimmbarkeit voraussetzt und mit sich führt, das ahnten die Chaldäer und sprachen sie aus, wenn sie dem Himmelsgott die irdische Naturgöttin, dem Bel die Mylitta zur Seite stellten. Sie ist die Weiblichkeit, die empfangende und gebärende, in der Fruchtbarkeit der Erde und des Wassers ihr Wesen entfaltende Göttin. Sie ist die Natur, die in den Pflanzen aufsproßt, im Meer die Fische wimmeln läßt, auf der Flur und in der Luft die Thiere nährt, selbst fruchtbar gewährt sie Fruchtbarkeit. Am Himmel offenbarte sie sich im Mond, dem Licht der milden Nacht, der Zeit der Liebe. Im grünen Hain am kühlen Wasser ward sie verehrt. Sie ward die Göttin der Liebeslust, die keine unfruchtbare Jungfräulichkeit wollte. Und wie von dem geistigen Gott die Hebräer das erhabene Wort vernahmen: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig!" — so trieb der ähnliche religiöse Geist die naturverehrenden Semiten sich ihrer Gottheit ähnlich zu machen, und sie verlangte von den Frauen das Opfer der Jungfräulichkeit. Und die Töchter Babylons saßen an den Festen der Mylitta in langen Reihen im Hain der Göttin, wie der Prophet Baruch und wie Herodot erzählen; sie trugen einen

Kranz von Stricken um das Haupt, denn sie waren der Göttin gebunden; und sie harrten daß ein Mann komme der Mylitta zu dienen, und ihnen ein Goldstück in den Schos werfe, das sie der Göttin darbrachten, wenn sie dem Manne sich preisgegeben. Unser sittliches Gefühl sträubt sich gegen diesen unsittlichen Gottesdienst, aber wir müssen in der Consequenz der Verirrung die Gewalt der religiösen Idee auch im semitischen Heidenthum anerkennen. Es hob die Vielgötterei damit an daß es zwei Principien göttlichen Lebens als Persönlichkeiten nebeneinander stellte und die Einheit nicht als das Ursprüngliche festhielt, sondern erst in der Einigung der beiden erfaßte; die Natur erhielt damit eine falsche und einseitige Selbständigkeit, und statt der Durchdringung des Sittlichen und Sinnlichen in der wahren Liebe war eine greuliche Vermischung des Heiligen und der Lust die Folge, die das Volk zu sittenloser Ueppigkeit verführte.

Die Stammesgemeinschaft der Chaldäer und Hebräer erscheint in der Darstellung der Weltschöpfung und der großen Flut. Bel durchschneidet das chaotische Dunkel, sondert Himmel und Erde, schafft Sonne, Mond und Sterne und weist ihnen ihre Bahnen an. Er bildet die Thiere und schlägt zuletzt sich das eigene Haupt ab, und die Götter mischen das triefende Blut mit Erde und formen den Menschen, den es belebt und der Vernunft theilhaftig macht. Bei den Hebräern haucht Gott dem Menschen seinen Odem ein, bei den Chaldäern beseelt er ihn durch das eigene Blut; die Fassung ist naturalistischer, und hat in dieser Wendung die Idee daß eine Wesensgemeinschaft zwischen Gott und Mensch besteht, daß die Schöpfung ein Selbstopfer des Unendlichen ist, das sich ins Endliche begibt und in seine Grenzen eingeht. Wenn dabei von Göttern neben Bel die Rede ist, so dürfen wir wol an die in den himmlischen Heerscharen bereits verselbständigten göttlichen Kräfte denken; Bel ist durch die Hingabe seines Blutes nicht vernichtet, er waltet fort als der Herrschende, seine Lebenskraft aber wirkt und lebt in den Menschen.

In Bezug auf die Flut heißt es daß Xisuthrus im Traum die göttliche Weisung erhielt ein Schiff zu bauen für sich und seine Kinder und Verwandten wie für Thiere und Vögel. Die Flut kam. Als sie nachließ sandte Xisuthrus Vögel aus. Da sie nirgends Speise noch einen Ruheort fanden, kehrten sie zurück. Nach einigen Tagen kamen andere mit Lehm an den Füßen wieder. Die zum dritten mal ausgeflogenen Vögel blieben draußen.

Da erkannte Xisuthrus daß das Land wieder zum Vorschein gekommen. Sein Schiff stand auf Bergeshöhen. Er stieg aus mit den Seinen, errichtete einen Altar und opferte. Er ward entrückt zu den Göttern und eine Stimme aus der Höhe ermahnte die Zurückgebliebenen zur Frömmigkeit.

Wenn in jenem Schöpfungsbericht des Berosus die Rede davon ist daß die chaotische Nacht, die Urmutter der Dinge, angefüllt gewesen sei mit ungeheuern doppelgestaltigen Geschöpfen, mit geflügelten, zweigeschlechtigen Menschen, mit Wesen die den Leib des Menschen mit dem des Pferdes verbanden, daß es Stiere mit Menschenantlitzen, Hunde und Menschen mit Fischschwänzen gegeben habe, und wenn er dann hinzugefügt daß ihre Abbildungen im Belustempel aufbewahrt werden, so beweist das vielmehr wie der spätere Schriftsteller umgekehrt mit Idolen, die ihm unverständlich geworden, die noch ungeordnete lebenschwangere Stoffwelt bevölkert. Wie Aegypten, so verdankt Babylon seine Fruchtbarkeit, seinen Reichthum, die Anregung zu seiner Cultur den Ueberschwemmungen, dem Wasser; im feuchten Element erschien daher dem Volk der Quell des Lebens, und die im Wasser waltenden göttlichen Kräfte wurden als wasserbewohnende Fische, aber um das Geistige zu symbolisiren mit dem Menschenhaupt abgebildet; ebenso deutet das Doppelgeschlechtige auf die Ueberwindung der endlichen Einseitigkeiten in der Gottheit, und die Vermischung der verschiedenen Formen auf sie als die gemeinsame Grundlage derselben hin. Menschenhäupter mit Fischleibern stellen auch phönizische Gottheiten dar, und die babylonische Ueberlieferung redet von Fischmenschen der Urzeit, Oannes an ihrer Spitze, die den Menschen Ackerbau und Gesittung gebracht, Gesetze, Künste, Kenntnisse, namentlich auch das Feldmessen gelehrt, — der mythische Ausdruck für ihre an das Wasser geknüpfte Bildung.

In der Genesis lesen wir wie die Nachkommen Noahs morgenwärts aufbrachen und eine Ebene in Sinear fanden und untereinander sprachen: wohlauf lasset uns Ziegel streichen und im Feuer brennen. Und die Ziegel dienten als Steine und das Erdpech als Mörtel. Und sie sprachen: lasset uns eine Stadt und einen Thurm bauen dessen Spitze bis in den Himmel reiche, damit wir uns ein Denkmal machen. — In den Trümmern Babylons wird bis auf den heutigen Tag unter dem Namen Birs Nimrod, Nimrodshügel, ein Schutthaufen gefunden; man hat die Weihinschrift Nebukadnezar's daselbst entdeckt; dieser war

wol nur der Wiederhersteller des alten Baues wie des alten Reichs. Der Riesenbau, an den die Sage sich anknüpft, war ein Beltempel; wie auf dem Gipfel der Berge in der alten Heimat, so sollte der Himmelsgott auch hier auf der Höhe verehrt werden. Die Berichte der Griechen reden von einem ummauerten Tempelhof von 3000 Fuß Länge und 4000 Fuß Breite; eherne Thore führten ins Innere. Dort erhob sich auf der Grundfläche eines Quadrats, dessen Seiten 600 Fuß messen, der Bau in acht verjüngten Stockwerken zur Höhe von gleichfalls 600 Fuß, also daß immer ein kleineres Quadrat innerhalb des größern mit Backsteinen angefüllt und emporgeführt wurde; außen lief eine Rampe mit Absätzen und Ruhebänken um den Bau und leitete zum Gipfel hinan; das Werk glich demnach mehr einer Stufenpyramide als einem Thurm. Nur im obersten Stockwerk war ein Gemach mit einem goldenen Altar und einem geschmückten Lager für den Gott. In einer Nische des untersten Stockwerks thronte ein goldenes Bild des Gottes, vor ihm ein Altar, zwei andere Altäre zum Thieropfer standen davor im Freien. Noch ragt das unterste Stockwerk in einer Höhe von 260 Fuß aus Schutt und Trümmern. Das Ganze war das höchste und massenhafteste Bauwerk der Erde. Die Gebäude des Königspalastes erfüllten einen Raum von 12000 Fuß im Umfang. Mauern, Wände, Thürme waren mit Bildwerken geschmückt; eine Löwenjagd des Königs, eine Pantherjagd der Königin war da zu sehen. Eine zweite Mauer mit einem Kranz buntbemalter Reliefs mit Thierdarstellungen ragte hoch über eine dritte äußere empor. — Die Wasserbauten, welche die befruchtenden Kanäle weit in das Land leiteten und die Flut auch durch Schöpfräder aus dem Fluß in sie hineinhoben, werden schon dem Alterthum angehört haben. Wenn wir nach der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. auf ägyptischen Bildwerken unter den tributbringenden Völkern Semiten erkennen und diese die Prachtgeräthe und Prachtgewänder tragen, durch deren Bereitung Babylon berühmt war, so dürfen wir folgern daß die Siegeszüge der Ramessiden zuerst die babylonische Macht gebrochen haben. Dann erhob sich Ninive zur Hauptstadt und der Stamm der Assyrer zur Hauptmacht; die babylonische Cultur ward dorthin verpflanzt, ohne in der Heimat zu erlöschen. Das Land bot nicht das feste Gestein und damit nicht die Grundlage zu so festen strengen Formen wie am Nil; dafür brannte der beginnende Gewerbfleiß seine Ziegel, und leitete der weichere Stoff zu

weichern schwungvollen Formen, zu den Linienspielen, die uns an Geräthen und Gewandmustern in den Trümmern Babylons, in den Reliefs zu Ninive erhalten sind. Die Babylonier pflegten das Haar lang und zierlich gelockt zu tragen, sie liebten lange Gewänder und führten künstlich geschnitzte Stäbe, die oben mit einem Apfel, einem Adler, einer Rose, oder Lilie verziert waren, was alles sich ähnlich in Ninive wiederfindet; dort also werden die religiösen Ideen wie die künstlerischen Formen der Babylonier fortgebildet. Aegyptische Denkmäler des alten Reichs schon zeigen die bunten Gewänder mit zierlichem Gewebe, während im neuen Reich Vasen und Schalen abgebildet werden deren schwungvolles Profil Thier- und Menschengestalten oder Theile derselben arabeskenartig hervorwachsen läßt und im Linienspiel wie in der Verwerthung pflanzlicher Ornamente bereits die Muster bietet die sich über Ninive und Phönizien auch zu den Griechen verbreiteten.

Ninive und Assyrien.

Seit dem 13. Jahrhundert v. Chr. hob sich ein neues Herrschergeschlecht und eine neue Stadt in Mesopotamien über Babel empor. Assyrien war eine Provinz zwischen Babylon und Armenien, dem Tigris und dem Zagrosgebirge; die Lage Ninives im Schutz der Flüsse und Kanäle machte sie zum festen Mittelpunkt kriegerischer Unternehmungen und weitverzweigter Handelswege. Die Assyrer erhoben ihre am Tigris erbaute Stadt nicht blos zur Hauptstadt im Stromgebiet der beiden Flüsse, sondern sie drangen auch erobernd vor über die Grenzen des eigenen Landes, und waren die ersten die ein ausgedehntes Reich auch längere Zeit zu behaupten verstanden. Die Sage schreibt freilich den Gründern schon zu was die Denkmäler auf eine Reihe von Königen vertheilen. Die unterworfenen Völker blieben unter ihren Fürsten, und wurden tributpflichtig; Empörungen hielten die Oberkönige stets in Waffen. Die Sprache war semitisch; aber am Grenzgebiet der Semiten und Arier konnte es an Einwirkungen dieser letztern ebenso wenig fehlen, als wir die semitischen Einflüsse auf Medien verkennen dürfen. Bel, der Himmelsgott, wurde auch von den Assyrern als der große Gott und Götterkönig angebetet; der Name Assarak bezeichnet ihn als den Schutz-

herrn Assyriens; als solchen nennt ihn die Bibel Nisroch. Er ist es den die Könige auf den Denkmälern verehren, der schützend und segnend über ihnen schwebt. Oben Mensch, unten Vogelgefieder, mit dem Bogen bewehrt, mit der Mitra auf dem bärtigen lockenreichen Haupt ragt er aus einer geflügelten Scheibe hervor. Diese erscheint als das Symbol der am Himmel schwebenden Sonne. Ein Relief zeigt ihn einem Bericht Diodor's entsprechend, in schreitender Stellung mit vier Stierhörnern am Kopf, ein Beil in der Rechten, Blitze in der Linken. Die Stiergestalt Bal's kennen wir aus der Bibel, der Blitz bezeichnet den Himmelsgott, die Bewegung ihn selbst als den Beweger der Welt.

Neben Bel erscheint Beltis; als Kriegsgöttin wird Ishtar (Astarte) genannt, die himmlische Jungfrau; Aschera wird durch die Scheibe auf der gehörnten Mütze als Mondgöttin bezeichnet. Dagon, der Fischmensch, der Wassergott erscheint oben Mensch, unten Fisch, oder als Mann mit einer Fischhaut bekleidet. Derketaden heißen die alten Könige, Derketo ward als Göttermutter gepriesen, sie war wol identisch mit Beltis und der babylonischen Mylitta. Nach abendländischer Ueberlieferung ward ein Gott Sardan oder Sandon verehrt, den die Griechen Herakles nennen; die Denkmäler zeigen ihn als Löwenbändiger. Der goldmähnige Löwe, das Thier der heißen Zone, ist in seiner Wuth ein Bild der verheerenden Sonnenglut, die aber der den Menschen wohlthätige Sonnengott überwältigt, wann wieder die mildere Jahreszeit kommt. Der Gott überwindet das Verderbliche seiner eigenen Macht in deren Symbol, oder er überwindet es an sich selbst, er verzehrt sich selbst in der Sonnenglut um neugeboren zu erstehen. In Lydien, in Cilicien kommt ein Sonnengott Sandon vor, dem ein großes Trauerfest gefeiert, ein Scheiterhaufen errichtet wurde. Bei der Betrachtung der Kleinasiaten wird uns manche dieser Gestalten klarer werden; bedeutsam stehen daneben die Nachrichten der Alten, welche eine Mischung derselben zur sinnlichen und äußerlichen Veranschaulichung der Einheit des in ihnen verschiedentlich personificirten Göttlichen auch in Assyrien bezeugen. Ferner soll der Mensch, der Priester sich seinem Gott ähnlich machen. Die Denkmäler zeigen uns die Priester des Assarak im Adlergewand, mit dem Kopf und den Schwingen dieses Vogels; die Berichte sagen: wer der Liebesgöttin diente, sollte den Bart scheren, das Gesicht glätten, Weiberputz anlegen. Und wie der Gott Sandon das röthliche durch-

sichtige weibliche Purpurgewand erhielt, trugen es auch seine Priester. Der Himmelskönigin Derketo waren die Tauben heilig; dürfen wir Taubenflügel in der Sonnenschwinge Bel's erkennen?

Die Sage welche Ktesias von dem Anfang und Ende des assyrischen Reichs berichtet, zeigt uns in der Verwebung des Göttlichen und Menschlichen dieselbe Aufhebung des Gegensatzes der Geschlechter; dort die männische Semiramis, hier den weiblichen Sardanapal. Wie Ninus kommt auch Semiramis als Göttername vor. In der Sage nun wird sie zur Tochter der Derketo wie Ninus zum Sohne Bel's. Sie wird als Kind ausgesetzt, aber die Tauben ihrer Mutter bedecken sie mit ihren Flügeln und tragen in ihren Schnäbeln ihr Milch zu. Das Kind wird von Hirten gefunden, erzogen und später einem hochgestellten Manne vermählt. In Mannesgewändern folgt Semiramis dem Gatten in den Krieg, mit einer im Felsklettern geübten Schar ersteigt sie die Burg von Baktra. Ihr Gemahl erhenkt sich voll Verzweiflung, als König Ninus in Liebe zu ihr entbrennt und sie zum Weib nimmt. Sie führt nach seinem Tode die Herrschaft und setzt seine Eroberungen fort, bis sie mit einem Taubenschwarm davonfliegt, in eine Taube verwandelt zu den Göttern entrückt wird. Die Sage schrieb ihr viele der spätern Bauten im Orient zu. Sie nannte aber auch zahlreiche Erdaufwürfe in Asien die Hügel der Semiramis, unter denen die Männer begraben seien die ihre Liebe genossen hatten. Wie ihre Heldenkraft überwältigend, so war ihr Reiz bezaubernd, die Kriegs- und Liebesgöttin sind in ihr verschmolzen; aber ihre Liebe ist todbringend, die Mächte der Geburt und des Verderbens verbinden sich in ihr, sie ist Weib mit den Werken des Mannes, es spiegelt sich in ihr die Göttereinigung wieder, die wir in Kleinasien finden, und die durch ihre Sage auch als assyrisch bestätigt wird. Dagegen sollen ihre Nachfolger, unter denen wir viele nun als streitbare Eroberer kennen, weibisch gewesen sein, vor allen Sardanapal, der in Frauengewändern ein üppiges Leben geführt; der Name erinnert an den Gott Sardan. Und wenn Sardanapal beim Sturz seines Reichs sich selber verbrennen soll, wie Krösus sich selber nach Duncker's überzeugender Darstellung den Scheiterhaufen schichtet, so ahmt er auch hier den Gott nach, der sich selbst verbrennt um neugeboren aus der Flamme hervorzugehen.

Vielfach zeigen uns Bildwerke die Verehrung des Lebensbaumes, den die Hebräer in das Paradies gesetzt, an den der

Hom der Iranier, an den die goldenen Aepfel der Unsterblichkeit bei den Hesperiden ebenso wie die Esche Ygdrasil im Norden anklingen. Der Baum ist ornamentartig stilisirt wie wenn seine Zweige aus Bändern geschlungen wären.

Der Prophet Jonas bestimmt den Umfang Ninives auf drei Tagereisen, Diodor auf 12 Meilen. Wie die Schutthügel bekunden war dies ein großer ummauerter Bezirk, innerhalb dessen die Häuser bald enger bald weiter standen, und noch Raum für Gärten und Aecker war, sodaß bei einer längern Belagerung das Vieh genährt, ja selbst Getreide geerntet werden konnte. Im Frühling 1843 veranlaßte der Orientalist Julius Mohl den französischen Consul Botta zu Nachgrabungen, die bald an anderer Stelle der Engländer Layard gleichfalls aufnahm; sie legten große Paläste bloß, und die Bildwerke und Inschriften die sie fanden, die in die Museen von Paris und London übergingen und in ausgezeichneten Werken veröffentlicht wurden, ließen aus Schutt und Staub das Leben der Vorzeit nach Jahrtausenden wieder anschaulich hervortreten. Keilinschriften wurden lesbar und erläutern die Denkmale. Von Ninus und Semiramis sagen sie nichts, und das bekräftigt unsere Ansicht daß die Sage von denselben ein Niederschlag der Göttermythe sei. Tiglat-Pilesar gegen Ende des 12. Jahrhunderts ist der erste durch Denkmale beglaubigte Herrscher. Er berichtet von seinen Siegen und seinen Jagden, besonders Löwenhetzen, und die Bildwerke bezeugen es wie die Herrscher gleich dem biblischen Nimrod gewaltige Jäger vor dem Herrn waren, wie Jesaias das Kriegsvolk treu schildert: Siehe, eilend und schnell kommen sie daher; keiner ist unter ihnen müde oder schwach, keiner schlummert noch schläft, keinem geht der Gürtel auf von seinen Lenden, keinem zerreißt ein Schuhriemen. Ihre Pfeile sind scharf und ihre Bogen alle gespannt. Ihrer Rosse Hufe sind wie Felsen geachtet, ihre Wagenräder wie ein Sturmwind. Sie werden brausen, den Raub erhaschen und davonbringen." Tiglat-Pilesar ward von den Babyloniern geschlagen, und so war das Reich ohnmächtig als David und Salomon in Judäa emporkamen. Von 886 an war Sardanapal I. wieder ein kriegsgewaltiger Herrscher, und während im alten Assur von seinen Vorgängern nichts erhalten ist, wurden in Kalah die Trümmer seines Palastes mit Bildwerken ausgegraben. Ihm folgte Salmanassar, der seine Eroberungen fortsetzte. Aber im 8. Jahrhundert verblich der Glanz von Assur wieder, bis 745

Tiglat-Pilesar II. ihn von neuem hob. Der furchtbare Kriegsheld Sargon zerstörte 721 das Königreich Israel und bezwang die Meder. Der Untergang von Sanheribs Heer durch die Pest schreibt Aegypten dem Gott Phtha, Judäa dem Würgengel Jehova's zu. Er baute den großen Palast zu Ninive wo jetzt das Darf Kujundschik liegt, und ließ abbilden wie die Gefangenen die Terrasse aufschütten, die Kolosse herbeiziehn; Aufseher schwingen den Stock, und von seinem Wagen aus sieht der König zu. Assarhaddon nennt 22 dienstbare Könige welche die Materialien zu seinem Bau liefern mußten, Cedernbalken, Erz- und Steinbildwerke. „Die Decke", sagt er, „bilden Balken von Cedernholz, Säulen von Cypressen tragen sie und Ringe von Silber halten sie zusammen. Die Eingänge hüten Löwen und Stiere von Stein, die Thore sind von Ebenholz, geziert mit Silber und Elfenbein." Sardanapal IV. in der Mitte des 7. Jahrhunderts erscheint keineswegs als Weichling, sondern als Löwenjäger und Eroberer, der nach Kleinasien eindringt; Henker mit der Geisel im Gurt begleiten ihn, und der Wandschmuck seiner Prachtbauten ist besonders reich. So sehen wir wie jeder Gewaltige seinen Palast zugleich als sein Denkmal baut; die Tempel der Götter treten vor dessen Glanz und Größe zurück. Die unterworfenen Völker, die man zum Theil aus ihrer Heimat in die Gefangenschaft wegführt, müssen Frondienste leisten. Die Länder werden ausgesaugt um dem Gewaltherrn ein streitbares Heer zu erhalten, auf dessen Ausrüstung großer Werth gelegt, die von den Bildnern stets treu dargestellt wird. Von Poesie der Babylonier ist bis jetzt noch nichts aufgefunden, aber daß der Parallelismus der Rede auch ihnen eigen war, bezeugt eine Inschrift in welcher Sardanapal I. seiner Grausamkeit sich rühmt:

Ihre Männer machte ich zu Gefangenen, beide, alte und junge;
Den einen schnitt ich Hände und Füße ab, Ohren, Nase und Lippen den andern.
Von den Ohren der Jünglinge machte ich einen Haufen,
Von den Köpfen der Männer baute ich einen Thurm.
Ich stellte das aus als Siegeszeichen vor der Stadt;
Die Kinder hab' ich verbrannt und die Stadt mit Feuer verheert.

Medien und Babylon erhoben sich unter Sarak, der den Südostpalast in Nimrud baute, aber klein und ohne Bilderschmuck. Er verbrannte sich mit seiner Residenz gegen Ende des 7. Jahrhunderts. Die Verwüstung Ninives war wohl ein Racheact von

Seiten der lang und oft grausam und hart behandelten Nachbarstämme, die nun zerstörten was ihre Ahnen erbauen mußten. Zephanja sprach: Das ist die fröhliche Stadt, die in ihrem Herzen sprach: „Ich bins und sonst keine mehr!“ Wie ist sie so wüste geworden daß das Wild darin wohnet!

Die Paläste wurden durch terrassenförmige Unterbauten bis zur Höhe von 30 und 40 Fuß über den Boden erhoben. Das Material der Bauten sind Backsteine, die man aus dem Lehmboden der Gegend bereitete und an der Sonne trocknete; daher sind die Mauern trotz ihrer Dicke von 5—15 Fuß großentheils zerbröckelt; die ältern Gebäude sind schmal, ein Saal zeigt z. B. bei 30 Fuß Breite 150 Fuß Länge; die Decke war ohne Stützen durch Ceder-, Pappel- oder Palmenbalken von einer Seite zur andern getragen, Säulen werden nur bei den jüngsten Bauten erwähnt. Im Südwestpalast findet sich eine doppelte Breite, aber auch dicke Mauerpfeiler im Innern. Die großen Schuttmassen deuten auf herabgestürzte obere Stockwerke. Die Außenmauern waren schmucklos, durch hervortretende pilasterartige Streben gegliedert, mit einem Dachgesims und drei- oder viereckigen Zinnen bekrönt, die Thore waren häufig nach oben durch Rundbogen überwölbt. Nach innen aber waren die Wände oben mit bunten glasirten Ziegeln oder mit einem farbigen Gypsüberzug, unten mit Alabasterplatten bekleidet, die gegen 10 Fuß hoch reichen und den Bilderschmuck der gemalten Reliefs und die Inschriften tragen, Keile und Winkelhaken in verschiedenen Stellungen und Combinationen, hier Silben, bei den Persern Buchstaben bezeichnend. Ein Relief deutet darauf hin daß um Licht und Luft zu gewinnen am obern Ende der Wand Fensteröffnungen mit säulenartigen Stützen frei blieben. Auch gewölbte Gänge finden sich, wie im Unterbau der Stufenpyramide beim Nordwestpalast, wol das Grabmal seines Erbauers. An den Haupteingängen treten geflügelte Thiergestalten aus der Wand hervor. Die Dächer waren flach und gern mit Gewächsen besetzt. Den Mittelpunkt des Palastes bildet ein Hof, um welchen sich Säle und größere wie kleinere Gemächer ausbreiten.

Das weichere Material und ein beweglicherer Sinn führte die Assyrier zu schwellendern weichern Formen als wir in Aegypten finden, wo Geist und Stein in gleicher Strenge einander entsprechen. Statt der straff angezogenen Hohlkehle, die gleich einem etwas vorgeneigten Blatt die Bauten am Nil bekrönt, erscheint

am Tigris die Einziehung viel tiefer, dann aber in kleiner Rundung wieder hervorquellend, und die schwungvolle Linie ruht auf senkrechtem Untersatz. Ein Relief zeigt Säulen einer kleinen Halle, deren Capitäl durch zwei an den Enden aufgerollte übereinander liegende Teppiche gebildet scheint, wie die Griechen das in der ionischen Säule sinnig und anmuthig fortentwickelten. Außerdem finden wir Rosetten, fächerartig entfaltete Blumen oder Palmetten und die mäandrisch ineinandergeschlungenen Linien, die gleichfalls den Griechen Muster und Motiv waren. Die Volutenwindung schmückt auch die Riegelhölzer welche die Füße königlicher Throne zusammenhalten: „Verbindung und Lösung ist hierbei auf eine in der That sehr glückliche und geschmackvolle Weise ausgedrückt.“ (Kugler.) Die Füße selbst erscheinen wie gedrechselt im Wechselspiel vor- und zurückweichender Linien, und enden gewöhnlich in eine Thiertatze. Als Träger des Sitzbretes sind zwischen ihnen oft noch Männergestalten mit erhobenen Armen angebracht. Das Arabeskenspiel sinnvoll verschlungener Linien im Wechsel mit phantastischen Thier- und Pflanzenformen erscheint auf Gewändern und Geräthen auch hier schon als charakteristischer Ausdruck des semitischen Geistes.

Die Bildwerke lassen die Paläste nicht blos als Wohnungen der Könige, sondern zugleich als Denkmale ihrer Thaten und ihrer Macht, als Bauten für staatliche und religiöse Zwecke erscheinen. Die Reliefs der Alabasterplatten im Innern der Säle sind wie in Aegypten eine große Bilderschrift von der Geschichte und dem Leben der Herrscher. In der Cultur und Sitte jener Zeiten findet die biblische Kunde von der Kriegsmacht, Pracht und Lebensfülle der Assyrier ihre Bestätigung. Die Bildwerke bleiben noch im Zusammenhang mit der Architektur, aber sie entfalten sich freier, sind nicht mehr so streng unter ihr Gesetz gebunden, ja der Bau selbst erscheint mehr nur als ihr Träger; an die Stelle des streng Gemessenen tritt eine Freude an der Bewegung, der Kraftentfaltung, zur Umrißzeichnung gesellt sich eine starke Modellirung, welche die Fülle des Fleisches im Spiel der Muskeln energisch ausdrückt, die Gestalten werden dadurch gedrungener, gerundeter. Die Federn der Flügel, die Säume der Gewänder, die Geschirre der Pferde, ja selbst das feine Häutchen welches den Nagel nach dem Finger hin einrahmt, werden mit sorgsamer Feinheit treu nachgebildet. Kugler hat das rechte Wort bereits gefunden: in der ägyptischen Kunst ist mehr Stilgefühl, in der assyrischen mehr

Lebensgefühl. Aber es bleibt doch bei dem äußern Leben, die steife Feierlichkeit ceremonieller Handlungen gelingt noch besser als die seelenvolle Bewegung der That; der Ausdruck des Gesichts ist auch hier häufig ein kaltes starres Lächeln. Die Züge zeigen den semitischen Typus, Habichtsnase und üppige Lippen und unterscheiden ihn von fremden Nationen, oder von den bartlosen feisten Eunuchen, die dem König den Sonnenschirm tragen. Es kommt auf Deutlichkeit an, das Hauptsächliche soll gesehen werden, darum durchschneidet wol ein glänzender Gewandsaum das Schwert das über ihm hängt, oder fehlt das Stück der aufgezogenen Bogensehne, welche dem Schießenden die Linien des Gesichts unterbrechen würde. Bei geflügelten Menschengestalten ist die eine Schwinge gesenkt, die andere gehoben, sodaß beide sichtbar werden. Die Darstellung größerer Scenen, Kämpfe, Belagerungen, Opfer, Gelage, Jagden entfalten sich freier als in Aegypten, und wenn auch im ganzen noch ohne künstlerische Composition, ohne Perspective und Einheit des Standpunkts, so gewähren sie doch im einzelnen manche wohlgeordnete Gruppe mit klarer Wechselbeziehung der einzelnen Gestalten. Die Profilstellung der Füße wird beibehalten auch wo der Körper die Vorderseite uns entgegenwendet; umgekehrt zeigt das Auge im Profil des Gesichts eine volle Vorderansicht. Die sorgsame Pflege von Bart und Haar läßt sich in der Darstellung der bald glatt gekämmten, bald geflochtenen oder zierlich gelockten Partien erkennen, wie diese namentlich um die Schultern und um die Wangen sich in künstlicher Kräuselung ausbreiten. Bei den Gewändern überwiegt die feine Nachbildung des Schmucks in bunten Säumen, Quasten und eingewebten Mustern, die zugleich zur Bezeichnung von Rang und Stand der Personen dienen, und läßt den Sinn für Falten und Faltenwurf noch nicht aufkommen. Gewänder und Waffen, Schmuck und Geräthe zeigen das Schönheitsgefühl der Assyrier in semitischer Weise gebunden an das Nützliche und Zweckmäßige, zeigen die handwerklichen Künste in der Blüte die uns die Nachrichten der Alten schildern, zeigen in vielen Formen die Muster und Motive für das Abendland bis auf den heutigen Tag. Namentlich prangen Griff und Scheide von Dolch und Schwert mit Beschlägen aus edlem Metall; Thierköpfe sind handlich ausgearbeitet, einander umklammernde Löwen lassen die Köpfe in entgegengesetzter Richtung nach auswärts sich wenden, der Nacken der Stiere scheint zu tragen, ihr Horn zu halten. Die Thiere

der Kraft, des Muthes, der Schnelligkeit werden wappenartig stilisirt und dann schließt sich ein Arabeskenspiel von Linienornamenten leicht und wohlgefällig ihnen an. An gekrümmten Vogelhälsen hängt ein Opfergefäß im Henkel; Ringe, Hals- und Ohrgehänge sind mit Rosetten geschmückt, wie eine Schlange umwindet die Spange den Arm.

Der König erscheint im Kampf auf dem Streitwagen, der ebenso den Befehlshabern eignet und in Aegypten und Indien, wie in der Ilias auf die gemeinsame Sitte des heroischen Alterthums hinweist. Reiter mit Bogen, geschmückten Köchern und Lanzen sprengen einher, schildbewehrte, behelmte, um die Brust und die Beine mit Stahlplatten bekleidete Schwerbewaffnete knien nieder mit vorgestreckter Lanze und lassen über ihre Häupter hinweg die Schützen und Schleuderer den Kampf der Ferne beginnen. Städte werden belagert, indem man die Mauern untergräbt oder ersteigt und mit Sturmböcken eine Bresche bricht, in die das Fußvolk unter dem Schutz des Schilddaches einzieht. Vergebens ist das Hülfeflehen der Besiegten; wer nicht fällt wird gefangen und gefesselt abgeführt; der König setzt den Fuß auf den Nacken der Ueberwundenen, und die Köpfe der Erschlagenen werden dem Wagen des heimkehrenden Siegers vorangetragen. Im Frieden hält der König den Stab der Herrschaft in der Rechten und stützt die Linke auf das Schwert; oder er thront mit dem Becher in der Hand und Verschnittene halten den Sonnenschirm oder fächeln Kühlung. Oder er gießt ein Trankopfer aus, er hebt den Pinienapfel zum Bilde des Gottes empor, den er als Oberpriester verehrt; um seinen Hals hängen Sonne, Mond und Sterne, Priester dienen ihm in der Adlermaske des Gottes dem sie sich ähnlich machen.

Das bedeutendste Werk des assyrischen Meißels sind die 10 bis 20 Fuß hohen Kolosse, welche sie als Wächter ihrer Thore so hinstellen daß sie dem Eintretenden mit Haupt Brust und zwei Vorderfüßen entgegenschauen, während von der Seite gesehen sie schreitend sich aus der Wand hervorheben, wodurch es kommt daß sie in der Seitenansicht die vier Beine zeigen, die Vorderansicht aber selbständig zwei Beine und die Figur im ganzen deren fünf hat, von denen indeß immer nur die rechte Zahl sichtbar ist. Auch hier haben wir eine Mischung thierischer und menschlicher Formen, aber es ist sachgemäß der Hals und das bärtige Haupt des Menschen, die sich über dem Leibe des Stiers

oder Löwen erheben, dessen Rücken die Flügel des Adlers beschwingen. Der Stärke, dem Muth, der Schwungkraft gesellt sich die Einsicht, es sind die bedeutendsten Formen der Natur die sich hier zu einem Ganzen zusammenschließen, daß sie als Ganzes veranschaulicht, mag es nun ein Symbol des Göttlichen, seiner Weisheit, Macht, Allgegenwart, und des stellvertretenden Königthums gewesen sein, oder mag es, worauf der Ort zu deuten scheint, die Gesammtkraft der Natur darstellen wie sie ein Wächter- und Hüteramt für das Heilige und für die Staatsmacht ausübt. Im Cherub auf der hebräischen Bundeslade begegnen wir einer ähnlichen Figur; ebenso vor den Hallen von Persepolis; sie beut die Elemente zu Ezechiel's Vision und die Symbole der christlichen Apostel sind bekanntich der menschlich gestaltete Engel, Stier, Löwe und Adler. Die Verbindung der Formen ist wohlgelungen, der Umriß gewaltig wie die derb hervorquellende und doch so straffe Muskulatur; die Federn der Flügel sind fein ausgearbeitet, doch mit jener conventionellen Regelmäßigkeit die sich auch bei den steifgeringelten Löckchen des Bart- und Haupthaars findet. Wir sehen auch hier die Einheit in der Einigung des Mannichfaltigen, und sehen darum in diesen majestätischen Gestalten die Symbole des Assyrerthums selbst, wie uns die Sphinxe das Aegypterthum kennzeichnen.

Flügelrosse und Greife kommen ebenfalls in kleinerm Maßstab vor und bezeugen Assyrien als das Vaterland dieser Gebilde; ein Sphinx weist auf den Zusammenhang mit Aegypten hin, das in Krieg und Frieden mit Ninive in Berührung kam. Ein Relief zeigt wie die Herstellung der Kolosse schon im Steinbruch begonnen, die Felsblöcke schon behauen wurden; die völlige Durchbildung der Formen erfolgte wenn sie aufgestellt waren. Auf Booten oder auf Schlittenbäumen, die durch Walzen und Hebel bewegt wurden, liegen sie, und eine Menge Männer ziehen sie voran, Fronvögte treiben zur Arbeit, Krieger bewachen den Zug, der König selber schaut ihm zu.

In Aegypten zeigen uns die Bildwerke das Leben des ganzen Volks; die assyrischen Paläste lassen es nur in Bezug auf den Herrscher, lassen uns die Thaten und die Daseinsweise der Gebieter erkennen. Die ältern Werke sind mit strenger Energie, die jüngern in flüssigern Formen und mit reicherer Mannichfaltigkeit der Motive ausgeführt. Die Jagd- und Kriegsgeschichten werden immer redseliger dargestellt, Reiter und Pferde verschiedenartig

bewegt, Fische in den Flüssen, Bäume auf dem Lande abgebildet, vornehmlich aber die Löwen bald in majestätischer Ruhe, bald im heftigen Kampf oder kühnen Sprung, bald mit dem Schmerz der Todeswunde meisterlich behandelt. Doch die Composition im ganzen entbehrt der Gliederung, und der geistige Ausdruck bleibt bei den Menschen unerreicht, wol auch unerstrebt. Das Natürliche als solches herrscht noch in der Kunst, und so ist wie in Aegypten die Thierbildung das Vorzüglichste; wie in Aegypten herrscht die Baukunst und dient ihr die Bildnerei zum Zierath.

Von der Musik der Assyrier zeugen bereits die Denkmale. Harfenspieler stehen vor den Fürsten, Sänger bewillkommnen den Sieger, Sängerinnen und Kinder begleiten das Spiel der Instrumente mit Lied, Taktschlag der klatschenden Hände und Tanzbewegung. Der Gottesdienst, die Schlacht war, wie auch die Bibel erwähnt, vom rauschenden Schall der Drometen und Pfeifen umklungen, die üppige Festlust des Friedens durch Musik erhöht. Die Astrologie sah einen Zusammenhang im Verhältniß der Töne und der Gestirne. Lyra, Doppelflöte, Sackpfeife sind eine Erfindung dieser Semiten, und in dem Hackbret oder Cymbal, das ein Musikant auf einem Relief zu Kujundschik spielt, hat Ambros das Instrument erkannt das zu den Hebräern und Griechen überging, von den Arabern her durch die Kreuzzüge ins Abendland kam und zu unserm Klavier ausgebildet wurde. So sind auch auf dem Gebiet der Tektonik die Voluten, Palmetten, Mäanderlinien und andere Arabesken in die griechische und in unsere neueuropäische Baukunst und Geräth- oder Schmuckbildung übergegangen und erhalten.

Neubabylon.

Die Oberherrschaft der Assyrier ließ Babel bestehen, Religion, Bildung, Industrie erhielten und entwickelten sich, nur statt eines selbständigen Herrschers waltete ein Statthalter Ninives. Ein solcher, Nabonassar, einte sich mit Kyaxares, König in Medien, das schon vorher aus der assyrischen Botmäßigkeit sich befreit hatte; sie eroberten und zerstörten Ninive 606 v. Chr. Noch klingt das Frohlocken der Propheten über diesen Untergang.

Mit überströmender Flut kommt Jehova's Gericht. Assur ist gewogen und zu leicht befunden, Schnitzbild und Gußwerk wird ausgerottet in den Tempeln, Silber und Gold wird geraubt. Das Lager der Löwen ist zerstört, die Stadt wird zur Einöde gleich der Wüste, Heerden lagern auf den Gassen, das Cederngetäfel ist zerbrochen und auf den Säulenknäufen übernachten Igel und Pelikan. — Das Land auf dem linken Tigrisufer kam an Medien, das auf dem rechten an Babylon, welches nun für kurze Zeit von neuem einen reichen Glanz entfaltete. Nebukadnezar (Nabukuduryssur 604—561) erweiterte nicht blos die Grenzen des Reichs durch Kriegsmacht, seine Bauten erneuten und verbesserten das alte Kanalsystem, und seine Siegesbeute schmückte den Belustempel, den er prachtvoll herstellte. Auf dem östlichen Ufer des Euphrat gründete er eine neue Stadt, die er mit der alten durch eine gemeinsame Mauer von neun Meilen Länge umschloß; Babylon hat den Umfang eines Volks, nicht den einer Stadt, bemerkt Aristoteles. Die Mauer war ein Wall: zwischen den Zinnen konnten auf ihrer Höhe zwei Viergespanne nebeneinander herfahren; mehrere hundert Fuß hoch ward sie noch von 250 Thürmen überragt. Ein Wassergraben umzog die Mauer; von 100 ehernen Thoren war sie durchbrochen. Auf der Ostseite lag die alte Königsburg mit der dreifachen Mauer. In der neuen Stadt baute Nebukadnezar auf erhöhter Terrasse seinen Palast aus Ziegelsteinen und bekleidete die Innenwände mit Alabasterplatten; eine Mauer befestigte auch hier das Ganze, Teiche und Bäume umgaben die Wohnungen, und alles überragten die hängenden Gärten der Semiramis, wie der Occident die Anlage nannte welche der Herrscher für seine Gattin, die medische Königstochter Amytis, herstellte, damit sie die am Abhang der Berge emporsteigenden Gärten der Heimat hier in der Ebene wiederfinde. Es war ein terrassenförmiger Bau, der vom Spiegel des Euphrat bis zur Höhe von 400 Fuß emporstieg; Langmauern von 22 Fuß Dicke standen in Entfernungen von je 10 Fuß. Von einer zur andern deckten Steine den Gang, und über der vordern Mauer und diesen Steinen wurden Schichten von Schilf und Erdpech, von Gips und Ziegeln ausgebreitet; dann kamen Bleiplatten und auf diesen so viel Erde daß Bäume darin wurzeln konnten. Die hintere Mauer ward ein Stockwerk höher aufgeführt, Treppen führten dazu, und nun wurde von neuem sie mit einer dritten, diese mit einer vierten und so fort in gleicher Weise

verbunden und der Raum zur Gartenanlage verwendet. Pumpwerke hoben das Wasser des Euphrat empor. Im Innern lagen die kühlen Grotten, nach denen der fieberkranke Alexander verlangte; von der Höhe des Ganzen die Stadt und Gegend überschauend mochte Nebukadnezar die Worte sprechen, die ihm das Buch Daniel zuschreibt: „Das ist die große Babel, die ich mir zum Königssitz erbaut habe, zum Zeichen meiner Macht."

Die Neubabylonier verwendeten Erz zum Schmuck der Thorpfosten und zu andern architektonischen Ornamenten, wahrscheinlich auf der Grundlage eines hölzernen Kernes, wie ihn auch ihre aus edeln Metallen bereiteten Bildsäulen gewöhnlich hatten. Ein phantastisches arabeskenhaftes Formenspiel mußte dadurch erleichtert werden. Die Propheten wie die Griechen gedenken der Götterbilder aus Holz, die mit Gewändern bekleidet, mit Silber und Gold verziert oder aus edlem Metall geschmiedet wurden. Nebukadnezar errichtete deren viele, manche von kolossaler Größe. Die Trümmerhaufen haben bisjetzt nur Bruchstücke von Figuren aus Alabaster oder glasirten Ziegeln zu Tage gefördert; der Stil zeigt den von Ninive, dasselbe Uebergewicht der Muskulatur und Modellirung, dieselbe oder eine noch größere Freude an der Zierlichkeit in der Wiedergabe der künstlichen Locken, des reichen Schmucks der Gewänder. Die Gegenstände deuten darauf hin daß auch hier Kampf, Jagd, Götterverehrung dargestellt ward. Irdene Gefäße, kleine Statuen aus gebrannter Erde, Goldschmuck ist gefunden worden, namentlich auch Edelsteine von cylindrischer Form, die zum Siegeln dienten oder als Amulette um den Hals getragen wurden, mit eingegrabenen Darstellungen phantastischer Gestalten nach assyrischer Weise. Fabelhafte Thiere, die sich auf den Hinterfüßen aufrichten, werden im Kampf mit einem Manne von dessen Schwert durchbohrt; — wir finden das in größerer schönerer Art auch in Persepolis wieder.

Kyros eroberte Babylon; als Darius die abgefallenen Provinzen wieder unterwarf ließ er die Mauern schleifen; Xerxes zerstörte den Belustempel, dessen Wiederherstellung Alexander versuchte, aber aufgab. Später hoben sich Seleucia, Bagdad und Balsora in jener Gegend, über Babylon aber ward die Weissagung des Propheten zur Wahrheit: „Nicht zeltet daselbst ein Araber und Hirten lagern sich nicht daselbst; es lagern sich dort die Steppenthiere und Uhus füllen die Häuser; in den Palästen heulen Wölfe und Schakals in den Häusern des Wohllebens."

Trümmerhügel bezeichnen uns heute die Stätten wo die Königsburgen und der Belustempel standen. Auf gebrannten Ziegeln steht in Keilschrift Nebukadnezar's Name.

Die Phönizier und kleinasiatischen Syrer.

Das einförmige Land zwischen dem Euphrat und Tigris begünstigte die Gründung eines großen Staats und seiner gleichmäßigen Cultur; das westliche Syrien zeigt dagegen den Wechsel der Berge und Thäler, des Binnen- und Küstenlandes in einer Mannichfaltigkeit und einer Sonderung die zum Hirtenleben, zum Feld-, Wein- und Oelbau, zur Städtegründung und zur Seefahrt leitet und nach Maßgabe dieser Naturverhältnisse die Errichtung kleiner selbständiger Gemeinwesen begünstigt. Philister, Phönizier, Gibliter wohnten von Süden nach Norden am Mittelmeer, Chetiter, Moabiter, Ammoniter, Ammoriter und andere Stämme nahmen das Innere ein, als die Hebräer Kanaan besetzten, und Burgen, Rosse, Kriegswagen, Weinbau bereits daselbst vorfanden. Aber auch die kleinasiatische Halbinsel nördlich und westlich vom Taurus zwischen dem Mittelländischen und Schwarzen Meer zeigt im Wechsel von Gebirg und Ebene, Binnenland und Küste, fruchtbaren und öden Strecken ähnliche Bedingungen, und Cilicier, Phrygier, Karier, Lydier und Lykier lassen bei aller Selbständigkeit so viel Gemeinsames erkennen, daß dies nicht allein durch assyrische oder phönizische Einflüsse, sondern aus der Stammesgemeinschaft erklärt werden muß, daß das Semitenthum die Grundlage der Cultur bildet, welche den arischen Hellenen wol mehr noch bot als sie von ihnen aufnahm. Je mehr wir in religiöser Beziehung zunächst das Phantasieleben dieser Völker als ein Ganzes betrachten, desto verständlicher wird es uns im Einzelnen. Die Grundideen, die wir am Euphrat und Tigris kennen lernten, kehren auch hier in mannichfaltigen Formen wieder.

In der Seestadt Gaza stand das Bundesheiligthum der Philister, die daselbst verehrten Götter führen die Namen Dagon und Derketo; wir kennen dieselben aus Assyrien, und kennen die Bilder welche der Schilderung ihrer Gestalt entsprechen: Menschen-

antlitz und Menschenbrust geht in einen Fischrumpf aus. Von der Derketo zu Askalon wissen wir daß Tauben und Fische ihr geheiligt waren wie der Aschera von Kypros, welche die Hellenen für ihre Liebesgöttin Aphrodite ansahen; Derketo scheint danach ein anderer Name für die gleiche Wesenheit der babylonischen Mylitta, die im Feuchten waltende, lebengebärende Naturkraft und Allempfänglichkeit, die weibliche Seite des männlich gedachten geistigen Himmelsgottes, das Princip der Weiblichkeit und Natur in Gott. Die Verehrung Bel's unter dem anders vocalisirten Namen des Baal war den Syrern gemeinsam: wir finden ihn bei Philistern und Phöniziern und in den Ländern östlich vom Jordan. Es ist der alte ursprüngliche Himmelsgott, der auf den Höhen verehrt wird, dem die Gipfel des Sinai, Karmel und Libanon heilig sind; Abraham, Moses, die Propheten heben seine Geistigkeit und Alleinigkeit hervor, im Heidenthum hat er andere Entfaltungen seines Wesens als Götter neben sich und geht er in das Naturleben ein. Die Baaltis führt im westlichen Syrien den Namen Aschera; sie wird an Wassern in schattig kühlen Hainen verehrt; die Bäume, vor andern die immergrünen, sind ihre Kinder, die Symbole ihres aufsprossenden unvergänglichen Lebens; der Granatapfel, der in sich die Fülle der Kerne birgt, ist ihre Lieblingsfrucht als das Bild der fruchtbaren Natur. Der Göttin der Fortpflanzung dienten auch die Phönizierinnen und die verwandten Stämme mit dem Opfer der Jungfrauschaft; sie gaben sich wenigstens einmal zu Ehren der Göttin preis, oder lebten eine Zeit lang als geweihte Lustdirnen in deren Tempelgehege.

Die ursprünglichste Art des Götterbildnisses ist hier erhalten: kegelförmige Steine wurden aufgerichtet, der Ort wo sie standen mit einem Steinwall umhegt oder mit einem Tempel überbaut. Die Steine wurden zu mächtigen Säulen; so finden wir sie vor den Tempeln stehen, auch in Jerusalem, wo ihre Namen auf gründende und erhaltende Macht hindeuten: so symbolisiren sie die Götter als die Säulen die alles tragen und halten. Es scheint daß man sie auch phallisch deutete und danach ihr oberes Ende männlich und weiblich kennzeichnete; dann sind sie Bilder der Erzeugung und Geburt des Lebens. Ursprünglich waren sie wol nichts anderes als die ersten rohen sinnlichen Zeichen und Anhaltspunkte für Auge und Gemüth.

Aber nicht blos Glück und Leben, auch Unglück, Verderben und Tod kommt über den Menschen und über die Welt, und

wenn wir nicht eine dem Göttlichen entgegenwirkende böse und feindselige Macht annehmen, so muß in ihm selber eine richtende und zerstörende Gewalt anerkannt werden. Das Nächste und Ursprüngliche wird sein daß man diese in der Gottesidee hervorhebt, das Wesen Gottes danach gestaltet; das Zweite daß der so aufgefaßte Gott als eine besondere Persönlichkeit neben den andern tritt, in welchem der Mensch die schöpferische wohlthätige Wesenheit ergriffen und gestaltet hat. Das Dritte ist die Erkenntniß daß beides die Seiten und Offenbarungsweisen des Einen sind. Die Personification des bösen Princips finden wir bei den Iraniern, von wo aus sie sich auch zu Semiten und Abendländern verbreitete; die drei Stufen des andern Weges haben wir in Syrien.

Moloch heißt König, so bezeichnet er den herrschenden Gott als solchen. Aber in ihm wird die furchtbare Gewalt der Zerstörung angeschaut, welche der Sühne bedarf, daß sie gnädig werde. Moloch hat im Feuer sein Symbol, es ist das fressende und verheerende, zugleich aber ein heiliges und reinigendes Element; seine Glut flammt in der Sommersonne. Da es zugleich in der Lebenswärme die Lebenskraft bezeichnet, kann auch der Stier ein Bild für den Gott der Stärke werden. In Stiergestalt wird Moloch verehrt, zum Stierbild sehen wir auch die Juden abgöttisch sich wenden; das Eifrige, Zornige des Gottes ist in Jehovah sittlich gewandt zum Schrecken und zum Gericht des Bösen. Auch als man dem Moloch die Menschengestalt gab, vermochte man sein Wesen nicht in den Zügen eines menschlichen Antlitzes ideal zu gestalten, ein Schritt den erst die Götterbilder eines Phidias thaten, sondern ließ ihm den Kopf des Stiers als symbolisches Kennzeichen.

Hat der Mensch seinen Willen von Gott abgewandt, ist er selbstsüchtig aus der Lebensgemeinschaft mit ihm herausgetreten, hat er statt des Feuers der Liebe das des Zornes in sich entzündet, so empfindet er dessen verzehrende Macht, und fürchtet er Gottes Zorn. Er fühlt daß er ein Leben verwirkt hat das ihm gegeben war um Gottes Gebote zu erfüllen; aber er hat sie übertreten und in Noth und Tod sieht er die gerechte Strafe Gottes. Indem er sie freiwillig auf sich nimmt, hofft er ihn zu versöhnen. Diese Hingabe des Lebens ist der Opfertod. Ist aber die Menschheit, ist Familie, ist Volksgenossenschaft ein einiger Organismus, und liegt das Wesen des Menschen im Willen, so

kann er seine Schuld und Todeswürdigkeit bekennend dennoch hoffen und glauben es werde die Hingabe eines Gliedes für das Ganze Gott genügen, zumal wenn dieses freiwillig zur Stellvertretung sich weiht, alle aber darin ein Zeichen ihrer eigenen Buße geben. Wird diese Idee des Opfers mit voller und sinnlicher Energie ergriffen, so ist es Menschenopfer. Dies finden wir darum so gut in Mexico wie in Aegypten, Griechenland und Rom. Aber anderwärts wurde das Blut der Thiere stellvertretend vergossen und der Mensch empfand im Fortschritt humaner Bildung daß es auf die Umwandelung und Hingabe des Willens ankomme, daß Gehorsam, die Ueberwindung der Selbstsucht das rechte Opfer sei, und statt Isaak's starb der Widder, statt Iphigenia's die Hirschkuh, und das bei der Geiselung rinnende Blut löste den Sparterknaben am Altar der Artemis. Die syrischen Semiten aber hielten am Menschenopfer fest. Wie der Landbauer mit frommem Sinn die Erstlinge der Garben dem Gotte darbringt um zu bekennen daß diesem alles gehöre, von diesem er alles empfangen habe, so glaubte man auch die Erstgeburt in der eigenen Familie dem Herrn weihen oder doch von ihm loskaufen zu müssen. Man ahnte und empfand des Gottes Zorn wenn die Sommersonne das Land versengte und Seuchen infolge der Hitze ausbrachen, wenn Unfälle in Krieg und Frieden das Volk trafen; zur Sühne mußten dann einige für alle geopfert werden, es mußten Volksgenossen sein, je reiner und edler, desto besser, daher nahm man unschuldige Kinder, unbefleckte Jünglinge. Durch das Los sollte der Gott bestimmen welche er wähle. Das Liebste des Menschen war das wirksamste Lösegeld. So brachte der Moabiterkönig Joram den erstgeborenen Sohn zum Brandopfer, als die Hebräer seine Burg belagerten, und die Karthager legten ihre Kinder auf die glühenden Arme des ehernen Molochbildes. Die Opfer, berichtet Plutarch, mußten willig und heiter in den Tod gehen, Pauken und Flöten übertönten das Jammergeschrei der Verbrennenden, und ohne Thränen und Seufzer mußten die Mütter dabeistehen.

Die Himmelskönigin, in welcher die dem Moloch entsprechende weibliche Seite personificirt wird, oder seine Idee weiblich aufgefaßt heißt Astarte. Sie wird als verderbliche Kriegsgöttin mit dem Speer dargestellt, als Himmelsherrscherin hat sie den Mond zum Symbol, dessen Sichel sie auf dem Haupte trägt, die Hörner der Kuh lassen sie dem stierköpfigen Moloch entsprechend erscheinen.

In den Tempeln brannte ein nie verlöschendes Feuer. Jungfrauen wurden ihr verbrannt. Ihre Priesterinnen mußten ehelos leben. Und wie sie der Liebes- und Lebenslust widersagte, so entmannten sich Priester und andere von der rasenden Festlust Ergriffene ihr zu Ehren um ihr ähnlich zu werden, zogen Weiberkleidung an und malten sich das Gesicht nach Weiberart. Eine wildberauschende Musik von Pfeifen, Pauken und Cymbeln erscholl an ihren Altären, und im Wirbeltanz geiselten ihre Verehrer sich wund oder ritzten sich mit Schwertern. Das eigene Blut sollte mit Lust vergossen, die Verstümmelung im Freudentaumel vollzogen werden.

Als Stadtkönig, Melkarth, riefen die Tyrier den Baal an, der wieder eines Wesens mit Moloch war, die schaffende und zerstörende Macht in sich vereinigte: unsern Herrn Melkarth-Baal von Tyrus nennt ihn eine auf Malta gefundene Inschrift. Er wirkt und waltet in der Sonne. So ist er der Baal auf Reisen, von dem Elias spricht, indem der Sonnenlauf seine Wanderungen bezeichnet. Seine Kraft entschlummert oder stirbt, wenn die Sonnenwärme im Winter abnimmt, sie wird im Frühling neugeboren, und damit das Wiedererwachen des Gottes gefeiert. Die versengende Glut der Sommersonne aber sollte von dem Scheiterhaufen kommen, auf dem er sich selbst verbrannte um die Zorneshitze in sich zu überwinden und mild wiedergeboren zu werden. Die Säulen des Melkarth, welche die Phönizier am Ende des Mittelmeers bei Cadiz errichtet hatten, nannten die Griechen Säulen des Herakles; ihren Sonnenhelden sahen sie im Sonnengott der Semiten, und bereicherten ihre Mythen mit dessen Thaten und Geschick, auch mit dem freiwilligen Feuertod.

In der Dido der Karthager waren Aschera und Astarte wieder zu der sowol segnenden als verderblichen Himmelsherrscherin verschmolzen. In einem dunkeln Fichtenhain wurden ihr Menschen geopfert, aber alsdann ward sie wieder als die Anmuthige, Anna, angerufen, und ihr ein heiteres Fest der Freude bereitet. Wie der Sonnengott die Länder durchwandert und die Weltfahrten der Phönizier leitet, so sah man die Wege der Göttin in den Bahnen des Mondes, und das Verschwinden seines Lichts ward mit einer Trauer- und Todesfeier begangen. Im Neumond erschien sie wiedergeboren. Melkarth suchte sie, wenn sie verschwunden war; er überwand ihre spröde Jungfräulichkeit, und

Leben und Ordnung der Welt ging aus dem Liebesbunde der beiden hervor.

Das Letzte und Höchste war aber daß man auch ihre Einheit erkannte, und so suchte man darzustellen daß es das eine göttliche Wesen ist das sich in beiden offenbart, das in jeder ganz gegenwärtig nur nach einer Seite hin vornehmlich zur Erscheinung kommt. Die Gottheit ist in ihrer Einheit über den Gegensatz der Geschlechter hinaus; auf sinnliche Weise stellte man dies durch Mannweiblichkeit dar. Nun dienen die Priester dem Gott in Frauengewändern, und die Priesterinnen der Göttin in Männerrüstung, sowie Dido selber mit Melkarth's Bart dargestellt wird, und die Sinnenlust ihres Dienstes in die Baalstempel eindringt.

Eine eigenthümliche Wendung nahm der Dienst des Herrn (Adonai) im Adoniscultus der Gibliter. Es war das Aufblühen und Verwelken der Natur, das sie mit lebendigem Mitgefühl als That und Leiden, als Tod und Wiedergeburt des Gottes feierten. In der röthlichen Farbe, die der Fluß annahm wenn der Herbstregen die rothe Erde von den Bergen abspülte, sahen sie das Blut des jugendschönen Gottes den der Wildeber Molochs am Libanon getödtet. Mit geschorenen Köpfen und in zerrissenen Kleidern trugen die Priester das Götterbild bei dem siebentägigen Trauerdienst herum, und die Weiber zerkratzten die Brust und schrien Wehe (Ailanu, Ailanu, daher die Linosklage), bis die Kunde verbreitet ward daß Adonis lebe. Im Frühling ward ihm ein rauschendes Auferstehungsfest gefeiert. Der Thamuz, von dem die Propheten reden, ist ein anderer Name für Adonis. Die Idee des leidenden, sterbenden, auferstehenden Gottes hat von seinem Mythus aus auf die Osiris- und Dionysossage der Aegypter und Hellenen eingewirkt, Adonis selbst ist als ein Geliebter der Liebesgöttin, als ein Bild der früh hinwelkenden Jahres- und Jugendblüte in die abendländische Dichtung übergegangen.

Wenden wir uns zu den Stämmen Kleinasiens, so werden wir unter wechselnden Namen die semitischen Grundideen wiederfinden. Nordwärts von den Höhen des Taurus hinab nach dem Schwarzen Meer hin ward die Göttin Ma verehrt; ihre Umzüge wurden mit Ausschweifung und Selbstzerfleischung gefeiert, und wie Wollust, Schmerz und Grausamkeit in schauerlichem Bunde stehen, so war sie zugleich die streitbare Schlachtenherrscherin, und die Tausende von Priesterinnen die sich in ihren Heiligthümern

als Luftdirnen scharten, trugen die Mannesrüstung; nach der Ma Amazonen genannt gaben sie den Anstoß zur Sage eines kriegerischen Weiberstaates. In Cilicien war der Baal von Tharsus dem von Tyrus gleich. — An des Midas Namen in Phrygien hat die Mythengebärerin Hellas der Sagen viele geknüpft, historisch ist immer die orgiastische Tonweise, die dort blühte, von dort sich verbreitete. Die große Mutter, die Königin, die Allgeberin heißt dort Kybele; aus der Mutterkönigin machten die Griechen eine Göttermutter und zogen sie in ihre Theogonie herein. Als lebenspendende Naturkraft ward sie im Waldesgrün verehrt, heilige kegelförmige Steine waren auch ihr Bild, und wenn die phönizische Göttin auf einem Löwen steht, so war es eine Gestaltung der volksthümlichen Auffassung daß griechische Meister sie darstellten auf einem Löwen reitend oder auf einem von Löwen gezogenen Wagen. Bei Pfeifen- Trommel- und Beckenklang riß die wilde Lust auch an ihren Festen zur Selbstverstümmelung hin, entmannte Priester versorgten ihren Dienst, und doch war sie zugleich die Geburtsgöttin. Agdistis als Weibmann, Attys als Mannweib werden mit ihr verbunden, Klage und Jubel um Attys gesellt sich ihrem Cultus, und Plutarch sagt daß die Phrygier annehmen ihr Gott schlafe im Winter und erwache im Sommer; die Paphlagonier meinten er sei im Winter gebunden und eingesperrt und werde im Frühling befreit; so sehen wir die Idee der Adonismythe auch hier, und dürfen mit Dunker annehmen daß auch den Phrygiern jene Auffassung nicht fremd war, welche Leben und Tod in einer Göttergestalt zusammenfaßte, aus dem Tode neues Leben hervorgehen sah und in dem Tode sogar die Bürgschaft desselben erblickte. Auch die Grundlage des Niobemythus fand Preller in einer Auffassung der Kybele, welche sie selbst trauernd darstellt, die Mutter Erde, die kinderreiche, die jährlich im Frühling Sprossen und Halme treibt, von der Sommerglut aber sie hinwelken sieht. Die Kybele selber führt auch den Namen Ma, und an andern Orten ward die Gottheit unter dem Uebergewicht des männlichen Princips als Manes oder Men verehrt. So auch als Kriegsgott der kriegerischen Karer. Sein Doppelbeil finden wir in der Hand des Bel zu Ninive und als die Waffe der Amazonen; vielleicht daß es selber die Doppelseitigkeit dieser Wesen symbolisirte. Die große Göttin von Sardes begrüßt Sophokles als die selige die auf dem stiertödtenden Löwen sitzt, die Bergmutter, die allnährende Erde;

auch ihr zu Ehren gaben sich die Töchter der Lyder in ihren schattigen Hainen preis; auch ihr aber dienten entmannte Priester. Kybele ist auch die Omphale; Omphalos nennen die Griechen eben den kegelförmigen Stein der Göttin, und als solcher steht ihr ein Gott zur Seite, bewehrt mit Pfeil und Bogen, der Sonnengott Sardon, der Löwensieger, in welchem die Griechen bald den Apollon, bald den Herakles sahen. Wenn sie aber nun gewahrten wie der Gott in ein Frauengewand gekleidet die Spindel hielt, während die Göttin Bogen, Keule und Löwenhaut anlegte, so glaubten sie nun zu wissen wohin sich Herakles als Sklave zur Sühnung des Mordes von Iphitos verkauft habe; in der That aber haben wir wieder jene sinnliche Darstellung daß in jedem Princip des göttlichen Lebens die ganze Gottheit waltet. Den löwenbändigenden Gott aber zeigen die Denkmale von Ninive als eine der Hauptgestalten, und im Sardon erkannten wir das Vorbild Sardanapals. Der freiwillige Feuertod, durch den ein Held sich selber für das Volk zum Opfer bringt, und dadurch sich zu den Göttern erhebt, findet sich auch als karthagische That; wie der Gott überwindet der Mensch an sich selber die Macht des Todes und Verderbens, und steigt verjüngt aus den reinigenden Flammen empor. Der Adler aber war, wie Münzen von Tarsos bekunden, das Symbol des aus dem Scheiterhaufen aufschwebenden Gottes, dem man die großen Feuerfeste weihte; er war das Symbol des phönizischen Melkarth, und assyrische Priester trugen die Adlermaske.

War eine Mannichfaltigkeit von Göttern dadurch entstanden daß das eine Göttliche im Lauf der Jahrhunderte nach verschiedenen Seiten an verschiedenen Orten aufgefaßt und dargestellt worden, so begann der denkende Geist des Priesterthums diese Gestalten zusammenzustellen; in Phönizien waren es ihrer sieben die man als die Starken, Großen unter dem Namen der Kabiren verehrte, Grundkräfte des Lebens, die sich wieder in den sieben Planeten, sieben Wochentagen offenbarten, in und über denen der Eine als der Achte waltete. Als Schutzgottheiten wurden sie am Vordertheil der Schiffe abgebildet, die zwerg- und fratzenhaften Formen scheinen sie mehr als Kinder des Einen, denn als geheimnißvolle Mächte zu veranschaulichen. Herodot nennt sie Patäken und vergleicht sie dem Ptah und seinen Kindern in Aegypten; patak heißt im Semitischen eröffnen, als Eröffner des Welteies wird der Vatergott damit bezeichnet. Das Weltei selbst war eine

uralte Vorstellung der kindlichen Menschheit. Das Nachdenken der Semiten über den Ursprung der Dinge war kein frei philosophisches, sondern ein religiös mythologisches; gebunden an die Ueberlieferungen des Glaubens verknüpfte es die Gebilde desselben und kleidete seine Ahnungen und Vorstellungen dichterisch in ähnliche Gestalten. Die poetische wie die philosophische Thätigkeit ging hierin auf, und dadurch wurden die Semiten Urheber der Theogonien und Kosmogonien, der Darstellungen von den Zusammenhängen der Götter und der Welt in der Folge einer Entwickelung; die neue Forschung bestätigt Philo's Ausspruch: „Die Hellenen, welche an angeborenem Geist alle übertreffen, eigneten sich zuerst das Meiste an als wäre es ihre eigene Erfindung; dann aber schmückten sie es pomphaft aus und erfanden gefällige Mythen um die Gemüther zu bezaubern."

Wir haben die tiefsinnige Schöpfungslehre der Babylonier kennen gelernt; Eudemos überliefert von ihnen auch schon theogonische Ideen. Aus dem dunkeln Chaos, dem Urstoff, und der sich ihm als der Göttermutter gesellenden Kraft der Liebe geht der Eingeborene hervor, eine Einheit aus der sich wieder ein Gegenstoß trennender und verbindender Kräfte erhebt, und aus diesem entspringt Bel, der selbstbewußte Gott. Es ist ein Entwickelungsproceß des Göttlichen selbst, Gott selbst erringt seine selbstbewußte Persönlichkeit in fortschreitender Entwickelung seiner eigenen Natur, seiner eigenen Lebensprincipien. Mehrere ähnliche Versuche sind von Phöniziern überliefert. Bunsen hat sie im Buch über Aegypten ausführlich betrachtet nach Mover's und Ewald's grundlegenden Untersuchungen. Als das Wesentliche dürfte Folgendes anzunehmen sein. Es steht einmal die Zeit an der Spitze, dann folgen Nebel und Sehnsucht, der noch ungestaltete ungelichtete Stoff und der Drang und Wille zum Leben; sie erzeugen die Luft und den in ihr waltenden Geisteshauch; sie bilden das Weltei, das nun der starke, der zu Persönlichkeit gelangte Gott spaltet und Oberes und Unteres, Himmel und Erde scheidet. Ausführlicher und sinnvoller ist eine zweite Fassung. Da war der Anfang ein Wehen finsterer Luft, ein trübes abgründliches Chaos. Da ward der Geist (er schwebt auch im Anfang der biblischen Schöpfungsgeschichte über der dunkeln Urflut) von Liebe entzündet zu seinen Anfängen, den ewigen, und es entstand eine Verflechtung und Durchdringung und hieß Sehnsucht. Aus dieser Verflechtung des Geistes, der noch kein Bewußtsein von seiner Schöpfung hat,

mit dem Urstoff entstand die Allmutter der Dinge, die gebärende Natur; ihr Name ist Mokh, sie war eiförmig gebildet, in ihr war alle Besamung der Schöpfung und des Weltalls Anfang. Die Erde, der Himmel und die Himmelswächter gehen aus ihr hervor, Thiere und Menschen werden durch sie gebildet. Der Wille zum Leben kommt selber zum Bewußtsein, indem er der Materie sich vermählt, in die Endlichkeit eingeht und die Welt gestaltet. Oder es gehen aus dem beseelenden Geisteshauch und der Urnacht Aeon (Weltalter, Zeit) und Protogonos (Erstgeborener) hervor. Oder es ist der Herr des Himmels als Urprincip erkannt, und der Eingeborene und die Lebensmutter sind seine Kinder. Licht, Feuer, Flamme, Cherubim und Seraphim, sind dann vermittelnde Wesen der Weltbildung; die heiligen Berge steigen auf; die siegreiche Kraft der Sonne gegen den rauhen Winter erscheint als der Gegensatz und Kampf zweier Brüder, der in Jakob und Esau noch nachklingt. Israel, Gotteskämpfer, hieß die Frühlingssonne den Phöniziern; die Hebräer erkannten den wahren Gotteskämpfer in ihrem Stammvater Jakob, sein Ringen mit dem Herrn ist ein Beten um den Segen Gottes. Endlich sind es Himmel und Erde (Bel und Mylitta) aus deren Umarmung der Starke (El) geboren wird, den die Griechen Kronos nennen, der die bis dahin rastlos und ungezügelt waltende Bildungskraft der Natur bändigt, den Himmelsgott vertreibt, entmannt, sich der Herrschaft bemächtigt. Daß El den Erstgeborenen opfert, wird auch anderwärts noch erwähnt: es ist die Hingabe des eigenen Sohns zum Heil der Welt, sowie die Schöpfung ursprünglich als das Opfer des Unendlichen ans Endliche dargestellt ward, wenn Bel sich selber enthauptet, daß durch sein Blut der Mensch Vernunft und Leben gewinne, es ist das Eingehen Gottes in Noth und Tod der Welt um beides zu überwinden.

Der symbolisirende mythenbildende Geist der Phönizier fand selbst seine Vergötterung im Taautos, dem Thot der Aegypter; er gab den Göttern Flügel, dem El, dem höchsten Gott, deren sechs, zwei erhobene, zwei herabhängende an den Schultern, und zwei am Haupt zum Ausdruck seiner Empfindung und Gedanken; ebenso gab er ihm vier Augen, zwei offene, zwei geschlossene. Die phönizische Ueberlieferung fügt selbst die Deutung hinzu: Gott sieht schlafend und schläft wachend; er fliegt ruhend und ruht fliegend, Bewegung und Ruhe sind eins in ihm, wie er auch

in Babel stehend und gehend, in schreitender Stellung gebildet war. Taaut's Symbol ist die sich ringelnde Schlange, die ihr Auge im Innern des Kreises hat, der Geist als das sehende Auge, als die Seele der Welt.

Die Stadt Harran in Mesopotamien bewahrte das semitische Heidenthum bis in das Mittelalter hinein. Gott ist hier eins und alles, die Götter sind die personificirten Kräfte des Einen, die Organe durch welche er wirkt, die Vermittler zwischen ihm und den Menschen; sichtbar erscheinen sie in den Planeten, deren Bedeutung und Einfluß also erforscht und beachtet werden soll. Das Irdische sympathisirt mit dem Himmlischen, durch irdische Dinge, welche Träger und Abbilder der einzelnen Gestirne sind, weiß der Kundige die Macht dieser selbst in Thätigkeit zu setzen. Und so steigt nun die Magie empor, die das geistige Band ergreifen will das alle Dinge verknüpft, die jedem Wesen das Vermögen zuschreibt anderes sich zu verähnlichen, und die dadurch die geheimnißvollen Kräfte der Dinge entbinden und beherrschen will. Es ist der Zauber der Einbildungskraft welcher die Gemüther beherrscht und sie zum Glauben an Zauberei führt.

Das heidnische Semitenthum des Westens erlangte seine weltgeschichtliche Bedeutung durch die Phönizier. Sie waren es welche die Schiffahrt zuerst so weit ausbildeten daß sie durch die Straße von Gibraltar aus dem Mittelmeer in den Ocean fuhren bis nach Britannien und Preußen hin, sie waren's die einmal glücklich um Afrika herumgelangten. Sie vermittelten den Handelsverkehr des Ostens und Westens, ihre Städte waren die Stapelplätze für die Erzeugnisse des Gewerbfleißes aus Assyrien und Babylon. Auf den Inseln Kreta, Kypros, Malta, Sardinien, an den Küsten von Griechenland, von Afrika, wo namentlich in der Mitte des Mittelmeers Karthago zu meerherrschender Macht emporstieg, und Gades am Ende desselben von Bedeutung war, gründeten sie schon im 2. Jahrtausend v. Chr. ihre Colonien, ihre Handelsstätten und zugleich ihre Tempel. Tyrus und Sidon aber waren die Mittelpunkte des Welthandels und der Völkerverbindung. Ihre Pracht und ihr Glanz strahlten bis zu den Zeiten Alexander's des Großen. Aber die Richtung auf das Schöne und Wahre um der Schönheit und Wahrheit willen fand in ihrem auf das Zweckmäßige und den irdischen Gewinn gerichteten Sinn ebenso wenig eine Stätte, als ihnen ein selbständig schöpferischer Formensinn eigen war. Dem Handelsvolk war es

gemäß die assyrischen Formen zu verbreiten und mit technischer Fertigkeit nachzubilden. Dabei bewahrten sie manches Urthümliche, wie die Steinpfeiler als symbolische Götterbilder, die sie vor und in den Tempeln aufstellten; an manchen Orten, wie namentlich auf der Insel Gozzo bei Malta sind Anlagen vorhanden, die es bezeugen wie sie anfänglich nicht sowol einen Tempel als Haus des Gottes bauten, sondern durch aufgeschichtete Steinblöcke einen Raum als heiligen Bezirk für religiöse Feiern umgrenzten. Um eine Straße der Mitte lagern sich rechts und links zwei Halbkreise, ein fünfter begrenzt das Ende dem Eingang gegenüber, oder durch zwei Ellipsen führt ein Weg, der in einem Halbkreis endet, in den er sich erweitert. Im Innern der Halbkreise werden Nischen durch Pfeiler gebildet, Plätze durch Stufen erhöht. Indeß ist der phönizische Ursprung des Ganzen bestritten. Im phönizischen Küstenlande selbst sieht man noch die Spuren des in den Fels gehauenen Tempelhofs mit einer erhöhten Nische aus riesigen Steinplatten, und zwei gegeneinander über stehenden Thronsitzen. In der Nähe stehen auch noch Säulen, gegen 20 und 40 Fuß hoch bei 15—16 Fuß unterm Durchmesser, mit Bandstreifen umgürtet, oben halbkugelig abgerundet. Dürfen wir auch die sardinischen Nuraghen hierher rechnen, kegelförmige Bauten mit einem hohlen elliptischen Raum im Innern, in welchem Treppen zur Höhe führen, vielleicht Feuertempel? Oder gehören sie den Etruriern an? Tempelhöfe mit Baumgruppen, Fischteichen, Taubenbehältern waren auch auf Kypros die Hauptsache; im Hintergrunde steht der Tempel, wie es Münzen andeuten, mit einem höhern Mittelraum, an den sich säulengetragene Seitenhallen anlehnen; kegelförmige Göttersymbole, freistehende Pfeiler sind gleichfalls angezeigt. Erhaltene Reste von Damm- und Hafenbauten der Phönizier sind aus riesigen Steinquadern ausgeführt, die an den Rändern glatt behauen, an der Oberfläche aber rauh gelassen sind.

In Sardinien hat man rohe Idole gefunden, dreiköpfige, oder drei Köpfe auf dem Boden stehend, oder zwei Köpfe und zwischen ihnen eine Figur, von verteufelter Fratzenhaftigkeit, worin ich nichts Phönizisches entdecken kann; dagegen zeigen phönizische Münzen, Erzplatten und Gefäße die assyrischen Formen, Götter mit dem Fischleib, Löwenwürger, geflügelte, auf Löwen oder Fischweibern stehende männliche und weibliche Gestalten. Die Formen werden mitunter in ein arabeskenartiges Linienspiel hinein-

geschlungen. Es sind die Typen die wir aus Ninive kennen. Kleine Aphroditenidole späterer Zeit zeigen hellenische Formen.

Auch die biblischen Berichte lassen es erkennen daß die Phönizier mehr auf Glanz als auf Schönheit sahen, mehr auf die Kostbarkeit der Stoffe als die ideale Durchbildung der Formen. Ihre Prachtliebe machte die Schiffe zu schmuckreichen schwimmenden Palästen. Ezechiel sagt: „Die du wohnest an den Zugängen des Meeres, Händlerin der Völker, Tyrus, im Herzen der Meere ist deine Mark, deine Bauleute haben deine Schönheit vollkommen gemacht. Aus Cypressen zimmerten sie dein Getäfel; Cedern vom Libanon nahmen sie um die Mastbäume zu machen; aus Eichen von Basan schnitzten sie deine Ruder, deine Bänke aus Elfenbein, gefaßt in Buchsbaumholz. Weiße Leinwand, buntgewirkte aus Aegypten breitest du als Wimpel aus, blauer und rother Purpur von Arabiens Küsten ist dein Zeltdach."

In Kleinasien finden wir gewaltige Grabhügel und steingehauene Gräber. Namentlich in Phrygien ist der Fels des Gebirges zu quadratförmiger Fläche geglättet und diese mit einem Giebel bekrönt, der Rand und manchmal auch die ganze Fläche mit geradlinigen Figuren oder arabeskenartigen Linienverschlingungen verziert, die an assyrische Muster erinnern, während der abschließende Giebel hellenisch erscheint. Ihn finden wir auch in Lycien, sowol da wo reliefartig die Grabfaçade mit der Thür zwischen Eckpfeilern, ja mit ionischen Zwischensäulen, dem Architrav und der Nachahmung runder Enden von dünnen auflagernden Balken der Decke aus dem Fels gemeißelt ist, als wo das ganze Grab sich frei wie ein Sarg auf hohem Untersatz erhebt, und ein gewölbter Deckel mit spitzgiebeligen Schmalseiten das Ganze abschließt. An jenen Façaden ist der Holzbau genau nachgeahmt, ein eigenthümlicher Schönheitssinn aber erst da entwickelt wo zur Zeit der griechischen Kunstblüte ihre Meister die asiatischen Typen durchbildeten. Das Semitische in den Ideen und Symbolen, das Arische in der Ausführung, in den stilvollen Formen finden wir auch in Werken der Plastik, wie wenn die Göttin von Ephesos als Artemis im ionischen Tempel steht, sie aber der Kybele gleich als die Mutter Natur aufgefaßt und danach als die Allnährende mit vielen Brüsten dargestellt wird, oder wenn die Genien, die auf dem sogenannten Harpyiendenkmal die Seelen in den Arm nehmen, als geflügelte Wesen sich aus dem eiförmigen Körper erheben und damit das im Ei verborgene, daraus sich entbindende

Leben angedeutet wird, gleichsam die Seele die aus dem Bande des Leibes nun frei wie ein Vogel emporschwebt, oder wenn dort der Lebensgöttin das Ei, die Blüte, die Frucht als Symbole der Lebensstufen überreicht werden; — die Ausführung aber erinnert durchaus an den griechischen Meißel. Am Harpagosdenkmal sehen wir Kampf und Belagerung in derselben Weise realistischer Illustration wie in Assyrien in dem überlieferten Stil, in der trockenen Treue in Bezug auf die Rüstungen, welche die Körper verbergen; dazwischen stehen Nereidenstatuen, die auch als hellenische Arbeit meisterhaft heißen müssen. So zeigt eben die Kunst Kleinasiens an der Grenze zweier Welten, auf einem Gebiet wo Semiten und Arier sich begegnen und durchdringen, das Gepräge beider Principien in der Art daß die Vorstellung semitisch, die Form arisch ist, daß jede Nation mit dem zahlt worin sie stark ist; Idee und Erscheinung kommen darin nicht zu harmonischer Einheit, die Idee wird nicht unmittelbar in klaren Gestalten ausgeprägt, ihre Darstellung bleibt eine symbolische, die Formen der Wirklichkeit unorganisch vermischende, aber die Ausführung dieser Vorstellungen geschieht mit einem Schönheitssinn, mit einem Maß und einer Klarheit, die hellenischer Art ist, und die Werke erlangen dadurch einen eigenthümlichen Reiz daß sie dieses Zusammenwirken zweier selbständigen Culturelemente veranschaulichen.

Ezechiel droht der Stadt Tyrus: „Ich will ein Ende machen der Menge deiner Gesänge und der Klang deiner Harfen soll nicht mehr gehört werden.“ Jesaias ruft ihr zu: „Nimm deine Harfe, ziehe durch die Stadt, vergessene Buhlerin, rühre die Saiten, singe deine Lieder, daß man dein gedenke!“ Die Harfe war das Tempelinstrument der Liebesgöttin; sie war dreieckig, nach ihrem Namen Kinnor waren die Kinyraden genannt, denen dann die Mythe wieder den schönen Sänger Kinyros zum Ahnherrn gab, der in Cypern als Erfinder des Wollwebens und Metallschmelzens verehrt ward. Er sollte die Klagelieder um Adonis zuerst angestimmt haben, und ein Zug des Schmerzes ging durch die Musik der Phönizier und mischte sich mit der wollüstigen Erregung, mit dem rasenden Taumel ihrer Feste, wo die Doppelpfeifen, Cymbeln und Pauken erklangen. Aehnlich war es bei den Phrygiern. Ihren Tonweisen und Flöten schrieben die Griechen die Macht zu, Schmerz und Lust im höchsten Maße zu erregen. Wenn der phönizische Melkarth den Bogen und die

Leier führte wie Apollon, so ward von diesem der phrygische Flötenspieler Marsyas überwunden, während Midas Eselsohren erhielt, weil er die Pfeife der Lyra vorgezogen. Die lydische weiche Tonart schmeichelte sich dem Griechen besser ein, sie erhielt Bürgerrecht, Aristoteles findet sie edel genug um auch bei der Erziehung der Knaben zugelassen zu werden. Neben der Flöte hatten die Lydier Saiteninstrumente. Rauschende Musik begleitete und leitete die öffentlichen Aufzüge der Kleinasiaten.

Israel.

Das Volk Israel bildet geistig und weltgeschichtlich den Höhepunkt des Semitenthums. Man hat es nicht mit Unrecht das Volk Gottes genannt, denn seine Mission war wesentlich eine religiöse, und es hat dieselbe durch Thaten und Leiden herrlich erfüllt; es hat seine Eigenthümlichkeit zu folgerichtiger und mustergültiger Erscheinung gebracht, und ist dadurch gleich den Griechen und Römern für alle Zeit ein bleibendes Monument in der menschheitlichen Culturentwickelung geworden. Nicht blos daß die Einheit Gottes, die ursprüngliche Anschauung unsers Geschlechts, gegenüber ihrer Entfaltung in den Polytheismus festgehalten wurde, auch die Geistigkeit Gottes ward gegenüber dem Naturdienst mit voller Entschiedenheit erfaßt, und der Schöpfer und Herr der Welt ward vor allem als der Gesetzgeber für das Leben der Menschen verehrt, die sittliche Weltordnung war der Ausdruck seines Waltens, und die Erfüllung des Sittengesetzes der rechte Dienst den er verlangte. In dem Worte: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig" ist das ethische Wesen Gottes ebenso klar ausgeprägt als die Freiheit des Menschen in der Forderung anerkannt daß er das Wesen des Geistes als dessen inneres Gesetz in sich selbständig entwickele und dadurch sich Eins wisse mit Gott. Noch aber ist das, was in seiner Vollendung durch Christus Weltreligion werden sollte, das Eigenthum einzelner gottbegeisterter Männer, die ihre innere Erfahrung den Ihrigen offenbaren, und dadurch die geistigen Stammväter, die Führer, Lenker und Fortbildner der andern werden, und jeden Abfall, jedes Herabsinken so lange bekämpfen bis das Volk durch Unglück geläutert und

des weltlichen Glanzes verlustig sich in dieser seiner geistigen Sendung erkennt. Der Glaube daß die Menschheit, nach dem Bilde Gottes geschaffen, durch sittliche Freiheit sich zum Reiche Gottes auf Erden gestalten soll, ist das große Erbtheil Israels, seine Errungenschaft für die Nachwelt.

Das Land Kanaan, in das Abraham mit den Seinen von Chaldäa eingewandert, das seine Nachkommen mit Aegypten vertauschten, dann aber sich wiedereroberten, bot durch einen höchst fruchtbaren milden Küstenstrich im Unterschied von dem rauhen Gebirge und der öden Wüste seinen Bewohnern gleich Aegypten den Anlaß in ernstem Nachdenken die großen Gegensätze von Leben und Tod, von gut und böse zu erwägen, und die Macht zu verehren die ihm dies Land gegeben, und deren erschreckende Gewalt in den häufig hereinbrechenden Schicksalsschlägen der Erdbeben, Ueberschwemmungen, Stürme, Seuchen und Heuschreckenschwärme sich sofort als strafende Gerechtigkeit mahnend und zur Buße rufend verkündigte, sobald einmal die Geistigkeit Gottes erfaßt war.

Das Volk, gegründet als solches durch die religiöse Wahrheit, sah sich damit als dem Herrn geheiligt an. Es zerfiel in größere und kleinere Gemeinschaften, die gleich dem Hause ihren Vorstand hatten; was Gesetz werden sollte das mußte von diesen Aeltesten berathen und genehmigt sein. Das Heilige zu wahren und zu erklären war die Aufgabe der Priester aus dem Stamme Levi; aus kriegerischen Wächtern des Heiligthums wurden sie friedliche Tempeldiener, Richter, Musiker, Dichter. Der Hohepriester sollte stets rein und heiter sein und das rechte Verhältniß des Volks zu Gott aus jeder Trübung wiederherstellen.

Die Erhebung über die Natur in den Geist ist weit entfernt von Naturverachtung; vielmehr sind die freundlich hellen wie die dunkeln und grauenvollen Eindrücke der Außenwelt mächtig im Gemüth, und die Natur gilt für selbstthätig, lebendig, man soll sich hüten sie zu stören in ihrem geheimnißvollen Gang. Dies ursprüngliche Gefühl lichtet sich durch Moses dazu daß sie das Werk Gottes ist und ihre unverletzlichen Rechte und Gesetze hat. Der Sinn für Reinheit und Lauterkeit zeigt sich im Volk besonders durch den Abscheu vor widernatürlichen Vermischungen, und es liegt eine zarte Rücksicht darin daß nicht einmal das Böcklein in der Milch seiner Mutter gekocht werden durfte, die es ja eigentlich ernähren sollte. Aber wie Gott über

die Natur erhaben war, so macht das Volk aus dem alterthümlichen Frühlingsfest die Feier der Befreiung aus der Dienstbarkeit, die Feier der Gündung der religiösen Gemeinde. Und als Abraham nach semitischer Sitte das Menschenopfer des Erstgeborenen bringen wollte, da ward ihm in innerer Erfahrung offenbar daß Gott die Hingabe des Willens verlangt und sich genügen läßt; so predigen denn die Propheten daß Gehorsam besser und dem Herrn gefälliger sei als die Spende des Widderbluts und die Darbringung der Feldfrüchte.

Wie Gott als Geist nicht sinnlich angeschaut, sondern nur gedacht wird, so ist der Gedanke, der Gehalt in der hebräischen Kunst das Höchste, und die äußere Erscheinung ihm untergeordnet. Der Hebräer betrachtet die Natur als ein Werk Gottes, und bewundert sie weniger um ihrer selbst willen, denn um die Macht und Weisheit des Schöpfers in ihr zu preisen; er heftet darum das Auge auf die Zweckmäßigkeit der Dinge, und achtet in der Geschichte mehr auf die leitende Hand Gottes als auf die Selbständigkeit und Freiheit des Menschen, deren Leben ein Dienst des Gesetzes sein soll. Die Phantasie sieht Gott nicht sowol in als über der Natur, und läßt darum ihn oder seine von ihm begeisterten Helden und Propheten über die Naturordnung gebietend übergreifen, ja auch trotz derselben das Wort des Geistes sich erfüllen und der Idee im Wunder eine unmittelbare Verwirklichung geben.

Diese Erhebung über die Natur in die Freiheit und Innerlichkeit des Geistes ließ die Phantasie der Hebräer nicht in der äußern Wirklichkeit ruhen und in deren Formen dem Gedanken dauernde Gestalt geben; das plastische Vermögen blieb bei ihnen unentwickelt und mit ihm der Sinn für den architektonischen Aufbau und die Vollendung eines Kunstwerks in der völligen Durchbildung des Stoffs durch die Form. Die Einbildungskraft lebte und webte in der Gemüthswelt und arbeitete für die innere Anschauung; die Religion des Geistes führte zur Kunst des Geistes, zur Poesie, welche die Gedanken der Seele und die Bewegungen des Herzens kund thut und kühnen Schwungs dem Fluge der Vorstellungen folgt. Es ist darum nicht das plastische Epos, das sich bei den Ariern findet, sondern die musikalische Lyrik das Ergebniß der hebräischen Gemüthsstimmung und Weltauffassung; es ist die Innerlichkeit des Gemüths in seinem Verhältniß zu Gott, es ist die Weihe des Irdischen durch seine Beziehung auf

das Ewige und der sittliche Gehalt, wodurch diese Lyrik das religiöse Gepräge und die classische Größe für alle Zeit erhält. Sie ist hymnisch in dem Preise Gottes, für den sie alle Pracht und Fülle der Natur verwerthet, sie ist didaktisch insofern es ihr weniger um die Schönheit als um die Wahrheit, um das Heil der Seele, um die Erbauung des Gemüths zu thun ist. In ihrer Erhabenheit herrlich und in ihrer Geistigkeit unbekümmert um die äußere Erscheinung findet sie eine eigenthümliche Form, indem sie unbefangen nur nach dem Höchsten trachtet.

Der Ausdruck des Gedankens im Wort wird künstlerisch durch die Bildlichkeit, diese Plastik der Sprache, und durch das musikalische Element des Verses. Die hebräische Phantasie heftet sich nun nicht an die Dinge um die Wirklichkeit in ihrem objectiven Zusammenhange und jedes Besondere in seiner sichtbaren Gestalt darzustellen, sondern die Welt hat ihr nur Werth inwiefern sie die Empfindungen der Seele erregt, die sich über sie zu Gott erhebt, oder inwiefern die Gegenstände zur Veranschaulichung der innern Stimmung dienen, und daher geht die Phantasie von den Gemüthsbewegungen aus und folgt deren Erschütterungen, deren Verlauf; die Freiheit des Gedankens herrscht, und wie die Vorstellungen einander hervorrufen, eilt die Darstellung ihnen nach und schwebt raschen Flugs von einer zur andern; blitzartig werden die Dinge beleuchtet, und jeder Gegenstand, der gerade vor der Einbildungskraft steht, tritt hell hervor, aber sofort einem andern weichend versinkt er wieder ins Dunkel; der Dichter schaltet mit der Natur gleich dem Herrn, vor dem die Berge und Hügel hüpfen wie junge Lämmer, die Felsen zu Seen und die Steine zu Quellen werden, vor dessen Athem der Mensch wie eine Blume wächst und welkt, und die Völker wie Staub im Winde bewegt werden. Der Affect des Gemüths schafft sich dadurch einen ergreifenden Ausdruck, und die Dichtung wird zum Gewitter, das sein Licht und seinen Segen im Geleit des erschreckenden Donners plötzlich und schlagartig entbindet. Die hebräische Poesie ist dabei groß durch ihre Intensität: sie ergreift auch das Innere, die Seele der Dinge, und weiß den Zug in der Erscheinung prägnant hervorzuheben der das Wesen am ausdrücklichsten bezeichnet, das Wort zu finden das den Begriff der Sache sofort und mit schlagender Gewalt angibt. Aber kein Bild wird um seiner selbst willen ausgeführt, vielmehr fliegt die Empfindung, als ob sie sich nicht genug thun könnte, von einem zum

andern, und die Metapher die im Zeitwort liegt ist oft schon eine andere als die der Zusammenhang mit dem Hauptwort erwarten ließ. Die Wasser des Euphrat sind der assyrische König; er überflutet Juda bis an den Hals. Da ist das Land zum Weibe personificirt; aber das wird vergessen sammt der Flut, und die Ausdehnung seiner Flügel erfüllt die Weite des Landes. Ein andermal ist der Feind eine Geisel und sie überschwemmt das Land. Es keimt auf ein Sproß vom Stamme Isai's und steht da, ein Panier der Völker. Dies Ineinander von Sache, Bild, Gedanke, Gleichniß und Wirklichkeit findet sich hochpoetisch und wunderbar bei Jesaias. Samarien, der Schmuck Ephraims, liegt wie ein Kranz auf dem Berge, der aus dem fruchtbaren Thal aufsteigt; aber auch der Trunkene bekränzt sich gern, und da die Großen von Ephraim immer trunken sind, so mischt sich von Anfang bis Ende beides durcheinander. Der Kranz auf dem Haupt des Trunkenen schwankt, und die Blumen Ephraims welken; beiderlei Kranz kann also leicht abgerissen werden, und der es thun wird ist schon bereit, ein Hagelsturm der die Kränze zerstört, der König der Assyrer, der Samarien verschlingen wird wie eine Frühfeige. Aber der Tag des Verderbens ist der Anbruch des Heils, Gott wird selbst der Schmuck und Siegeskranz für den Rest seines Volks. Die Stelle lautet: „O stolze Krone der Trunkenen Ephraims und welke Blume seines hehren Schmucks, du auf dem Haupte des fetten Thals, der Weinbetäubten: sieh einen Starken und Gewaltigen hat der Herr, einen zerschmetternden Sturm wie Hagelwetter, wie eine Flut überschwemmender Wasser, der sie zur Erde wirft mit der Faust! Mit Füßen wird sie zertreten werden die stolze Krone der Trunkenen Ephraims, und die welkende Blume seines hehren Schmucks ward wie eine Frühfeige vor der Ernte, die wer sie sieht, verschlingt. An jenem Tage wird Jahve der Heere zur schmückenden Krone und zum hehren Kranz für den Rest seines Volks, und zum Geist des Rechts dem der da sitzt zu Gericht, und zur Kraft denen die einen Krieg zurücktreiben zum Thore hin."

Auch die musikalische Form der Poesie, der Vers, trägt den Charakter vorwiegender Geistigkeit; der Rhythmus des Gedankens beherrscht und bildet ihn, der Tonfall der Worte ist untergeordnet; der auf den Gedanken gerichtete Sinn des Dichters gliedert ihn und stellt Satz und Gegensatz, Grund und Folge einander entsprechend hin; aber dieser Parallelismus der Sätze

wird nicht in ähnlicher Weise auch mit der regelmäßigen Wiederkehr eines Versmaßes verbunden, nicht durch den Gleichklang der Worte in der Alliteration und im Echo des Reims dem Ohre vernehmlich gemacht. Es kommen die letztern vor, aber sie stellen wie zufällig sich ein, der Drang der Natur nach ihnen wird vom künstlerischen Bewußtsein nicht aufgenommen, sie werden nicht eine Aufgabe für die formende Kraft des Dichters. Die Bewegung des Lebens vollzieht sich im Geist wie in der Natur durch einen Wechsel von Spannung und Lösung, von Heben und Senken, von Ein- und Ausathmen; der Rhythmus läßt die Beziehung, das Ineinanderwirken, das Sichentsprechen der aufstrebenden und abwärts gehenden Welle deutlich werden und macht das Gesetz in Wechsel kund. Der hebräische Vers hat den Auf- und Abschwung des Gedankens in der ersten und zweiten Hälfte und wird durch den Einklang dieser Doppelbewegung gebildet; aber die Sprache hat den Reichthum der Vocalbetonung verloren, der rechte Unterschied der Längen und Kürzen mangelt ihr, sie ist für ein Silbenmetrum ungeschickt, und darum werden in der Regel nur durch die Energie der Aussprache in jeder Vershälfte zwei Worte accentuirt und damit als wesentlich hervorgehoben. Auch hier überragt also das Innere das Aeußere, das Geistige die Lautform, während in der griechischen Poesie die Leiblichkeit der Sprache kunstvoll gestaltet ist und das schöne Aeußere das Innere und Geistige überdeckt. Der Sinn aber, der sich im ersten Vers ergossen hat, sammelt sich von neuem zu einem zweiten, um dem Bilde ein Gegenbild zu geben, um in einer frischen Wendung das Gesagte mehrmals zu betrachten und es zu erschöpfen, oder die im Hörer erweckte Stimmung durch Verstärkung und Erweiterung des Gesagten zu befestigen:

Höre, mein Sohn, deines Vaters Weisung,
Stoße der Mutter Lehre nicht zurück.

Oder ein reicherer Gedanke wird durch zwei Verse entfaltet, und zwei andere geben ihm den Widerhall:

In der Drangsal ruf' ich Jahve,
Klage laut zu meinem Gott;
Er in seinem Palast hört mich rufen,
Meine Klage dringt in sein Ohr.

Oder die Vorstellungen des ersten Verses finden in zwei sich anschließenden Versen ihre Ausführung:

Falschheit reden sie einer mit dem andern:
Ihre Lippe ist voll Heuchelei,
Mit zweierlei Herzen sprechen sie.

Ewald unterscheidet noch den gnomischen oder Spruchrhythmus, der schlechthin gleichmäßig und ruhig zwei Glieder als Hebung und Senkung nebeneinander stellt, von dem lyrischen Rhythmus, der in stürmischer Bewegung und leidenschaftlicher Stimmung einen unregelmäßigen Gliederbau hervorbringt; beide Arten greifen in einem und demselben Liede nach Maßgabe des Inhalts ineinander ein. Immer aber wird durch den Parallelismus der Inhalt sogleich als ein bedeutungsvoller und beziehungsreicher angekündigt, der sich in wiederholtem Ausdruck dem Gemüth einprägen soll, und Rosenkranz bringt den feierlichen Ton der hebräischen Poesie damit in Verbindung: die Himmel sollen der Rede horchen und die Erde dem Worte lauschen.

Wie aber der Inhalt eines Gedichts in mehrere Gedankenmassen sich gliedert, so fügen sich auch Gruppen zusammen, deren jede eine neue Wendung des Gedankens, eine Strophe bezeichnet. Der strophische Bau herrscht in der hebräischen Lyrik namentlich im Liede. Wie die Griechen Satz, Gegensatz und abschließende Vermittelung in Strophe, Gegenstrophe und Epode zur Anschauung brachten, so findet sich bald eine derartige Gliederung, bald eine andere Abtheilung nach Maßgabe des zu entfaltenden Sinnes; aber es gilt hier kein festes Gesetz, und eine Wiederkehr der gleichen Verse und des Tonfalls ist nicht vorhanden, nur eine ungefähre Aehnlichkeit der einander entsprechenden Theile wird angestrebt. Mitunter stellt dann ein und derselbe Grundgedanke als das Ziel des Gedichts sich refrainartig am Schluß mehrerer Strophen ein. Eine spätere Kunstspielerei sind die alphabetischen Lieder; das Erlöschen der dichterischen Kraft greift auch hier nach dem äußerlichen Reiz einer mühsamen Form, als ob man in ihrem Zwang einen Halt für die verfallende Poesie finden könne: man läßt 22 Verse oder Versgruppen mit den nacheinander folgenden Buchstaben des Alphabets anfangen. Ursprünglich waren dagegen die Lieder volksthümlich kurz, und der allgemeingültige Inhalt, der Herzensantheil an ihm führte zum Zusammensingen, zur Begleitung mit Reigentanz, wie jene alterthümlichen Sprüche vom Uebergang übers Rothe Meer oder von David's Kriegsthaten, in denen Ernst Meier auch den Reimklang hervorhebt:

Singet dem Herrn, weil er hoch und hehr,
Rosse und Wagen warf er ins Meer.

Saul erschlug tausend Mann,
David erschlug zehntausend sodann.

Lyrik also, subjective Poesie ist der Grundton des Hebräerthums auf dem Gebiet der Kunst; sie begleitet es von seinen Ursprüngen an, und die Psalmen geben uns nicht sowol die Gefühlsergüsse und Bekenntnisse eines einzelnen königlichen Dichters, als die Herzens- und Geistesgeschichte eines priesterlichen Volks im Lauf vieler Jahrhunderte. Und im gewaltigen Ausdruck des Gottvertrauens wie des Sündenschmerzes und der Sehnsucht nach Versöhnung, in der Anerkennung des ewigen Grundes und Zieles von allem Zeitlichen sind sie ein Muster religiöser Poesie, das in seiner classischen Größe für immer dasteht und durch die Jahrtausende seine gemütherschütternde wie seine trostverleihende Kraft und Herrlichkeit bewährt hat und bewähren wird.

An der Spitze des Hebräerthums steht Abraham. Ihm ward durch innere Erfahrung, in der Stimme des Gewissens der geistige Gott offenbar, und in seinem Gehorsam schied er sich von den andern Semiten, vom Natur- und Molochsdienst, und so mochte er in der eigenen großen Seele vorempfinden daß in diesem seinem Erkennen und Leben einst alle Völker sollten gesegnet werden. Der geistige Gott, das Sittengesetz sind allgemein anerkannt, und so konnte Christus sagen: „Abraham sah meinen Tag und freute sich in ihm.“ „Mit Abraham“, schreibt Bunsen, „fängt die neue Geschichte an, die Geschichte sittlicher Persönlichkeiten und ihrer Wirkungen. Sein gewissenhafter Glaube an die sittliche Weltordnung und das aus ihm entwickelte Gottesbewußtsein hat die Welt umgeschaffen.“ — Sein nächster Fortsetzer war Moses. Der rettete das Volk aus der ägyptischen Knechtschaft, die es durch den Gegensatz zum Selbstbewußtsein, durch den Druck zum Kampf für den einen geistigen Gott brachte. Es war eine religiöse Revolution in welcher Moses, erwachsen in ägyptischer Bildung, aber seinem Volk und dessen Ueberlieferung getreu, es hinausführte in die Wüste um ihm das Gesetz des Geistes als das göttliche zu verkünden. Wie Abraham war er Prophet: er lebte in der Gewißheit Gottes und fühlte dessen Walten in der eigenen Brust; in den Wahrheiten die ihm in der

Tiefe seines Wesens durch die Hingabe seines felsenfesten Willens an die Religion offenbar wurden, vernahm er die Stimme Gottes, und sie redete durch ihn zum Volk. Mit unmittelbarer Gewalt leuchtete der Gedanke in ihm auf: „vor dem ägyptischen Bilderdienst kein Heil als in der Verehrung des einen geistigen Gottes, vor der Knechtschaft keine Rettung als im Gehorsam des himmlischen Herrn.“ Und wie dieser Gedanke das Volk entzündet hat, und wie es nun aufbricht die alte Heimat wieder zu suchen, und ein unerwartetes Naturereigniß die Verfolger unter den Fluten des Rothen Meeres begräbt, müssen sie darin nicht die helfende Hand Gottes erkennen und von der frohesten Zuversicht auf sein Walten und Führen ergriffen werden, und dürfen nicht auch wir in dem Zusammentreffen der Naturordnung mit dem Gang der Geschichte eine beides verbindende Vorsehung erkennen? Mit Recht sagt Ewald daß das Ereigniß dadurch bedeutend ward weil im Volksgemüth die edelsten und fruchtbarsten idealen Keime gelegt waren und durch jenes zur Entfaltung kommen konnten. „Das gerade ist die jetzt schnell erreichte Höhe dieser Geschichte daß das ganze Volk nun auch wie mit äußerer Gewalt und sichtbaren Beweisen den wahren geistigen Gott als den rechten Herrn und Erlöser erkennt, und so ein ungemessener freudiger Muth sich bildet ihn weiter nach seinen Wahrheiten und Gesetzen kennen zu lernen, ferner von ihm allein sich führen zu lassen und auch das Schwerste unter solcher Leitung zu wagen. Sonnenblicke dieser Art sind selten in der Geschichte der Erde, noch seltener in der einzelner Völker, und bei jenem uralten Ereignisse verläßt uns die vollständigere Erinnerung nur zu sehr: doch selbst der Tag bei Marathon und der bei Salamis kann nicht so herrlich der Erde erglänzt und kein solches Licht auf ihr angezündet haben, als dieser, den man den rechten Tauftag der wahren Gemeinde nennen könnte.“

Nicht darin liegt der Monotheismus, bemerken wir hier mit Steinthal, daß die Vorstellung der Zahl Eins mit der Idee Gottes associirt werde, sondern der eine Gott ist nur der geistige Gott, der heilige und barmherzige, dem wir durch unsern Willen ähnlich werden sollen. Nicht das ist Monotheismus daß Jehova zugleich Indra und Vritra ist, daß er allein thut was die Götter unter sich vertheilen, sondern daß er etwas ganz anderes thut als diese, daß er im Unwetter nicht einen Drachen bekämpft,

sondern aus Donner und Blitz der Menschheit jene zehn Worte verkündet welche die ewigen Grundsäulen aller sittlich menschlichen Gemeinschaft sind. Zu diesem Monotheismus führte kein Instinct, kein Spiel der Einbildungskraft, ihn vermochte nur der in sich gesammelte Geist und Wille zu erfassen, und eine Reihe großer prophetischer Persönlichkeiten hat ihn im Lauf der Jahrhunderte ausgebildet.

Daß Gott, das wahre Sein, der Lebendige, das ewige Ich, den Menschen, nach seinem Bilde geschaffen, strafend und liebend leite, daß der Mensch in dem Dienste Gottes, in der Erfüllung des Sittengesetzes Heil finde, dies ward von Moses als ein Bund Jahve's mit seinem Volke dargestellt, und damit durch ihn eine allgemeingültige Wahrheit in die Weltgeschichte eingeführt und zugleich zur innersten Seele, zur treibenden Geisteskraft eines Volks gemacht. Das war eine Kriegserklärung gegen den Symbolismus, der über der Anbetung des Zeichens und Bildes den Sinn vergißt, und damit kein Rückfall geschehe ward verboten von Jahve ein Bildniß zu machen; was die Kunst durch diese nothwendige Erhebung über das Sinnliche auch momentan auf dem Gebiet der Plastik oder Malerei verlor, das gewann sie doppelt wieder in der Poesie und in der Geschichtsbetrachtung, und durch die Einsicht daß nicht Roß noch Wagen, sondern allein Jahve retten könne und retten werde. Im Gegensatz zu den weltlichen Reichen war er der König Israels, und Moses sein Werkzeug durch die Größe der eigenen Natur und durch die Zustimmung des Volks. Auch in der Stiftung des Sabbats, des Tages der Ruhe von irdischer Arbeit oder Sorge und der Erbauung des Gemüths in dem Gedanken an das Ewige, wirkt Moses für alle Zeiten fort. Und wie er den Kampf mit den Rückfälligen ebenso gewaltig als milde führt, wie er auf der Wanderung durch die Wüste das Volk erzieht und ihm den Stempel seines Geistes aufdrückt, wie er nicht blos das Antlitz Gottes in der sittlichen Weltordnung schaut und dem Pfade des Herrn in der Geschichte nachsinnt, sondern was ihm offenbar geworden auch durch die That zu verwirklichen weiß, ein Bürger unter Bürgern und zugleich ein Kriegsheld, Prophet und Gesetzgeber, das macht ihn zu einer der erhabensten Gestalten die je auf Erden gewandelt, und die in der Phantasie des Volks nicht sowol eine Verherrlichung als den poetischen Ausdruck für ihre Bedeutung durch die an sie geknüpften Wundererzählungen gefunden hat.

Durch Josua gelangte dann die Gemeinde zu einem Vaterland, und während die höhern religiösen Gedanken sich in einem gesicherten Volksthum entwickelten, hatte sich die Kraft der Israeliten im Kampf mit den Kananitern und Philistern sittlich wie physisch zu bewähren. Die Volkslieder dieser Zeit gehen gleich den spätern arabischen aus der Begebenheit selber hervor, werden von den Thatsachen getragen und schildern in einfachem Realismus die Stimmung der Handelnden oder den Eindruck der Ereignisse. Aus der dichterischen Sprache ging dann manches in die prosaische Erzählung über, z. B. daß die Mauern fallen wenn Josua Sturm blasen läßt; oder er ruft in der Schlacht da der Tag sich zu neigen beginnt:

O Sonne stehe still zu Gibeon
Und du Mond im Thale Ajalon!

Und die Sonne ging nicht unter, der Mond nicht auf bevor Israel sich an seinen Feinden gerächt hatte, — der Kampf wurde noch vor Einbruch der Nacht entschieden, ohne eine Unterbrechung des Naturverlaufs, durch Heldenmuth und Glaubensbegeisterung. Auf ähnliche Weise hätte eine Wunderlegende aus den Versen im Siegesliede Debora's werden können, wo es heißt: Vom Himmel ward gestritten, die Sterne kämpften wider Sisera, der reißende Bach Kison schwemmte den Feind hinweg! Es kam nämlich ein heftiges Gewitter den Israeliten zu gute. — Volkslieder der Jagd, der Ernte, des Weins, der Liebe werden in spätern Schriften erwähnt oder klingen in ihnen nach; der Adel der weiblichen Seele, die Keuschheit und Treue wird neben der Wohlgestalt des Leibes und der Anmuth früh gepriesen.

Zugleich erheben sich einzelne Dichter und Dichterinnen zu kühnerm Schwung, zu kunstvollerer Gestaltung. So um 1300 v. Chr. Debora in ihrem Siegeslied. Das Volk zieht muthig und willig in die Schlacht, und Jahve kommt im Gewitter ihm zu Hülfe. Es hatte schlimm gestanden im Lande, da hatte das Volk neue Richter erwählt, und ist ausgezogen zum Kampf. Die Schlacht wird lebendig berichtet und daran Sisera's Tod durch die Hand eines Weibes in anschaulicher Schilderung geknüpft.

Gesegnet sei vor den Weibern Jael,
Das Weib Hebers des Keniters;
Mehr als ein Zeltbewohnerweib sei sie gesegnet!
Wasser verlangte er, Milch gab,

In einer Schale der Vornehmen reichte sie Sahne.
Ihre Hand streckte sie aus nach dem Pflocke,
Und ihre Rechte nach dem Schmiedehammer;
Und sie hämmerte auf Sisera, zerschellte sein Haupt,
Zerschmetterte und durchbohrte seine Schläfe.
Zu ihren Füßen krümmte er sich, fiel, lag:
Zu ihren Füßen krümmte er sich, fiel,
Wo er sich krümmte da fiel er überwältigt.

Nun wird der Mutter Sisera's gedacht wie sie des Ausbleibenden harrt, wie die Fürstinnen sie tröſten daß er Beute vertheile, während er selbst die Beute des Todes ist. Dazwischen schlingt sich bald die Aufforderung zum Preise Gottes, bald dieser Preis selbst, wodurch der Grundton des weltlichen Gesangs zugleich ein religiöser wird. Das Ganze ist ein mit aller Frische der Empfindung kunstvoll zur Siegesfeier ausgeführtes Gedicht, eins der ältesten Denkmale der Literatur und der Geschichte. Es erinnert an die Poesie der Wüsteneroberer vor Muhammed wie sie in der Hamasa gesammelt ist.

Die Thaten Simson's, die Sagen von der Stärke des gewaltigen und frohmüthigen Recken, sind von der Volksphantasie zu zwölf zusammenhängenden Abenteuern mit heiterm Humor ausgebildet und zu tragisch erschütterndem Schluß geführt. Wenn sie an die Heraklessage anklingen, so mögen wir bedenken daß diese selbst ihre Wurzeln zu einem großen Theil bei den Phöniziern hat, also die alte Stammverwandtschaft der Hebräer mit ihnen hervorblickt, und die Erinnerungen an ursprünglich gemeinsame Naturmythen vom Sonnengott wie bei dem deutschen Siegfried auf einen Helden übertragen und zum Schmuck desselben geworden sind. Die Lust an Räthselspielen begegnet uns auch hier; Fabeln und Sprüche gehören gleichfalls dieser Zeit schon an. Simson als Löwensieger bezwingt das Symbol der sommerlichen Sonnenglut, wie er sie erzeugt wenn er Füchse mit brennenden Schwänzen in die Getreidefelder sendet; er zieht sich nach dem Siege zurück wie der Sonnengott im Winter; seine Kraft liegt in seinen Haaren wie die der Sonne in ihren Strahlen. Nachdem man erkannt daß Jahve die Sonne geschaffen, die Bahn ihr angewiesen, wurden die mythischen Erzählungen der Vorzeit auch in Israel wie in Deutschland nach der Bekehrung zum Christenthum auf Volkshelden übertragen. Selbst in den wunder-

baren Geschichten des Moses sucht Steinthal Nachklänge der Sonnenmythen aufzuzeigen.

Am Ende der Richterperiode steht Samuel's priesterlich prophetische Gestalt, und nachdem zwischen ihm und Saul der Kampf der geistlichen und weltlichen Macht gekämpft worden, tritt David auf, der König der beide vereint und das Reich zu hoher Blüte bringt, groß als Held und Staatsmann, groß in seinen sittlichen Gemüthskämpfen, seiner die Schuld sühnenden Buße, seinem Gottvertrauen, ein Sohn des Volks, ein liederkundiger Hirtenknabe, der nun in der Poesie für die Folgezeit den Ton angibt, sodaß die Psalmen zum großen Theil an seinen Namen geknüpft wurden. Auch darin vergleicht er sich Karl dem Großen daß er die Ehrenlieder der Vorzeit zum Lob der Braven sammeln ließ. In rührender Klage und doch mit heldischer Energie sang David seinen Schmerz bei Saul's und Jonathan's Tod:

Die Zierde liegt erschlagen auf deinen Höhen, o Israel:
Wie sind die Helden gefallen!
Sagt's nicht an zu Gath,
Verkündigt's nicht auf den Gassen Askalons,
Daß sich nicht freuen die Töchter der Philister,
Daß nicht frohlocken die Töchter der Unbeschnittenen!

Ihr Berge Gilboas, es müsse weder thauen noch regnen auf euch,
Noch auf die Fruchtgefilde,
Denn daselbst ist der Helden Schild hingeworfen,
Der Schild Sauls nicht gesalbt mit Oel.
Von dem Blute der Erschlagenen, vom Fette der Helden
Hat der Bogen Jonathans sich nie zurückgewandt
Und ist Saul's Schwert nie leer heimgekommen.
Saul und Jonathan, lieblich und holdselig in ihrem Leben,
Sind auch in ihrem Tode nicht getrennt,
Sie die schneller waren als Adler,
Stärker als Löwen.
Ihr Töchter Israel, weinet über Saul,
Der euch köstlich kleidete in Scharlach,
Der goldne Kleinode über euer Gewand legte.
Wie sind die Helden gefallen mitten im Streit!
Jonathan liegt auf den Höhen erschlagen.

Mir ist weh um dich, mein Bruder Jonathan,
Gar wonnig warst du mir:
Wundersamer war mir deine Liebe als Frauenliebe.
Wie sind die Helden gefallen
Und umgekommen die Rüstzeuge des Streits!

Ein anderes Lied, bei der Einführung der Bundeslade in Jerusalem gesungen, heißt die Thore weit aufthun, daß der König der Ehren einziehe, der Herrscher der Heerscharen, der Herr, der Starke, der Held im Krieg. Die Erde ist überall des Herrn. — Dann begegnen uns herrliche Naturschilderungen, aber keinerlei müßige Beschreibung, sondern das überquellende Gefühl ergießt sich in ihnen, und der Gedanke schwingt sich an ihnen zu Gott empor. Es ist Jahve's Stimme die im Gewitter erschallt, wo sie Feuerflammen sprüht, und die Wüste erzittert; vor ihr brechen die Cedern und die Berge hüpfen wie junge Büffel; ihr Hall ist in Kraft und Pracht; sie gibt Stärke dem Volk und segnet das Volk mit Heil. Wie schön ist die Sonne in einem andern Psalm personificirt, dem Helden, dem Bräutigam gleich:

Der Himmel verkündet die Herrlichkeit Gottes,
Seiner Hände Werk preist das Gewölbe,
Der Tag erzählt dem Tag die Kunde,
Die Nacht vertraut die Sage der Nacht.

Keine Sage ist's und keine Kunde
Deren Schall man nicht vernähme, —
Durch die ganze Erde geht aus ihr Hall,
Am Ende der Welt tönt ihr Ruf,
Dort wo ihr Zelt die Sonne hat.

Und sie tritt wie ein Bräutigam aus der Kammer,
Freut sich wie ein Held zu laufen die Bahn,
Am Ende des Himmels ist ihr Aufgang,
Sie zieht ihren Kreis zum andern Ende,
Und es birgt sich nichts vor ihrer Glut.

Wenn der Dichter die Größe Gottes in den Wundern der Welt anschaut, dann fragt er wol: Was ist der Mensch daß seiner du gedenkst, und des Menschen Sohn daß seiner du dich annimmst? Und er fühlt den Schmerz der Sünde tief in seinem Herzen, er klagt seine Unwürdigkeit vor Gott, und erkennt in seiner Noth, seiner Drangsal eine Strafe seiner Schuld. Von den Wogen des Todes umringt, von den Banden des Verderbens umstrickt ruft er zu seinem Gott; heilig halten will er sein Recht, so hofft er auf seine Hülfe, daß er ihm sei Fels, Hort und Erretter. Den 23. Psalm nennt Bunsen's Bibelwerk eins der innern Lebensbilder, welche hinreichen um David's Einfluß auf seine Zeit und die folgenden Jahrhunderte zu erklären; ist das

Lied von ihm, so hat er den Grundton seines Gottesgefühls nirgends wohlthuender und melodischer ausgesprochen als in den Versen:

> Der Ewige ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln:
> Auf grünen Auen lässet er mich lagern,
> Zu friedlichen Wassern leitet er mich.
> Meine Seele erquicket er,
> Führet mich in Geleisen des Heils um seines Namens willen.
> Müßte ich auch wandern durch ein todfinsteres Thal,
> Ich fürchte kein Unglück, denn du bist bei mir.
> Dein Stecken und Stab die trösten mich.

Mit ursprünglicher Gewalt, mit aufquellender Begeisterung mit schöpferischer Fülle hat David den Ton angeschlagen, der nun die Jahrhunderte fort erklingt. Allmählich kommt mehr Betrachtung an die Stelle der leidenschaftlichen Erregung, und neben dem Gefühlserguß des einzelnen im Drange der Ereignisse tritt das für den Tempeldienst der Gemeinde Gedichtete. Manchmal finden wir auch Ausbrüche der Leidenschaft ohne Klärung und Versöhnung, oder Reflexion ohne Gemüthsbewegung, und wo die Elemente echter Poesie so sich sondern, da sind auch die Psalmen ohne rechtes Leben. Aber die meisten sind herrlich, wir haben in dem Buch eben die Blüte der religiösen Lyrik vor acht- oder neunhundert Jahren, es ist aus fünf kleinern Sammlungen allmählich erwachsen, ein Gesangbuch des Volks wie keine andere Nation ein edleres besitzt, das Vorbild für den Gemeindegesang des Protestantenthums und häufig in denselben aufgenommen.

David war Held und Sänger, sein Sohn Salomo war ein König des Friedens, prachtliebend, der Erbauer des Tempels. Die Juden waren ein mächtiges Volk geworden, sie traten in den Verkehr der alten Welt ein, ihr Blick erweiterte sich über die Grenzen des eigenen Landes hinaus, und in der Ruhe des Friedens entfaltete sich der Trieb nach Erkenntniß und Weisheit. Der Geist vertiefte sich nicht mehr blos mit religiöser Innigkeit in sich selbst, er begann auch über die Dinge in der Welt, über den Zusammenhang der Geschichte und die Geschicke der Völker nachzudenken. So entsteht die Geschichtschreibung und die Philosophie, diese letztere jedoch nicht in der wissenschaftlichen Form des dialektischen Beweises, sondern im unmittelbaren Ausspruch der erkannten Wahrheit. Sie ergreift das Gemüth, sie wird mit dem Zauber des Verses bekleidet und wie zur Bestätigung durch

die äußere Wirklichkeit gern durch ein Bild veranschaulicht. Hier steht wieder der König voran. Seine Weisheit zeigte sich in sinnigen Richtersprüchen, durch die er das verborgene Recht zu finden wußte, wie in den Räthselspielen, in welchen die Königin von Saba sich mit ihm versuchte. Er war der erste aller naturwissenschaftlichen Schriftsteller, wenn er über die Bäume schrieb von der Ceder auf dem Libanon bis zum Ysop der an der Wand sproßt. Er gab dem Volkssprichwort seine künstlerische Ausbildung, und die Spruchweisheit der Hebräer ward dadurch an seinen Namen geknüpft, auch das Spätere ihm in den Sammlungen zugewiesen. Zur religiösen Wahrheit gesellte sich jetzt der Reichthum von Lebenserfahrungen und der scharfe Blick für das Wirkliche, und der Geist des Judenthums schuf danach seine Gedankendichtung. Wie wir die Urpoesie und Urphilosophie der Menschheit in der Prägung und Bildung der Worte zum Ausdruck des Gedankens erkannten, so verknüpft auch das Sprichwort Sinn und Bild unmittelbar: eine besondere Thatsache wird ausgesprochen als die Trägerin einer allgemeingültigen Wahrheit, die Idee bleibt an das Factum geknüpft das sie im Geist geweckt hat. „Kein Baum fällt auf den ersten Hieb“ sagt man um auszudrücken daß jedes größere Unternehmen fortgesetzte und angestrengte Thätigkeit erfordert. Diese Verschmelzung des Realen und Idealen eignet der Spruchdichter sich an, und reiht gern mehrere Sprüche wie Perlen an dem Faden des gemeinsamen zusammenhaltenden Gedankens aneinander, ohne sie gerade logisch zu verketten oder zu entwickeln. Den Hebräern kommt dabei die Form ihres Parallelismus zu statten, und gern heben sie den Sinn des im ersten Vers aufgestellten Bildes im zweiten Vers durch die eigentliche Rede hervor, z. B.:

Eisen an Eisen macht man scharf,
Und einer schärft den Blick des andern.

Oder man gibt ein Gleichniß:

Eine laufende Dachtraufe am Regentage
Und ein zänkisches Weib sind sich gleich.

Ein goldner Ring in eines Schweines Nase;
Ein schönes Weib ohne Verstand.

Oder man fügt zum Satz einen Gegensatz:

Des Gerechten Mund ist ein Quell des Lebens,
Doch der Frevler Mund verbirgt Gewaltthat.

Tief Gewässer ist der Rath im Herzen des Mannes,
Doch ein kluger Mann schöpft ihn heraus.

Die Väter aßen saure Trauben,
Und der Kinder Zähne wurden stumpf davon.

Die ersten neun Kapitel unserer Sammlung sind kernvolle Lehrsprüche eines Weisen an einen Jüngling, und die Warnungen vor den Buhlerinnen, vor dem üppigen Leben der Großstadt lassen die Blütezeit des Reichs erkennen. Dann folgen die volksthümlichen Sprichwörter in 13 Kapiteln, kurze naive Darlegungen der Lebensklugheit wie sie namentlich im Bürgerstand sich bildet. Es folgen wieder Worte der Weisen, und dann vom 25.—29. Kapitel neue Sprüche Salomo's, die König Hiskias zusammenstellen ließ, also eine Ergänzung der frühern, mit denen sie zuletzt der Ordner unsers Buchs verbunden hat. Den Sinn und die Absicht des Ganzen legt dieser in den Schlußworten nieder:

Die Furcht des Herrn ist der Erkenntniß Anfang,
Die Thoren verachten Weisheit und Zucht.

An Salomo's Namen knüpft sich ein anderes herrliches Werk, die duftigste Blüte weltlicher Lyrik aus Nordpalästina im 9. Jahrhundert v. Chr., das Hohelied. Es ist keine bloße Sammlung der ältesten und schönsten Volkslieder von Lieb und Treu, wie Herder wollte, als er das richtige Verständniß gegen die allegorisirenden Ausleger anbahnte und die eigenthümliche Schönheit orientalischer Poesie verständnißinnig erschloß; ebenso wenig ein Drama, wie Ewald behauptete, als er den leitenden Faden der Einheit und fortschreitenden Entwickelung richtig erfaßte; sondern ähnlich der Gitagowinda der Indier und so manchem Blütensträuße neuerer Dichter die Darstellung einer Herzensgeschichte auf echt lyrische Weise in der Art daß die Stimmung der aufeinander folgenden Situationen bald im Einzel- und bald im Wechselgesang ausgesprochen wird. Alles ist in die Gegenwart gerückt, alles im Ton unmittelbarer Empfindung dargestellt, die Handlung dadurch sprungweise angedeutet, die Natur des Volksliedes künstlerisch durchgebildet, in der Composition ein reiches

Ganzes hervorgebracht. Ein Sehnsuchtsruf Sulamits nach ihrem Hirtengeliebten eröffnet die Dichtung. Der hatte sie aufgefordert bei der Ankunft des Frühlings zu lustwandeln, die Brüder aber hießen sie des Weinbergs hüten. Dort ergeht sie sich und begegnet dem König Salomo und seinem Reisegefolge; sie wird nach einem nahen Lustschloß mitgenommen um dem Harem eingereiht zu werden. Salomo wirbt nun um ihre Liebe, er preist ihre Schönheit und der Chor der Frauen singt von dem Glück das ihr bevorstehe; aber ihr Herz schlägt nur dem entfernten Geliebten, sie vergegenwärtigt sich wachend und träumend die seligen Stunden in seiner Nähe und lehnt damit des Königs Anträge ab. Sie wird endlich freigegeben und ihr Geliebter kommt sie zu holen. Das Gedicht ist ein Triumphgesang reiner und treuer Liebe. Mag Salomo's Stimme wollüstig schmachtend girren:

Deine zwei Brüste sind wie ein Pärchen
Von Zwillingsgazellen unter Lilien weidend.
Bevor noch weht die Abendkühle und die Schatten verschwinden
Möchte ich gehen zum Myrrhenberge und zum Hügel des Weihrauchs;

wie Posaunenton erklingt das herrliche Wort:

Stark wie der Tod ist die Liebe,
Fest wie die Hölle hält heiße Minne.
Ihre Gluten sind Feuergluten,
Eine Gottesflamme.

Wasserwogen löschen die Liebe nicht,
Ströme fluten sie nicht hinweg.
Böte einer all seine Habe um die Liebe,
Hohn und Verachtung würde ihm nur.

Die bald stolzen und gesuchten, bald üppigen Bilder, die Salomo braucht um Sulamits Schönheit zu feiern und ihre Gunst zu gewinnen, stehen in charakteristischem Gegensatz zu den holdseligen Naturlauten, in welchen Sulamit selbst oder in ihrer Erinnerung der Hirt von Weh und Wonne der Liebe singt. Dabei wird namentlich das Pflanzenleben mit seinen Blüten und Früchten hereingezogen um zu einer symbolischen Sprache der Liebe zu dienen, der es ja eigen ist alles auf den geliebten Gegenstand zu beziehen, ihn in allem zu finden. In Bezug auf die Composition ist manches minder deutlich oder allzu sprunghaft, man empfindet den Mangel an Plastik und Anschaulichkeit objectiver Darstellung auch hier; aber dafür entschädigt ein poetischer Duft,

eine Innigkeit und Wahrheit des Gefühls, worin unser Lied von keinem andern Werk des Alterthums übertroffen wird. Tiefe Blicke in das Wesen der Liebe, der Sinn für die Schönheit der Natur und ein empfindungsvolles Mitleben mit ihr heimeln uns an. Wir sagen gern mit E. Meyer: „Was es so einzig über alle verwandte Dichtungen des Alterthums erhebt ist die wunderbare Harmonie der leidenschaftlichen Sinnlichkeit und der reinsten Sittlichkeit, die den unsichtbaren Pulsschlag des ganzen Liedes bildet. Der Seelenadel rein menschlicher Liebe kann nicht besser dargestellt werden. So wenig religiöse Elemente als solche sich hier finden, das Ganze ist doch von dem sittlichen Geiste des Hebräerthums durchdrungen, und zeigt wie dieser auch die weltliche Sphäre der Kunst verklärte und heiligte."

In Salomo's Zeit fand nun auch die hebräische Volkssage ihre schriftliche Niedersetzung, und zugleich erweiterte sich der Blick über die Grenzen der Heimat nach den andern Völkern und ihren Schicksalen; eine Geschichtschreibung begann mit dem festen Glauben an eine sittliche Weltordnung und mit einer unnachahmlichen Sicherheit, Klarheit und Naivetät des Ausdrucks fast ein halbes Jahrtausend vor Herodot, aber nicht minder anziehend als seine Musen, nicht so weltfreudig heiter wie sie, aber in dem wechselnden Wellenschlag von Schuld und Strafe, Buße und Begnadigung tiefsinnig und Gottes voll. Zum Naturmythus gab der geistige Gott keine Gelegenheit; auf erhabene Weise ward er als Schöpfer der Welt geschildert, der alle Dinge hervorruft durch sein allmächtiges Wort: Es werde! Den Menschen formt er zu seinem Ebenbilde und haucht ihm den eigenen Geist als Lebensathem ein. Zur Sittlichkeit und Freiheit berufen muß der Mensch geprüft werden auf daß er sich bewähre; aber er folgt der Lockung der Selbstsucht; der Sündenfall und der Verlust des Paradieses ist in schlichter Einfachheit der Erzählung der unübertreffliche geschichtliche Ausdruck ethischer Wahrheit. Nachklänge semitischer Mythologie sind hier und anderwärts vorhanden, werden aber geistig-sittlich verwerthet. Sie bewahrt auch die Geschichte Noah's und der großen Flut. Die altbabylonische Erinnerung erhält aber ein mehr ethisches Gepräge: um der Sünde willen werden die Menschen vertilgt, dem geretteten Gerechten aber strahlt als Bundeszeichen der Regenbogen des Friedens. Dann wird das Volksleben Inhalt der Sage und der ideale Gehalt tritt deutlich in der religiösen Färbung derselben hervor.

Der Ton ist so einfach und bestimmt daß wir überall die wirkliche Geschichte zu vernehmen glauben, nur daß sich das göttliche Walten in seiner Erhabenheit über die Natur nicht so sehr mittels ihrer denn als übernatürliche Wundermacht offenbart. Zum Epos haben die Sagen sich so wenig wie im alten Rom gestaltet. Lyrische Klänge begleiteten die Ereignisse, für eine objective treue poetische Darstellung derselben aber war die Phantasie zu erregt und empfindungsvoll, und die Richtung auf das Religiöse mochte die Wahrheit lieber im schmucklosen Gewand der Prosa als im glänzenden Schleier der Dichtung sehen. Auch ist der Mensch zu wenig für sich selbst, Gott zu sehr der allein Mächtige, der wahre Held, als daß Epos und Drama aufblühen könnten. Aber jene prosaische Erzählung ist so fern von aller Nebelhaftigkeit, und doch sind die Gestalten so reizend vom Dufte der Urzeit umflossen, die Wirklichkeit ist so gemüthvoll und zugleich so ideal mit allen wesenhaften Zügen gezeichnet, die Geschichte so sinnvoll zum Spiegel für der Menschen sittliches Verhalten wie für Gottes Weltregierung gemacht, das Kindliche, volksthümlich Verständliche ist so ausdrucksvoll der Träger des idealen, allgemeingültigen Gehalts, die menschlichen Angelegenheiten werden so frisch und mustergültig, so naiv und bedeutungsvoll zugleich behandelt, das immer Wiederkehrende ist so einfach und vorbildlich dargestellt, die Patriarchenluft weht uns so labend und erquicklich an, daß diese hebräischen Urkunden gleich den Homerischen Gesängen zu den Grundbüchern der Menschheit gehören und alle nachfolgenden Geschlechter zu ihnen als zu einer der ursprünglichen Quellen echter Naturanschauung und gesunden Lebens sich hinwenden. Die Phantasie ist nicht so blühend, die gestaltende Kraft nicht so freischaltend wie bei den Griechen, aber alles trägt hier wie dort den Charakter des Erlebten, nicht des Erfundenen, sondern Erfahrenen, und die erhabene Weihe religiöser Wahrheit ist über das Ganze ausgegossen.

Die Erzväter sind auch für die bildende Kunst in der christlichen Welt so wichtig geworden, weil sie die Urbilder des Lebens, die Werkzeuge des göttlichen Segens für alle Zeit darstellen; die biblische Geschichte hat bereits das Zufällige und Vergängliche abgestreift und das immerdar Geltende ins rechte Licht gesetzt. Abraham ist der Anfänger einer neuen Entwickelung, sieghafter Held und frommer Diener des Herrn, selbständig an Geist und Macht. Isaak vertritt das nachfolgende Geschlecht, das sanft und

treu das Gegebene bewahrt und sich seiner Segnungen erfreut; in ihm und Rebekka ist das Familienleben in seiner Tüchtigkeit verherrlicht. Jakob der Listige und Israel der Gotteskämpfer in einer Person repräsentirt die Doppelseitigkeit des Judenthums nach seinem schlauen und zähen Erwerbsinn und nach seiner Glaubenskraft. Die anmuthige Erzählung von Joseph klingt schon wie das Vorspiel späterer orientalischer Märchen, und ist doch die ewig wahre Geschichte wie die bösen Anschläge und verkehrten Plane der Menschen durch die Vorsehung zum Heil gewandt werden: die Brüder die ihn verkaufen um den Träumer los zu sein, bahnen ihm den Weg zu den höchsten Ehren, die er durch Weisheit und Tugend erlangt, bis er endlich noch der Retter und Helfer der Seinen wird. „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott hat es gut gemacht", dies herrliche, trostreiche, für die Geschicke der Menschen so vielfach lichtspendende Wort spricht die Erzählung selbst als den Sinn des Ganzen aus. — In einigen Gegen- und Nebenhelden wie Ismael und Esau sind verwandte Stämme vertreten. Ismael ist der Wüstenaraber, unbändig wie der wilde Waldesel, Esau verliert das Erstgeburtsrecht gleich den Edomitern, die nicht zu höherer Bildung fortschreiten und von Israel überwunden werden.

Diese in dem ersten Buch Mosis enthaltenen Erzählungen und die daran sich anreihende Geschichte des Auszugs aus Aegypten und der Gesetzgebung sind aus mehreren Schriften zusammengestellt, deren erste und älteste, von Ewald das Buch der Ursprünge genannt, die Grundlage bildet, an die eine zweite sich ergänzend anschließt; der Verfasser von jener wird gewöhnlich der Elohist genannt, weil er in der vormosaischen Zeit für Gott den Namen Elohim braucht, der Verfasser der zweiten heißt Jehovist, weil er den fälschlich Jehova ausgesprochenen Jahvenamen von Anfang an hat; jener schreibt poetischer und einfacher, dieser rein prosaisch und mehr betrachtend. An sie schließen sich jene Predigten über das Gesetz, die im fünften Buch Mosis dem Gesetzgeber in den Mund gelegt sind und in seinem Geist den Geist seiner Ordnungen darlegen, wie sich derselbe im Lauf der Jahrhunderte entwickelt hatte. Entschieden und rücksichtslos wo es die Bewahrung der reinen Religion gilt athmen diese Reden einen humanen Geist und zeigen den Einfluß der großen Propheten auf den Verfasser. Die Werke zusammen sind für die Literatur was für das ganze Volk das Wirken des Moses war, und ver-

dienen es seinen Namen zu tragen. Nöldeke nennt den Pentateuch die Quintessenz der ganzen hebräischen Literatur: es herrsche in ihm auch eine starke Abwechselung des Inhalts wie des Tones: wir haben da detaillirte Opfervorschriften, einfach bürgerliche Gesetze und herzliche Ermahnungen, kurze Berichte in bloßen Umrissen und ausführliche Darstellungen voll unerschöpflicher Lebensfrische, systematisch künstliche Aufzählungen und die schönste Poesie: kurz der Pentateuch ist eine Welt im kleinen.

Das Buch Josua schließt sich dem Pentateuch unmittelbar an. Das Buch der Richter verhielt sich ursprünglich zu den Sagen und Volksliedern treu und alterthümlich wie die Lombardenchronik des Paulus Diakonus zu ähnlichen Quellen, ward aber in einem erbaulichen Ton überarbeitet.

In der Theilung des Reichs nach Salomo (975 v. Chr.), in der Bedrängung durch größere Nachbarstaaten, im Sturz der politischen Selbständigkeit kam den Juden mehr und mehr zum Bewußtsein daß ihre Mission keine blos weltliche, sondern eine geistige sei, die Hinleitung der Menschheit zur wahren Religion, die Abwendung vom Aeußern auf das Innere. Die Zeit der nationalen Noth ward zur Läuterung für die Geister. Die Geistigkeit Gottes war bei ihrer ersten Erkenntniß in ihrer Erhabenheit über die Welt von dieser zu sehr geschieden und losgerissen, und dadurch war das Verhältniß der Menschen zu Gott kein recht inniges und lebendiges, sondern ein contractliches geworden, ein Bund war geschlossen zwischen Jahve und dem Volk wie zwischen zwei Parteien, und die Menge meinte durch vorgeschriebene äußerliche Handlungen könne dem Willen Gottes genügt, die Befolgung des Gesetzes müsse durch weltlichen Lohn vergolten werden, die Darbringung von Opfern aus dem Segen des Feldes oder der Heerde könne die Hingabe der Persönlichkeit an Gott ersetzen. Da nun bildete sich allmählich im Anschluß an die Wahrheit des Judenthums die Ueberzeugung daß statt des Bundes der Gerechtigkeit ein Bund der Gnade noth thue, daß der Wille Gottes nicht ein äußeres Gesetz sei, vor dem der Mensch in knechtischer Furcht sich beuge, sondern das in kindlicher Liebe ihm eigen gewordene Princip seines innern Lebens, daß Gott durch das Opfer des Herzens versöhnt werde, daß in der Gemeinschaft mit Gott das wahre Glück und der Lohn der Tugend bestehe, daß aber dies neue Verhältniß der Gottinnigkeit durch eine Persönlichkeit müsse begründet werden, die in sich die Einheit göttlicher und

menschlicher Natur darstelle und denen mittheile welche sich ihr anschließen. Und die Erwartung dieses Gesalbten Gottes, des Messias, in welchem die hebräische Phantasie das Ideal ebenso als ein zukünftiges gestaltete wie sie es in Abraham als ein vorzeitliches anschaute, läuterte sich mehr und mehr von der Vorstellung weltlichen Glanzes zu der Hoffnung daß er durch innere Kraft die verstockten Herzen bekehren, die Welt umbilden und mit Gott versöhnen, das Reich Gottes auf Erden errichten werde.

Die Träger dieser Fortbildung des Judenthums zum Christenthum hin waren die Propheten. Sie deuteten das Leben der einzelnen wie die Geschicke des Volks, indem sie überall die Hand des Herrn erkennen lehrten und im Vertrauen auf die sittliche Weltordnung aus der Gegenwart zu ihr die Zukunft nicht so sehr in besondern Ereignissen als im großen Gang der Dinge verkündigten. Die Gesetze der Natur, die sittliche Weltordnung, die allgemeinen Wahrheiten welche das Leben beherrschen, sind die großen Gedanken Gottes, die der Mensch, im göttlichen Geiste geboren, damit in der Tiefe seines Wesens trägt und sich zum Bewußtsein bringen soll; dadurch kommt er zum Gefühl seiner Gemeinschaft mit Gott. Das Offenbarwerden dieser Wahrheiten in seiner Seele erleuchtet dieselbe, und sie erscheinen anfänglich nicht in wissenschaftlicher Vermittelung, sondern in der Unmittelbarkeit der Anschauung, als ein Gesicht das im Gemüth aufsteigt und im Bild einer besondern Erscheinung das Allgemeine erblicken läßt. Es ist das göttliche Ich als das universale welches das in ihm geborene menschliche Ich fortwährend durchdringt; wie das menschliche sich von ihm absondert und ihm sich entgegenstellt im Irrthum und in der Sünde, so greift das göttliche überwältigend über das menschliche, bezeugt sich in ihm, offenbart sich in ihm durch die Stimme des Gewissens oder in dem plötzlichen Klarwerden ewiger Wahrheit. Daß diese Eingebung von innen heraus wie alle geistige Mittheilung nicht eine fertige Ueberlieferung, sondern die Erregung zu eigener selbstthätiger Gedankenerzeugung ist, daß der Mensch die innere Regung menschlich gestalten muß, habe ich in der „Aesthetik“ (s. die Lehre von der Phantasie) ausführlich dargethan, und das Zusammenwirken göttlicher und menschlicher Persönlichkeit als ein fortdauerndes auf allen Lebensgebieten erwiesen. In diesen Kreis gehört das Prophetenthum.

Das Poetische und Prophetische grenzen nahe aneinander. Das Unfreiwillige im Aufleuchten der Gedanken, der unwiderstehliche Trieb zur Ideengestaltung, das Hervorbrechen einer göttlichen Gewalt ist die Form die beide von allem Gewöhnlichen, von dem Wirken selbstbewußter Reflexion und willkürlicher Erfindung unterscheidet. Wo eine Wahrheit zuerst sich hervordrängt, sagen wir mit Ewald, da ergreift sie den einzelnen, in dessen Geist sie sich Bahn bricht, heftig und stark, sie kommt nicht abgeleitet, abgeschwächt und halb zu ihm, sondern ganz, unmittelbar, übermächtig; wo sie aber so kommt da kommt in und mit ihr Gott selbst, der von der Wahrheit nicht zu trennen ist. Daher die Gewißheit des Propheten von seinem Erfülltsein durch Gott, der ihn besitzt, dem er nicht widerstehen kann; die höhern Gedanken zucken wie Blitze, hallen wie Donnerschläge durch die gewöhnlichen Meinungen und Bestrebungen. Aber die Offenbarung ist nicht das Werk einer fremden Macht, unser innerstes Wesen ist ja Gott, der Lebensgrund aller Dinge, und so findet der Geist sich in der Wahrheit, ja kommt durch sie erst wirklich zu sich selbst, und weiß das in der Begeisterung des Augenblicks Geschaute festzuhalten, sich zu vermitteln, in der Welt anzuwenden.

Auf diese Weise sind Propheten die ersten Gründer aller Religion, und religiöse Reformatoren wie Zarathustra, wie Sokrates gehören in ihren Kreis, Abraham und Moses waren Propheten. Vornehmlich aber gilt der Name von den Männern die innerhalb des Judenthums die Religion des Geistes bewahrten und ausbildeten. Hier stehen sie wie die Glieder einer großen elektrischen Kette durch mehrere Jahrhunderte, und ihr Wirken hat durch eine eigenthümliche Literatur in prophetischen Büchern Gestalt gewonnen. Ueber jeden muß der Geist des Herrn einmal gekommen sein; „er muß einmal die göttliche Kraft der Wahrheit gegenüber der ganzen Welt, und sich als allein in ihr lebend und webend erkannt haben; einmal muß er ganz in die göttlichen Gedanken eingegangen und von ihnen gefesselt in dieser Fesselung Kraft und Freiheit gefunden haben“; — dadurch steht er auf der hohen Warte, erkennt er das Gesetz der Dinge in der Vergangenheit und für die Zukunft; seine Verkündigung ist eine poetische Philosophie der Geschichte. Er spricht nicht sowol allgemeine Lehrsätze beweisend aus, er sieht das Allgemeine in einem besondern Fall, und auf das Besondere gerichtet macht er es zum Bild und Gleichniß des Allgemeinen und Ewigen, und lichtet

damit das Dunkel, schlichtet die Verworrenheit der Verhältnisse, indem er in ihnen die Idee begründet. Oft stellt der alttestamentliche Prophet ein Bild allein hin und reizt das Volk zu selbständiger Deutung an, bis er diese dann auch folgen läßt. Oder er macht sich selbst zum Bild, legt ein Joch auf seine Schulter und geht barfuß zum Zeichen der Gefangenschaft und des Unglücks, das über das Volk kommen wird, oder zerschmettert einen Topf in Scherben um darzustellen wie das Reich zertrümmert werde, oder legt Hörner an wie ein zermalmender Sieger im Vorgefühl des Glücks und der Erhebung, oder gibt den eigenen Kindern bedeutungsvolle Namen zum Zeichen daß diese Namen erfüllt sein werden sobald die Kinder sie aussprechen können.

Die Propheten waren Wächter des Gesetzes und Geistes gegenüber der Naturvergötterung und dem Baaldienst wie gegen die Tyrannei weltlicher Herrschaft; göttliche Demagogen hat Herder sie genannt, Meier das laut werdende Gewissen des israelitischen Volks; sie waren Volksredner und wollten daß Israel im Innern sittlich frei und einig werde; sie wirkten im Hinblick auf eine begeisternde Zukunft, der sie den Weg bahnen, deren entzückendes Bild einen Schimmer der Versöhnung in die zornigen Strafworte gegen die Mitwelt wirft. Anfangs sind sie nur Männer der That und des mündlichen Worts, nicht der Schrift; so Elias, der größte aus diesem Kreis, der wie verzehrendes Feuer hervorbrach gegen die Abgefallenen und Ungläubigen, aber selbst die innere Erfahrung machte daß der Herr nicht im Wettersturm, sondern in sanften Wehen kommt; die kühne Bildlichkeit der Rede, in der er seine Anschauungen aussprach, der erhabene Eindruck seiner Persönlichkeit ist dann von der Volkssage in wunderbaren Geschichten ausgeprägt, und diese sind selbst wieder mit prophetischem Geiste dargestellt worden. Dann folgten die herrlichen Gestalten eines Jesaias und Jeremias, die zum Wort und zur Bewähr des Worts durch That und Leiden auch die Schrift, die künstlerisch zusammenfassende Darstellung ihres Wirkens gesellten, bis endlich die Zeit kam in welcher das rein schriftstellerische Wirken statt des lebendigen Wortes eintrat, dabei aber einzelne Blüten von hoher Vollendung trieb. Die Sprache ist bei den ältern Propheten gedrungen und dichterisch, wenn auch in freierer Form als die lyrische Poesie, und mehr rednerisch gewaltig; sie liebt die volksthümliche Frische des Sprich-

worts und die Eindringlichkeit des Wortspiels, das im Klang der Rede eine Symbolik für den Gedanken findet: die Gebetstätte Betel wird zum Bettel, todt ist Anathot, die Lust Verlust; dem Apfel gleicht Israel zum Abfall reif; wer sich nicht bewährt wird nicht bewahrt; ich traue Gott und trauere nicht. Die spätern Propheten, die schriftstellerischen, stehen nicht so unter der Herrschaft der sie bewältigenden Gefühle, und ihre Werke sind deshalb mehr betrachtender Art, ruhig im Lehrton der Prosa entwickelnd oder die Gedanken allegorisch in Gesichte einkleidend; die Weihe der Wahrheit gießt ein mildes Licht der Verklärung über die vorzüglichen ihrer Werke.

Die Anschauungen die sich innerhalb des Prophetenthums entwickelten, hat Bunsen also formulirt: „Die Religion des Geistes ist die der Zukunft und soll allgemeines Gut der Menschheit werden. Darum muß das Aeußerliche, das sich an ihre Stelle setzt, untergehen durch ein Gottesgericht. Die Errettung des Volks wird kommen von einem Herrscher, einem Sprossen David's, welcher ein Reich ewigen Heils und Friedens in der Welt aufrichten wird. Die bewußte fromme Hingabe des Lebens für Volk und Menschheit zur Ehre des Gottesreichs ist die Ueberwindung der Welt und die Versöhnung der Menschheit mit Gott. — Hinter dem dunkeln Gewölk der Gegenwart, das sich um Zion gelagert, erblickten sie das helle Licht einer von dort ausgehenden allgemeinen Erleuchtung und innern Heiligung, wie sie erfolgt ist.“

Das älteste prophetische Buch ist das von Joel. Bei ihm herrscht der Dichter fast vor dem Seher, so anschaulich ist seine Schilderung, wie die Heuschreckenschwärme gleich einem Kriegsheer heranziehen, wie sie ein jeder in seinem Wege gehen und nicht abbeugen, gleich Helden die Mauern besteigen und durch Speerwürfe nicht im Lauf unterbrochen werden. Darum soll der Bräutigam aus der Kammer und die Braut aus dem Gemach gehen und Kinder und Greise zu einer heiligen Versammlung vor Gott zusammentreten, daß er sich erbarme. Aber nicht die Kleider, sondern die Herzen sollen zerrissen werden. Und aus dieser Buße, zu der die Noth treibt, geht dann der Tag des Herrn hervor, der seinen Geist ausgießen wird über alles Volk, daß alle Greise weissagen und alle Jünglinge Gesichte schauen. Doch nur die Juden, meint Joel, sollen des Heils theilhaftig werden, und Rachedurst gegen die Feinde, Nationalhaß und irdische Hoffnungen

trüben den reinen Strom seiner Begeisterung, die ihn jene innige Lebensgemeinschaft mit Gott als das Heil verkünden ließ, das er für die nächste Zeit erwartete, das aber erst Petrus am ersten Pfingstfest für erfüllt erklärte.

Als damals die frohe Erwartung sich nicht verwirklichte, als äußere Feinde, innere Zerrüttung und Gottvergessenheit in Israel eindrangen, und die Weissagung Joel's vielen zum Gespötte ward, da vernahm Amos, der Hirt von Thekoa, den Ruf Gottes, und begann seine donnernde Strafpredigt.

> Wenn der Löwe brüllt, wer sollte sich nicht fürchten,
> Wenn Gott der Herr redet, wer sollte nicht weissagen?

Von fremden Völkern anfangend und ihre Sünde als den Grund der göttlichen Gerichte darlegend zieht er den Kreis immer enger bis er bei Israel anlangt, und das Volk erinnert daß man die sittliche Weltordnung so wenig wie die Gesetze der Natur ungestraft antasten könne.

> Wie? Laufen Rosse auf Felsen oder pflügt man das Meer mit Stieren,
> Daß ihr verkehrt in Gift das Recht und in Wermut die Frucht der Gerechtigkeit?

Er der Sohn der Natur malt in erschreckenden oder lieblichen Naturerscheinungen den Tag des Gerichts, wo die Sonne am Mittag untergeht, die Erde erzittert, alle verwelken die auf ihr wohnen, und die Ungerechten auch im Abgrund des Meers die Macht Gottes fühlen, — und dem Tag des Friedens und Segens, wo sich der Pflüger an den Schnitter, der Traubenkelterer an den Samenstreuer reiht und die Berge vom Moste träufen. Die Assyrer erkennt Amos als Zuchtruthe in der Hand des Herrn. Auch die Heiden sollen nicht vertilgt, sondern zum alleinwahren Gott hingeführt werden, und mit dem im Feuer der Buße geläuterten Israel in sein Reich eingehen. Die Heilsbeschaffung aber, so erkennt Amos als der erste, verlangt einen Heiland, eine menschliche Persönlichkeit, in welcher Gott die Fülle seiner Kraft und Herrlichkeit offenbart.

Wie aus dem Schmerz der Liebe in Hosea's eigenem Gemüthe der Zorn hervorbricht, so hat er vor allen andern Propheten die Liebe Gottes aufs tiefste erfaßt. Zunächst ist es der Vater der seine Kinder mit Wohlthaten überhäuft, sie aber zum Dank dafür von ihm abfallen sieht, und nun sie straft damit er

sie heile; denn er will sie nicht verstoßen, sondern erlösen und vom Tode befreien, und sie sollen Söhne des lebendigen Gottes heißen. Dann aber zieht sich noch bedeutsamer durch das ganze Buch das Bild der Gattenliebe für das Verhältniß Gottes und der Menschheit. In parabolischer Rede hebt der Prophet an wie er eine Buhlerin zur Ehe genommen, und wie er die Ehebrecherin eingesperrt damit sie sich bessere. Als Hurerei wird der Abfall Israels und der Götzendienst geschildert; die Strafe soll zum neuen Bunde führen. Jahve spricht:

So verlobe ich dich mir auf ewig,
Verlobe dich mir durch Recht und Gericht, durch Liebe und Erbarmen.
Ich verlobe dich mir durch Treue,
Und du wirst den Herrn erkennen . . .
Liebe habe ich gern und nicht Opfer,
Gotteserkenntniß lieber als Brandopfer.

Und dieses Ehebundes von Gott und Menschheit soll auch die Natur froh werden, die Vögel des Himmels und das Wild des Waldes sollen seinen Segen genießen, Bogen und Schwerter sollen ausgerottet werden. — Hosea ist durchaus Lyriker, die Empfindungen wogen auf und ab und die Rede ist „ein leidenschaftlich Stammeln". Die kühnen Bilder bleiben unvermittelt oder sind durch Sprünge der Einbildungskraft verknüpft; das Ganze ist ahnungsvoll andeutend, nicht klar auslegend, die Sprache voll sinnlicher Farbe und Frische, aber abgerissen und naturwüchsig rauh. Meier sagt: „Die rein menschliche Liebe der Geschlechter, die in ihrer alles überwindenden Kraft zugleich die größte Treue und die reinste Sittlichkeit in sich schließt, ist im Hohenlied auf die würdigste Weise verherrlicht worden. Was dies Lied im Gebiete der weltlichen Volksdichtung das ist Hosea's Schrift unter den prophetischen Büchern, wobei die Liebe ebenfalls den innersten alles bewegenden und belebenden Pulsschlag bildet. Beide Stücke stellen zwar große Gegensätze dar, aber sie gehören zusammen und bezeichnen den ewigen Parallelismus zwischen Himmel und Erde. Für Nordpalästiua aber ist es unstreitig charakteristisch daß gerade hier zuerst das Evangelium rein menschlicher und göttlicher Liebe verkündigt worden ist."

Unter dem Namen Sacharja's sind die Aussprüche zweier vielleicht gleichnamiger Männer aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenem Stil der Darstellung verbunden, da Ereignisse be-

rührt werden die sowol vor 700 als um 600 v. Chr. stattfanden. Die Rückkehr der in die Gefangenschaft Geführten wird verheißen, das Unglück wird das Volk geläutert haben für das messianische Reich, an dem auch die Heiden Antheil nehmen sollen. Es wird nicht durch Gewalt errichtet werden, vielmehr spricht der Herr:

> Frohlocke mächtig, Tochter Zion, jubele, Tochter Jerusalem!
> Siehe der König kommt zu dir, gerecht und siegreich kommt er,
> Demüthig reitend auf dem Esel, auf dem jungen Füllen der Eselin.
> Da will ich ausrotten die Wagen aus Ephraim und die Rosse aus Jerusalem;
> Zerbrochen wird der Kriegsbogen und Friede den Völkern verkündiget,
> Herrschend von Meer zu Meer, von Strom zu Strom bis an der Erde Grenzen.

An das Bild von der Ankunft des Friedensfürsten schloß Christus bei dem Einzug in Jerusalem sich an um sich dem Volk als den verheißenen Messias zu bezeichnen.

„Was selten in demselben Geiste vereinigt ist, die tiefste poetische Anregung und reinste Empfindung, die sich stets gleiche unermüdliche und erfolgreiche Thätigkeit mitten in allen Wirren und Wechseln des Lebens, und die echtdichterische Leichtigkeit und Schönheit der Darstellung, diesen Dreibund finden wir wie bei Jesaia (um 700 v. Chr.) in keinem andern Propheten verwirklicht, und müssen aus den sichtbaren Spuren des steten Zusammenwirkens dieser drei Kräfte auf das Maß der ursprünglichen Größe seines Geistes zurückschließen. In ihm treffen alle Mächte und alle Schönheit prophetischer Rede zusammen um sich gegenseitig auszugleichen; es ist weniger etwas Einzelnes was ihn auszeichnet als das Ebenmaß und die Vollendung des Ganzen.“ So Ewald. Es ist eben in Jesaias die Herrschaft des Geistes, welche die Kräfte des Gemüths und der sinnlichen Anschauung durchwaltet und lenkt, welche ihn damit auch zum Gebieter über die Form macht; er wird nicht fortgerissen von der leidenschaftlichen Bewegung des Herzens und dem Strudel der Ereignisse, er meistert sie vielmehr und ist aller Töne des Ausdrucks mächtig, am größten aber in einer wunderbaren Verflechtung der Bilder, in welcher eine Anschauung aus der andern hervorquillt und in ihrem Wogen und Wallen doch der eine Grundgedanke leuchtend aufgeht, gleichwie er dem Inhalte nach Drohung, Gebet und Hoffnung ineinander verwebt. Nach einer sittlichen Läuterung

nachdem ein Engel ihm mit glühender Kohle die Lippe gereinigt, trat er als Volksredner auf. Er griff die eingerissene Ueppigkeit und Pracht an, er stürzte die Reste des Bilderdienstes, die sich hier und da immer noch erhalten, zu dem das Volk im Verkehr mit den Nachbarn so oft herabgesunken; er schilderte die Zeitverhältnisse mit großem Scharfblick für die Eigenthümlichkeit der Völker und ihre Machtstellung, und warnte davor daß man bei den Ausländern, bei den Assyrern Schutz suche statt bei Gott. Aber das nördliche Reich fiel durch Salmanassar, und bald lagerte ein assyrisches Heer vor Jerusalem. Da raffte eine Pest die Belagerer hin, und so kam die Rettung, die der Prophet in der Gewißheit des Gottvertrauens verheißen hatte; der Eindruck war ein gewaltiger, und im eigenen Erlebniß fand das Volk den Beweis daß der Herr es wol züchtigt zur Strafe, aber es nicht verderben will, und sobald es zur Buße sich wendet, sein Helfer und Retter wird. Um so eifriger sucht nun Jesaias das ganze Volk zu heiligen, die sittliche Freiheit zu verwirklichen. Die Obmacht der Assyrer galt ihm für eine Reinigungszeit; die verstockten Herzen werden vertilgt, der Rest aber wird bekehrt und zu Gnaden angenommen. Nicht äußere Opfer fordert Gott, sondern Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Demuth. Von der Werkheiligkeit wird der Mensch auf die Gesinnung hingewiesen, durch das Gefühl der Krankheit, der Sündhaftigkeit werden die Herzen der Genesung, dem Heil bereitet, das nicht als Verdienst, sondern als Gnade erlangt wird. Gottes Geist will unter seinem Volke wohnen. Von Einem aus, der die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in sich darstellt, wird sich dieselbe über alle verbreiten; aus David's Geschlecht wird der Messias kommen, ein Held, ein Friedefürst, reich an Rath, ein Hort des Gesetzes, der die Dulder aufrichtet und die Gewalthaber mit dem Stab seines Mundes niederschlägt; das Recht wird der Gürtel seiner Hüften sein und Treue die Gurt seiner Lenden. Auch die Heiden wird er zur Erkenntniß führen und sein Friedensreich über die Erde ausbreiten. Auch die Natur wird an der Versöhnung Antheil haben: der Wolf wird bei dem Lamme weiden und der Pardel bei dem Böcklein lagern, ein Knabe wird den Löwen leiten und ein Säugling das Auge des Basilisken streicheln. So hob Jesaias das Bild des Messias über das blos Menschliche in das Göttliche wunderbar empor, und das Neue Testament sah seine Hoffnung in Christus erfüllt.

An Jesaias schloß Micha nach Form und Inhalt sich an. Er fragt: Hat Jahve Gefallen am Blut der Widder und an Strömen Oels? Er verlangt daß man recht thue, Huld übe, demüthig sei; dann wirft er die Sünden in die Tiefe des Meers. Und die Völker ziehen heran zur Burg seines Hauses, daß er sie seine Wege lehre und sie seine Pfade wandeln. Denn von Zion wird Gottes Wort und Lehre ausgehen, und es wird Friede herrschen auf Erden, die Schwerter werden Karste und die Speere Winzermesser.

Das israelitische Volk konnte nur dann seine weltgeschichtliche Bedeutung und seine nationale Selbständigkeit behaupten, wenn es seinen Beruf in der religiösen Idee und deren Weiterbildung erkannte, sonst war es ein verschwindendes Anhängsel der benachbarten Staatenkolosse. Bei der Zerrüttung die schon vor der babylonischen Gefangenschaft im Reiche Juda unter assyrischen und ägyptischen Einflüssen um sich griff, verschwinden die sinnlichen Elemente, die Erwartungen äußern Glanzes in der Messiashoffnung, und man sieht das Heil mehr in dem neuen Geistesbunde mit Gott.

Das Buch Nahum's knüpft an die Belagerung Ninive's durch die Meder; dem Gewaltreich der Assyrer naht nun die gerechte Vergeltung. In Sturm und Wetter ist der Weg des Herrn, und Gewölk der Staub seiner Füße. Der Prophet sieht im Geist und schildert feurig und klar wie die Stadt fällt unter dem Jubel der unterdrückten Völker. Schwächer ist Zephanja, der von den siegreichen Medern erst noch ein Strafgericht über Israel, dann aber die bessere Zukunft erwartet. Er wiederholt bereits fast wörtlich aus ältern Propheten. Großartig ist bei der Ahnung von Jerusalems Untergang der freie Blick über die geistigen Geschicke der ganzen Erde. — Ein herrlicher Dichter ist wieder Habakuk, gleich groß im Gedanken und im Wort, voll ordnenden Kunstsinns, voll schlagender Kraft der Rede. Der Götzendienst ist gestürzt, und doch häufen sich von außen die Bedrängnisse des Volks. Da sieht der Prophet in ihnen weniger ein Strafgericht als eine Prüfung; der Gerechte wird durch seine Treue leben. Mit bitterer Klage ringt er nach der Lösung der Räthsel seiner Zeit. Er tritt auf seine Warte und späht von der Zinne, und erfährt daß der Ungerechte nicht lange besteht, der Gerechte aber, wenn er leidet, um so sicherer auf das künftige

Heil bauen könne. Und so betet er mit der Gemeinde daß der Herr im Gewitter heranziehe.

> Den Himmel bedeckt dann sein Herrscherglanz und seine Macht füllt die Erde,
> Und ein Licht gleich der Sonne kommt hervor, Strahlen zur Seite ihm, seiner Herrlichkeit Hülle;
> Vor ihm geht Todesstachel, Todesflamme zieht nach seiner Spur.

Der bedeutendste Prophet dieser Zeit ist Jeremias. Weichen Gemüths ergießt er sich am liebsten in Trauertönen über den Untergang Judas, über die Gefangenschaft des Volks; seine Seele weint unablässig im stillen, weil die Heerde des Herrn von dannen geführt wird; durch die Wunden seines Volks ist er verwundet und ruft:

> O würde mein Haupt zu Wasser und mein Auge ein Thränenquell,
> Daß ich weinen könnte bei Tag und Nacht über die Erschlagenen meines Volks!

Und nicht blos daß Aegypter, Scythen, Chaldäer das Reich bedrängten und Nebukadnezar Jerusalem eroberte, die eigenen Könige lohnten dem Propheten seinen thatkräftigen Freimuth mit Verfolgung, Gefängniß, Todesdrohen. Aber auch in der Schlammgrube war der Herr bei ihm wie ein gewaltiger Held, und der Errettete ward der Tröster seines Volks. Solch vierzigjährigem Wirken und Dulden um der Wahrheit willen entströmten seine Gesänge, die sein Jünger Baruch aufzeichnete. Vom Untergang seines Volks erhebt er das Auge auf das Ganze der Menschheit, und aus der Zerstörung sieht er das Reich Gottes aufblühen; er weissagt dem Volk die Rückkehr und Herstellung und der Menschheit einen neuen Bund mit Gott; denn also spricht der Herr aus seinem Munde:

> Ich gebe mein Gesetz in ihr Inneres, ich schreibe es in ihr Herz, nicht auf steinerne Tafeln;
> Ich werde ihr Gott sein und sie werden mein Volk sein;
> Dann werden sie nicht einer den andern, Bruder den Bruder belehren und sprechen: Erkennet den Herrn, —
> Sondern sie alle werden mich erkennen vom Kleinsten bis zum Größten,
> Da ich ihre Schuld verzeihen und ihrer Sünde nicht ferner gedenken werde.

In den prophetischen Reden des Jeremias vollzieht sich der Uebergang von dichterischer Darstellung zu erbaulicher Betrachtung

und Lehre. Die Klagelieder, die seinen Namen tragen, sind in der Form viel sorgsamer, ja schon gekünstelt, und es ist seltsam wie das von Schmerz über die Greuel der Zerstörung erschütterte Gemüth seine Seufzer in je 22 Strophen ergießen mochte die nacheinander mit den 22 Buchstaben des Alphabets beginnen.

Obadja hielt eine Drohrede gegen die Edomiter, die den Chaldäern im Kampf gegen Juda geholfen; dafür sollen sie unterworfen werden, wenn die Herstellung von David's Reich erfolgt.

Unter den in die babylonische Gefangenschaft fortgeführten Juden war auch Ezechiel, der am Flusse Kobar seinen leichtsinnigen Volksgenossen strafpredigend entgegentrat; allein er ist ohne neuschöpferische Kraft, und der Schriftsteller überwiegt den Propheten, was gleich anfangs hervortritt, wenn ihm der Herr nicht sowol seinen Geist einhaucht, als vielmehr ihm eine Rolle geschriebener Klagelieder zu verschlucken gibt um sie dann den Kindern Israel wieder mitzutheilen. In gelehrter Weise hält er sich an die Bücher Mosis und an Jeremias. Auch er verwendet symbolische Handlungen zur Darstellung von Gedanken, aber nicht in der Wirklichkeit, nur im Buch, und kommt geschmacklos auf widerliche Dinge. Den Mangel an phantasievoller Erregung sucht er dadurch zu ersetzen daß er seine Ideen allegorisch einkleidet und sie als Visionen darstellt; symbolische Erscheinungen, die dann gedeutet werden, enthüllen den Kern der Dinge in der Gegenwart und die Ahnung der Zukunft. Das bedeutendste Gesicht und von echt dichterischem Werth ist jenes wo ihn der Herr zum Thal der Gebeine führt und ihm gebeut sie ins Leben zu rufen, und die Gebeine sich mit Sehnen bekleiden, mit Fleisch umgeben, mit Haut überziehen, und der Geist über sie kommt und sie von neuem beseelt: so soll auch Israel auferstehen und vom Herrn begeistert wieder zur Heimat kommen.

Am Ende des Exils, die Befreiung durch Kyros erwartend, lebte der große Unbekannte, dessen Weissagungen den Schriften des Jesaias angehängt sind als 40. bis 66. Kapitel; daher er den Namen Pseudojesaias erhalten hat; vielleicht daß auch er Jesaias hieß. An ihm erkennen wir wie wirklich die Zeit der Leiden eine Läuterung war, wie Israel, von der Welt zurückgedrängt, sich in sich selber sammelt und vertieft; die Religion erhält sich ohne äußere Stützen, und der Volksgeist erkennt seine Mission in ihr. Daß Israel kämpfe und dulde für ein rein geistiges Ziel, daß der Weg zum wahren Sieg durch Leid und

Prüfung gehe, wird hier mit aller Wärme und aller Klarheit ausgesprochen; die Darstellung ist beredt, die Sprache blühend. Daß die Erkenntniß von Gottes unwandelbarer Liebe die Herzen rühren müsse, damit sie reuig sich ihm wieder zu eigen geben, das war ein Gedanke, den schon frühere Propheten angedeutet, der gegenwärtig seine Ausbildung findet. Und nun sah der Seher gottergebene Männer, die mit Treue und Glauben auch in der Noth am Herrn hingen, und dafür noch von den äußerlich Gesinnten verhöhnt wurden; die aufs Irdische gerichteten Gottlosen hatten den Fall des Reichs herbeigeführt und spotteten nun der Frommen, als ob sie verdientes Unglück erduldeten oder als ob ihre Frömmigkeit doch kein Heil bringe. Aber im Gefühl ihrer Unschuld und im Vertrauen auf Gott tragen die Edeln Schmerz und Schmach geduldig, und dieser milde Geist, diese Liebe im Leid wird endlich auch die Verstockten rühren und ergreifen, und die frommen Dulder, die schuldlos gelitten, werden dann die Führer des Volks, dessen Wiedergeburt sie veranlaßt haben, und der Herr wird sie verherrlichen. Aus diesen Ideen schafft nun der Prophet ein neues Ideal, das Bild vom Knecht Gottes, der den rechten Gottesdienst übt; verachtet und verabsäumt von den Menschen lädt er dennoch ihre Schmerzen sich auf; durch seine Wunden sollen sie heil werden. Gequält wird er, obwol er sich demüthigt und seinen Mund nicht aufthut wie ein Lamm das zur Schlachtbank geführt wird, wie ein Mutterschaf das vor seinen Scherern verstummt. Man macht bei Frevlern sein Grab, obwol er keinerlei Unrecht vollbrachte. Wie die höhern Geister, die edelsten Gemüther so oft ein Opfer ihrer Erkenntniß, ihrer Liebe werden, aber wie gerade ihr Leiden und Sterben ihr Werk am meisten fördert, indem es die todüberwindende Macht der Idee bezeugt, dieser Gedanke ist dem Seher aufgegangen. Das ideale Israel, der Genius des Volks selber, der ein Martyrium für die Wahrheit und für die Menschheit auf sich nimmt, ist in dem Knecht Gottes personificirt; ein Mann wie Jeremias und ein Geschick wie das seine mochte die geschichtliche Grundlage bilden; seine volle und freie Verwirklichung, seine menschheitliche Vollendung fand es in Christus; es war die geistigste Weissagung, sie erhielt die treueste Erfüllung. Sein Volk zu trösten ist der Prophet gesandt. Der Herr will das Sühnopfer annehmen, der Becher seines Zorns soll nun den Feinden Israels credenzt werden; Babel sinkt in Staub. Was sind seine Bildgötter, von

Menschenhänden gegossen oder geschnitzt, gegen ihn der da thront über den Kreisen der Erde und den Himmel wie sein Lichtgewand ausbreitet? Er verwandelt die Zwingherren in nichts; er haucht sie an und sie verdorren, der Sturm rafft sie wie Stoppeln dahin! Er ruft seinem Volke:

> Mache dich auf! Werde Licht! Denn es kommt dein Licht,
> Gottes Hoheit glänzt über dir auf.
> Finsterniß bedeckt die Erde und Nebelgewölk die Völker,
> Aber die Völker gehen nach deinem Licht und Könige nach deinem Glanz.
> Und es wird nicht sinken die Sonne, noch abnehmen der Mond,
> Sondern der Herr ist dein ewiges Licht, und deine Trauertage sind zu Ende.

Israel soll das Priestervolk Gottes sein, der Tempel Jahve's ein Bethaus für alle. Der Himmel ist sein Thron und die Erde seiner Füße Schemel, was könnte man ihm für ein Haus bauen, der selber alles gemacht hat? Die zerknirschten Herzen sieht er gnädig an, den Gefangenen gibt er Freiheit, einen Kranz statt des Kreuzes. Wie der Regen, der vom Himmel kommt, erst wieder dahin zurückkehrt, wenn er das Land getränkt und befruchtet hat, so auch das Wort Gottes erst wenn vollbracht ist was es gewollt.

Kyros entließ die Juden aus der Gefangenschaft, aber das Volk brachte es nicht weiter als zu einer schwachen Nachahmung der zerstörten Verhältnisse, und dem entsprechend wiederholten auch die prophetischen Schriften frühere Verkündigungen um sie auf die Gegenwart anzuwenden. Die Gelehrsamkeit war größer als die Begeisterung; die Darstellungen der Vorgänger wurden zusammengefaßt und je weniger eine Erhebung des Volks aus den damaligen Zuständen durch blos menschliche Kraft möglich schien, desto mehr ward das Bild des Messias ins Uebermenschliche gesteigert. Haggai, Zephanja, Maleachi sind dichterisch nicht von Bedeutung. Der Messias heißt der Engel des Bundes; nach einem Strafgericht wird er das rechte Verhältniß zwischen Gott und Volk herstellen.

Nach einer ziemlich ruhigen Periode unter persischer Oberhoheit ward Judäa, als Alexander der Große gestorben war, der Zankapfel und Wahlplatz der Kriege zwischen den syrischen Seleuciden und ägyptischen Ptolemäern. Die Drangsale stiegen aufs höchste, als Antiochus Epiphanes Jerusalem eroberte und den Dienst der griechischen Götter forderte. Da trat der Ver-

fasser des Buchs Daniel auf, und schrieb die ausgeschmückten Sagen vom alten Propheten Daniel seinen Zeitgenossen zu Trost und Erbauung nieder. Die visionäre Darstellungsweise bemächtigt sich des ganzen Inhalts; die Gesichte und Bilder werden bis ins einzelnste ausgeführt, die Geschichte wird in der Form von Weissagungen der Zukunft geschildert, wie es allerdings nach dem Erfolg möglich war. Die allgemeine Noth dünkt dem Verfasser nothwendig als Vorbereitung auf die messianische Zeit; den Messias stellt er sich in menschlicher Gestalt vor, aber vom Throne Gottes auf Wolken des Himmels herabgekommen. Er braucht von ihm den Namen „des Menschen Sohn“, den Christus sich dann selbst beilegte.

Blicken wir zurück auf die eigentliche Lyrik wie sie uns in den Psalmen vorliegt, so finden wir auch in ihr die Gedankenentwickelung und die Stimmungen des Volks im Lauf der Jahrhunderte abgespiegelt. Sie blüht besonders in Juda, wo ein Mittelpunkt des religiösen Lebens durch Salomo's Tempelbau gewonnen war. Zunächst in der Zeit der großen Propheten begegnet uns ihr Geist des Muthes, des freudigen Gottvertrauens, und der Gedanke dringt durch daß der Herr ein Gott des Wissens ist, der die Thaten wiegt, den Stolz zerbricht, die Schwachen mit Kraft gürtet. Und das macht diese Lieder so groß daß wie in jeder echten Volkspoesie der Dichter sich von der Nation getragen weiß und die melodische Stimme der Gemeinde ist, die darum auch wieder seinen Psalm gemeinsam singen kann. So klingt auch später beim Untergang des Reichs die Noth der Zeit aufs erschütterndste wieder, gerade die edelsten Seelen empfinden den Schmerz des Ganzen am tiefsten; aber über Zerrissenheit und Verzweiflung siegt meist doch ein felsenfestes Vertrauen, das sich gerade im furchtbaren Gemüthskampf bewährt.

Die bittere Frage wird aufgeworfen: warum doch dem Frevler alles gelinge? Der Sänger des 73. Psalms schildert dieser Welt gegenüber die Noth der Frommen, und sinnt nach bis er begreifend eindringt in die Geheimnisse Gottes und gewahrt wie die Bösen auf schlüpfrigen Boden gestellt und dem Sturz nahe sind. Gleich einem Traum nach dem Erwachen wird ihr Bild verworfen werden. Und so fragt der Dichter nichts nach Himmel und Erde, wenn er den Ewigen hat; ihm ist es wonnig Gott nahe zu sein und zu verkündigen alle seine Wunder.

Der 42. und 43. Psalm bilden eine der schönsten Elegien.

Wie der Hirsch nach frischem Wasser, so schmachtet die Seele nach dem Herrn; ihr Weinen wird ihr zur Speise Tag und Nacht, wenn man sie fragt: Wo ist denn dein Gott? Da blutet das Herz; aber der Dichter rafft sich auf:

Was bist du gebeugt, meine Seele, und jammerst du so?
Hebe dich aufwärts und hoffe auf Gott,
Gewiß werd' ich ihn noch preisen,
Meinen Retter, meinen Gott!

Und als ein großartiger Refrain klingen diese Verse immer wieder durch, ob das Unglück der Verbannung noch so schwer auf dem Herzen lasten mag.

Das Heiligthum ist zerstört, das Reich ist verwüstet, das Volk ins Elend, in die Fremde geführt; im Verlust des äußern Lebens geht es dem Geiste immer klarer auf, daß der geistige Gott nicht in Tempeln wohnt die mit Händen gemacht sind, denn sein ist die ganze Welt und was sie erfüllt; daß er nicht das Fleisch der Stiere ißt, noch das Blut der Böcke trinkt, sondern daß er Gehorsam, Ergebung, Liebe verlangt. Das herrliche Klagelied in der Verbannung endigt im Zornesausbruch gegen die Edomiter, die bei der Zerstörung Jerusalems mitgeholfen.

An den Wassern Babylons da sitzen wir und weinen,
Wenn wir Zions gedenken;
An den Weiden im Lande hängen wir die Harfen auf.
Denn dort fordern von uns unsere Bezwinger Gesänge,
Unsere Dränger Freudenlieder:
Singt uns doch von Zions Gesängen!

Wir wollen nicht singen die Gesänge des Herrn im fremden Lande.
Vergesse ich dein, Jerusalem,
So vergesse mich meine Rechte!
Es klebe die Zunge am Gaumen mir fest,
Wenn ich dein nicht gedenke,
Wenn ich nicht halte Jerusalem
Für meiner Freude Gipfel.

Gedenke, o Herr, den Söhnen Edoms jenen Tag Jerusalems!
Sie die sprachen: reißt nieder!
Reißt nieder bis auf den Grund!
Tochter Babel, Verwüsterin,
Heil dem der dir vergilt was du uns gethan!
Heil dem der deine Kinder ergreift
Und sie zerschmettert wider die Felswand!

Der Gedanke an die Nichtigkeit aller Dinge, an die Hinfälligkeit des menschlichen Daseins herrscht nun im Gemüth. Der Mensch ist wie eine schnell verwelkende Blume, wie Gras das am Morgen grünt doch am Abend verdorrt, Mühe und Vergänglichkeit ist sein Los, doch der Herr dauert und bleibt eine sichere Zuflucht, er der ehe die Berge geboren und die Erde gegründet wurden von Ewigkeit zu Ewigkeit Gott ist. Vor seiner Herrlichkeit und Heiligkeit fühlt sich der Mensch, der endliche, sündhafte schuldig des Gerichts, betet aber um Reinigung und Gnade; denn das rechte Opfer ist ein zerknirscht und zerschlagen Herz, und das rechte Gebet ist um einen reinen Sinn und einen festen Geist. Gern sehen wir mit Hitzig im zweiten Jesaias den Verfasser des so oft gebeteten Gebetes, das anhebt:

Sei mir gnädig, Gott, nach deiner Güte,
Nach deiner Barmherzigkeit tilge meine Uebertretungen.
Siehe in Missethat bin ich geboren
Und in Sünden hat mich meine Mutter empfangen.
Siehe, Wahrheit willst du im Gemüthe,
So präge denn meinem innersten Herzen Weisheit ein.
Entsündige mich mit Ysop daß ich rein werde,
Wasche mich daß ich weißer werde denn Schnee.
Laß mich Wonne und Freude hören,
Frohlocken müssen die Hebräer die du zerschlagen hast.
Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz,
Und gib mir einen neuen festen Geist.
Verwirf mich nicht vor deinem heiligen Angesichte
Und deinen heiligen Geist nimm nicht von mir.
Laß mir wiederkehren die Wonne des Heils,
Und mit einem willigen Gemüth rüste mich aus.

Als nun von Kyros die Erlösung aus der Verbannung kommt, da heißt es gar rührend schön:

Wir waren wie Träumende
Als der Herr die Gefangenen Zions zurückgeführt;
Da füllte sich mit Lachen unser Mund
Und unsere Zunge mit Jubel.

Da sprach man unter den Heiden:
Der Herr hat Großes an ihnen gethan.
Der Herr hat Großes an uns gethan,
Deß sind wir fröhlich.

Herr, wende unsere Leiden
Wie du mit Quellen die Wüste tränkst.
Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.
Wol geht dahin und weint wer den Samen streut,
Doch kommt in Jubel heim wer seine Garben bringt.

Die Rückkehr aus dem Exil, der Wiederaufbau des Tempels war das Zeichen einer Wiederherstellung des alten Judenthums eben als Restauration. Das Alte war das Heiliggewordene, Unantastbare, der Geist ward an den Buchstaben gebunden; das Gesetz war in einem anerkannten Schriftwerk niedergelegt, und die Schriftgelehrten umgaben es mit einem Zaun um auch die kleinste Uebertretung zu verhüten, ja eine Menge Dinge wurden geboten oder untersagt damit die Möglichkeit oder Gefahr der Uebertretung ausgeschlossen war. Statt der lebendigen Offenbarung im Gewissen ward das Aeußere, worin die Religion sich bewegt, für heilig geachtet, das Sichtbare überwuchs das Unsichtbare, der Schein das Wesen, und Einrichtungen, Geräthe, Oerter wurden heilig genannt. Da blühte die Poesie nicht mehr in ihrer Naturfrische, aber doch in klarer Kunstvollendung, und gerade in ihr zeigt sich der fortdauernde Herzschlag der wahren Religion; das durch innere und äußere Erfahrung gereifte Gottesbewußtsein gibt einzelnen Liedern ihre Tiefe und Klarheit, wenn ein edles Gemüth von den Aeußerlichkeiten sich wieder abwendet und sich nach dem innersten Wesen sehnt. Bereits liegt eine Fülle von Gedanken vor, und die Sänger beginnen über sie zu herrschen. Die Hülfe ist von Gott gekommen, es gilt ihm zu danken, ihn zu feiern. Da heißt es:

Wer unter dem Schirm des Höchsten wohnt
Und im Schatten des Allmächtigen weilt,
Der spricht zum Herrn: Meine Zuflucht, meine Burg,
Mein Gott, dem ich vertraue.

Denn er entreißt dich der Schlinge des Jägers,
Mit seinen Schwingen deckt er dich,
Seine Flügel bieten dir Schutz,
Schild und Schirm ist seine Treue.

Da wird der Allgegenwärtige angerufen:

Wo soll ich hingehen vor deinem Geist,
Wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht?
Stiege ich gen Himmel, so bist du da,
Bettete ich mir in der Hölle, siehe so bist du auch da.

Nähme ich Flügel der Morgenröthe,
Ließe mich nieder am Ende des Meers,
So würde auch dort deine Hand mich führen,
Auch dort deine Rechte mich fassen.

Spräch' ich dann Finsterniß soll mich bedecken,
Nacht das Licht sein rings um mich, —
Finsterniß wäre nicht finster vor dir,
Nacht wie Tag, das Dunkel hell.

Die ganze Welt wird aufgefordert zum Preis des Schöpfers, des Erhalters. In leuchtenden Zügen wird das Bild der Natur entrollt, das Treiben und Streben des Menschen vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne lebendig geschildert; das Ganze wird zur Feier des Gottes der in allem waltet. Licht ist sein Kleid, den Himmel spannt er aus wie ein Zelt, Wolken sind seine Wagen, die Flügel des Windes tragen ihn; er macht Stürme zu seinen Boten und Feuerflammen zu seinen Dienern. Er hat die Erde fest gegründet, die Wasser beben zurück vor seiner Donnerstimme. Er läßt Quellen aus den Bergen sprudeln und tränkt das Wild, und es sättigen sich und wachsen die Bäume, die Vögel singen in ihren Zweigen. Es sprießt das Korn zur Nahrung der Menschen, es gedeiht der Wein das Herz zu erfreuen. Gott schuf den Mond zum Maß der Zeit, und die Sonne kennt ihren Untergang. Da regen sich die Thiere des Waldes, da brüllen die jungen Löwen nach ihrem Raub. Geht aber die Sonne auf, so ziehen sie sich zurück in ihre Höhlen; doch der Mensch begibt sich an seine Arbeit bis zum Abend. Wie sind die Werke Gottes so groß und so viel, wie weislich geordnet! Das Meer wimmelt von Fischen, und er thut seine Hand auf sie zu sättigen. Verbirgt er aber sein Antlitz, so erschrecken sie, hält er den Athem ein, so vergehen sie. Er erneut das Antlitz der Erde. Ewig dauert seine Herrlichkeit, und er freut sich seiner Werke. So wollen wir ihm singen und spielen, und sein uns erfreuen solange wir leben. — Da erstaunt auch Alexander von Humboldt, in einer lyrischen Dichtung von so geringem Umfang wie dieser 104. Psalm ein Bild des ganzen Kosmos dargelegt, mit wenigen großen Zügen Himmel und Erde geschildert zu sehen. Das Leben der Natur und das Treiben der Menschen sind einander entgegengestellt, und der Hinblick auf die Gottesmacht, die unsichtbar über beiden waltet, begründet das erhaben Feierliche dieser Poesie.

Ein anderer Psalm besingt die Führung Gottes im Geschick der Menschen, wie er dem Moses seine Wege kund that und den Söhnen Israels seine Thaten, wie er barmherzig und gnädig ist, und mit seiner Güte die Guten umschließt wie der Himmel die Erde. Als ein Vater erbarmt er sich seiner Kinder; die Ungerechten züchtigt er, und schmückt die Unglücklichen mit Sieg. Und wie die Gemeinde sein Lob als einen Segenspruch sang, so hallt es noch heute in der christlichen Kirche wider:

Nun danket alle Gott, der überall Großes thut,
Der da beglückt unsere Tage vom Mutterschos an,
Und an uns thut nach seiner Barmherzigkeit.
Er gebe uns ein fröhlich Herz
Und daß Friede sei in Israel,
Daß er bewähre an uns seine Liebe
Und erlöse uns! Amen.

Auch andere Werke der nachexilischen Zeit zeigen eine erfreuliche Kunstblüte bei volksthümlicher Grundlage. So die anmuthige Erzählung von der ährenlesenden Ruth, die einen anziehenden Blick in die Ehrenhaftigkeit des hebräischen Familienlebens gewährt und in einer ebenso einfachen als gewählten Sprache geschrieben ist. Der Dichter von Hermann und Dorothea nennt das Büchlein das lieblichste kleine Ganze das uns episch und idyllisch überliefert worden, und der Verfasser des Kosmos preist es als ein Naturgemälde von naivster Einfachheit und unaussprechlichem Reiz. — Lehrhaftern Ton schlägt das Buch Jonas an, eine Prophetensage, wahrscheinlich angeknüpft an das alte Lied von der wunderbaren Rettung, wie das Meer selbst als Ungeheuer den Dichter, den es schon verschlungen hatte, wieder ausspie; — das orientalische Gegenbild zum Arion der Hellenen. Daß bei Juden und Heiden die Trennung von Gott auf gleiche Weise Unglück bringt, aber die Fügung des Menschen unter den ewigen Willen wieder zum Heile führt, geht als gemeinsamer Grundgedanke durch die Geschichte von Jonas und von Ninive. Das Buch Esther ist ohne solch eine Weihe der religiösen Grundidee; Zufall, Willkür, Laune, Leidenschaft walten statt des göttlichen Rathschlusses wie in einer Novelle gewöhnlicher Art; auch beruht die Erzählung nicht auf Thatsachen, sondern der Verfasser will mit seiner Erfindung dem Purimfest, das die Juden nach der persischen Frühlingsfeier annahmen, eine historische Grundlage geben. Ueberhaupt kommen zu den stehenden Bildern und Redens-

arten über das Göttliche jetzt manche Gestalten und Züge aus der persischen Mythologie in das jüdische Bewußtsein und in die Literatur. Kommt doch die persische Lichtlehre mit ihrem guten Gott und ihrer sittlichen Richtung unter allen heidnischen Religionen dem Judenthum am nächsten, sodaß sich die Berührungspunkte leicht ergaben und das Böse als der Widersacher und Satan, göttliche und teuflische Kräfte als Engel und Dämonen personificirt wurden. Man entlehnte nicht, alles ward im hebräischen Geist wiedergeboren.

In der nachalexandrinischen Zeit drang griechische Bildung auch in Jerusalem ein, stieß aber bei den zähen Anhängern des Alten auf fanatischen Widerstand. Dabei wurden immer neue Scharen der Juden in alle Welt zerstreut, oder die Lust an Handel und Verkehr veranlaßte sie zu freiwilliger Auswanderung, und bald gab es eine ideale jüdische Colonisation ähnlich wie eine griechische über die ganze bekannte Erde. Platon, die Stoiker berührten sich jetzt mit der hebräischen Weisheit. Man liebte die allegorische Darstellung und suchte die alten Geschichten allegorisch auszulegen um die neuen Ideen in ihnen zu finden. Statt mit Goethe zu sagen „Es winken sich die Weisen aller Zeiten", da die Wahrheit nur eine ist und sie also in ihr sich begegnen, meinten die Juden daß die Griechen ihnen das Entsprechende entlehnt hätten. In der jetzt abgeschlossenen Sammlung der Sprüche Salomo's wird die Weisheit Gottes, die schon oft in der biblischen Poesie bewundert und gepriesen worden, förmlich personificirt und als das erste Geschöpf Gottes, als die künstlerische Bildnerin der Welt geschildert, die vor Gott spielt, die Natur durchdringt, ihre Freude an den Menschen hat. Sie ist der Beitrag den die religiöse Phantasie der Juden lieferte um im Zusammenwirken mit der hellenischen Philosophie, mit Heraklit und Platon, die christliche Logoslehre zu begründen. Die Sammlung stellt das alte Erbgut der Weisheit auf der Gasse, vermehrt durch die Erfahrungen neuerer Zeit, in einigen großen Gruppen zusammen. Der Prediger Salomo's hat nicht die glückliche Regierungszeit des Königs, sondern vielmehr den Verfall des nationalen Lebens, einen melancholischen Weltüberdruß, den Zweifel an der Wahrheit und an der Möglichkeit der Erkenntniß zum Hintergrunde. Alles ist eitel! lautet das letzte Wort. Darum genieße den Augenblick, doch, — da alles fraglich und der religiöse Zug im Judenthum unvertilglich ist, — ohne den Glauben an

die sittliche Weltordnung aufzugeben. Es herrscht ein Kreislauf aller Dinge; ein mittleres Maß ist das vorzüglichste; ein lebendiger Hund ist besser als ein todter Löwe. — Die goldene Mittelstraße, ein in Gott vergnügter Lebensgenuß wird auch im Spruchbuch von Jesus Sirach gelehrt. Wie in den spätern Psalmen finden wir eine liebevolle Naturbetrachtung. Auch hier wird die Weisheit personificirt und als die Verleiherin aller Tugend gepriesen. Zugespitzte Wendungen, gesuchte Redeblumen, schwülstige Bilder lassen allerdings einen reinen Genuß nicht recht aufkommen. Der Verfasser der Weisheit Salomo's hat am besten das Große des Hebräerthums mit der Platonischen Anschauung verbunden; er fordert die Machthaber auf, sie sollen in der wahren Religion die rechte Weisheit ergreifen; denn nichtig sind irdische Güter, nur durch das Leben in der Erkenntniß Gottes wird Herrschaft und Unsterblichkeit gewonnen. Die Weisheit ist das Licht der Könige, die Beschützerin der Frommen. Eine Gebetrede schildert die Gerechtigkeit Gottes in der Geschichte. Das Körnige der Spruchrede, das Tiefe der Gedanken hat in Paulus und Johannes seine Fortbildung und Vollendung gefunden.

Von dem regen Geistesleben der am Euphrat und Tigris zurückgebliebenen Juden gibt uns das Buch Tobit Kunde. Es weht ein milder idyllischer Hauch durch das Ganze, die tiefsten Probleme, die dem Hiob zu Grunde liegen, werden auch hier berührt, aber ohne so tragisch gewaltige Conflicte friedlich gelöst. Das Novellistische, Märchenhafte durchdringt ein tiefreligiöser Zug, die Religion waltet hier vornehmlich im Heiligthum des Hauses und weiht die Innigkeit des hebräischen Familienlebens; das Lehrhafte der hebräischen Poesie ist passend in die Form von Ermahnungen der Aeltern an die scheidenden Kinder, das Lyrische in Gebete und Danklieder niedergelegt. Tobit ist der Gute, Wohlthätige, Barmherzige; er wird verfolgt weil er die Todten begräbt. Warmer Koth aus einem Schwalbennest fällt ihm in die Augen, daß er erblindet. Da spotten sie sein in der Noth und Armuth die über ihn gekommen: was er jetzt von seinem Almosengeben habe? Er aber bewahrt dem Herrn Treue, Verehrung, Ergebenheit. Seinem Sohne Tobias, der ausgeht eine Schuld beizutreiben, gesellt sich ein guter Engel, Rafael, zum Geleit, wie Pallas Athene in Mentor's Gestalt den jungen Telemachos begleitet. Aus der Leber des Fisches, den der junge Tobias fängt, bereitet der Engel die heilende Salbe für des Vaters Augen, aus

dem Herzen ein Rauchwerk gegen den bösen Geist, der in der Brautnacht die Bräutigame der schönen Sarah erwürgt hatte, so-daß der junge Tobias sie ungefährdet heimführen kann. So wird der Glaube Tobit's gerechfertigt, und erkannt daß gerade weil er Gott geliebt, die Prüfung über ihn gekommen damit er sich bewähre.

Und dies führt uns endlich zum herrlichsten Kunstwerk des hebräischen Geistes, zum Hiob; ich stehe nicht an mit Gustav Baur ihn Dante's Göttlicher Komödie an die Seite zu stellen, ihn das größte Gedicht von specifisch religiösem Inhalt aus vor-christlicher Zeit ebenso zu nennen wie die Göttliche Komödie das größte der christlichen Welt ist. Beide führen den Menschen durch Irrthum, Schuld und Leid zur Wahrheit und Seligkeit; beide ruhen auf dem Grunde einer unbefangenen religiösen Volks-ansicht, und beseitigen Zweifel und Verirrungen durch das tiefere, lebendigere Erfassen der ursprünglichen Wahrheit, durch persön-liche Aneignung derselben. Hiob ist die erste Theodicee, die Recht-fertigung Gottes und seiner Weltregierung gegenüber dem Unglück und dem Bösen in der Welt; das Unglück ist Strafe der Sünde, aber das Leiden ist auch bestimmt läuternd zu wirken, es kann zur Prüfung verhängt werden, und das Böse steht unter der Herrschaft der Vorsehung und muß ihr, muß dem Guten dienen. „Der Gang welchen die Lösung des Problems nimmt, führt aus der Hölle des Zweifels und der Verzweiflung durch das läuternde Feuer der Prüfung zur beseligenden Anschauung Gottes und seiner ewigen Wahrheit; auch das Buch Hiob ist eine göttliche Komödie in drei Acten."

Für die Frage nach dem Verhältniß von Schicksal und Frei-heit, von der sittlichen That des Menschen und seinem Unglück gab das volksthümliche Bewußtsein der Juden im Glauben an die moralische Weltordnung und ihre Herrschaft auch über die Natur die Antwort daß es dem Menschen ergehe nach seinen Werken, daß der gerechte Gott das Böse mit Unglück strafe, das Gute mit Glück belohne. Wenn nun aber der fleischliche Sinn Glück und Unglück im Besitz oder Verlust äußerer irdischer Güter sah, so konnte andererseits die Erfahrung daß auch Unschuldige leiden den Leidenden selbst wie den denkenden Betrachter zum Hadern mit Gott, zum Zweifel an seiner Macht und Güte führen. Der Streit und die Lösung dieser Gegensätze, die ihre Berechtigung bewahren, ihre Mängel abstreifen, in einer richtigen Fassung der

ursprünglichen Wahrheit ist der Inhalt der Dichtung. Dem hebräischen Geiste gemäß, der in ihr gipfelt, ist sie religiös, ist sie vorzugsweise gedankenvoll und zeigt sie ein Bestreben zu lehren, zu überzeugen. Der lyrische Grundton offenbart sich im Herzensantheil des Verfassers, der wie Goethe im Faust eine alte Volkssage ergreift um seine eigenen Seelenkämpfe, seine eigene Geistesgeschichte in ihr auszuprägen; er zeigt sich gleichfalls in der Art und Weise wie das innere Leben in seiner Erregung und Bewegung dargestellt wird. Aber die Form ist die epische, die erzählende, wir haben eine epische Gedankendichtung, die Mitunterredner sind Vertreter von Weltansichten, von Geistesrichtungen; ein Dramatiker hätte sie schärfer individualisiren müssen, ein Drama ist der Hiob so wenig wie Platon's Gastmahl; der Erzähler hält beständig den Faden in der Hand, und umspannt die Wechselreden mit dem Rahmen der Begebenheit. Aber das Wort ist echt dichterisch, keine abstracte Reflexion, sondern voll Unmittelbarkeit der Empfindnng, voll persönlichen Lebens: die Gedanken entwickeln sich aus den Situationen und gewinnen die Gewalt der Leidenschaft, und eine befriedigende Harmonie ist der Zweck des Ganzen. Echt episch ist endlich die weltumspannende Totalität, der Reichthum von Naturbildern, von Darstellungen aus dem Menschenleben in sachlicher Treue und Anschaulichkeit. Einige Schilderungen aus Aegypten und die angefügten Reden Elihu's haben sich als spätere Zusätze ergeben; daß der Mensch mit Gott nicht selbstgerecht hadern und das Leid auch als Prüfung aufnehmen soll, das wollte ein anderer oder nachträglich der Dichter selbst noch besonders hervorheben. Sehen wir davon ab, so entwickelt sich das Ganze in planvoller Geschlossenheit, und zeigt uns wie der gereifte bewußte Künstlergeist den volksthümlichen Stoff, die alte Sage zur Vollendung führt. Das Werk ruht auf der Einheit von Denken und Gesinnung, von Vernunft und Gewissen; das Ewige, das Göttliche, soll nicht blos nach dem Hörensagen, sondern nach eigener Erfahrung aufgefaßt werden; die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, das Böse meiden ist Verstand. — Der Verfasser hat nicht vor den großen Propheten gelebt, er mag ihr Zeitgenosse gewesen sein, er hat nicht den ungebrochenen Gottesglauben, nicht die Naturpoesie der Zeit David's, er ringt sich durch den Zweifel hindurch und zeigt sein Nachdenken und seine Kunst. Passend läßt Hitzig das Gedicht auf den Ruinen des zerstörten Nordreichs entstehen als Wider-

hall von dessen erschütterndem Untergang, in welchem für jeden nachsinnenden Frommen die unabweisliche Aufforderung lag seinen Glauben an Gottes Weltregierung zu sichern um ihn nicht ganz zu verlieren. Wie Dante mußte der Dichter persönlich gelitten und gerungen haben um aus eigenem Herzensdrang heraus so tiefempfundene Worte zu sprechen, in welchen Hiob den Schmerz des endlichen Daseins kundthut:

> Hat nicht der Mensch Kriegsdienst auf Erden,
> Und sind nicht wie des Lohnarbeiters Tage seine Tage?
> Gleich dem Knechte der nach Schatten lechzt
> Und gleich dem Tagelöhner der auf seinen Lohn harret —
> Also sind mein Erbtheil mir geworden Monate der Täuschung.
> Und Mühsals Nächte sind mir zuertheilt.

Wol hundert Jahre vor Aeschylos, dem Sänger des Prometheus, schuf unser Dichter das titanenhafteste geistesfreieste Werk der hebräischen Literatur; er stellte sich auf den rein menschlichen Standpunkt, und gegenüber dem jüdischen Dogmatismus der drei Freunde führte er seinen Helden bis an die Grenze wo die Erfahrung daß Gottes Gerechtigkeit sich keineswegs überall erkennbar ausprägt, daß auch die Unschuld leidet, auch der Ungerechte triumphirt, den Glauben an eine sittliche Weltordnung wankend zu machen droht. Es ist ein Geisteskampf schauerlichster Art. „Hiob", sagt Renan, „ist der erhabenste Ausdruck dieses Aufschreies der Seele; die anhebende Lästerung streift an den Hymnus, ja sie wird ein Hymnus, weil sie im Grund eine Appellation an Gott ist gegen die Lücken welche das Gewissen in Gottes Werken entdeckt." Hiob weiß was dem heiligen Gott gegenüber noththut: unbeugsame Wahrheit und Aufrichtigkeit; es sträubt sich in ihm alles gegen die Zumuthung einen scheinbar festern religiösen Standpunkt zu erkaufen auf Kosten des natürlichen Wahrheitsinnes; aber damit wird er in den Augen der Freunde zum Frevler, der an der bestehenden Glaubenssatzung rüttelt. In Wahrheit kommt Hiob gerade indem er die überlieferte Form des Glaubens schonungslos für immer zerbricht, Gott wirklich näher; er wird von Gott gerecht gesprochen, und die scheinbar Rechtgläubigen müssen von dem kühnen Zweifler Fürbitte bei demselben Gott erflehen dessen Ehre sie vertheidigt zu haben glaubten. Der redliche Zweifel hat sich der Wahrheit näher erwiesen als der hartmüthige Entschluß Nichtverstandenes, aber Hergebrachtes zu vertheidigen, wie er bei denen feststeht welche nach

Hiob's treffender Rede zu Gunsten Gottes lügen und ihm zu Gefallen Unrecht thun. In diesem Sinn hat Hermann Schultz die Bedeutung des Buchs gerade für unsere Zeit erörtert.

Hiob ist durch Glück und Frömmigkeit ausgezeichnet und Gott freut sich seiner. Da tritt der Satan zu dem Herrn und spricht: „Recke deine Hand aus und taste an was er hat, dann wird er sich schon von dir wenden.“ Da gibt der Herr dem Satan Gewalt über alle Habe Hiob's, und seine Reichthümer, seine Kinder gehen zu Grunde. Er aber zerreißt sein Kleid und spricht: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt.“ Nun erbittet sich der Satan die Macht Hiob's Gebeine und Fleisch anzutasten, und schlägt ihn mit bösen Schwären von der Fußsohle bis zum Scheitel. Und der Dulder sitzt in der Asche und spricht: „Haben wir Gutes empfangen von Gott, warum sollten wir das Böse nicht auch annehmen?“ Satan vertritt das negative Princip; dasselbe ist nothwendig damit das positive sich als solches bewähre; ohne Gegensatz kein Sieg. Damit ist aber der Gegensatz aufgenommen in das harmonische Ganze; er ist, auf daß er überwunden werde und dadurch zur Verherrlichung des wahren Seins diene. Darum erscheint Satan unter den himmlischen Heerscharen, und, wie das auch Goethe im Anschluß an unsere Stelle in seinem Prolog zum Faust gethan, der verneinende Geist, als ein Mittel in der Hand der Vorsehung, erhält Macht sowol das der Vernichtung Werthe zu zerstören, als auch das Gute zu versuchen, damit es die Prüfung bestehe und so die Krone verdiene. Durch diesen erzählenden Eingang hat uns der Dichter schon auf den Standpunkt gestellt von welchem aus das Unglück nicht blos als Strafe, sondern auch als Prüfung erscheint.

Drei Freunde kommen nun zum Unglücklichen, und sitzen bei ihm in schweigender Trauer sieben Tage lang. Wie er dann im Uebermaß des Schmerzes den Tag seiner Geburt verwünscht, da verweisen sie ihn auf die göttliche Gerechtigkeit; er werde, meinen sie, die Schuld seiner Leiden tragen, durch Sünde das Unglück verdient haben. Ihr Recht ist die Ansicht daß That und Geschick einander bedingen, daß eine sittliche Weltordnung herrscht; ihr Unrecht ist die äußerliche Fassung daß Frömmigkeit und irdisches Glück nothwendig zusammenhängen, irdisches Unglück eine Folge von Ungerechtigkeit sei. Hiob behauptet dagegen daß es Leiden auch ohne Verschuldung gebe, daß wer so heimgesucht

werde wie er, die Befugniß erlange, Gott zur Herstellung des Rechts herauszufordern; er überschreitet die Grenze, wenn er zum Zweifel an der Vorsehung und zum Hadern mit ihr fortgeht. Die Freunde erinnern daran daß keiner ganz schuldlos sei, keiner deshalb die Ruthe Gottes verschmähen dürfe; sie schlägt und heilt. Aber wie Hiob im Zweifel sich verdüstert, da finden sie eine Schuld in der Hartnäckigkeit mit welcher er Trost und Ermahnung zurückweist, in der Vermessenheit seiner Reden. Sein ungeheueres Leiden erwägend wünscht er wenigstens nach dem Tode Anerkennung; aufweinend zu Gott findet er die Hoffnung der Erlösung:

O würden meine Worte doch aufgeschrieben, verzeichnet in ein Buch,
Eingegraben zum Zeugniß in den Fels mit Eisengriffeln und Blei;
Denn ich weiß: mein Erlöser lebt und wird als der letzte auf den Platz sich stellen;
Aus meiner Haut heraus, die man zerschlagen, in meinem Leibe werde ich Gott schauen,
Ich werde ihn schauen mir zugethan, mein Auge wird ihn sehen und nicht als Feind.

Dann aber wendet er sich mit einschneidender Kraft gegen den Lauf der Welt, gegen das Wohlleben, die Macht, das Glück so vieler Ungerechten, deren Leuchte nicht erlösche, die auch im Tode geehrt würden; gegen die Verfolgung der Unschuldigen durch böse Gewalthaber, gegen die schwere Noth der Zeit. Dagegen behauptet er seinen eigenen edlern Sinn, und zeigt uns eine echte innerliche Sittlichkeit, wenn er schildert wie er den Verwaisten ein Helfer und ein Tröster der Witwen war, statt der Augen dem Blinden und statt der Füße dem Lahmen diente; wie er mit seinen Augen einen Bund schloß, daß sie nicht begehrlich nach Frauen und Jungfrauen blickten; wie er das Recht seiner Knechte und Mägde nicht misachtete, denn derselbe Gott hat sie und ihn erschaffen; wie er sich nicht freute über das Unglück seines Hassers und dem Feind nichts Böses wünschte. Dann erkennt er die Weisheit und Gerechtigkeit Gottes an, er preist sie herrlicher als die Mitunterredner; aber ihre Wege sind dunkel und geheimnißvoll, und seine Sehnsucht nach Klarheit motivirt die Offenbarung Gottes, der nun selber eintritt und Hiob die Hüfte zum Kampf gürten heißt. Er fragt aus dem Wetter:

Wo warest du da ich die Erde gründete,
Da die Morgensterne jubelten?
Kannst du zum Meer sagen: bis hierher und nicht weiter,
Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!
Hast du die Morgenröthe entboten
Daß sie umfasset die Säume der Erde,
Und die Frevler herausgeschüttelt werden,
Und die Erde Gestalt annimmt wie der Thon unter dem Siegel,
Daß alles deutlich wird wie Stickerei auf einem Festkleid,
Den Frevlern aber ihr Licht entzogen
Und der frech erhobene Arm zerbrochen wird?
Gürtest du das Siebengestirn,
Oder kannst du des Orion Fessel lösen?
Erjagst du für die Löwin den Raub
Und ernährst die jungen Adler?
Gibst du dem Rosse Heldenkraft,
Kleidest du seinen Hals mit der wallenden Mähne?
Lässest du es springen gleich der Heuschrecke
Mit furchtbar prächtigem Schnauben?
Es scharret im Thal und freut sich der Kraft,
Zieht aus den Gewappneten entgegen;
Es spottet der Furcht und erschrickt nicht
Und kehrt nicht um vor dem Schwerte;
Auf ihm klirret der Köcher,
Blitzet die Lanze und der Speer,
Sich tummelnd und tobend schlürft es den Boden,
Und ist außer sich wenn die Posaune ertönt;
Bei jedem Trompetenschall ruft es hui!
Und wittert von fern die Schlacht,
Der Heerführer Donnerruf und das Feldgeschrei.

In solchen und andern Naturbildern verkündet sich Gottes Weisheit und Macht, und Hiob bekennt daß er ihr gegenüber die Hand auf den Mund lege. Da verweist ihn der Ewige auf das menschliche Leben, auf die sittliche Welt, und heißt ihn die Regierung derselben übernehmen und das rechte Gericht halten. Hiob antwortet:

Ich habe erkannt daß du alles vermagst
Und kein Gedanke dir versagt ist.
Von Hörensagen wußte mein Ohr von dir,
Aber jetzt hat mein Auge dich gesehn.
Darum widerrufe ich
Und thue Buße auf Staub und Asche.

So ist er Gottes im tiefsten Leid persönlich inne geworden,

und in der Ergebung in dessen Willen findet er Trost und Heil. Er hat sich im Läuterungsfeuer der Prüfung bewährt, damit ist der Satan überwunden; er erhält das Verlorene wieder und lebt mit den Seinen glücklich.

Haben auch in diesem Werk die Gestalten der drei Freunde keinen so individualisirten Charakter und fehlt eine Entwickelung der Handlung, wie wir beides für ein Drama verlangen, ja vermissen wir im Gedankengang selbst eine planvoll sich steigernde Entfaltung, wie sie eine ausgebildete philosophische Dialektik uns geboten hätte, und erkennen wir in alledem die Grenze des hebräischen Geistes, so bleibt doch die epische Gedankendichtung in ihrer Eigenthümlichkeit eine der mächtigsten in der Weltliteratur. Im Unterschiede von Dante und dem Goethe'schen Faust, welche von Beatrice und Gretchen zur Anschauung Gottes, zur Seligkeit des Himmels emporgeführt werden, hört Hiob von seiner Gattin gleich anfangs nur das böse Wort: „Gib Gott den Abschied und stirb!“ Auch haftet der Blick Hiob's an der Erde, und schwingt sich nicht zu dem Gedanken empor daß sie nur die Geburtstätte des Geistes sei, und daß ein künftiges Leben das Stückwerk des gegenwärtigen vollenden werde. Er fordert nicht die Unsterblichkeit, aber er fordert Gott zur Lösung des Welträthsels und zum Verständniß des Geschicks, und daß sich der überlieferte Glaube in der eigenen innern Erfahrung durch den Zweifel hindurch bestätigt, das ist Hiob's Herstellung und Sieg.

Die hebräische Lyrik ward mit musikalischer Begleitung vorgetragen; der Tempeldienst entwickelte die Musik. Es wird des hellen, schmetternden, erschütternden Charakters der Instrumente gedacht; Hörner und Harfen waren besonders beliebt. Die Harmonie war noch unausgebildet, das Melodische, das Rhythmische namentlich wog vor. Daß bald einzelne Stimmen nacheinander, dann miteinander sangen, mit Chören abwechselten, Chöre einander antworteten und dann und wann ein allgemeiner Zusammenklang eintrat, gab Farbe und Mannichfaltigkeit; dem Parallelismus der Gedanken gesellten sich die Antiphonien des Gesangs.

„Wie ein Rubin im Golde leuchtet, so ziert Gesang das Mahl; wie ein Smaragd in schönem Golde zieren Lieder bei gutem Wein“, spricht Sirach, und bezeugt uns damit wie der Gesang den Israeliten auch ein Ausdruck der Lebensfreude war. Er warnt zugleich: „Hüte dich vor der Sängerin, daß sie dich

nicht mit ihren Reizen fange." Und Jesaias zürnt: „Harfen, Leiern, Pauken, Flöten und Wein sind bei euern Gelagen, aber auf des Herrn Wink achtet ihr nicht und betrachtet die Werke seiner Hände nicht!"

Doch war die Musik wie alle Kunstübung der Hebräer wesentlich eine gottesdienstliche, und ihre sittlich reinigende Macht ward erkannt, wenn der böse Dämon, die Gemüthsverdüsterung Saul's vor dem Harfenspiel David's wich. Und wie die Musik den sinnlichen Taumel, die Raserei im Cultus heidnischer Semiten begleitete, so war sie den Juden ein Werkzeug prophetischer Begeisterung. Ambros weist darauf hin daß die Prophetenschüler dem Saul vom Hügel Gottes herab musicirend entgegenkommen. Im Prophetenthum und seiner Begeisterung konnte natürlich niemand unterrichtet werden, wol aber in der Kunde des Gesetzes und in den Formen welche den göttlichen Inhalt aufnahmen und aussprachen, in den Formen der dichterischen Rede und der Musik. Von David heißt es daß er zu gottesdienstlichen Aemtern Propheten mit Harfen und Cymbeln erwählt. Vom Prophet Elisa heißt es daß er sich durch Musik zur Weissagung vor dem König Josaphat anregen ließ; während der Harfenspieler die Saiten schlug, kam die Hand des Herrn über den Propheten.

Daß auch abgesehen von der Anbetung des geistigen Gottes und vom Verbot des Bilderdienstes die Phantasie der Juden zu beweglich war um die Ruhe der in sich vollendeten plastischen Gestalt hervorzubringen, hat bereits Schnaase erörtert. Bei der Wahl und Folge der Bilder herrscht auch in der Poesie mehr die Rücksicht auf Zweck und Wirkung als auf die erscheinende Gestalt der Dinge. In Bezug auf den raschen Wechsel der Bilder analysirt Schnaase die Weissagung Ahia's aus dem ersten Buch der Könige: „Jahve wird Israel schlagen daß es wanke wie ein Rohr im Wasser, und wird Israel herausreißen aus diesem guten Lande, welches er ihren Vätern gegeben hat, und wird sie zerstreuen jenseit des Stroms." Also Jahve wird Israel schlagen; — da ist Israel personificirt, als ein für den Schlag empfindliches Wesen gedacht; die Wirkung des Schlages ist „daß es wanke". Die Personification bleibt noch, wer einen starken Schlag erhält der wankt; allein das Wanken und Schwanken erinnert auch an die Pflanze welche vom Winde bewegt ist, am meisten, da im Gegensatz gegen Gott alles Irdische schwach ist, an das schwache Rohr. Es beginnt daher ein neues Bild. Der

Schlag hat mit dem Rohr nichts zu schaffen, er ist vergessen, blos das Wanken wird noch beibehalten. Israel wankt also wie ein Rohr, und zwar im Wasser, denn das Rohr wächst im Wasser, der Zusatz bietet sich durch die Lebendigkeit der Vorstellung von selbst dar. So ist Israel nun mit einer Pflanze verglichen; das gibt ein neues Bild für die angedrohte Züchtigung: der Herr wird sie aus dem Boden reißen. Der Boden erinnert an das Land Palästina, welches der Herr den Juden gegeben, bei der Vorstellung der Strafe drängt sich die Erinnerung an die Wohlthat auf, an das fruchtbare liebliche Land. Mit dem Bilde der Pflanze hat dies wiederum nichts gemein, sie haftet in dem mütterlichen Boden, ihr wird kein Land gegeben. Aber so schnell schreitet die Phantasie fort daß sie diese Vertauschung wiederum nicht bemerkt, die Reihenfolge der Vorstellungen wird in eins zusammengezogen: der Herr wird Israel herausreißen aus dem guten Lande, das er den Vätern gegegen. Nunmehr aber sind wir ganz von dem ersten Bilde abgekommen; die Vorstellungen des Volks als einer Person die geschlagen wird, als einer wankenden Pflanze sind verlassen; Palästina mit seinen Bewohnern, diese selbst stehen jetzt vor unserer Phantasie, und die Strafe wird sofort ganz anders bezeichnet: die Entfernung aus dem Lande wo sie sich so wohl fühlen, die Zerstreuung jenseit des Stroms. Wie ganz anders bleibt Homer im Bilde und zeichnet jedes Gleichniß als ein in sich geschlossenes und abgerundetes Stück der Welt mit voller und treuer Anschaulichkeit! Ihm kann der Plastiker nachbilden, dem hebräischen Dichter könnte höchstens ein Arabeskenmaler folgen; alles verschwebt ineinander.

Auch in Kanaan war es urzeitliche Sitte einen Ort wo man die Nähe der Gottheit empfunden, durch ein Steindenkmal zu weihen; man nahm gern Steine von auffallender Form oder Farbe und salbte sie mit Oel. Um einen solchen Stein zu Betel kämpften Hebräer und Kananäer wie später die Araber um die Kaaba. Die Bergeshöhe oder der Schattenraum unter altehrwürdigen Bäumen ward für heilig geachtet. Dem Hebräer war überall heiliger Boden wo sein Gott sich offenbarte. Die Erzväterzeit hatte kleine Hausgötter, Teraphim, Bilder von Holz oder Stein mit einem Ueberzug von edelm Metall. Den Schutzgott in Stiergestalt zu verehren trieb ein Hang gegen den noch die Propheten schwer ankämpften. Statt der Götterbilder gab Moses dem Volk die steinernen Gesetzestafeln, die Urkunde des

Bundes mit Gott. Sie lagen in der Bundeslade. Diese war $2\frac{1}{2}$ Ellen lang, $1\frac{1}{2}$ Ellen hoch, aus Akazienholz, innen und außen mit Goldblech verziert. Wie ein zweiter Deckel lag eine Goldplatte auf der Lade; auf ihr ruhten als Sinnbilder des Herabfahrens der Gottheit zwei Cherubsgestalten, das Antlitz einander zugewandt, das Heiligthum schirmend mit ausgebreiteten Flügeln, wie wir diese beschwingten menschenhäuptigen Stierlöwen in kolossalen Formen von Ninive her kennen.

Die Bundeslade stand in einem Zelt, der Stiftshütte; sie war das bewegliche Heiligthum der Nomaden; ihre Form behielt auch David noch bei. Sie war 30 Ellen lang, 10 Ellen breit und hoch, ein Gerüst von Bretern aus Akazienholz, durch Zapfen ineinander gefügt, durch Riegelhölzer gehalten, mit Goldblech überzogen; — an der Eingangsseite standen fünf Säulen mit ehernen Füßen und goldenen Knäufen, Teppiche zwischen ihnen statt der Thüren. Teppiche dienten statt des Daches und ein Vorhang theilte das Innere in das Heilige mit dem Opfertisch und in das Allerheiligste mit der Bundeslade. Hölzerne 5 Ellen hohe Pfosten, durch Teppiche verbunden, begrenzten einen Vorhof von 100 Ellen Länge, 50 Ellen Breite.

Diese Stiftshütte war das Vorbild für den Salomonischen Tempel. David hatte die Zurüstungen begonnen; die Ausführung überließ er dem Sohne. Auch David hatte sich phönizischer Arbeiter für seinen Burgbau bedient; der König von Tyrus sandte an Salomo den Werkmeister Hiram Abif, einen Mann voll Weisheit, Verstand und Kunst, der zu arbeiten wußte in Gold, Silber, Erz, Eisen, Stein, Holz, in Purpur, Hyacinth und Byssus, und wußte jegliches Bild zu schneiden und alles kunstreich auszuführen was ihm nach dem Rath der Weisen aufgegeben ward. Der Tempel stand auf dem Berg Moria im Westen von Jerusalem; man hatte den Raum durch aufgeschüttetes Erdreich vergrößert und hohe Mauern hinter demselben aufgeführt. Noch erhaltene Reste zeigen den kolossalen Quadernbau der Phönizier. Der Tempel selbst war 70 Ellen lang, 20 Ellen breit, in drei Abtheilungen, einem Vorraum von 10 Ellen Tiefe, dem Heiligen, und dem Allerheiligsten, dessen Tiefe und Höhe der Länge gleich, 20 Ellen betrug, während das Heilige 10 Ellen höher war. Um die drei Außenseiten des Heiligen und Allerheiligsten zog sich ein Anbau in drei Stockwerken, jedes von 5 Fuß Höhe; über ihm ragte dann die Mauer der Mitte empor und war mit Fenstern

versehen. Die Mauern waren aus sorgsam behauenen Steinquadern errichtet. Aber statt das Material und die Construction zu zeigen waren die Wände im Innern gleich dem Fußboden und der Decke mit Cedern- und Cypressenholz bekleidet, und dies wieder mit Schnitzwerk verziert, Cherubgestalten, aufbrechende Blumen, Palmen, Coloquinten, und diese Decorationen wieder mit Goldblech überzogen. Die Kostbarkeit des Stoffs war offenbar höher angeschlagen als die Schönheit der Form. Die Erinnerung an das Zelt, das Schiff, wie sie in Teppich, Holz und Metallverzierung sich erhielt, ließ bei den Phöniziern wie bei den Juden die architektonische Durchbildung des Steinbaues nicht aufkommen. Der Tempel war ein Innenbau, aber sein Inneres nicht so gegliedert daß man das Mannichfaltige in seiner Einheit und Ganzheit überschaute, sondern durch Breterwände und Vorhänge getheilt. Im Allerheiligsten stand die Bundeslade zwischen zwei Cherubim, jeder 10 Ellen hoch; ihre Flügel waren ausgespannt also daß sie in der Mitte einander und an der rechten und linken Seite die Wand berührten; der Leib der Figuren scheint hier der menschliche gewesen zu sein, aber nach den vier Himmelsgegenden schauend standen auf dem Halse vier Köpfe: des Löwen und Stiers, des Adlers und Menschen. Die Cherubs waren aus wildem Oelbaumholz geschnitzt und ebenfalls mit Goldblech bekleidet. Ein Räucheraltar, 10 Schaubrottische, 10 siebenarmige Leuchter standen im Heiligen. Der Anbau um den Tempel wird wol anderes Geräth enthalten haben. Das Aeußere wie die Behandlungsweise im Innern werden wir uns nach Maßgabe der andern semitischen Bauten in Phönizien und Ninive denken dürfen. Demgemäß werden wir die beiden Säulen, deren besonders Erwähnung geschieht, uns nicht als Träger des Gebälks der Vorhalle vorstellen, sondern sie gleich ähnlichen Säulen des Tempels von Paphos, gleich den Obelisken der Aegypter freistehend annehmen. Sie standen auf steinerner Basis, und die verschiedenen Angaben ihrer Höhe, 23 und 35 Ellen, scheinen daher zu rühren daß jene das eine mal mitgerechnet ward, das andere mal nicht. Der Durchmesser maß 4, der Schaft 18, das Capitäl 5 Ellen. Sie waren hohl, vier Finger dick aus Metall gegossen. Das Capitäl war ein kesselförmiger Knauf mit Lilienblättern geschmückt, mit Reihen von Granatäpfeln und kettenartigen Geflechten umwunden. Derartige hohe vielverzierte Capitäle sind in Persepolis erhalten. Die Namen

der Säulen werden genannt: Jachin (er stellt fest) und Boas (in ihm ist Stärke).

Der Tempel war wie gleichfalls bei den Phöniziern von geweihten Räumen umgeben, von einem Vorhof der Priester und einem des Volks. Eine gemeinsame Mauer umschloß beide, drei übereinander geschichtete Steinreihen schieden einen vom andern. Im äußern Vorhof waren Wohnungen für die den Tempeldienst versehenden Leviten; im innern stand der große Brandopferaltar, 20 Ellen lang und breit, 10 Ellen hoch, erzbekleidet; dann Opfergeräthe und ein großes Becken der Reinigung, das eherne Meer geheißen, in Gestalt eines Bechers oder einer aufgeblühten Lilie, 5 Ellen hoch, 30 Ellen im Umfang, umkränzt von coloquintenartigen Buckeln, getragen von 12 ehernen Rindern, die alle vom Mittelpunkt nach außen gerichtet waren, je drei nach den vier Himmelsgegenden schauend. Altar und Geräthe waren mit Thier- und Pflanzengestalten verziert. Phönizische Werkmeister hatten die Herstellung geleitet; die Felsengräber, die Ausgrabungen in Ninive und die Nachklänge der semitischen Formen in Etrurien mögen uns eine annähernde Vorstellung vom Stil gewähren. Ein Gleiches gilt von dem Palast Salomo's mit seinen Hallen, wenn wir das allerdings um 500 Jahre jüngere Persepolis heranziehen.

Salomo's Tempel stand von 997—586 v. Chr. Nebukadnezar hat ihn zerstört. Der Wiederaufbau, nach 70 Jahren des Exils, hielt sich an die alten Formen ohne die Pracht und Kostbarkeit des Stoffs. Der Umbau durch Herodes den Großen geschah im Stil der griechisch-römischen Architektur; ihn hat dann Titus zerstört. Wir sind was erhaltene Bauformen betrifft an die Felsengräber der Juden gewiesen, die sich ähnlich wie bei den Phöniziern und Kleinasiaten im Gebirge finden, zunächst in einem Halbkreis um Jerusalem. In der Regel wird eine viereckige Kammer durch eine Steinthür verschlossen; die Leichen wurden auf Bänken an der Wand oder in Nischen beigesetzt, auch in stollenartige schmale Höhlungen hineingeschoben. Die Thür ist rechtwinkelig umrahmt, manchmal mit einem Giebel bekrönt. Bei reicherer Ausstattung wird der Fels zu einer Vorhalle bearbeitet, die Fläche des Rahmens und Giebels mit Blattwerk verziert. Bei den sogenannten Königsgräbern öffnet sich die Vorhalle zwischen Säulen, und zeigt der Fries über denselben den Wechsel dorischer Triglyphen mit Schilden und Kränzen; sie ge-

hören also der Zeit nach Alexander dem Großen an, und in die Periode der Römerherrschaft rückt das sogenannte Grabmahl Absalom's herab, dessen Grundlage ein aus dem Fels frei herausgehauener Würfel ist, über welchem ein niederer Rundthurm mit geschweift aufsteigender Spitze steht. Zwischen den Eckpfeilern des Würfels stehen einige ionische Halbsäulen, über ihnen unter vortretendem ägyptischen Kranzgesims wieder der dorische Triglyphenfries. Das Ganze zeigt die Mischung verschiedener nationaler Formen am Ausgang der Geschichte der Alten Welt. Selbständig erscheinen die Juden in dem Flächenornament der Oel- und Palmzweige, der Traube, der Wein- und Epheublätter; es erinnert an getriebene Metallarbeit wie solche im Tempel erwähnt wird.

Auch was uns in den Büchern des Alten Testaments von Schilderung der Bildwerke erhalten ist, beweist daß sie den Juden fremd und neu waren; das Volk war nicht ein Volk der Bildnerkunst, sondern des Worts. Was es im Wort ausgesprochen das hat wieder einen Michel Angelo, einen Milton, einen Händel begeistert, um solcher Erhabenheit nachzueifern und sie in Gestalt und Farbe, in Dichtung und Tonkunst würdig auszuprägen.

Die asiatischen Arier.

Die Arier in der gemeinsamen Urzeit.

Die vergleichende Sprachwissenschaft hat aus einer Reihe von Wurzeln und Worten die gleichmäßig im Indischen, Persischen, Griechischen, Lateinischen, Keltischen, Slawischen und Deutschen vorkommen, die ursprüngliche Gemeinsamkeit dieser Nationen dargethan. Solche Uebereinstimmung findet sich nämlich nicht sowol in Ausdrücken die ein Volk von dem andern entlehnt, indem es mit einem neuen Gegenstand auch die Bezeichnung überkommt, wie bei fenestra und Fenster oder bei Philosophie und Algebra, als vielmehr in den ersten und nothwendigsten Begriffen und Verhältnissen des Lebens, die sich dem erwachenden Bewußtsein überall darbieten und ausgesprochen sein wollen ohne daß ein Stamm auf den Vorgang des andern wartet. Aber auch die grammatischen Formen weisen auf eine gemeinsame Quelle und lassen die genannten Sprachen als mehr oder minder abweichende Mundarten einer ursprünglichen Grundsprache erscheinen, zu der sie sich ähnlich verhalten wie das Spanische, Italienische, Französische zum Lateinischen. Ich bin, du bist, er ist heißt z. B. im Sanskrit: asmi, asi, asti, im Zend: ahmi, ahi, asti, im Litauischen: esmi, essi, esti, im Griechischen des dorischen Dialekts: emmi, essi, esti, im Altslawischen: yesme, yesi, yesto, im Lateinischen: sum, es, est, im Gothischen: im, is, ist. Die in der Declination und Conjugation dem Stamm der Wörter angefügten Endungen waren aber ursprünglich selbständige Ausdrücke, die allmählich mit jenem verwuchsen, und das arische Urvolk mußte ein langes gemeinsames Leben geführt haben, während dessen sich die Sprache zu einem entwickelten Organismus von blühendem Formenreich-

thum und wunderbarem Gefüge vollendete, und diese Ausbildung weist ihrerseits darauf hin daß auch eine großartige geistige Thätigkeit bereits den Grund gelegt für alles was in Staat und Sitte, Kunst, Religion und Erkenntniß der Dinge fortschreitend geleistet ward, nachdem sich die einzelnen Völker von dem Mutterstamm abgezweigt hatten und nun nach verschiedenen Seiten hin ihre Eigenthümlichkeit entfalteten. Es ist die Sprache die als eine ununterbrochene Kette von der Gegenwart bis in viel ältere Tage als irgend ein erhaltenes Denkmal reicht, und uns zu den Ursprüngen zurückleitet; durch sie ergeben sich für Religion und Leben, Denken und Dichten die Anknüpfungspunkte, und aus ähnlichen Erscheinungen bei verschiedenen Völkern scheiden wir das Ungleichartige aus um das gemeinsame Gleiche in aller Mannichfaltigkeit zu gewinnen, das Erbgut das die Völker aus der Heimat auf die Wanderschaft mitnahmen, das sie ein jedes nach seiner Weise anwandten und weiter formten.

Wir finden für Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Tochter in den meisten indogermanischen Sprachen die gleichen Ausdrücke; wenn auch in einer oder der andern einmal ein altes Wort vergessen und ein neues frisch und selbständig gebildet ist, so bleibt doch stets für die andern Nationen, die andern Wörter die gleiche Gemeinsamkeit. Die Wurzel pa in Vater deutet auf schützen und erhalten, ma in mater Mutter auf schaffen, ordnen, formen, wenn das m nicht eine Erweichung des p sein sollte. Man hätte auch aus anderer Wurzel den Vaternamen bilden können, aus gan, woher genitor, aus tak, woher τοκεύς, aus par, woher parens; daß aber pitar, patar, πατήρ, pater, fadar im Sanskrit und Zend, im Griechischen, Lateinischen und Gothischen gleichmäßig vorkommt, beweist nicht blos eine Wurzelgemeinschaft, sondern daß die Völker bereits vor der Scheidung aus den möglichen Bezeichnungen die eine gewählt hatten und als gemeinsamen Besitz mit auf die Wanderung genommen haben. Die Begriffe, die in Vater liegen, stehen in einem Vers der Rigveda nebeneinander; stellen wir die lateinischen und griechischen Ausdrücke dazu, so sehen wir wie die drei Sprachen nur mundartig verschieden sind. Der Vers, Gott mein Erhalter Erzeuger, lautet:

Dyaus me pitâ ganitâ
Deus mei pater genitor
Zeus emu pater geneter
(Ζεὺς ἐμοῦ πατὴρ γενετήρ).

Bruder (bhratar, φρατὴρ, frater) bezeichnet einen der trägt oder hilft, svasar Schwester eine die tröstet und gefällt, svasti ist Glück und Freude. So war auch das Verhältniß von Bruder und Schwester durch schöne Namen gewürdigt ehe die Arier sich trennten. Tochter weist wie ϑυγάτηρ auf duhitar hin, es ist die Melkerin; der Name für das Kind des Hauses stellt uns das Hirtenleben der Ahnen vor Augen. Wenn ferner noch die Römer pecunia Geld von pecus Vieh ableiten, wie viel mehr müssen Ochse und Kuh das hauptsächlichste Eigenthum der Urzeit ausgemacht haben! Da wird aus go-pa Kuhhirt der Führer jeder Heerde, der König. Go-tra ist das Gehege das die Kühe gegen Diebe schützt und sie einschließt daß sie sich nicht verlaufen; dann gilt es für die welche zusammen hinter solchen Pfählen leben, Familie und Stammesgenossen. Aus dem der um Kühe kämpft wird jeder der etwas zu erlangen sucht, sei es durch eine Schlacht oder durch philosophische Forschung. So erkennen wir aus der Sprache das ursprünglich nomadische Hirtenleben.

Die Bande der Blutsverwandtschaft, die Gesetze der Natur walten im Verhältniß von Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Bruder und Schwester; eine entwickeltere menschliche Gesellschaft mit freierer Lebensbeziehung tritt uns entgegen, wenn auch die Namen für Verschwägerung, für Schwiegerältern und Kinder, für Neffe und Enkel vorhanden sind. Mit Herr und Herrin (potens, πόσις, πὸτνια, pati) werden die dem Hauswesen vorstehenden Ehegatten bezeichnet. Damit steht die Frau als berechtigte Genossin, nicht als dienstbar neben dem Manne; und wenn die heroischen Zeiten Indiens und Griechenlands durch ihre Frauenachtung sich dem Germanenthum vergleichen, so erkennen wir darin das Ursprüngliche, von dem einzelne Völker später mehr abgewichen sind. Vidhavā, vidua, Witwe bezeichnet die Mannlose; so lebten also die Frauen nach dem Tode des Mannes fort, da ein Ausdruck für sie vorhanden war; daß einzelne in der heroischen Zeit in freier Liebesthat dem Manne nachstarben, was in Hellas wie bei den Germanen vorkam, ward erst in späterer Zeit eine indische Satzung und als solche verwerflich. Bei den verschiedenen arischen Nationen werden im Heroenalter Jungfrauen durch Kampfspiele gewonnen, Brunhild wie Draupadi und Penelope, ja die Fürstin von Ithaka stellt den Freiern dieselbe Aufgabe des Bogenspannens und des Schusses durch die Oehre der hintereinander aufgestellten Aexte, wodurch die indische Königs-

tochter errungen wird. Für die gemeinsame Urzeit nehmen wir die gemeinsame altherkömmliche Sitte der Homerischen Griechen wie der Taciteischen Germanen, der Römer wie der Indier in Anspruch, daß die Tochter des Hauses, die Melkerin, durch einen Ersatz von dem Bräutigam erworben wurde, daß er ein paar Rinder für sie bot, durch Geschenke um sie warb. Zu der gegenseitigen Erklärung und dem Kaufe traten die religiösen Hochzeitsgebräuche, ein Opfer, die Vereinigung der Hände, das Umwandeln des häuslichen Heerdes, das Ueberschreiten eines reinigenden Feuers; die Braut hing an ihrer Familie und gab ungern die Jungfräulichkeit hin; sie hielt sich am väterlichen Heerde, sie sträubte sich gegen den Bräutigam, die Heimführung glich einem Raube, und wurde noch in später Zeit wie ein solcher vollzogen.

Der Starke, der Schützer, welcher der Mann im Hause, ist der Vorsteher in der Gemeinde, der König im Stamm. Viç (vicus, οἶκος, gothisch veihs, die englische Endung wich) ist der Name für die Volksgenossen, viçpati für den König. Das Familienleben bildet die Grundlage des beginnenden Staats. Die Verfassung erscheint als eine freie, auf Selbstverwaltung gegründet: das Haus, die Genossenschaft, der Stamm sind die drei Stufen, deren jede ihren Vorstand hat, sodaß der Volksherr die gemeinsamen Angelegenheiten leitet, während die Fragen der Genossenschaften, der Familien durch deren Häupter entschieden werden. Die Organisation, das sehen wir noch in Iran wie in Deutschland, entwickelt sich von unten herauf, die freien Familien treten zur Gemeinde, die Gemeinden zum Gau zusammen, die Leitung des Ganzen ist keine despotische Herrschaft, sondern Hegemonie hervorragender Stämme und Persönlichkeiten. Rag in den Veden, das lateinische rex, das gothische reiks, das deutsche Reich erscheint als der gemeinsame Name für das Ganze und seine Führung; im Keltischen ist es eine Endung von Fürstennamen wie Vercingetorix; im Worte liegt der Begriff des Richtens im Sinne des Rechtsprechens und der Leitung auf den rechten Weg. Für König und Königin zeigt die Sprachvergleichung die gemeinsame Wurzel in Vater und Mutter: gan heißt erzeugen, ganaka ist in den Veden Vater- und Königsname; das altdeutsche chunning bezeichnet einen von edelm Geschlecht, im Englischen king; Mutter heißt im Sanskrit gani, man findet die Wurzel wieder im griechischen γυνή, im gothischen qiuo, im englischen queen. So gehen die Ausdrücke aus dem Familienleben in das

staatliche Gebiet über, die Brüderlichkeit der Familie wird zur patriarchalischen Volksgemeinde.

Haus, Thor und Thür, zusammengebaute Wohnungen, gemeinsame Heimat, gebahnte Wege und Stege hatten schon ihre Bezeichnungen; das deutet auf den Beginn der Seßhaftigkeit; daß aber Wagen und Haus noch denselben Namen führen, erinnert an die Schäferhütte mit ihren zwei Rädern und zeigt die erste Wohnung auf dem Wagen des Nomaden. Ja so weit waren die Arier davon entfernt wilde Jägerhorden zu sein, daß die Ausdrücke für Krieg und Jagd erst in den besondern Sprachen eigenthümlich gebildet sind, während die für die ersten friedlichen Beschäftigungen gleiche Wurzeln haben. Weide, Wald, Wonne, die bei uns noch alliteriren, rücken in der alten Sprache nah zusammen; nemus, νέμος, νόμος in ihrer Uebereinstimmung beweisen daß die Arier nicht auf kahlen Steppen weideten, sondern auf den bewaldeten Bergen Hochasiens, daß der Hain ihr Tempel war. Es wird gerade der erwachende Sinn für ein bewegteres Wanderleben mit Kampf und Sieg die einzelnen Stämme voneinander getrennt, auseinander getrieben haben; mit dem dann eintretenden Abenteuerer- und Heldenleben wurden auch die Worte dafür von jedem sich bildenden Volk auf besondere Art geprägt. So haben auch die Hausthiere in Indien und Europa gleiche Namen bei den Ariern, aber unter den Ausdrücken für wilde Thiere findet sich nur für Schlange, Wolf und Bär die Spur der Uebereinstimmung, während Hund und Schaf, Ochse und Kuh, Pferd, Schwein, Ziege, Gans und Maus sich als die Genossen der Menschen darstellen.

Der Stamm für Arbeit liegt in ar; ars und arare im Lateinischen, ἀροῦν im Griechischen, wie das gälische ar und das russische orati weisen auf Landbau, und der Pflug heißt aratrum, ἄροτρον, altnordisch ardhr, slawisch orado; ἄρουρα, arvum, die Worte für Saatfeld, entspringen derselben Wurzel, pada ist der ursprüngliche Ausdruck für Feld. So zeigt sich der Ackerbau in seinen Anfängen neben dem Hirtenleben, und yava im Sanskrit und Zend findet sich im litauischen jaivas, im griechischen ζέα wieder, eine Getreideart wie Gerste oder Spelt, dann der Name für Getreide, wie wir im Deutschen den allgemeinen Ausdruck Korn für die gewöhnlichste Feldfrucht, den Roggen, setzen. Sveta heißt im Sanskrit weiß, und entspricht dem gothischen hveit, altdeutsch wiz, Weizen; man vergleicht damit auch das griechische

σῖτος. Auch für Mühle läßt sich ein gemeinsamer Ausdruck nachweisen. Man unterschied zwischen rohem und gekochtem Fleisch, die Rohesser waren Barbaren. Man kannte das Salz. Man erfreute sich an einem berauschenden Getränk, einem Meth, den man aus Pflanzensäften herzustellen verstand, dessen begeisternde Kraft eine Gabe der Götter war und ihnen wieder als Opfertrank bereitet wurde. Auch Weben, Nähen und die dadurch verfertigte Gewandung war in der Urzeit bekannt, ebenso Erz und daraus bereitete Geräthe wie Beil und Schwert, sowie gemeinsame Nachklänge in Bezeichnungen für Gold und Silber hervortönen. Das Meer war aber noch unbekannt, die Wörter für dasselbe werden in den verschiedenen Sprachen nach verschiedenen Wurzeln gebildet; aber der Nachen, die Wasserfahrt auf den Flüssen war geläufig. Auch die Zahlen von zwei bis hundert in ihrer durchgehenden Gleichheit sind ein Beweis für ein längeres gemeinsames Leben und ein mitgenommenes Erbe aus der Urheimat; gleichfalls der Mond und seine Verwendung als Zeitmaß im Monat.

Noch war jedes Wort die verstandene dichterische Bezeichnung einer Sache, der Ausdruck einer hervorstechenden Eigenschaft, in der man das Wesen erkannte und danach das Ding benannte; man fühlte noch diesen lebendigen Sinn in den Ausdrücken. Wir können von Tochter kein männliches Wort bilden, der Sohn war nicht der Melker; ebenso hat das griechische δαὴρ, Schwager, keine weibliche Endung für Schwägerin, weil das alte Wort den Spielgenossen bedeutete, den jüngern Bruder des Mannes, der bei der Frau zur Gesellschaft zu Hause blieb, während der ältere auswärts beschäftigt war; dieser Spielgenoß war nicht verheirathet! Jedes Wort war ein Wesen, und wenn auch jetzt Sommer und Winter, Tag und Nacht, die Zeit nur allgemeine Zustände bezeichnen, ursprünglich sind sie nicht Beschaffenheiten, Vorgänge an den Dingen, sondern selbständige handelnde und leidende Wesen. Der Tag bricht an, die Nacht kommt oder flieht, Sommer und Winter kämpfen miteinander, das sind Ausdrücke, die wir noch gebrauchen, die Alten empfanden das Bild, die Personification war ihnen lebendig, wo sie Erscheinungen, Wirkungen sahen, da erblickten sie auch als Grund und Träger derselben ein thätiges Wesen. Ins Bild kleidet sich der Gedanke, durch Sinneseindrücke wird die Seele zu Vorstellungen und Ideen angeregt, und diese, Erzeugnisse ihrer innern Kraft und Wesenheit, kann sie nur durch

die Bezeichnungen der Naturerscheinungen äußern, die solche hervorgerufen haben, beide sind dadurch von Haus aus miteinander verknüpft oder in eins gesetzt. Wir haben bei allen Ariern gemeinsame Ausdrücke für Auffassung des Geistigen und Sittlichen, für Wissen, Lieben, Hassen, Leben und Tod, wir haben ein gemeinsames Wort für Gott.

Wir sahen in der Gottesidee das Ideal der Vernunft: unser Denken befriedigt sich nur in der Erkenntniß eines ersten und höchsten Princips, dem einigen Grund aller Vielheit und aller Wirklichkeit; und der Mensch könnte sich und die Dinge nicht als endlich und unvollkommen bezeichnen, wenn ihm nicht die Anschauung des Unendlichen und Vollkommenen innerlich gegenwärtig wäre und er von ihr alles durch die äußere Erfahrung Gebotene unterschiede. Wir fragten was denn nun jenes Ideal der Vernunft, das Göttliche als das Unendliche und zugleich als eine wohlthätige und wissende Macht im Gemüth der jugendlichen Menschheit erwecken, an welchen sichtbaren Gegenstand dieser Gedanke sich als an seinen Träger heften konnte, und fanden: es ist der Himmel, der allumfassende, der mit seinem Licht alles erleuchtet und allem Lebenswärme und Gedeihen verleiht. Forschen wir nun was denn bei der großen indogermanischen Völkerfamilie das gemeinsame Wort für das Göttliche sei, so führt uns dies gleichfalls auf den lichten Himmel hin. Die Wurzel diu oder div leuchten liegt dem indischen devas Gott zu Grunde; damit stimmt das persische daeva, das griechische ϑεὸς und ϑεῖος, das lateinische deus und divus, das litauische diewas, das irländische dia; tivar heißen in der Edda Götter und Helden. Die ursprüngliche allgemeine Benennung Gottes hat sich auf die höchsten Götter der Griechen und Römer auf den germanischen Schlachtgott übertragen, dieser heißt nordisch Tyr, altdeutsch Ziu; das t oder d wird in der Lautveränderung mit einem Hauch ausgesprochen, adspirirt zu Ds = Z, oder zu Dj; und so ist Deus, im äolischen Dialekt noch genau dasselbe Δεὺς, zu Ζεὺς geworden, und Jupiter ist aus Dju pater entstanden, der Genitiv Jovis deutet auf den umbrischen Namen Diovis. Jupiter = Diespiter = Ζεὺς πατὴρ = Diupati, Divaspati der Indier, heißt der himmlische Vater. Der Himmel bezeichnet Gott wie wir noch jetzt sagen: der Himmel weiß, der Himmel wird helfen; sub dio (unter Gott) heißt den Lateinern unter freiem Himmel.

Es ergibt sich auf solche Art daß der Glaube an Einen

Gott das ursprünglich Gemeinsame war. Aber auch der mythologische Proceß und mit ihm das Hervortreten mannichfacher Göttergestalten hatte schon vor der Scheidung begonnen, wir sehen das aus übereinstimmenden Götternamen, aus besondern Sagen und Gebräuchen die sich bei den Völkern finden. Die Aehnlichkeit beruht so wenig auf Entlehnung, daß vielmehr manches das in der Fortgestaltung im Lauf der Geschichte den Hellenen oder Germanen selbst seinem anfänglichen Sinne nach dunkel wurde, jetzt nach den vedischen Studien sich uns wieder aufhellt, oder eine deutsche Bauernsitte uns eine Stelle in altindischen Hymnen verständlich macht. Und wenn wir noch in den Veden die mythologischen Bilder auftauchen, verschwinden oder fest werden sehen, wenn sie als kindlich tiefe Räthselspiele des dichtenden Geistes erscheinen, so müssen wir diese Flüssigkeit der phantasievollen Gestaltung, dies Durchsichtige, Schwebende noch in höherm Grade für die Urzeit annehmen. Es ist kein theologisches, verständig geordnetes oder in Satzung erstarrtes System vorhanden, sondern eine religiöse und zugleich dichterische Auffassung der Dinge; man veranschaulicht eine geahnte, geglaubte Gottesmacht wiederum durch die Erscheinungen in welchen der fromme Sinn ihr Walten wahrnahm. Es war der Gegensatz des Männlichen und Weiblichen, des Form- und Stoffgebenden, des Geistes und der Natur, der zuerst dazu trieb dem männlich gedachten Schöpfer und Herrn der Welt eine weibliche Göttin zur Seite zu stellen. Die alten Weisen haben Himmel und Erde geehrt, heißt es in einem Liede der Veda, gleichwie die Griechen Uranos und Gäa, Zeus und Dione als älteste Götter nennen, aus deren Umarmung alle Wesen hervorgehen. Es war der Gegensatz von Licht und Finsterniß, es waren einzelne Erscheinungen ihres Kampfes, einzelne Träger desselben, was zunächst die Gemüther ergriff, woran sich zugleich die sittlichen Gefühle, die idealen Ahnungen entwickelten. Die Sonne trat zuerst neben dem lichten Himmel als sein Sohn, als die hervorragende Offenbarung oder Gestaltung seiner allgemeinen Macht, als der Träger und Kern seines Lichts für sich hervor. Dem Sonnengott ging aber jeden Tag die Morgenröthe voran, bald seine Mutter, bald seine Tochter, bald seine Geliebte genannt, je nach der Beziehung die der eine oder andere gerade hervorhob. Sie breitet sich am Himmel aus um der Welt den Tag anzukündigen, aber sie verschwindet vor der Sonne, flieht vor ihr, stirbt in ihrem Kuß, in der Umarmung

des Geliebten, und der Sonnengott sucht nach ihr bis sie am Abendhimmel sich wiederfinden. Helios bei den Griechen und Surjas bei den Indiern, Usha bei den Indiern, Eos bei den Griechen, Aurora bei den Lateinern, Ostera die deutsche Göttin des Ostens, Aufgangs und Frühlings, deren Nachklang wir im Osterfeste haben, weisen nicht blos sprachlich auf die gemeinsame Herkunft, auch die Dichtungen von Apoll und Daphne, von Kephalos und Prokris, von Eos und Tithonos empfangen von hier aus ihr Verständniß, sind Fortgestaltungen der ursprünglichen dichterischen Auffassung der Beziehungen von Sonne und Morgenröthe. Die Sonne erscheint auch als das Auge des höchsten Gottes, der alles mit ihr überschaut, und das Stirnauge Polyphem's, das eine Auge Wodan's finden hier ihre Deutung; sie heißt den Griechen des Zeus allsehendes Auge, und in den Veden das Antlitz der Götter, das Weltauge. Asvinen und Aspinen bei Indiern und Parsen, Dioskuren bei Griechen und Römern, Alces bei den Germanen sind die ersten hervorbrechenden Lichtstrahlen, die nach der Nacht oder nach dem Sturm als freundliche rettende Genien, als glänzende Jünglinge erscheinen. Vertritt die Sonne vornehmlich den Tag (als Mithra der Perser und Indier), so stellt sich ihr das überdeckende Element, das Himmelsgewölbe, der Sternenhimmel als Uranus oder Varuna zur Seite; die allumfassende, allerhaltende, allem sein Maß gebende Gottesmacht wird in diesem besonders angeschaut, während die wohlthätige, lebenerweckende gestaltende Kraft des Höchsten in der Sonne waltet.

Der Höchste aber, der Herr des Himmels, entfaltet seine Herrlichkeit und siegreiche Stärke besonders im Gewitter. Er ist der Blitzende, Donnernde, im Wetter die Welt Reinigende, im fruchtbaren erquickenden Regen Beglückende. Finstere Mächte haben die Wasser des Himmels geraubt und wollen sie festhalten, haben die Sonne mit ihrem goldenen Strahlenschatz des Nachts in ihre Gewalt bekommen oder in Wolken verborgen; aber der Lichtgott erscheint als der Retter, Helfer und Rächer, und das Gewitter ist der Kampf, in welchem er die Feinde besiegt. Da sind die Winde seine Genossen. In ihnen fühlt der Mensch sich zugleich von den Geistern der Ahnen umweht, und er sieht in jenen bald eine zerstörende, bald eine wohlthätige Macht, wenn sie jetzt verheerend einherbrausen, jetzt den ersehnten Regen bringen und dann wieder das düstere Gewölk verscheuchen und die Klarheit des

Himmels zurückführen. Die Kämpfe des Zeus mit den Titanen, des Donar mit den Riesen, des Indra mit den Rakshasas haben hier ihre gemeinsame Grundlage; sie zeigen den Gott wie er die Naturordnung im Kampf mit widerstrebenden Gewalten begründet und aufrecht hält. Und der Gegensatz von Licht und Finsterniß ist das Bild des großen Widerstreits in welchen sich der Mensch hineingesetzt sieht; alles Wohlthätige, Geordnete, Gute, Wahre verknüpft er dem Licht, alles Feindselige, Wüste, Böse, Trügerische, Unheimliche der Finsterniß; die sich daran entwickelnden sittlichen Begriffe, wie sie besonders der Parsismus dastellt, haben hier ihren Ausgangspunkt. Die Götternamen Perkons bei den Kelten, Perun bei den Slawen, Perkunas bei den Litauern erklären sich durch das indische Wort Parjanya, die Donnerwolke, die bald mit dem Regen- und Gewittergott Indra verschmolz, bald neben ihm personificirt ward.

Die Wolkenformen haben von je die Phantasie erregt. Den Hirten lag es nahe die regenspendenden Wolken als die milchgebenden Kühe des Himmels anzusehen, und wie der Volksmund noch jetzt den Cyrrhus, der an die weißflockige Lämmerheerde erinnert, Schäfchen nennt, so mochte ein vorüberstürmendes Gewölk als Roß oder Ziege aufgefaßt werden, und so ist die Gewitterwolke die Aegis oder Ziege des Zeus und Böcke ziehen den Donnerwagen Thor's. Aber auch als Wasserfrauen wurden die Wolken personificirt, die bald den machtvoll strömenden Regen aus Krügen gießen, bald die feinsprühenden Tropfen durch ihr Sieb fallen lassen. Die Vorstellung des Luftmeers ließ die Wolken als Wogen und Brunnen oder als Schiffe erscheinen, und dann standen sie wieder fest und thürmten sich auf wie hochragende Berge am Horizont. Solche Anschauungen, die sich durch die Sagenkreise und Dichtungen der verschiedenen Völker hinziehen, haben ihre gemeinsame Grundlage.

Es ist Indra bei den Indiern der als Regen- und Gewittergott mit seinem Donnerkeil die Tiefen der Berge öffnet daß sie die Quellen wieder hervorsprudeln lassen, oder den Dämon tödtet der die Wolken entführt, den verhüllenden Wolkendrachen, der den Regen der Erde vorenthalten wollte; die freibewegliche Phantasie nimmt bald das eine bald das andere Bild. In diesem Kampf steht ihm Trita als Genoß zur Seite, oder dieser ist es der die That vollbringt. Als der Wehende wird Trita angerufen daß er das Feuer anhauche; so ist er der Wind, der Sohn und

Gebieter der Wasser die den Himmel als Dünste umwogen. Die farbigen Wolken ziehen auf der Himmelsau wie weidende Kühe dahin, bestimmt gleich diesen die Menschen zu nähren; ein feindlicher böser Dämon hat sie hinweggetrieben, oder haust in Bergeskluft und hält die Quellen im Felsenschloß gefangen. Der Blitz spaltet die Felsen und zerreißt die dunkle Hülle die der nächtige Unhold am Himmel ausgebreitet, und die Erde ist wieder fruchtbar, der Himmel wieder heiter und blau. Von dem persischen Lichtgott Mithra und seinem Rinderraub erzählen spätere römische Erwähnungen ohne den Zusammenhang zu verstehen; das Ursprüngliche war gewiß die Wiedergewinnung der Wolken als himmlischen Heerden. Und was vedische Hymnen von Indra und Trita singen wird im Avesta von Thraêtôna erzählt, dem Feridun (Phreduna) Firdusi's: er erschlägt die verderbliche Schlange mit drei Rachen, drei Schwänzen, sechs Augen und 3000 Kräften. Thraêtôna's Vater Aptwja findet sich wieder in Trita's Vater Aptja; die Schlange heißt parsisch azhi, indisch ahi, und in den Veden wird gesungen:

Von Indra gesandt schritt Trita zum Kampf,
Den dreiköpfigen mit sieben Schwänzen schlug er
Und befreite aus Tvashtra's Gewalt die Rinder.

Das Ringen zwischen Licht und Dunkel, zwischen Fruchtbarkeit und Dürre, die wohlthätige Gottesmacht die der Mensch im Sieg über die finstern Gewalten sieht, welche ihm den Regen vorenthalten, ist die altarische Grundlage des Mythus. Trita ward in Indien von Indra überwachsen, der den Persern zum Dämon Andra ward, während aus dem Beinamen Vitraha, Vitratödter, der Lichtgenius Verethraghna, der sieghafte Behram hervorging. Der Sage vom Drachenkampf gaben sie einen wesentlich ethischen Gehalt. Der Kampf steigt, mit Roth zu reden, vom Himmel auf die Erde, oder er steigt hinauf aus dem Reich der Naturerscheinungen in das sittliche Gebiet; der Streiter Thraêtôna wird ein menschlicher Held, seinem Vater geboren und den Menschen zum Heil gegeben für die fromme Uebung des Homcultus; der Drache den er schlägt ist eine Schöpfung des bösen Machthabers, ausgerüstet mit dämonischer Gewalt damit er die Reinheit der Welt zerstöre, der Held steht als ein Führer im fortwährenden Kampf des Guten und Bösen. In der persischen Heldensage endlich bei Firdusi ist Feridun ein König im

Kampf gegen einen volkbedrückenden Tyrannen, das Gut das er demselben entreißt ist die Freiheit und Zufriedenheit des Volks. Wenn er aber den Zohak nicht tödtet, sondern in eine Felsenkluft einschließt, so ist das ein Nachhall des stets sich erneuernden Naturkampfes, wo der Drache nicht stirbt, sondern stets von frischem besiegt wird. Indra heißt der Tödter Vritra's, des Verbergers; denselben Namen (Verethrajan = Vritrahan) führt auch Thraêtôna, das Wort bezeichnet im Altpersischen den Siegreichen. Und daß der Drache des Avesta die Wolkenschlange, erkennen wir wenn derselbe Wasser und Wind um Kraft bittet; daß der Tyrann Zohak der alte Drache, klingt bei Firdusi noch nach, wenn ihn der böse Geist auf die Schulter geküßt und da ihm sofort zwei schwarze Schlangen erwachsen, die ihm nicht Ruhe lassen bis er sie täglich mit Menschenhirn füttert.

Auch in Aegypten bekämpft der Lichtgott Ptah die Schlange der Nacht, und dies mag uns noch höher in die Urzeit hinaufweisen. Aber auch in Hellas, Italien, Deutschland sehen wir die Spuren des ursprünglichen Mythus durch mannichfaltige Formen und Umbildungen durchschimmern, und gewinnen in ihm den Schlüssel zu ihrer Deutung. Da ist der Sonnengott Apollon, der den Python erlegt, der Sonnenheld Herakles, der die lernäische vielköpfige Hydra bezwingt, der die von Kakus geraubten Rinder wiedererobert und den Räuber erschlägt, ja im Hund Orthros, den er bändigt, will Max Müller sprachlich den Vritra erkennen. Da ist der Sonnenheld Bellerophontes, der die feuerschnaubende löwenmähnige Ziege, wieder eine Personification der Wetterwolke, überwältigt, und den sein Name „Tödter des Belleros" ganz direct hier anknüpft, wenn wir mit Pott darin die hellenische Form für Veretra erkennen dürfen. Da ist der Sonnenheld Perseus, der die Jungfrau Andromeda von dem Ungeheuer der Tiefe befreit, und die Drachenkämpfe des indischen Karna, des keltischen Tristan, des germanischen Siegfried haben hier die gemeinsame Quelle. In der nordischen Mythologie ist es der Licht- und Sonnengott Freyr, der die Dämonen, Drachen und Riesen schlägt, die das Tagesgestirn mit Wolken und Winternacht verhüllen, der göttliche Frauen aus der Haft der Unholde erlöst. Der Blitz ist als Waffe der Götter die funkelnde Lanze oder der hammergestaltige Donnerkeil. Der Blitz zuckt wie eine Schlange am Himmel dahin; es ist aber wieder auch die Wetterwolke die ihn hervorsprüht, ein feuerspeiender Drache.

Und dieser Drache, die dunkle Wolke, hat die Sonne verborgen, hat den Schatz des Sonnengoldes geraubt, das der Held ihm wieder abgewinnt, oder der Held rettet die Wasserjungfrau aus der Gewalt des Ungeheuers, wie Perseus die Andromeda, Siegfried im kleinen Heldenbuch die Chriemhild, und noch bei Gottfried von Straßburg ist Isolde der Kampfpreis für den Drachensieger, und Tristan gewinnt ihn. Der ursprüngliche Göttermythus ist die gemeinsame Grundlage für die Heldensage geworden, diese aber ward nach den Lebenserfahrungen im Heroenalter der verschiedenen Nationen mannichfach ausgebildet.

Ich habe die Sonnenhelden genannt, die ursprünglich Götter waren, deren Lokalcultus aber dann einem gemeinsamen Sonnengotte wich, dem sie als Heroen zur Seite traten, wie Herakles, Bellerophon, Perseus dem Apollon; das Verwandte in ihren Geschichten ist altarisches Erbgut. Alle die Genannten sind wie Karna, Siegfried, Tristan einem andern und zwar einem Schwächern unterthan, aber gerade in ihrer Dienstbarkeit entfaltet sich ihre Herrlichkeit und erringen sie um so höhern Ruhm: es ist die Sonne die nach dem Willen des Weltordners am Himmel ihre Bahn geht Licht und Wärme spendend, die Ungeheuer der Nacht verscheuchend oder vertilgend, den Menschen, schwächern Wesen als sie selbst, zum Dienst. Wie die Sonne vielfach als Sohn des Himmelsgottes dargestellt wird, so leiten dann auch die Sonnenhelden vom himmlischen Licht ihren Ursprung ab: Siegfried in der Wilkinasage, Karna im indischen Epos, Perseus in der griechischen Mythe sind die Söhne einer Erdenjungfrau und des Lichtgottes; das himmlische Licht ergießt sich als goldener Regen und dringt in die Tiefen des Dunkels, das die Danae in ihrem unterirdischen Verlies umfangen hält. Und wenn nun die neugeborenen Knaben alle drei in einem gläsernen Kasten oder einem Binsenkorbe den Fluten eines Stroms oder des Meeres übergeben werden, so erinnert uns das einmal an Helios, den die Wogen des Okeanos von Westen nach Osten tragen während er in goldenem Becher schlummert, und ist andererseits das Naturbild der von den Wellen dahingewiegten, gespiegelten Morgensonne die gemeinsame Grundlage. Wie Perseus von Schiffern auf Seriphos, so wird Karna vom Fuhrmann Adhirata, Siegfried vom Schmid Mimer aufgenommen und dann in das Abenteuer des Drachenkampfes ausgesandt.

Wenn Baldur, Siegfried, Achilleus, Meleager, Kephalos

und der persische Sijawusch als reine lichte Jünglingsgestalten in der Jugendblüte sterben, so ist das ursprünglich die Sonne die auch jeden Tag in voller Kraft dahinsinkt oder nach kurzem sommerlichen Lauf vom Todesdorn des Winters getroffen wird. Die Sonne aber verläßt ihre Geliebte, die Morgenröthe, oder sie hat im Frühling die Erde vom Winterschlaf geweckt, ihr die Liebeswonne der Sommerzeit geschenkt, aber in deren Mitte sich gewandt, und nun geht ihre Bahn selber abwärts, und die Nacht oder der Winter gewinnt Gewalt über sie. So verläßt Siegfried die Brunhild, die er ins Leben wach geküßt, deren Panzer er mit strahlendem Schwert gespaltet, und ist selber dem Verhängniß verfallen. Die Sonne neigt sich nach Westen, der Region des Untergangs, der Finsterniß; die Abendröthe glänzt ihr entgegen wie eine neue Geliebte und empfängt sie, aber Kuß und Umarmung sind tödtlich, die neuen Genossen, ursprünglich Feinde, halten keinen Bund, ihre böse Natur bricht durch, die Sonne erliegt ihrem Verrath, ihrer Tücke. So hat Siegfried den Nibelungen, den Nebelheimern, den Söhnen des Dunkels sich zugeneigt um Chriemhild zu gewinnen, so Sijawusch eine Königstochter von Turan, Achilleus eine Tochter des feindlichen Toerkönigs gefreit: verrathen fallen sie alle drei sammt dem indischen Karna. Sie waren unverletzlich in ihrer Reinheit, nun trifft sie aber der Meuchelmord in die Ferse, in die Kniekehle, in den Rücken. In den Namen Hagen's und Ardshuna's birgt sich der Dorn, der Stachel des Todes; Firdusi's Isfendiar ist nur durch einen schicksalsvollen Zweig zu verletzen, den Rustem bricht, Baldur in der Edda nur durch eine Mistelstaude, die allein nicht zur Schonung des Götterlieblings vereidigt war; auch darin also klingt noch ein Ton der Urzeit nach. Wie aber bei den getrennten Völkern das Heldenalter eintrat, wie sie ihre geschichtlichen Erlebnisse hatten, da erinnerte die strahlende Kraft, das Geschick, der frühe Tod einzelner herrlichen Jünglingsgestalten an die alte Naturmythe, und indem beides ineinander verschmolz und im Menschlichen das Sittliche hervorgehoben wurde, haben wir im Epos der Indier, Perser, Griechen und Germanen dann das nach den verschiedenen Lebenserfahrungen und der verschiedenen Auffassungsweise mannichfach gestaltete, seiner Grundlage nach aber einheitliche poetische Gebilde eines jugendlich reinen Helden voll Schönheitsglanz, der in irgendeine Beziehung zum Feindseligen, Niedern oder Unreinen eingeht, wie zur Sühne dafür von dessen

Vertretern hinterlistig ermordet wird in der Blüte der Jahre, aber ihnen den Untergang bringt durch den Rachekampf der sich an seinen Tod knüpft.

Der Kampf zwischen Sommer und Winter, den noch unsere Volkssitte bewahrt, ist der weiter ausgesponnene Kampf zwischen Nacht und Tag. Sie sind Vater und Sohn, aber sie haben getrennt voneinander gelebt, sie kennen einander nicht und bekämpfen nun einander auf Tod und Leben, bis einer von der Hand des andern fällt. Wie Shakespeare noch im Gemälde des Bürgerkriegs den Sohn mit der Leiche des Vaters, den Vater mit der Leiche des Sohnes vorführt, so boten die Abenteuer der Wanderzüge Gelegenheit zu solchen Erfahrungen; in Hildebrand und Hadubrand der deutschen, in Rustem und Sorab der persischen Heldensage hat man längst das Entsprechende gesehen, es gesellt sich ihnen bei den Griechen Odysseus, der nach Eugammon's Telegonie nach langer Abwesenheit aus Thesprotien wieder nach Ithaka kommt; sein Sohn Telegonos sucht den großen Vater, und erst als Odysseus tödtlich verwundet ist, folgt die Erkennung. Die identische Grundlage wird auch hier eine ursprüngliche Naturmythe der Urzeit sein. Wir finden sie im Kampfe Ilja's mit seinem Sohne in der russischen Heldensage, und in einem serbischen Volksliede gleichfalls wieder.

Die Sonne brachte das Leben, brachte den Tag und den Frühling; aber im siebenmonatlichen Winter kam sie in die Gewalt der Dämonen der Finsterniß und des Frostes, oder sie war entrückt und gebannt in den Wolkenberg, aus dem sie dann hervortrat um den Weltbaum wieder grünen zu machen; sie war hinabgegangen in die Unterwelt, nun kam sie wieder hervor um von neuem von ihrem Reiche Besitz zu nehmen. Da erscheint der Frühling zuerst unkenntlich, unansehnlich, verwildert, wie ein Bettler, bis er sich königlich enthüllt und seine Gattin, die Natur, von den bösen Freiern, den winterlichen Mächten befreit, die sich an seine Stelle gedrängt hatten; nun erliegen sie seinen Strahlenpfeilen. Bei den Völkern die in warme Länder zogen, am Ganges und in Ionien trat diese Dichtung in den Hintergrund, während sie von den nordwärts hausenden Germanen fortgebildet wurde. Indeß feierte man in Delos und Milet alljährlich im Herbst und Frühling die Abreise und Wiederkunft Apollon's, und die delphische Sage läßt ihn, als er den Drachen Python getödtet, zur Sühne des Mordes bei Admet dienstbar

werden. Auch die indische Sage ist erhalten daß Indra, als er den Vritra getödtet, geflohen sei und sich zur Buße am äußersten Ende der Welt in einem Teich verborgen habe; da verdorrte und verschwand das Leben der Natur, während ein frecher und stolzer Freier Indra's Gemahlin zur Gattin begehrte; der zurückkehrende Gott tödtet den Thronräuber und Nebenbuhler und beglückt wieder die Welt mit seiner Herrschaft. Und wie Wodan's Bergentrückung und Schlummer im Felsensaal auf Karl den Großen und Friedrich Rothbart überging, wie seine siebenmonatliche Winterabwesenheit und seine Wiederkehr um Gattin und Reich zu behaupten auf Heinrich den Löwen übertragen ward, so hat die alte mythologische Erinnerung bei den Hellenen einen Niederschlag in der Heldensage gefunden: es ist Odysseus der aus der Unterwelt, der aus der Grotte der Verborgenheit, der Kalypso, heimkehrt in Bettlergestalt um seine Penelope den Freiern wieder abzugewinnen. Marko und Swatopluk bei Serben und Mähren, König Artus bei den Kelten werden gleichfalls entrückt, und ihrer beglückendern Wiederkunft harrt das Volk. Der verdorrte Baum, welcher wieder aufgrünt, wenn der aus dem Berge hervorbrechende Kaiser an ihn seinen Schild hängt, ist der Weltbaum, der bei der Rückkehr des Frühlingsgottes sich neubelebt. Auch in ihm ist ein schönes Bild der arischen Urzeit erhalten. Wir kennen die Esche Ygdrasil der Edda, deren Wurzeln in der Tiefe gründen, deren Zweige in den Himmel reichen und die Sterne als goldene Früchte tragen, an deren Stamm die Nornen sitzen; wir finden auch in den Veden den unvergänglichen himmlischen Feigenbaum, dessen Wurzeln wieder aufwärts, dessen Zweige wieder abwärts gehen, in dem alle Welten beruhen, aus dem die Götter Himmel und Erde gezimmert, der alle Früchte trägt, von dessen Laub der Göttertrank niederträufelt. Ich lasse es dahingestellt ob anfänglich der Wetterbaum zu Grunde liegt, eigenthümlich gestaltete Wolken die in langen vielverzweigten Streifen dahinziehen, aber ich glaube die Anschauung der Natur als einer in der Tiefe wurzelnden, zum Himmel sich erhebenden, allernährenden Pflanze als eine altarische bezeichnen zu dürfen, und erinnere an den Lebensbaum der Semiten.

Ich kann nicht mit Max Müller in der Sonne und Morgenröthe die ausschließliche Grundlage der arischen Mythen sehen; Wolken, Sturm und Gewitter treten ebenfalls mächtig genug hervor; beide Elemente, das stetig wiederkehrende und das plötzlich

hereinbrechende, wechselreiche haben auf das Gemüth und die Phantasie gewirkt. Aber gern wiederhole ich die sinnigen Worte des poesiebegabten Forschers, der sich in die Stimmung der Urzeit zu versetzen vermag: Die Morgenröthe, die uns nur als ein schönes Naturschauspiel erscheint, war dem Beobachter und Denker damals das Problem aller Probleme. Sie war das unbekannte Land aus dem alltäglich jene glänzenden Sinnbilder göttlicher Macht emporstiegen, welche in dem menschlichen Geist den ersten Eindruck und Fingerzeig einer höhern Welt, einer obern Macht der Ordnung und Weisheit zurückließen. Was wir Sonnenaufgang nennen das stellte ihm täglich das Räthsel des Daseins vor Augen. Ihre Lebenstage entsprangen einem dunkeln Abgrund in welchem sich jeden Morgen Licht und Leben zu regen schien. Ihre Jugend wie ihr Alter war die Gabe jener himmlischen Mutter, welche im Glanz unveränderlicher Schönheit jeden Morgen erschien, während alles Irdische welkte und dahinschwand. Ein frisches Leben blühte jeden Morgen vor ihren Augen auf und die erquickenden Winde wehten sie wie Begrüßungen an, welche über die goldene Himmelsschwelle herüberschwebten. Die regelmäßige Wiederkehr des Tages und der Nacht, das ganze Sonnendrama mit dem Kampf zwischen Licht und Finsterniß, das nie ausblieb, erweckt die Vorstellung der glanzvollen ewigen Mächte, und im Gefühl der Hülfsbedürftigkeit zugleich Vertrauen, Hoffnung, Freude in der Menschenbrust.

Die Griechen lassen sich menschlich gestaltete Götter in Thiere, Menschen in Pflanzen verwandeln; das ist vielfach eine Rückbildung in die Formen welche man anfänglich den in den Naturerscheinungen waltenden Mächten gegeben; wo man Wirkungen sah da ahnte man als Ursache ein selbständiges, beseeltes Princip, und wenn die Wahrnehmung der Erscheinungen einen Anklang an thierische Formen und Lebensäußerungen bot, so sah man ein thierartiges Wesen in ihnen. Wir gedenken der Wolkenkühe, der lichten Strahlenrosse die den Sonnenwagen ziehen. Die Griechen sagen daß Poseidon die Demeter verfolgt, die sich in eine Stute verwandelt, sodaß er als Roß sie bewältigt; in den Veden ist es die Sturmwolke, die Saranja, die wie ein wildes Roß am Himmel dahinbraust, und der lichte Himmelsgott gesellt sich ihr zu Jama's Erzeugung. Der patriarchalische Hirt hat den Hund als Wächter des Hauses, als Diener auf der Weide; so senden in den Veden die Götter die Hündin Sarama aus, den Wind,

das Versteck der himmlischen Kühe, der Wolken, aufzuspüren und sie heranzutreiben. Von Sarama stammt der rothbraune Hund Sarameyas, der angerufen wird die Menschen in Schlaf zu bringen, das Haus in der Nacht zu bewachen, die Räuber wegzubellen, Reichthum an Rossen und Rindern zu mehren. Ein anderer Sarameyas ist bei Jama dem Gott der Unterwelt und holt ihm die Seelen der Menschen hinab. Mit Sarameyas hat Kuhn den Hermeyas oder Hermes der Hellenen zusammengestellt, der die Kühe Apollons, die lichten Wolken, vor sich hertreibt, und damit ein Luftwesen ist wie Sarameyas, und ebenso die Habe und das Haus der Menschen behütet, sie einschläfert und die Seelen in das Jenseits geleitet. Jama's Hunde kennen und bewachen den Todtenweg wie der griechische Kerberos, dessen Namen Weber durch das Beiwort karbura, dunkel, buntgefleckt, erklärt, was Sarameyas in den Veden hat. Der himmlische Weg, den Götter und Selige wandeln, die Brücke zum Himmel ist der Regenbogen. Die Auffassung der Seele als Lebenshauch, der im Winde wieder von dannen zieht durch die Wolken in den Himmel, der Schiffer der die Todten über das Wolkenmeer fährt, die Personification des im Wind waltenden Götterwillens als eines Götterhundes, der die Wolken jagt und die Menschen im Leben und Tod bewacht und geleitet, ist urarische Anschauung; wir erinnern in Bezug auf den letztern an den schakalköpfigen Anubis der Aegypter.

Der Blitz ist eine feurige Schlange; aber wir nennen ihn auch geflügelt; der Vogel, der mit seinen Schwingen auf- und niedersteigt, wird das Bild für alles Schwebende, zwischen Himmel und Erde sich Bewegende. So kam ursprünglich der Blitz, der Regen als ein Vogel aus der Wolke, und dann ward es ein Vogel der sie heruntertrug. So ist auch die Sonne ein Vogel, ein Schwan oder Adler. Das klingt in den spätern Mythen vielfach nach; ein Adler trägt den Blitz des Zeus und führt den Spender des Göttertranks, den Ganymed, zu Zeus empor, oder Zeus hat ihn in Adlergestalt selbst geraubt; Indra als Falke, Odin als Adler holen den im Wolkenberg gefesselten Meth, den Begeisterungstrank der Unsterblichkeit. Die Seele, das Lebensprincip des Menschen, ward als ein himmlischer Funken aufgefaßt, ein geflügelter Blitz aus der Wolke; noch jetzt bringt im Volksmund ein Storch die Kinder aus dem Wolkenbrunnen; als Vogel oder Schmetterling verließ im Volksglauben die Seele den

Leib. Der Feuerbringer Prometheus ist auch Menschenbildner, und Jama, den wir sogleich näher kennen lernen, ist das Kind des Lichts und der Sturmwolke. Man verfährt noch heute in Deutschland bei Anzündung eines Nothfeuers, über welches das Vieh bei einer Seuche zur Reinigung gehen muß, man verfährt noch heute ganz gewöhnlich in Indien wie im arischen Alterthum: auf einer in der Mitte vertieften Scheibe von weichem Holz wird ein Stab von härterm Holz aufgestellt und zwischen den Händen oder mittels eines Seiles in eine rasch drehende Bewegung gesetzt, oder es wird auf solche Art ein Pfahl in der Nabe eines Rades um sich herum gedreht, bis ein Funke hervorspringt, den man in Werch, Moos oder Heu auffängt. So dachte man sich auch das Anzünden des himmlischen Feuers im Sonnenrad oder in der Wetterwolle; aus der Sonne, dem Feuerrade, ward dann der Wagen des Sonnengottes. Durch quirlende Bewegung eines Stabes in einem schmalen Faß ward die Butter aus der Milch geschieden; auf gleiche Weise und damit ganz ähnlich wie die Feuerentzündung dachte man sich die Bereitung des Göttertranks, des allerquickenden himmlischen Regens in der Wolke; erschien doch Blitz und Regenguß zusammen. Aber jene sich einbohrende Reibung erinnert auch an die menschliche Zeugung, und die Seele war der sich entzündende Lebensfunken. Der Ursprung der Seele, des Feuers, des Regens stand so in enger Verbindung, und Kuhn hat in seinem Buch über die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks das Angedeutete als die Grundlage der mannichfach ausgebildeten Sagen der verschiedenen arischen Völker nachgewiesen. Das Feuer ist uns noch sprachlich das Bild der Lebensflamme; es brannte auf dem Herd als der Mittelpunkt des Hauses, als das Symbol des Familienlebens; die in das Haus eintretende Braut oder neuerworbene Hausthiere mußten es dreimal umwandeln, dadurch traten sie in die Weihe der Gemeinsamkeit ein. Im griechischen Wort πῦρ wie im altnordischen fyr, dem altdeutschen fiur erkennen wir noch daß das Feuer ursprünglich allgemein für das Element der Reinigung (purus) angesehen ward, als das es bei Indern und Persern, wie bei Griechen, Römern und Germanen deutlich genug hervortritt. Das indische agni=ignis, heißt Feuer, der Stamm scheint mir im griechischen ἁγνός, rein, zu erkennen. Aber auch die mit dem Feuer verbundene Kunst der Metallarbeit hatte vor der Scheidung der Arier begonnen. Man sah in ihr ein Werk des Feuers, das vom

Himmel herabgefallen war und auf Erden gelähmt, an den Herd gebannt einherhinkte, wie Hephästos, wie der Schmied Wieland, das aber auch im Flug des Vogels wie Wieland und Dädalos sich himmelwärts hob; bei diesen Sagen ist keine Entlehnung, sondern die gemeinsame Grundlage gleichfalls anzunehmen. Selbst die Anschauung vom Gewitter als einer himmlischen Schmiede, wo die einäugigen Sonnenriesen die Blitze auf hallendem Amboß zurecht hämmern, ist uralt und ein Beweis der frühen Bearbeitung des Erzes. Und daß die Götter im Gewitter das den Drehstab bewegende Seil an beiden Enden hin- und herziehen, das ist die Grundlage auf der die indische Phantasie das ungeheuere Bild des Mandaraberges gebaut, der als Quirlstock des Göttertranks im Weltmeer steht, und die Schlange Sesha ist als Strick um ihn herumgeschlungen; die Schlange schnaubt Feuer und Wind und der Berg brüllt wie dumpfer Donner, wenn die Götter ziehen. In der deutschen Sage wirft der wilde Jäger Wodan dem Bauersmann ein Seil zu daß sie versuchen wer den andern fortziehe; bei Homer aber haben wir das herrliche Bild in der Ilias, wenn Zeus am Anfang des achten Gesanges seine Obmacht den Göttern verkündet:

> Lasset ein goldenes Seil vom Himmelsgewölb hinunter,
> Hängt euch alle daran, ihr Göttinnen all' und ihr Götter,
> Dennoch vermögt ihr nimmer hinab vom Himmel zur Erde
> Zeus, den erhabensten Herrscher zu ziehn, wie sehr ihr euch abmüht.
> Aber gefiel auch mir es in völligem Ernste zu ziehen,
> Traun euch zög' ich empor mit der Erde zugleich und dem Meere,
> Bände das Seil alsdann um das äußerste Haupt des Olympos
> Fest, daß alles gesammt hoch schwebete oben im Luftraum.

Blicken wir indeß noch einmal zurück auf die Thierwelt, so bot sie nicht blos Bilder zur Auffassung und Gestaltung der Naturerscheinungen, sondern auch der menschlichen Verhältnisse. Der Jäger, der Hirt, der Ackerbauer verkehrt mit den Thieren, steht ihnen nah und sieht in Hund oder Stier oder Wolf den Genossen oder Feind, gewissermaßen seinesgleichen; er belauscht die Eigenheiten der Thiere, er hat an ihrer List und Kraft, an ihrer schönen Gestalt, ihren funkelnden Augen seine Freude; theils bekämpft er sie, theils zieht er zähmend sie zu sich heran, und was er so mit den Thieren erlebt und erfährt, dies Wirkliche verwerthet die Phantasie in der Thiersage, wenn sie die Geschichten der Thiere erzählt und ihnen dabei menschliche Ueberlegung und

Sprache leiht, oder wenn sie die Erfahrungen aus der Thierwelt zu einem Gleichniß menschlichen Lebens macht und kürzer im Sprichwort, ausführlicher in der Fabel ausprägt. Wir finden in indischen, griechischen, deutschen Erzählungen Thiergeschichten desselben Sinnes, deren jede aber ihre eigenen Züge hat, sodaß oft das Verständniß der einen Darstellung erst durch die Bekanntschaft mit der andern erschlossen wird. Wir haben auch hier einen ursprünglich gemeinsamen Grundstock und Sagenstoff, der im Lauf der Jahrtausende in der mündlichen Fortpflanzung seine Umbildungen erfuhr und später gemäß dem Charakter der Nationen seine besondern Züge, seine eigenthümliche Kunstform empfing.

Von der Betrachtung der Natur wenden wir uns zum Menschen. Daß Jama der Veden und Jima der Avesta identisch seien ist längst anerkannt; die persische Heldensage kennt ihn als Dschemschid (Jim, Dschem in der Verbindung mit schid Herrscher). Die vedische Erzählung lautet zunächst daß der Weltbildner seiner Tochter, der Stürmischen, der dunkeln Wolke, die über dem Raume schwebt, Hochzeit macht mit dem Leuchtenden, Vivasvat; Licht und Wolkendunkel erzeugen die Zwillinge, das besagt ihr Name Jama und Jami, das erste Menschenpaar. Jama ist der Erstgeborene der Sterblichen und so auch der erste der Gestorbenen; „er hat den Weg aufgeschlossen der aus der Tiefe zur Höhe führt, er zuerst den Ort gefunden wo unsere Väter hingegangen, die Heimat die man uns nicht nehmen kann". So ist er das Haupt aller derer geworden die ihm folgen, der Erstling der Todten ist ihr Fürst, Jama der König im Reich der Seligen.

Die Zendsage aber verlegt das Paradies in die Lebenszeit Jima's, des Urmenschen. Auch hier heißt sein Vater ganz ähnlich Vivanghvat. Ihm hat der Schöpfergeist Ahuramasda sich zuerst offenbart, aber er hat es abgelehnt Träger des heiligen Worts zu sein, weil er dazu nicht geschickt und gelehrt genug sei. Da verlieh ihm Gott die goldene Getreideschwinge und den goldenen Stachel, Sinnbilder des Ackerbaues und der Viehzucht, die den Friedensfürsten bekunden. Jima macht die Erde fruchtbar und sie füllt sich mit lebenden Wesen; sein Gebet erweitert die Erde, damit sie Raum haben sich nach Lust zu bewegen. Wenn die Erde, die Amme der Menschen, Rinder und Rosse, sich öffnet wie eine Gebärende, indem Jima's goldene Schwinge und goldener Stachel sie trifft, und wenn sie dann zur doppelten Größe sich

ausdehnt, so scheint mir das die dichterische Darstellung davon daß durch geordnete Benutzung und Cultur sie fähig wird viel mehr Geschöpfe zu tragen und zu ernähren. Jima nun ist der leuchtendste glücklichste aller Geborenen, der Sonne ähnlich unter den Sterblichen, unter seiner Herrschaft gibt es nicht Kälte noch Hitze, nicht Alter noch Tod. So bezeichnet sie das goldene Zeitalter auf Erden, und sinnvoll genug ist es daß jenes Kinderglück der Unschuld das göttliche Wort, die selbstbewußte Vernunft noch nicht kennt, sondern nach sittlichem Instinct lebt, noch nicht wissend was gut und böse ist, wie Adam im Paradies. Und wenn Jima weiter einen Garten in regelmäßigem Viereck anlegt und dahin die Erlesensten der Geschöpfe sammelt, wenn dort weder Sünde noch leibliche Gebrechen gefunden werden, aber ein ewiges Licht mild erglänzt, so werden wir abermals an das biblische Eden erinnert und finden darin eine Urüberlieferung der Menschheit aus der Zeit wo Semiten und Arier noch vereint lebten, eine Kunde die auch in Griechenland und Rom sich als Mythus vom goldenen Zeitalter, bei den Germanen als das Goldalter der Götter erhalten hat. Die Welt, der Mensch ist gut geschaffen, aber gefallen, Streit ist an die Stelle des Friedens, Verderbniß an die Stelle der Vollkommenheit getreten, der Untergang steht bevor, aber eine neue bessere Welt wird ihm folgen: dies liegt als gemeinsame Idee der Lehre von den Weltaltern zu Grunde, die von den Griechen und Indiern dann unabhängig und verschiedenartig, dort mehr mythisch, hier mehr dogmatisch ausgebildet wurde. Von einem noch fortdauernden irdischen Paradies weiß auch die mittelalterliche Alexandersage zu berichten; der Held kommt auf seinen Wanderzügen an die Mauer des Paradieses, das er wie ein weltliches Reich erobern möchte, allein es wird ihm die Kunde daß nur wer die eigene Gier bezwinge, das Paradies erlangen könne. Auch der Graal deutet auf ein irdisches Paradies mitten im Leben und Treiben der Welt, und sinnig bemerkt Westergard, Jima sei überhaupt der Ausdruck für den glücklichen Zustand eines jeden Menschen, und wenn der Tag in seinem Glanz alle Herrlichkeiten der Natur offenbart, wenn milde Jahreszeiten Segen hervorrufen, wenn der Mensch in seiner vollen Kraft, in Frieden mit sich selbst lebt und in Liebe mit seiner Umgebung, da herrsche Jima noch auf Erden, — wie wir auch dann sagen wir seien im Paradies.

Tacitus nennt als den sagenhaften Ahnherrn der Deutschen

am Ocean den Ingu, als Stammvater der Schweden wird Yngvi erwähnt; das Volk vertritt beidemal die Menschheit; Yngvi ist zugleich Beiname des Sonnengottes Freyr; Mannhard entwickelt in einer Combination der Sage daß er der erste Mensch und König auf Erden, der erste Verstorbene und Herrscher im Seelenreich der Alfen, der Lichtgeister sei; wir hätten also in ihm den Jima oder Jama wieder, den Sonnensohn, und es mag ursprünglich die Sonne selbst gewesen sein die im Westen niedergehend zuerst den Weg zum Jenseits fand und dort des Nachts den Seligen leuchtete und sie beherrschte.

Fragen wir ob die Hellenen eine ähnliche Tradition wie die von Jama's Reich haben, so hat schon Windischmann auf Rhadamanthys verwiesen. Zu ihm, dem König einer seligen Insel, werden nach Homer und Hesiod gottbegnadete Männer durch Entrückung versetzt, denn nicht sterben soll Menelaos, sondern eingehen in Elysium; F. A. Wolf hat, dem Original Fuß für Fuß folgend, die Stelle meisterhaft übersetzt:

Nicht ward dir es beschieden, o göttlicher Fürst Menelaos,
Tod und Verhängniß daheim in dem Roßland Argos zu leiden:
Nein zu Elysions Flur und der Erd' Umgrenzungen werden
Götter dich einst hinführen, wo thront Goldhaar Rhadamanthys.
Dort lebt arbeitlos und behaglich der Mensch sein Leben,
Nie ist da Schnee, nie rauscht Platzregen da, nimmer auch Sturmwind,
Selbst Okeanos sendet des Wests hellwehende Hauche
Immer dahin, die Bewohner mit Frühlingsluft sanft kühlend.

Erinnert das mehr an die persische Ansicht, so klingt die indische bei Pindar wieder; ihm ist Rhadamanthys der Todtenrichter und der Fürst deren die ihr Herz von Frevel rein bewahrt und nach dem Tode den Weg des Zeus zu Kronos hoher Feste wandeln,

Wo lind athmend rings um der Seligen Gefild
Des Meeres Lüfte wehen, wo duftig Goldblumen hier am Strand
Leuchten von den Höhn glänzender Bäume,
Dort der Quelle Flut entsprießen,
Mit deren Kranzgewinde sie sich Arm umflechten und Haupt.

Damit vergleichen wir ein Gebet an Jama in den Veden:

In des Dreihimmels Gewölbe, wo man sich regt und lebt nach Lust,
Wo die lichtvollen Räume sind, o dort laß mich unsterblich sein!

Wo Wunsch und Sehnsucht verweilen, wo die strahlende Sonne steht,
Wo Seligkeit ist und Genüge, o dort laß mich unsterblich sein!
Wo Fröhlichkeit und Freude wohnt, wo Entzücken und Wonne herrscht,
Wo erfüllt alle Wünsche sind, o dort laß mich unsterblich sein!

Rhadamanthys ist der Sohn des Lichtgottes Zeus, der Bruder des Minos. In diesem hat man längst den Manus der Indier, den Mannus der Deutschen, die als Stammväter dieser Völker genannt werden, wiedererkannt. Der Name heißt der Denkende, davon abgeleitet ist Manusha, Mensch, das a ist in i übergegangen wie im deutschen Wort Minne, das auch Andenken, Erinnerung bedeutet. Minos, Manus, Mannus vertreten die erste Einrichtung des bürgerlichen Lebens, der volksthümlichen Gemeinschaft, sie sind Staatsordner, Gesetzgeber, Richter; wie Jama ward auch Minos zum Todtenrichter.

Ein Paradies also am Anfang der Geschichte und als Ziel der Menschheit im ewigen Leben der Seligen ergibt sich uns als der dichterische Glaube der arischen Urzeit, und dies war der Keim, der bei den verschiedenen Völkern so nahe verwandte poetische Blüten trieb daß die ursprüngliche Gemeinsamkeit der Idee wie des Ausdrucks klar durchschimmert. Firdusi berichtet noch von Dschemschid daß er in menschlicher Ueberhebung Gott gleich sein wollte, und daß dadurch das Paradies verloren ging, die Uebel ins Reich eindrangen und das Volk zu Zohak abfiel. Ein persisches Religionsbuch läßt das Glück von Jima fliehen als er Lügen in seine Gedanken bringt. Ist das nicht erst unter hebräischem Einfluß geschrieben, so wäre hier die Hindeutung auf den Sündenfall bei den Ariern.

Auch die Flutsage ist nicht blos den Ariern untereinander, sondern mit den Semiten gemeinsam. Bis auf einzelne Züge stimmt die babylonische Erzählung von Xisuthrus mit der hebräischen von Noah. Die indische Sage läßt Manu allein übrig bleiben; ihre älteste Fassung im Shatapatha-Brahmana bewahrt die Erinnerung daß Manu von jenseit des Himalaja, des für die Indier nördlichen Gebirges, herstammt: durch eine Flut aus der ersten Heimat vertrieben kommen die Arier von Norden her nach Indien. Dem Manu kam beim Waschen ein Fisch unter die Hände, der ihn um Pflege und Schutz bat, dann werde er seinen Wohlthäter wieder retten, wenn die große Flut komme. Manu zog den Fisch auf und setzte ihn dann ins Meer, und zimmerte ein Schiff in dem Jahre das ihm der Fisch angegeben.

Als die Flut stieg, schwamm der Fisch zu ihm, an des Fisches Horn band Manu sein Tau, der Fisch setzte mit ihm über den nördlichen Berg und ließ ihn dann das Seil an einen Baum binden. Manu brachte nun gleich dem griechischen Deukalion, gleich Noah und Xisuthrus sein Opfer; aus geläuterter Butter, dicker Milch und Matte, die er in die Flut warf, stieg nach Jahresfrist das Weib hervor, auf das die Götter Mitra und Varuna Anspruch machten, das sich aber für Manu's Tochter erklärte. Ihr Name Ida hat das cerebrale d, welches in r und l übergeht, sie ist das personificirte Lobgebet (Ila) und der daraus entspringende Segen, den nun Iris, der Regenbogen, für die Griechen symbolisirt. Sonne und Himmelsgewölbe, Mitra und Varuna, machen Anspruch auf den Regenbogen; da er hier wie bei Noah das Zeichen des göttlichen Bundes und Segens ist, entspringt aus ihm das neue Geschlecht. Auch nach litauischer Sage sendete Gott dem einzig übriggebliebenen Menschenpaar als Tröster den Regenbogen, der ihnen rieth über die Gebeine der Erde zu springen; aus neun Sprüngen wurden neun Menschenpaare. Vom Frauenberg bei Sondershausen erzählt sich das Volk daß er hohl sei; in ihm befindet sich ein großer See, auf dem rudert von Anfang der Welt ein Schwan, der hat einen Ring im Schnabel. Wenn aber der Schwan den Ring fallen läßt, dann geht die Welt unter. In diesem schönen Bilde sehen wir mit Schwartz den Wolkenschwan, der den Regenbogen hält, welcher des Himmels Wasser bannt, daß nicht die Welt durch sie untergehe, wie auch Jahve im Alten Testament den Regenbogen zum Zeichen setzt daß keine neue Wasserflut die Erde zerstören solle.

Endlich noch ein Wort über den Gott in dessen Namen der Name der Arier zu liegen scheint. Man kennt die Irmensäule die Karl der Große im Krieg gegen Wittekind zerstörte. Es gab deren mehrere, sie waren Nationalheiligthümer, ein Baumstumpf unter freiem Himmel errichtet zu Ehren des streitbaren Nationalgottes Irmin; alterthümlicher soll er Irimo oder Arimo geheißen haben, wovon Armin, Irmin erweiterte Formen sind. Das gothische Wort airman wird in der Bedeutung von allgemein verwandt, Irminsul von einem alten sächsischen Chronisten auch als allgemeine oder Weltsäule erklärt, die alles aufrecht hält. Irmin wäre danach der allgemeine Gott, der des ganzen Volks, sowie iörmungrund, allgemeiner Grund, die Erde heißt. Die

Kelten verehren ihren Stammgott Erimon, nach dem Erin, die Insel Irland, und das Volk der Iren den Namen führt. Iranier nennen sich die alten Perser nach dem ursprünglichen Arja, Arier, und Arjaman ist ein Gott der in den Veden häufig neben Mitra und Varuna, Sonne und Himmel, angerufen wird. Aristoi, die am meisten Arischen, heißen die Edeln bei den Griechen. Als Airja, die Ehrwürdigen, das herrschende Volk, bezeichnen sich die Indier. Bei den Armeniern ist Armenac Stammvater des Volks. Daß wir mit Recht die ursprüngliche Stammesgemeinschaft der Inder und Perser, Kelten, Slawen, Griechen, Italier, Germanen mit Arier bezeichnen, geht daraus klar hervor. Was die Ableitung des Wortes selbst betrifft, so erinnert Haug gegen unsere Deutung (S. 24) an ara Altar, Herd, arani die Hölzer zum Feuerreiben im Indischen, an das lateinische ardere brennen, und sieht im Arier den Herdgenossen bezeichnet; in Airjaman und Arjaman, die im Avesta und in den Veden als Nährer und Erfreuer angerufen werden, ist ihm das irdische Glück der Genossenschaft personificirt, und unser Irmin erscheint als Heros der Stammesgemeinschaft.

Ueberblicken wir die Errungenschaft unserer Forschung, so stand das ganze Naturleben wie ein Werk geistiger Kraft und Thätigkeit vor der Phantasie der Arier. Im Aether walteten holde Lichtgenien und strahlten im Glanz der Sterne als Schmuck des Himmels, der Himmel war die Erscheinung des allumfassenden Gottes, der sie in sich erstehen ließ, hegte und bewegte; sie waren seine Wächter, die nie schlummern und untrüglich alles ausspähen und das Gute behüten; im Dunkel der Nacht, in der Kälte des Winters, in der Dürre des Sommers walteten finstere böse Dämonen, gefräßige Wölfe, Drachen und andere misgestaltete Ungeheuer, die das Licht der Sonne oder den erquickenden Regen raubten, den Menschen vorenthielten, die Menschen schreckten und schädigten, aber die hülfreiche Macht Gottes bewährte sich im Kampf und Sieg, wie das vor allem im Gewitter sich kund gab. Es waren die Geister der Winde die im Sturm einherfuhren und die Welt erregten; sie waren des Sturmgottes Heer, sein Brausen war ihr Gesang, ein Lied das auch Felsen und Bäume bewegt, wie in den Sagen von Orpheus und Horant noch nachklingt. In den Genien und Manen der Römer, den Dämonen der Griechen, den Alben der Deutschen und Elfen der Kelten, den Ribhus- und Maruts der Indier hat sich diese die

Menschen in der Natur selbst umschwebende Geisterwelt im Volksgemüth erhalten. Der Unsterblichkeitsglaube knüpfte hier an. Aus der Höhe kam die Seele als der Blitz und Funke des Lebens herab wie ein Vogel, und schwang sich im Windeshauch wieder empor und trat nach ihren Gesinnungen und Thaten dort ein unter die Mächte des Lichts oder der Finsterniß. Die sittlichen Ideen entwickeln sich im Anschluß an die Natur mit Furcht und Hoffnung; der Gegensatz des Guten und Bösen geht dem Bewußtsein auf, ebenso der Gedanke eines ewigen Loses, das sich der Mensch selber bereitet, und einer innigen Gemeinschaft aller Lebendigen, indem die Geister der Ahnen zugleich die Frucht ihres Erdendaseins ernten, zugleich fortwährend das gegenwärtige Geschlecht umschweben und auf dasselbe einwirken.

Und wie die neuere Naturwissenschaft im Aether den Mutterschos aller Dinge sieht, so ahnten schon die alten Arier im Licht den Quell alles Werdens, alles Gedeihens, aller Bewegung; sie erkannten eine wohlthätige Geistesmacht im Licht, dasselbe war ihnen das natürliche Symbol des Guten und des Wahren, ihre Religion war ein Cultus des Lichts, der die Keime der sittlichen Ideen zur Entfaltung brachte. Der Mensch soll den lichten Göttern ähnlich sein. Sie sind die alles sichtbar Machenden, die Allsehenden. Auf ihr Urtheil beruft man sich darum, wenn der Mensch das Verborgene nicht finden oder die Wahrheit nicht erweisen kann. Man ist überzeugt daß sie auch den Griff ins siedende Wasser, auch das Tragen des glühenden Erzes, auch den Gang durchs Feuer leicht und unschädlich machen, wenn der reine Mensch sie zu Zeugen seiner Unschuld anruft, daß aber wer schuldbewußt ihr Urtheil beschwört, es sich zum Verderben herausfordert. Denn die genannten Gottesurtheile dauern gleichmäßig unter den Völkern fort, und sind darum ein Erbe der ursprünglichen Lebensgemeinschaft.

Sah man aber in den Naturerscheinungen das Werk göttlicher geistiger Willenskraft, so konnte man hoffen durch Gebet und durch den eigenen Willen auf sie einzuwirken; so glaubte man an die Macht des Wortes im Fluch und Segenspruch. Man sah wie Gärung und Ansteckung sich verbreiten, und schrieb danach jedem Ding das Streben oder das Vermögen zu das andere, auf das es einwirkt, sich zu verähnlichen. Darin liegt der Grund der Magie, der Zaubermittel. Die römische Hirtin setzt das Wachs ans Feuer, gleich ihm soll das Herz des fernen

Geliebten schmelzen und sich erweichen, der deutsche Schmied hämmert das Eisen und möchte daß auch so sein Landgraf hart gegen die Volksbedrücker werde; ähnliche Formeln zeigen uns die Veden. Die sprachlichen Ausdrücke für Arzneikunde bei den arischen Nationen weisen auf den Zusammenhang mit Besprechungen und magischen Mitteln hin. Die Wunde soll verbunden, die Krankheit soll gebunden oder der sie erregende Dämon soll ausgetrieben werden; die Heilkunde berührt sich mit sittlich religiöser Reinigung, das Wort verbindet sich mit Opfer und Sühne. Unter den Krankheiten hat Adolf Pictet Geistesstörungen, fallende Sucht, Fieber, Hautausschläge und Husten durch die Sprachvergleichung der verwandten Ausdrücke der Urzeit zugewiesen.

Der Hausvater war Priester, das findet sich noch in den Veden und überhaupt in den Culturanfängen der selbständig gewordenen Stämme. Man nahte den Göttern mit Gebet und Opfern. Wie sie das Licht in der Höhe gewährten, zündete man ihnen Opferfeuer, ein Brandopfer an, wie sie das himmlische Naß des Regens niedergossen, spendete man ihnen den Opfertrank. Man hatte früh einen solchen aus gegorenem Pflanzensaft zu bereiten gelernt, in dessen stärkendem und berauschendem Genuß man selber Labung, Begeisterung und Thatkraft trank, man wollte den Göttern das Gleiche zu ihrer Freude gewähren. Die Götter wurden auf den Höhen der Berge oder in heiligen Hainen verehrt. So geschah es noch von den Persern, den alten Indiern, den Hellenen des pelasgischen Weltalters, wo Zeus seinen Eichenwald zu Dodona oder seine Altäre auf Bergesgipfel hatte; des Tacitus Ausspruch von den Germanen gilt von der ganzen Urzeit: „Die Götter in Tempelwände einzuschließen oder der Menschengestalt irgend ähnlich zu bilden das meinen sie sei unverträglich mit der Größe der Himmlischen; Wälder und Haine weihen sie ihnen, und mit dem Namen der Gottheit bezeichnen sie jenes Geheimniß das sie nur im Glauben schauen." Das philosophisch ausgebildete und das ursprüngliche Gottesbewußtsein grenzen nahe aneinander; jenem genügt keine endliche Form, kein Bild für das Ewige und Unendliche, diesem hat das Göttliche überhaupt noch keine bestimmte Gestalt gewonnen. Die Rückkehr zum Zeichen, wie Machiavelli die Wiederaufnahme des Anfänglichen auf einer höhern Entwickelungsstufe nennt, bewährt sich auch hier. Die Bilder wechseln bei den alten Ariern, durch welche sie die unsichtbare und doch in der Natur offenbare Macht

sich vorzustellen und auszusprechen suchen, wie die Sonne bald ein Feuerrad, bald der Schwan des Luftmeers, der Adler des Aethers, bald das Auge des Lichtgottes, bald der auf feurigem Wagen mit weißglänzenden Rossen dahinfahrende menschlich gestaltete welterleuchtende Gott ist. Noch erstarrt das Symbolische nicht in der Art daß das Bild oder der äußere Gegenstand für das innere Wesen gölte, sondern die Idee schwebt über den Erscheinungen, in denen sie waltet, und wird bald durch die eine, bald durch die andere ausgedrückt; das Bild bleibt durchsichtig, der Gestaltungsproceß flüssig. Die Religion trägt nicht die Form der Dogmatik, sondern der Poesie; dichterische Gemüther geben den religiösen Ahnungen und Gefühlen einen anschaulichen Ausdruck. Der Mythus wie die Sprachbildung ist die Urpoesie der Menschheit. Das griechische Wort für Lobgesang zur Ehre der Götter findet sich in den Veden wieder, hymnus = sumnas; Worte für Sänger und singen haben bei den arischen Völkern gleiche Wurzeln. Die anhebende Göttersage und die bildlichen Anschauungen des Göttlichen lebten im Gesang.

Indien.

Allgemeine Charakteristik.

Der Himalaja wie eine mit riesigen Eiszinnen bekrönte himmelhohe Mauer, der Indus und die Sindwüste nördlich und westlich, das umgürtende Weltmeer nach Süden und Osten hin umgrenzen die herrliche Halbinsel Vorderindiens und gestalten sie zu einer abgeschlossenen Welt, die in ihrem Innern mannichfaltig und reich ist wie kein anderes Land der Erde. Das Gatgebirge zieht von Norden nach Süden hin, und trägt durch das ganze Gebiet den Gegensatz und Wechsel der rauhen Bergnatur, der frischen Alpenthäler und der tropischen Küstenniederung, gleichwie im Norden der Himalaja sich aus grünen Palmenwäldern weißglänzend emporhebt. Das Kernland daneben bildet das Stromgebiet des Ganges, der mit seinen Nebenflüssen in weiter Ausdehnung die Fruchtbarkeit und Fülle des Pflanzenlebens mit seinem Wechsel und seiner Pracht wetteifern läßt und in seinem Lauf seit drei Jahrtausenden schon der volkreichen Städte

so viele begrüßt. Mehr nach Süden hin wendet sich der Nerbudastrom, auch er von üppiger Natur und von den Trümmern einer alten Cultur umgeben. In diesen weitgedehnten Thalebenen ist der Mensch nicht genöthigt seinen Unterhalt mühsam dem Boden abzuringen: ein einziger wildwachsender Baum gibt ihm mit saftigen Früchten Speise und Trank, aus den Fasern seines Bastes den Stoff zur Gewandung, mit seinem Schattendach Schutz gegen Sonne und Regen. Das Meer bietet seine Perlen, die Erde ihr Gold, die Bäume ihre Gewürze und köstlichen Früchte, und so wird Indien für andere Völker ein Land der Sehnsucht oder der Wunder, während es durch Berg und Meer für lange Zeit gesichert und sich selber genug ist. Die Wärme des Himmels und die Fülle des Pflanzenlebens auf der Erde rufen nicht sowol die Thatlust, die Arbeitskraft des Menschen auf, als sie die Liebe zur Ruhe, zur Beschaulichkeit nähren, und die Natur in ihrer Pracht, in ihrem übersprudelnden Formenreichthum erweckt die Phantasie zum Welteifer, daß auch sie die Wirklichkeit mit ihren Träumen umspinne, wie die blütenschimmernden Ranken der Schlinggewächse den Stamm der Bäume verdecken und sich von Wipfel zu Wipfel ausbreiten.

Mannichfach und überwältigend wie die Natur liegt auch der indische Geist und sein Werk vor uns, der vollste Gegensatz gegen die verständige Nüchternheit Chinas, gegen die eintönig architektonische Festigkeit und starre Größe Aegyptens. Lachende üppige Weltlust und finstere selbstquälerische Weltentsagung, abenteuerliches Heldenthum und Ruheliebe, grausamer Despotismus und erbarmungsvolles hingebendes Mitleid für alle Wesen, grübelndes Sinnen und überwuchernde Phantastik, wie sie in den Schöpfungen indischer Kunst und Wissenschaft nebeneinander liegen und durcheinander wogen, sie mochten die indische Welt dem betrachtenden Geist als ein brütendes Chaos erscheinen lassen, in welchem die Formen und Gestalten auftauchen und versinken ohne rechten Halt und volle Klarheit zu gewinnen, und Maßlosigkeit durfte für das Wesen des Inderthums gelten. Denn die Indier selbst haben unter allen Ariern am wenigsten historischen Sinn: sie denken nicht daran daß sie auf einer neuen Entwickelungsstufe die überschrittene treu in der Erinnerung bewahren, vielmehr suchen sie im spätern Leben das Gegenwärtige auch als das Uranfängliche und Immergeltende darzustellen und danach die Denkmale der Vorzeit selbst umzuformen; wie die in die Erde gerammten

Pfosten der menschlichen Wohnung wieder Wurzel schlagen und Zweige treiben, so überwältigt die Gegenwart mit ihrem Lebensrecht das Vergangene, dies gilt nur insoweit es Element des jetzigen Daseins ist, und von dem heutigen Standpunkt aus wird das Bild der Vergangenheit umgestaltet. Die Geschichte wird zur Sage, und von der Wahrheit aus daß in allen Personen und Ereignissen die Idee, welche sie verwirklichen, das Wesenhafte und Bleibende ist, das ihnen den Werth und die Weihe verleiht, halten sich die Indier nur an dies Idealistische und kleiden es mit freier Phantasie in die Formen welche ihnen die ausdrucksvollsten erscheinen; die Realität des Erdenlebens überhaupt gilt ihnen wenig, sie ist ein Geringes und Verschwindendes, ein Traumhaftes gegenüber dem Göttlichen und Ewigen, ein Spiel für den Geist, der sich lieber aus diesem bunten Schein und seiner Vielheit zurückzieht in die Ruhe und den Frieden des Einen, der wandellosen Seele des Alls. Nach und nach ist es der europäischen Kritik gelungen eine Sonderung und Scheidung der Elemente der indischen Cultur und ihrer Werke vorzunehmen und wenigstens im großen die Richt- und Haltpunkte zu bezeichnen. Die Meinung von orientalischer Stabilität ist durch die Erkenntniß einer gegensatzreichen Entwickelung berichtigt worden, die mit der Geschichte der europäischen Arier ihre ebenso lehrreichen Parallelen als Unterschiede bietet.

Der letzte Stamm, welcher noch geblieben war als die übrigen Zweige, die Grundlage der Kelten, Griechen und Italier, Slawen und Germanen, sich abgesondert und nach Westen gezogen, schied sich abermals in die baktrisch-persische und in die indische Nation, und auch diese letztere verließ die alten Wohnsitze und zog durch die Engpässe des Hindukusch oder Himalaja, und ließ sich durch die Flüsse Nordindiens zu neuer, glücklicher Heimat leiten; der Wille der Vorsehung, der im Volksinstinct waltet und die Massen über ihr Verstehen hinaus bewegt, führte die Wanderer nach dem Lande welches der Entfaltung ihrer Uranlage am förderlichsten entgegenkam. Nicht in Bauten und Bildwerken, die wir mühsam deuten, sondern im Worte selbst, in Liedern und Sprüchen der Weisheit haben wir die Denkmale ihrer Entwickelung. Wir sehen zuerst im 2. Jahrtausend v. Chr. ein patriarchalisches Leben, der nomadische Hirt, der sich niederlassende Ackerbauer vergleichen sich den Genossen Abraham's, friedlich gesinnt und doch voll kriegerischer Kraft, voll Gottesfurcht und im ersten Nachdenken

über die letzten Gründe der Dinge. In den Hymnen der Veden haben wir den dichterischen Ausdruck dieser Geistesstufe, und zwar in einem vollschwellenden Reichthum, der uns verständlicher und anschaulicher macht was uns trümmer- und räthselhaft in griechischer oder germanischer Bildung aus einer ähnlichen Vorwelt entgegenragt. Die Geschichte der Erzväter im ersten Buch Mosis bei den Semiten, und die Vedas der Indier und Tacitus' Germania ergänzen einander zum Bild der patriarchalischen Menschheit.

Es folgt der Kampf der Geschichte, das Heldenalter der Wanderung, der Jugendmuth der sich austoben und seine Stelle im Leben erobern will. In der Zeit vom 14. bis 10. Jahrhundert v. Chr. bemächtigen sich die Indier der Gangeslande und dringen bis nach Ceylon südwärts. Die Kämpfe mit den Eingeborenen, die Kämpfe der arischen Stämme und Genossenschaften untereinander besingt das Volksepos. Wir meinen altvertraute Gestalten zu sehen, verwandte Klänge zu hören, wir erinnern uns der Achäer Homer's, der germanischen Krieger, der Völkerwanderung wie sie das Nibelungenlied und die Kudrun schildern; Gemüthsinnigkeit, Frauenliebe stehen der Tapferkeit und Ruhmbegierde mildernd zur Seite.

Es folgt eine Gliederung des Volks; Nähr-, Wehr- und Lehrstand sondern sich entschieden voneinander ab, und mit der Cultur entwickelt sich der Hang der Indier zur Betrachtung und die Liebe zur Ruhe. Das Geistige, der Gedanke waltet schon als etwas Eigenthümliches in der indischen Urzeit, ihre Sänger sind Weise und werden Priester; die Priester vertiefen sich in das Wesen des Geistes und erwerben sich zugleich die geistliche Herrschaft über das Volk. Die Gliederung der Stände wird als eine göttliche Ordnung hingestellt, ihr Kampf führt nicht zur Herstellung der allgemeinen Freiheit wie in Griechenland, Rom und dem nachmittelalterlichen Europa, sondern zur Befestigung des Brahmanenthums; die Reformation Buddha's selbst will die Leiden der Welt durch Weltentsagung aufheben, und beginnt mit der Scheidung der mönchischen Priester und der Laien. Die Thatkraft des Volks erlosch in der Sehnsucht nach Ruhe, die Innerlichkeit des Gemüths und die Freude am Gedanken führte zu einem gegenstandlosen Sinnen und Brüten, und unvermögend den geistlichen und weltlichen Despotismus zu brechen, flüchtet der Geist nach dem andern Ufer, nach dem Jenseits, zu Gott, und statt der freudlosen Wirklichkeit bevölkert er die Welt mit

den Träumen seiner Phantasie. Ist ja doch die ganze Sinnenwelt nur Erscheinung des Geistes für den Geist, wie sollte er nicht mit ihr ein willkürliches Spiel treiben, nicht über sie hinausblicken und sich in das Ideale und Ewige vertiefen?

Der Grieche, der Römer schirmen die Heimat gegen feindlichen Andrang von außen und erringen die Bürgerfreiheit nach innen; damit wird ihnen das Leben zur gotterfüllten Wirklichkeit, die Arbeit Genuß, und gern widmen sie jede Kraft dem Vaterlande, in dessen Ruhm und Größe sie ihr Glück und ihre Ehre finden. Dem Indier am Ganges bleibt gerade in der Zeit der Entwickelung zu staatlicher Reife der Kampf um das Vaterland erspart, und ebenso wenig ruft die Natur seine Kraft in die Schranken; er entbehrt der gesetzlichen Freiheit im Staat, er wendet seine Thätigkeit nach innen, die active Willensstärke verwandelt sich mehr und mehr in eine passive Hingabe, in eine Sehnsucht nach Ruhe, und die Stille der Seele füllt er mit Bildern einer träumerischen Phantasie, bis er in ein gegenstandloses Brüten versinkt und gerade dieses für das Höchste, für die Vereinigung mit dem allgemeinen Wesen aller Dinge, mit dem Göttlichen hält. Dies innerliche Seelenleben verschlingt die praktische Fähigkeit des Volks, der Wille, das selbstbewußte Handeln und Wirken tritt zurück vor dem Nachdenken das sich in sich selbst vertieft. Das gesunde Gleichmaß der Geisteskräfte wird allerdings dadurch gestört. Indem das Leben der Indier zur Sehnsucht nach der Ewigkeit ward, und sie durch Aufgeben des selbständigen Willens die Rückkehr zu Gott und die Ruhe in seiner Wesenheit suchten, ward ihnen die Wirklichkeit der Welt zum bloßen Schein, und damit kamen sie zu keiner gründlichen Forschung der Natur und ihrer Gesetze, der Geschichte und der in ihr waltenden sittlichen Weltordnung; vielmehr neben der Erkenntniß des einigen Lebensgrundes aller Dinge als der Weltseele, als Gottes, war ihnen alles andere wie ein Spiel der Einbildungskraft, mit dem also auch ihre Phantasie beliebig schalten und walten mochte. Das Große war das Verlangen der Sammlung des Geistes aus der Zerstreuung in die Vielheit der Dinge, der Erhebung über das Zeitliche und Irdische in das Ewige; die abgeschwächte und unterdrückte Kraft des eigenen Willens ließ aber auch im Princip, in der Weltseele, nur die Selbstbeschaulichkeit der Intelligenz, nur den stillen Frieden und die auf- und abgaukelnden Bilder der Phantasie suchen und finden; gegenüber dem bestimmten und getheilten Sein der

Welt ward Gott das bestimmungslose Eine, nicht die sich selbst bestimmende, damit unterscheidende Energie des Geistes, der sein Wollen und Denken im Gesetz der Welt und in der lebendigen Keimkraft der Wesen offenbart, der daher auch vom Menschen nicht blos die duldende Hingabe, sondern das Heldenthum, die Ritterschaft des Geistes fordert, der sein Reich auf Erden gründen und ausbauen soll. Und der mangelnde Sinn für das Reale in der Welt, für die gottgewirkte Ordnung und das Maß der Dinge ließ auch die Phantasie mehr und mehr im Bestimmungslosen verschweben und einer idealistischen Phantasterei verfallen, die ihren Ruhm nicht in der Verklärung der Wirklichkeit, sondern in märchenhaften Traumgestalten sucht, welche von Raum und Zeit entbunden oder ein willkürliches Spiel mit den Formen und Gesetzen der Natur treibend bei aller Sinnigkeit des Gehalts, bei aller Gedankentiefe oder lieblichen Gemüthlichkeit doch der plastisch klaren Anschaulichkeit und Lebensfähigkeit vielfach ermangeln. Die Phantasie ist im Inderthum vorwaltend — selbst die wissenschaftliche Einsicht verlangt nach der dichterischen Einkleidung und der Sittenspruch nach dem Gleichniß der Natur —, aber wie sie statt durch nüchterne Forschung die Wahrheit der Welt zu suchen sofort ihre Mythen schafft, so entbehrt sie des zügelnden Verstandes und der besonnenen Selbstbeherrschung.

Einer der gründlichsten Kenner des Inderthums, Max Müller, sagt in der Geschichte der alten Sanskritliteratur: „Ihre irdische Existenz war ihnen ein Gegenstand des Zweifels, ihr ewiges Leben eine Gewißheit. Gläubig wie sie waren an das göttliche und wahrhaft wirkliche Sein konnten sie nicht an die Wirklichkeit der vorübergehenden Welt glauben. Dichter entdeckten durch Nachdenken das Band welches das Nichtseiende an das Seiende knüpft, sagt schon ein Lied des Veda. Das höchste Ziel ihrer Religion ist das Band herzustellen welches unser eigenes Selbst mit dem ewigen und allgemeinen Selbst zusammenschließt, die Einheit wieder zu erlangen, die umwölkt und verdunkelt worden durch den magischen Schein der Welt, die Maya der Schöpfung. Atman heißt Selbst; es bezeichnet das individuelle Ich und das universelle; der Indier der von sich selbst spricht er spricht unbewußt damit auch von der Seele der Welt, vom Selbst des Weltalls; die Selbsterkenntniß ist die Erkenntniß des eigenen und des allgemeinen Geistes, die Erkenntniß seiner selbst im göttlichen Selbst. So werden die Indier ein Volk von Denkern, nicht von Män-

nern des Handelns. Ihre Vergangenheit war das Problem der Schöpfung, ihre Zukunft das Geheimniß des ewigen Lebens; die Gegenwart, diese wirkliche und lebendige Lösung der Probleme der Vergangenheit und Zukunft, scheint niemals ihr Denken und ihre Thatkraft angezogen zu haben. Ihre Ideen tragen nach den verschiedenen Klassen der Gesellschaft und den verschiedenen Weltaltern die Gestalt niedern Aberglaubens oder eines erhabenen Spiritualismus."

Nur möchte ich das „Niemals" ermäßigen. Das patriarchalische und das heroische Alterthum, wie es in den Veden und im Epos vorliegt, zeigt einen klaren Blick für die Wirklichkeit und die Lust der That neben der der Betrachtung; aber von den Jahrtausenden der brahmanischen Cultur gilt das Gesagte mit seinem Licht und mit seinem Schatten. In der politischen Weltgeschichte hat Indien keine Stelle, wol aber in der geistigen. Kein Volk Asiens ist von gleicher Bedeutung für das philosophische Denken, keines von gleicher Wichtigkeit für das Phantasieleben.

Im Unterschied und in der Erblichkeit der Kasten sind die Indier über das Familienprincip nicht hinausgekommen, haben sich nicht zum freien Staatsbürgerthum hindurchgearbeitet; aber neben der Innerlichkeit und Selbstvertiefung der Seele haben sie das Familiengefühl in der Ehe, in der kindlichen Liebe rein und treu bewahrt und das Ideal desselben in vielen leuchtenden Gestalten älterer und neuerer Zeit ausgesprochen. Die Innigkeit und Schwärmerei der bräutlichen, die Beseligung und Treue der ehelichen Liebe, das Glück und Heil der Aeltern in den Kindern hat erst die christlich-germanische Welt in gleicher Reinheit, Zartheit, Fülle wieder empfunden und dichterisch dargestellt. Ich schließe diese vorläufige Charakteristik mit der Rede die Sakuntala im Epos hält, als sie mit ihrem Sohn vor den König Duschmanta tritt und ohne alle Zauberei einfach durch den Zauber der sittlichen Wahrheit das Auge des Königs öffnet und sein Herz überzeugt:

Hoher Fürst, wohl kennst du mich! Warum denn
Gibst du scheulos vor mich nicht zu kennen?
O so frage doch dein eignes Herz nur,
Daß es dir was Wahrheit oder Falschheit
Sei, verkünde. Gib dem Guten Zeugniß
Und erniedre dich nicht selbst. Ein jeder
Der sein Innres von dem Guten losreißt,
Welche Schuld begeht er nicht! Ein Räuber

Ist er an dem eignen Ich. Wol wähnst du
Ganz allein zu sein, jedoch vergissest
Jenen weisen uraltheil'gen Seher,
Der in deinem Herzen wohnend immer
Nah dir ist und jeder Unthat zuschaut
Die du übst. Wer böse handelt täuscht sich
Mit dem Glauben wol: hier sieht mich keiner, —
Doch die Götter schauen ihn, es schauet
Ihn das eigne innre Selbst. Ja wisse,
Mond und Sonne, Erd und Meer und Himmel
Kennen unser Thun; der Gott des Rechtes,
Unser eignes Herz, jedwede Dämmrung,
Tag und Nacht, das Feuer und die Lüfte
Sehen es, und wer nicht also handelt
Daß der Richter in der Brust es billigt,
Dem sind nimmerdar die Götter gnädig.
Des Hauses Ehre
Ist die Gattin, sie des Mannes Odem,
Wurzel sie des Rechts und des Geschlechtes
Und die Quelle alles Heils. Gemeinsam
Mit dem Gatten opfert sie den Göttern
Und das Haus gedeiht durch ihre Sorge.
Süßen Trost verleiht sie dir im Unglück,
Und gesellt sich dir zu holder Zwiesprach
In der Einsamkeit; selbst auf der Wandrung,
In der Wildniß bietet sie dir Labung.
Wer ein Weib hat der ist seelenfreudig
Und voll Hoffnung; er besitzt die Gattin
Ja in dieser Welt und in der andern.
In dem Sohn erblicken wir das eigne
Selbst von uns erzeugt, und himmelselig
Sieht der Vater im Gesicht des Sprößlings
Wie in einem klaren Quell sich selber
Rückgespiegelt. Und kein Schmuck, kein reines
Wasser schafft dir durch Berührung solche
Freude wie des lieben Sohns Umhalsung.
Und gleichwie die Flamme die zum Opfer
Von dem Herd genommen wird, ein Theil des
Feuers ist, so ist von dir ein Theil er,
Ist dein Selbst in anderer Erscheinung.

Hundert Brunnen wiegt ein See auf, hundert
Seen ein Götteropfer, hundert Opfer
Wiegt ein einz'ger Sohn auf; aber wisse
Mehr als hundert Söhne wiegt die Wahrheit,
Denn die Wahrheit ist der Pflichten höchste,
Wahrheit ist der Dinge erste Ordnung,
Wahrheit ist die ew'ge Gottheit selber.

Die Veden.

Die erste Niederlassung der Indier, die bis zuletzt im alten Stammlande verweilt hatten und dann südwärts gezogen waren, fand im Pendschab statt. Da lebten sie wol ein halb Jahrtausend lang und bewahrten die Cultur und das Erbe der arischen Gemeinsamkeit am treuesten, wenigstens haben wir durch sie die erste und ausführlichste Kunde und die ältesten Denkmale für jene Zeit nach der Trennung erhalten in den Liedern der Vedas. Hier haben wir Gesänge aus der vorepischen Zeit, wo uns die Griechen nur mythische Namen wie Orpheus und Musäus nennen, hier nicht sowol die Trümmer von Bauten und Bildwerken, als die lebendigen Worte selbst, in welchen die alten Gedanken, Hoffnungen, Wünsche der jugendlichen Menschheit mit wunderbarer Frische, mit tiefsinniger Klarheit offenbart wurden; unser eigenes Nachdenken wie unser eigenes dichterisches Gefühl wird angeregt den Sinn zu verstehen, indem wir uns in die kindliche Anschauungsweise versetzen, der die Wunder der Welt ebenso freudig und genußbietend wie räthselhaft entgegentreten. Veda und Avesta, die Religionsbücher der Indier und Perser, sind zwei Ströme die aus demselben Quell sich nach verschiedenen Richtungen hin ergießen und andere Wellen bewegen oder in sich aufnehmen, aber die Veden sind ursprünglicher, dichterischer.

Veda heißt Wissen. Der Name stammt erst aus der priesterlichen Zeit, nachdem man den alten Liedern die theologischen Auslegungen, die liturgischen Erläuterungen gesellt und sie zum brahmanischen Religionsbuch gemacht hatte. Die allgemeine und umfassende Sammlung heißt Rigveda; sie enthält 1017 Gesänge in 10580 Versen (Rig), eingetheilt in 10 Mandala (Kreise) und 35 Anuvaka (Abschnitte) nach den Geschlechtern der Sänger denen man sie zuschreibt. Von den beiden andern Veden enthält der Samaveda diejenigen Lieder welche beim Opfer gesungen werden, und der Yajurveda stellt die Sprüche zusammen die beim Opfer gesprochen werden. Der viel jüngere Atharvaveda enthält Beschwörungen, Besprechungen gegen Krankheit, Zauberformeln, Verwünschungen, Bitten um Schutz und Glück wie Sprüche bei verschiedenen Vorkommnissen des Lebens. Hier zeigt sich aber schon eine Verkümmerung der Geistesfrische unter einem ceremoniösen Priesterthum: an die Stelle der Naturfreude tritt eine kleinliche Angst vor Zeichen und Wundern und das Bestreben den groß-

artigen Erscheinungen am Himmel und auf der Erde zum Vortheil des endlichen Menschen zu begegnen. Den Rigveda also betrachten wir als die Sammlung, welche neben den für die Cultuszwecke geordneten Sama- und Yajurveden in einem mehr historischen Sinne das Denkmal jener Jahrhunderte ist, und halten uns an ihn. Die Fassung manches Liedes zeigt daß es im Volksmunde noch herumbewegt und eine und die andere Form noch abgeschliffen wurde, während sie in den liturgischen Sammlungen schon unveränderlich feststand.

Schon fühlen die Indier sich als ein Volk durch Sprache und Glauben, schon beginnt ein heroischer Sinn zu erwachen im Kampf gegen die Umwohnenden wie in der Befehdung der einzelnen Genossenschaften und Stämme untereinander. Sie sind seßhaft, das patriarchalische Hirtenleben verbindet sich mit der Freude am häuslichen Herd. Der Hausvater ist Priester. Das Opfer aber soll nicht ohne den Schmuck des Liedes sein, das Gebet in wohlgefälliger Rede ertönen. Männer daher die gesangeskundig und gesangesmächtig sind, werden von den Stammeshäuptern berufen bei feierlichem Opfer zu wirken, Berather in Krieg und Frieden zu sein, und so bilden sich früh bevorzugte priesterliche Sängerfamilien. Auch Dichterinnen werden unter diesen genannt. Unter den Liedern selbst weisen jüngere auf ältere hin, und tragen manche bereits das Gepräge der Betrachtung, wie es der Zeit der Zusammenstellung angehört, wo der Dichter schon Vorhandenes vor Augen hat, das er nachbildet, das er zu deuten sucht. Die alten Sänger selbst werden schon verehrt, ihre Namen in den spätern Hymnen schon von Legenden umspielt. Damals die geistigen Führer ihrer Stämme galten sie bald als die heiligen Rishi, auf welche die spätere Sage den Glauben und die erste Ordnung der Gesellschaft zurückführt. Was bei einem Opfer für ein bevorstehendes Ereigniß die Begeisterung des Augenblicks oder die Lage der Dinge in Worten oder heiligen Handlungen reflexionslos hervorgerufen, das hielt man in der Erinnerung fest, wenn der Ausgang und Erfolg ein glücklicher war, und wiederholte es in der Hoffnung gleich günstiger Wirkung. So bildeten sich die Ceremonien eines Cultus, der in Indien auch dann verblieb als in der Verehrung Brahma's, Vishnu's, Siva's neue religiöse Ideen herrschend wurden, und das träumerisch ruheliebende Volk wiederholte Sang und Brauch seiner muthigen Jugendtage. (Ich bemerke beiläufig daß das in-

dische V wie unser W, Sh wie Sch lautet; man spricht also Wischnu; bei Bh wird h als ein Hauch hinter B vernommen. Siva wird Schiwa von den heutigen Indiern ausgesprochen.)

Die ältesten Lieder kennen schon mehrere Götter, aber jeder ruft den Gott an von welchem er sich gerade ergriffen fühlt, und in diesem ist ihm die ganze Gottheit als solche gegenwärtig; auf einer zweiten Stufe der geistigen Entwickelung sucht der Dichter die vielen Götter dadurch wieder zur Einheit zusammenzubringen daß er mit einem besondern Gott auch Wesen und Namen der andern verbindet; ja es beginnt ein Sinnen über das Göttliche selbst, und an den religiösen Aufschwung des Gemüths reihen sich Stimmungen des Nachdenkens, denen die ersten Keime einer Gedankendichtung, einer poetischen Philosophie entsprießen. Auch in den ältesten Hymnen sind Namen und Eigenschaften Gottes schon besondere Götter geworden; aber zugleich sehen wir wie das noch vor sich geht, wir sehen wie ein Dichter neue Worte zur Bezeichnung göttlicher Eigenschaften, neue Thatsachen zur Anerkennung des göttlichen Waltens, neue Bilder zur Versinnlichung der Ideen bringt; sie tauchen auf und tauchen wieder unter, aber ein oder das andere Wort haftet im Gemüth der Hörer, es erscheint besonders treffend, es hat klar gemacht was alle ahnten und empfanden, es wird von andern wiederholt und wird beibehalten und zu einer Grundlage genommen auf der man weiter baut. Der eine begrüßt die Sonne als himmlischen Schwan, im folgenden Vers erscheint sie als ein weißes strahlenmähniges Roß, das der Himmelsgott aussendet, ein zweiter Dichter besingt die Sonne als dies Roß Dadhikra, der dritte aber schirrt es an den Wagen des nun in menschlicher Gestalt vorgestellten Sonnengottes. In einem Hymnus Vasishtha's heißt es: Der Sonnengott, der allen Menschen gemeinschaftliche, der glückliche, allsehende tritt hervor, das Auge Mitra's und Varuna's, der glänzende, er der die Finsterniß aufrollt wie ein Fell. Ein Dichter personificirt einmal die Wirkung der abgeschossenen Pfeile in der Schlacht, und singt:

> Pfeilgöttin, durch Gebet geschärft,
> Flieg' abgeschossen uns vorbei,
> Erreich' die Feinde, bohr' dich in sie,
> Auch nicht einer entgehe dir!

Sonst ist aber auch nicht weiter die Rede von dieser Göttin, die nur ein Werk des Dichters war. Noch besteht kein Lehrsystem; wer Glaubwürdiges von den Göttern zu singen und sagen

weiß ist willkommen. Die Beziehung der Götter aufeinander, ihre Verbindung untereinander ist noch frei. Das eine Lied nennt die Schwester, wo das andere die Mutter, das dritte die Gattin oder Tochter erkennt; so im Verhältniß der Sonne und Morgenröthe. Die Nacht ist Tochter des Tages, der Tag Sohn der Nacht.

Der Ton der alten Lieder ist ein einfacher Erguß des Herzens. Die Sänger wollen sich selbst klar werden, sie streben nicht andern zu gefallen, sondern im Gedanken wahr zu sein, die Wirklichkeit treu im Geiste zu spiegeln und das rechte Wort für den Eindruck der Dinge auf die Seele zu finden. Die Worte leben noch, das Wurzelbewußtsein ist noch nicht erloschen, man empfindet noch die tiefen Begriffe, die kühnen Bilder die in den ererbten Ausdrücken liegen, und eifert ihnen nach in der Prägung neuer Bezeichnungen für neue Gedanken. Die Worte sind noch mehr Symbol als bloßes Zeichen für den Begriff, das Bild wird noch unmittelbar angeschaut, ist noch nicht verblaßt, der Sinn wird noch frisch empfunden. Der Gedanke ist einfach, der Ausdruck schlicht und innig. Dann treten die Bilder als Gleichnisse neben das was sie veranschaulichen sollen. Wie Rosse und Kühe den Reichthum des Volks ausmachen, so weiß die Poesie dieselben überall zu verwerthen. Wie ein Stier eilt Indra zum Somatrank, wie Kälber nach den Kühen eilen die Bäche zum Meer. Die Winde ziehen sorglos am Himmel hin wie Kühe ohne Hirten, da sammelt sie Indra's Ruf, und nun tummeln sie ihre buntfarbigen Gespanne, die Wolken, um dem Gott zu Hülfe zu eilen. Am liebsten werden die regenspendenden Wolken als milchgebende Kühe bezeichnet, aber auch die Sonnenstrahlen. Entlegenere Bilder sind ebenfalls nicht selten. Wie ein überwallender Kessel den Schaum auswirft, soll der Gott die Feinde ausspeien; die Pferdeköpfe sollen sie besiegt ihm auf der Walstatt als Weihegabe zurücklassen. Das Gewebe des Gebets soll nicht reißen, und die Nadel nicht brechen mit welcher die Götter das Gewand der Ehre für den Beter nähen. Wie die Gestalt der Götter noch im Bewußtsein schwankt, noch keine plastische Festigkeit und Bestimmtheit erlangt hat, so verschweben und verschwimmen auch die Umrisse der Bilder. Mehrere getrennt voneinander von verschiedenen gefundene Bilder stellt ein dritter zusammen: „Das Auge Mitra's glänzt, die große Fahne Surja's ist erhoben, die Sonne ist aufgegangen“, — beginnt ein Lied und drückt mit

diesen drei Sätzen denselben Gedanken aus. Die Phantasie ist nicht so plastisch wie die hellenische, und erinnert in ihrer Beweglichkeit an die Semiten des Orients, namentlich an die Hebräer. Nicht nach ihrer Erscheinung fürs Auge, sondern nach ihrer Wirkung werden Wolken und Sonnenstrahlen zu Kühen, während dieselben Wolken jetzt als Wasserfrauen die Erde aus ihren Brüsten tränken, jetzt als Berge sich aufthürmen, jetzt als verhüllende Ungeheuer die Sonnenstrahlen rauben, als feuerspeiende Drachen mit dem Lichtgott kämpfen. Die Gebete, seine Geliebten oder Frauen, sind zugleich die Geschosse mit denen Indra seine Feinde schlägt. Die Morgenröthe kommt, eine himmlische Kuh, schirrt ihre Rosse an, und wie die Zweige eines Baumes ergießen sich die Strahlen ihres Lichts. Agni lebt in jedem angezündeten Feuer, die Flammen weben seine Gestalt, und sind der Arm, die Zunge womit er das Opfer ergreift, und daneben ist er zugleich der menschlich gestaltete Gott. So folgt ein Bild dem andern in lyrischer Bewegung nach dem Fluge der Vorstellung, und wird keins in epischer Ruhe der Betrachtung ausgemalt; es ist als ob stets in jedem Besondern das Ganze mit ergriffen und das wechselnde Leben mit seinen mannichfachen Beziehungen dargestellt werden sollte; Sinnliches und Geistiges, Bild und Sache gehen rastlos ineinander über. Der Begriff alldurchherrschender Gesetze, einer unveränderlichen Ordnung der Dinge ist überhaupt noch nicht gefunden, und alle Erscheinungen gelten als freie Thaten persönlicher Willenskräfte, die nach ihrem Belieben wol auch anders handeln könnten. Jetzt berechnen wir die Brechung der Lichtstrahlen in der Luft, und messen die mögliche Dauer der Morgenröthe in jeder Zone; der Aufgang der Sonne erweckt uns kein Erstaunen, wir wissen er erfolgt mit mathematischer Nothwendigkeit. Aber wenn für uns die Sonne noch ein Wesen wäre gleich uns selbst, wenn in der Morgenröthe noch eine Seele lebte voll Mitgefühl, wenn diese Mächte uns noch persönlich, anbetungswürdig, selbständig frei erschienen, würden dann unsere Empfindungen beim Anbruch des Tages nicht ganz andere sein? Darum warnt Max Müller davor daß man es kindisch finde, wenn es in den Veden heißt: „Wird die Sonne kommen und aufgehen? Unsere Freundin, die Morgenröthe, wird sie wiederkehren? Die Unholde der Nacht werden sie besiegt werden auch heute vom Gott des Lichts?“ Man muß sich vielmehr in die kindliche Stimmung der Vorzeit versetzen, um ihr freudiges Er-

staunen und ihre herzliche Dankbarkeit für das Walten der Götter zu verstehen, deren Gnade immer wieder den Menschen das Heil des Tages gewährt.

Aus solch einer freudigen und harmonischen Stimmung der Seele entspringt die Harmonie des Verses. Wenn das Grundgefühl, wenn der Hauptgedanke sich wiederholt aufdrängt, so führt das wie von selbst den Dichter dazu daß er den Satz in welchem das Lied gipfelt, am Ende jeder Strophe immer wieder ausspricht, und so erhalten wir häufig den Refrain. Einigemal finden wir schon die lyrische Wechselrede, die zugleich einen Fortgang der Handlung bildet und Begebenheitliches darstellt, den Keim des Dramas im balladenartigen Volksgesang. Der erste Zauber des Maßes wird im Vers empfunden, sodaß man später glauben kann die Welt sei nach diesen Versmaßen und kraft derselben geordnet und man könne mittels derselben magische Wirkungen ausüben. Die Melodie der gesungenen Verse verlangt für diese gleiche Silbenzahl oder Zeitdauer, und bringt die Zertheilung des musikalischen Satzes in zwei Glieder mit sich. Danach werden in der Poesie die Verse alle oder bei strophischer Gliederung die einander entsprechenden behandelt. Längere Verse zerfallen in zwei Hälften und es gilt für jede derselben was für das Ganze: nur der zweite Theil hat seine bestimmte Regelmäßigkeit im Wechsel der Längen und Kürzen, gewöhnlich bilden ihn zwei Jamben, auch Trochäen; der erste Theil aber gibt für Längen oder Kürzen, für auf- oder absteigenden Tonfall völlige Freiheit. Also aus dem nur der Zahl nach Bestimmten, sonst aber noch Unregelmäßigen erhebt sich eine gesetzmäßige Ordnung in regelmäßiger Wiederkehr; Freiheit und Ordnung, die aller Schönheit Elemente bilden und im vollendeten Vers einander durchdringen, sind noch nebeneinander vorhanden, aber Ordnung und Harmonie herrschen dadurch daß sie das Ziel des Mannichfaltigen und Willkürlichen sind, das in ihnen seine Ruhe findet. Wie ein Falke, heißt es in den Veden, trägt der Vers durch die Lüfte das Gebet und Opfer zu Gott empor. Propheten des Heils, wie der Vogel welcher Regen und fernen Sturm ansagt, willkommen wie die Ströme die aus den Wolken niederrauschen, so loben die Sänger den Gott.

Welcher Gott gerade angerufen wird, sagte ich, dessen Macht wird von keinem andern beschränkt, der ist der König der Welt. Werden mehrere nebeneinander genannt, Indra und Agni, Va-

runa und Mitra, so erscheinen sie als die mannichfaltigen Personificationen der göttlichen Wirksamkeit, als das himmlische und irdische Feuer, als der sternige Nachthimmel und der freundliche Tag. Mit dem Glauben an Gott verknüpft sich der Gedanke daß er gut ist, das Gute liebt und lohnt, das Böse haßt und straft. Mit kindlichem Sinn meint daher der Mensch in seinem Wohlergehen die Bürgschaft des göttlichen Wohlgefallens zu haben, und sucht im Unglück die Götter zu versöhnen durch Opfer und Gebet um sie sich wieder geneigt zu machen. Da klingt es freilich sehr naiv, wenn wir in einem Liede an Indra lesen: „Wär' ich Herr wie du, Reichthumspender, ich würde den Sänger nicht hülflos darben lassen", — oder wenn der Gott Spende um Spende geben soll, auf daß auch der Mensch bis an die Knie im Ueberfluß waten könne; oder wenn man dem Gott gelobt daß wenn er Rosse und Rinder, langes Leben und Gesundheit verleihe, ihm auch seine Opfer nicht mangeln sollen, während es der Macht der Himmlischen nicht zur Ehre gereiche, wenn sie die Gaben der Menschen hinnehmen, die Bitten aber unerfüllt bleiben. Es gibt eben auch unter den Sängern Altindiens oberflächlichere und tiefere Gemüther, und so wird dann auch hervorgehoben wie Indra den Ruchlosen wegstößt gleich einem Pilz den der Fuß zertritt, und wir vermeinen den Ton der Psalmen zu vernehmen, wenn das Gebet an Varuna anhebt:

Ja weis' und groß sind deine Schöpferthaten,
Der Erd' und Himmel auseinander stützte,
Er stieß hinauf den hellen weiten Lichtraum,
Und theilt und breitet Land und Sternenhimmel.

Sprech ich denn dies zu meinem eignen Leibe?
Wie kann zu Varuna hinein ich dringen?
Wird ohne Zorn er meine Gab' empfangen?
Wie schau' ich reinen Geist's den Gnadenreichen?

Nach meiner Sünde forsch' ich ernst und eifrig,
O Varuna, die Weisen geh' ich fragen,
Dasselbe nur verkünden mir die Seher:
Der Allumfasser ist es der dir zürnet.

O Varuna, sag' welche Sünde war es,
Daß du den alten frommen Freund verfolgest?
Du Unbesiegter, Mächtiger, verkünd' es,
Dann will entsündigt ich mit Preis dir nahen.

Erlaß uns du die väterlichen Fehler
Und die wir selbst mit eigner Hand begangen;
Entlaß, o König, diesen Sänger freundlich
Wie einen Dieb, ja wie ein Kalb vom Strange.

Nicht war es eignes Thun, nein Haß nur war es,
Ein Trunk, ein Zorn, ein Würfel, ein Vergessen —
Ein Aeltrer naht den Jungen zu verführen —
Ja selbst der Schlaf wird uns des Uebels Bringer.

Laßt wie ein Sklave mich dem Gotte dienen
Sündlos dem reichen Geber, dem Erhalter, —
Der hehre Gott erleuchtete die Thoren,
Der Weise bringt zum Heil die frommen Dichter.

Einen zweiten innigen Ruf der Seele geben wir gleichfalls (mit kleinen Aenderungen) in Max Müller's Uebersetzung, und bemerken dabei daß der nachgeborene Mond der 13., der Schaltmonat ist, daß unter den höher Hausenden die Götter zu verstehen sind.

Ob wir auch oft, o Varuna,
Verletzen dein Gebot, o Gott,
Wir Menschenkinder Tag auf Tag:

O gib uns nicht dem Tode preis,
Nicht preis dem Schlag des Rasenden,
Und nicht des Wüthrichs wildem Zorn!

Dich zu besänft'gen fesseln wir
Wie Krieger ihr geschirrtes Roß
Mit Liedern dir den Sinn, o Gott.

Nach Schätzen dürstend fliehn sie all,
Die Zorngemuthen, weg von mir,
Wie Vögel in die Nester ziehn.

Wann werden wir besänft'gen ihn,
Den Helden, Weitumblickenden,
Den Heerbeglücker Varuna?

Dies Opfer nehmen freudig an
Die beiden, Mitra, Varuna,
Dem treuen Geber treugesinnt.

Er der den Pfad der Vögel kennt,
Die durch die hellen Lüfte ziehn,
Der auf dem Meer die Schiffe kennt;

Er der die zwölf der Monden kennt
Mit ihrer Frucht, der Satzung Herr,
Und auch den nachgeborenen Mond.

Er der des Windes Fährte kennt,
Des weiten, prächtig mächtigen,
Und auch die höher Hausenden.

Im Kreis der Seinen sitzet er
Der Satzung Hüter, Varuna,
Zur Herrschaft setzt der Weise sich.

Von dannen schaut er forschend hin
Auf all der Wesen Wunderwerk,
Was schon geschah und noch geschieht.

Mög' er, der Sohn der Ewigkeit,
Tagtäglich segnen unsern Lauf,
Und mehren unsrer Tage Zahl.

Mit goldnem Panzer angethan
Hüllt sich der Gott im Mantel ein,
Die Späher sitzen rings im Kreis.

Zu ihm, dem kein Verwegner wagt
Zu nahn, kein list'ger Hinterhalt,
Kein Zaubrer aus der Männer Schar, —

Zu ihm der seinen Ruhm bewährt
Ob allen Menschen weit und breit,
Selbst hier in unserm eignen Leib, —

Zu ihm, dem Weithinblickenden,
Ziehn meine Lieder wunscherfüllt,
Wie Kühe auf die Weide ziehn.

Laßt miteinander uns aufs neu
Jetzt reden, — Honig bracht' ich dir,
Du issest was dir lieb als Gast.

Den Allsichtbaren sah ich jetzt,
Hoch droben sah den Wagen ich, —
Fürwahr er hat mein Lied erhört.

So höre jetzt, o Varuna,
Hör' meinen Ruf und segne mich,
Schutzflehend ruf' ich dich herbei.

Du Weiser bist der Herr des Alls,
Des Himmels und der Erde Herr,
Auf deinem Wege höre mich.

Auf daß wir leben löse uns
Den Strick vom Hals, nimm weg den Strick
Von unserm Leib, von unserm Fuß!

Gott hat das Sittengesetz aufgestellt, doch darf sich der Sünder an seine Gnade wenden, wie es in einem andern Liede heißt:

Laß mich noch nicht, o Varuna,
Eingehen in des Staubes Haus,
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

Ich ging, du starker lichter Gott,
Aus Schwachheit auf dem falschen Weg,
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

Ob ich in Wassers Mitte stand,
Kam über mich des Durstes Noth,
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

Wann dein Gesetz wir brechen je
Gedankenlos in Schuld verstrickt,
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

So beten allerdings die alten Indier um Schutz für ihre Heerden, um Gesundheit und Reichthum, um Sieg über ihre Feinde, aber auch um Weisheit und ein reines Herz, um Beistand gegen die Versuchung zum Bösen. Wol werden die Götter angerufen daß sie kommen mit dem Flug des wilden Vogels, den der Hunger nach unsern Wohnungen zieht; wol sagt ein Sänger zu Indra:

Vritrasieger, du und ich sind durch Gaben verbunden,
Blitztragender Held, wer dir nichts gibt der kennt dich nicht.

Ebenso sehr aber wird um Vergebung der Sünden gebetet, um Errettung vom Unheil, wie man einen Wagen vom Abgrund zurückreißt. Die Götter mögen dem Opfernden verleihen was sie selber für das Beste halten. Sie sind freigebiger in ihrer Huld als ein Geliebter oder als ein Bruder der Braut; so mögen sie die Stimme der Menschen gern hören wie Jünglinge der Mädchen Stimme. Wer die Ewigen ehrt der sieht sein Glück wachsen, der fährt reich und berühmt gabenspendend auf seinem Wagen dahin, — es ist das natürliche Gefühl welches das Gute und das Glück verkettet, wie auch bei den Juden; dem Gerechten

ergeht es wohl, diese Wahrheit wird erkannt, das Wohlergehen aber allerdings auch in das äußere Gedeihen gesetzt. „Du plünderst das reiche Haus des Gottlosen und gibst das Gut dem Frommen", so äußert sich auf naive Weise der Gedanke der ausgleichenden Gerechtigkeit. Und verlangte nicht auch Immanuel Kant mit Recht die Einheit von Tugend und Glückseligkeit? Die Götter sind mit dem Rechtschaffenen, sie kennen den Menschen in seinem Herzen. Der Reichthum des Wohlthätigen wird nicht enden, der Böse aber besitzt einen unfruchtbaren Ueberfluß ihm selbst zum Tode. Wie wir auch gefehlt haben, betet ein Lied zu Indra, laß nicht die lange Finsterniß über uns kommen, gib uns das weite sichere Licht des Tages. Wer mag den angreifen der reich in dir ist? Durch den Glauben an dich gewinnt der Starke die Beute am Tage der Schlacht. Wir haben keinen andern Freund, kein anderes Glück als dich, den Ordner des Beweglichen und Unbeweglichen. — Der Sänger ruft Gott an wie ein Kind seinen Vater, er setzt sein Vertrauen auf ihn wie den Fuß auf einen Wagen, der ihn sicher ans Ziel trägt, oder die göttliche Gnade ist ihm das Schiff auf dem er durch die Wogen der Zeit dahinsteuert, auf dem die Seele dereinst über den Strom gelangen wird welcher Himmel und Erde scheidet. Ein kurzes Gebet lautet:

Heilsames, Götter, laßt uns mit den Ohren hören,
Heilsames mit den Augen sehn, ihr Ew'gen;
Mit festen Gliedern, Leibern euch lobpreisend
Laßt leben uns das gottverlieh'ne Leben.

So sind die Götter allerdings Naturmächte, aber die Verehrung derselben steigt gerade über das nur Sinnliche empor, und erhebt sich zu dem Geistigen, von dem sie ausgegangen. Der Geist waltet im Element, es ist sein Organ oder seine Verkörperung, ja die göttliche Persönlichkeit steht auch neben und über demselben, wie Savitar auf der Sonne thront und durch sie Klarheit und Leben in alle Welt verbreitet. Die bereits mitgetheilten Stellen beweisen hinlänglich daß allerdings auch die sittlichen Ideen, ohne welche ja die Mythologie gar nicht Religion wäre, im Bewußtsein erwachen und mit dem Glauben an die Götter verbunden sind. Das Bewußtsein ist vorhanden daß Gott die ewigen Gesetze des Rechts und Unrechts gestiftet hat, daß er gerecht und voll Gnade, Richter und Vater ist. Sehr schön heißt

es: Leicht ist der Pfad und dornenlos für den der nach dem Guten strebt; da droht keine Ermüdung.

Der eine Gott des ursprünglichen Arierthums, Diaus (Himmel, Licht) ist als Divaspati, Diupati (Jupiter, Himmelvater) in der Erinnerung erhalten, aber schon Beiname für einen neuen Gott, für Indra, geworden, der bei dem allmählich sich vordrängenden heroischen Geist im Bewußtsein des Volks hoch emporwuchs. Alterthümlicher und stets mit den tiefsten Ideen verknüpft ist die Verehrung Varuna's, des Umfassers, wie sein Name besagt, den wir im griechischen Uranos wiederfinden; er weist auf das umspannende lichte Himmelsgewölbe hin, und stellt sich dadurch als den ursprünglichen Träger des Gottesgefühls dar. Diaus der Leuchtende und Varuna der Umfasser waren die ersten Bezeichnungen eines und desselben Wesens, Gottes. Varuna erscheint in den Veden am wenigsten in menschlicher Personification, er wird am meisten mit ehrfurchtsvoller Scheu vor seiner Majestät in seinem geheimnißvollen Walten, in seiner Offenbarung durch das Ganze des Himmels verehrt, wie wenn Vasishta singt:

> Wenn in seinen Anblick ich mich versenke,
> So däucht sein Ansehn mir wie Feuersgluten,
> Wo am Himmel der Herr des Lichtes und Dunkels
> Seinen schönen Leib zum Schauen mir bietet.

Tag und Nacht sind wie ein Gewand mit einer hellen und einer dunkeln Seite, je nachdem der Allkönig es wechselt, verbreitet sich Finsterniß oder Licht über die Welten. Varuna gleicht dem unermeßlichen Meer, das alle Ströme mit ihren Wellen nicht erfüllen; seine Strahlen fließen von oben herab, ihr Quell bleibt in der Höhe. Jener Schauer des Unendlichen gepaart mit dem Aufblick zur göttlichen Huld ergreift den Menschen am meisten unter dem Sternenhimmel, und so wird dieser vorzugsweise Varuna's Gebiet, und neben ihm steht dann Mitra, der die Menschen zu den Freuden und Mühen des Daseins leitet, das sonnige Tageslicht. Mitra sitzt mit Varuna auf goldenem Wagen und beide schauen von dort Vergängliches und Unvergängliches. Der Wind heißt Varuna's Hauch, die Sonne sein Auge, und wie die mitgetheilten Hymnen lehren wird er besonders als Herr der Naturordnung angerufen, als der Schöpfer der Welt, der jedem Wesen seine Kraft und Art verleiht, seine Bahn anweist, sein Ziel setzt; die alten Sänger preisen die Unerschütterlichkeit seiner

Satzungen, wie überhaupt die Menschheit den Gedanken eines Weltgesetzes zunächst an den Sternenhimmel knüpft. Varuna hat Fesseln und Stricke die Uebertreter zu binden und jegliches innerhalb seiner Grenze zu halten, er ist der Herr über Leben und Tod. Und das führt zur sittlichen Weltordnung; er hat sie aufgerichtet und hält sie aufrecht; er straft das Unrecht und belohnt das Recht, der Mensch bekennt vor ihm seine Sünde und wendet sich an sein Erbarmen. Die ganze Welt ist in Varuna; er durchdringt alles und kennt jede That und jeden Gedanken. Wer selbst über den Himmel hinausflöhe, er entränne ihm nicht. Sein weites Haus hat tausend Thore, er ist der Wächter der Unsterblichkeit. Ohne ihn fühlen wir uns nicht eines Augenblickes Herr. Er ist in aller Bekümmerniß Trost und Heil.

Um Varuna sind die Lichtgenien versammelt, die Aditjas, die Ewigen, den Amschaspands der Parsen verwandt, Mitra, der Freund, Arjaman der Ehrwürdige, der Wohlthäter, Bhaga, der Segner, Dakſha, der Einsichtige und andere; sie sind ganz hell und rein, sie sind die im Licht, dem Quell des Lebens, offenbare geistige Wesenheit, die persönlichen Principien aller sittlichen Begriffe und Verhältnisse für den einzelnen und für die Gemeinschaft der Menschen. So heißen sie nicht blos die Ewigen, sondern auch die Geistigen, Asuren. Und wenn bei Homer die Götter als Uranionen angerufen werden, bei den Germanen als die Tyvar und Vanen, die Lichten und Glänzenden, wenn die Perser einem idealen Lichtcultus huldigen, so werden wir in dieser Uebereinstimmung auf ein Urgemeinsames hingewiesen, und dürfen in Varuna und den um ihn versammelten Welthütern als Ausstrahlungen seiner Macht und Herrlichkeit die älteste Gottesanschauung der Veden erkennen. Aditi, die Mutter der Aditjas, ist die Natur als Ganzes, die unendliche Empfänglichkeit, die große Mutter.

Wie wir in materiellere Gebiete kommen, wie das Göttliche in den näher liegenden irdischen Erscheinungen wahrgenommen wird, findet sich auch im Mythus ein mehr sinnliches Element und eine mehr menschenähnliche Gestaltung der Götter. Das Licht hat in der Sonne einen Mittelpunkt und Kern, sie strahlt es aus und weckt damit das Leben der Erde, und darum wird sie angerufen als der Erzeuger, Savitar, als der Bildner, Tvaſhtar, der allen Dingen Kraft und Form verleiht, als der Leuchtende, Surya-Helios, der seine Goldhand früh am Morgen

aus dem Dunkel hervorstreckt und die Nachtgespenster verscheucht, der mit strahlendem Hauptthaar auf feurigem Wagen durch die Räume des Himmels fährt, alles schauend, alles wissend. Ein Sänger, der gerade ihn feiert, begrüßt ihn als den Vorsitzenden der Götter durch Majestät, herrlich im unverletzlichen Licht. Er wird als Reiniger, Schützer, als König des Weltalls angerufen; sein Kleid ist ein goldener Panzer. Wie den Wagen die Achse, so trägt und hält die Sonne alles Unsterbliche. Dann aber heißt sie wieder die Fackel der Götter, ein weißes Roß, ein weißer Hirsch, und der lenkende Gott waltet über ihr. Wenn die Sonne auch untersinkt und die Nacht ihren Schleier webt, so weiß der Weise doch daß die Macht des Gottes nicht erloschen ist, daß er am Morgen wiederkehrt.

Die Verkündiger dieser Wiederkehr sind die ersten Strahlen die aus der Morgendämmerung oder aus Sturmwolken hervorbrechen, in denen man also rettende Genien aus Nacht und Noth erblickte, die Asvinen; hülfreiche Jünglinge auf weißen Rossen sehen die Dichter in ihnen, oder sie kommen auf goldenem von Falken gezogenen Wagen, das eine Rad rührt die Bergesgipfel, das andere rollt am Firmament; sie kommen schnell wie Gedanken, wie zwei Fackeln, wie zwei lichte Wolken, wie zwei Flügel eines Vogels, zwei Rosse an einem Wagen. Zu ihnen ruft der Bedrängte, und die Hymnen erzählen von der Hülfe und Rettung die sie in Gefahren gebracht. Wenn die Krieger sich sammeln auf dem Felde der Schlacht, sieht man den Wagen der Asvinen niederfahren zu dem Führer den sie begünstigen. Sie sind eins mit den Dioskuren, mit Kastor und Pollux bei Griechen und Römern, und erklären deren Wesen. Sie bringen das Licht, des Himmels Preis, und das von Anfang an ethische Element im Lichtcultus der Arier tritt auch bei ihnen hervor, wenn sie als die Wahrhaftigen, als die Herren der Reinheit angerufen werden, wenn sie die Gebete eindringlicher machen sollen wie man die Axt am Steine schärft, wenn man Gesundheit, Glück und Sündenvergebung von ihnen hofft, und eins der Lieder singt: Bleibet bei uns, macht fruchtbar unser Wort und unsere Gedanken!

Den Asvinen folgt die Morgenröthe. Sie heißt die Schwester der Nacht. Beide der Sonne verbunden wie Tochter und Mutter, beide unsterblich folgen sie einander, Geschwister von gleichem Sinn und von ungleichen Farben, mit sanftem Thau bedeckt, stets denselben Weg zurücklegend ohne je einander zu stoßen oder

zu hemmen. Die Morgenröthe wird als eine leuchtende Jungfrau gedacht, Usha ist ihr Name, die rosigen Wolken vor ihr erscheinen als rothe Kühe oder Rosse, die ihren Wagen ziehen, angeschirrt durch die Strahlen der Sonne oder durch die Gebete der Menschen. Alle Götter lieben sie, aber im Wettlauf sie zu gewinnen haben die Asvinen gesiegt, die sie nach anderer Auffassung aus dem Rachen des Wolfs der Finsterniß befreien. Sie hemmt den Flug der Nachtgespenster, und Feindin der Trägheit weckt sie die Armen wie die Reichen zur Arbeit und die Vögel zum Morgenlied; wie sie aufglänzt immer neugeboren wird sie der Lebensathem der Welt. Sie lächelt, und wie eine Braut, wie eine Tänzerin entschleiert sie alle Formen und entfaltet sie ihre Reize. Sie verleiht alle Gaben deren der Mensch beim Anbruch des Tages in der Sichtbarkeit wieder theilhaftig wird.

Strahlend kommt sie gleich dem jungen Weibe,
Weckt zum Tagewerke die Lebend'gen;
Feuer zünden wir auf dem Altare,
Und ihr Licht verscheucht die Finsternisse.
Wie sie wächst in Schönheit, glanzgekleidet,
Sie die Glückliche! Sie bringt des Gottes
Auge, bringt das Roß, das sonnenhelle,
Ihre Schätze spendend allerwegen.
Tagespforten hat sie aufgeschlossen,
Lehrt uns wieder des Gebetes Worte.

Seit wann kommst du doch uns zu besuchen?
Die du heute scheinst, du ahmest jene
Nach, die uns zuvor geleuchtet haben,
Und dir folgen die zum Heil uns leuchten werden.
Menschen die die frühern Morgenröthen
Glänzen sahn sie sind gestorben, sterben
Werden die die heut'gen sehn, die Morgenröthen
Selbst sind ewig! Kennt die Göttin doch kein Alter,
Kommt in frischer Jugend immer wieder,
Trägt der Sonne goldne Strahlenfahne.
Bring herbei das Schöne, Menschenfreundin,
Du der Götter Mutter, Auge der Erde,
Opferbotin, aller Wesen Wonne,
Gib uns Heil, und segnet uns ihr Ew'gen.

Die drei Welten sind den alten Indiern die Regionen des Lichts, des Luftmeers und der Erde. Die Luft ist ursprünglich Indra's Gebiet; der Name heißt entweder der Blaue oder der

Regnende; ich ziehe die letzte Ableitung vor, denn Indra ist die im Gewitter sich offenbarende Gottesmacht; als solche wuchs er zum Götterfürsten empor. Wie die Römer Jupiter pluvius sagen, konnten die alten Indier Indra als Beiwort des Himmelsgottes gebrauchen (Diupati Indra); aus dem Namen des Regners entstand der selbständige Regen- und Gewittergott. Auf Indra werden nun jene arischen Ursagen übertragen vom Kampf mit den Dämonen, welche die Kühe des Himmels oder die Wolkenfrauen geraubt, die er ihnen wieder abjagt, oder vom Kampf mit Ahi, dem Wolkendrachen den er erschlägt, daß das Naß des Regens, das derselbe zurückhalten wollte, wieder erquickend herniederströmt. Diese Kämpfe werden nicht als eine Sache der Vergangenheit dargestellt, sondern stets von neuem wird Indra angerufen daß er sie siegreich bestehe. Die Schwüle, die Dürre drückt das Land, der Regengott gibt der erschöpften Natur das Leben wieder. Wenn er auftritt in seinem Glanz, erbeben die Wogen des Himmels und fragen sich: Was ist dies Wunder? Und sie rauschen hervor aus dem Berge der sie umschlossen hielt. Der siegreiche Gewittergott wird dann, als das Volk sich zu Krieg und Abenteuer wendet, der Gott der Schlachten, den die Männer im Streit anrufen. In sich selbst findet er seine Kraft, der ruhmreiche Herr, der der Hort seines Volkes ist. Mit tausend Tugenden gerüstet steht er fest wie ein Felsenberg in der Wellenbrandung. Das eherne Geschoß in seiner Hand ist der Blitz, so oft er ihn schwingt und schleudert, er kehrt in seine Hand zurück. Er ist der Herr der Kraft, und wann er den goldrothen Bart (die Blitzflamme) schüttelt, so erbebt die Erde mit ihren Bergen. Wann er die Wolkenthore gesprengt hat, dann gewinnt er den Schatz des Sonnengoldes wieder, und so ist er der Reiche, der Reichthumspender, der im Regen und Sonnenschein allen Segen verleiht. Wie die Gestirne wieder sichtbar werden, wann Indra das Gewölk zertheilt, so lassen die Lieder ihn Sonne und Morgenröthe erzeugen und die Sterne am Himmel befestigen.

Indra wird häufig als Stier angerufen:

> Wahrhaftig, ja du bist der Stier,
> Du bist der stierstürmische Hort!

Der Stier ist das Sinnbild der Stärke, der befruchtenden Lebenskraft. Ja einmal sagt ein Sänger: Ich rufe den Indra

heute an unter der Gestalt der fruchtbaren Kuh, der himmlischen, die uns die nährende Milch spendet und den Schmuck der Natur bereitet. Gewöhnlich aber ist er der in menschlicher Gestalt vorgestellte Kämpfer und Siegerheld. Er ist der Allherrscher, der die Berge befestigt und den Himmel stützt, der Allumfasser, der alle Dinge in sich trägt wie die Speichen eines Rades, und es heißt:

Wenn Indra hundert Himmel dir wären und hundert Erden auch,
Nicht tausend Sonnen, o Blitzschleuderer, fassen dich,
Nicht das Geschehene, Welten nicht.

Seine Hand umspannt Himmel und Erde; seine Macht breitet sich gleich dem Himmel über uns zu unserm Schirm, und er macht die Erde zum Bild seiner Größe. Er allein hat alles geschaffen was ist. Wunderbar und zahllos sind seine Werke, alle Götter könnten sie nicht zerstören. Alle Kräfte sind in ihm vereint, er ist der Quell deß Segenerguß niemand hemmen kann. Wie aus unversiegtem Brunnen quellen aus allen Gliedern seines Leibes heilsame Werke und Wohlthaten für uns. Sonne und Mond erscheinen wechselsweise, damit wir Indra schauen und ihm vertrauen. Wie eine Fahne entrollt er auf Erden das Feuer und am Himmel den Sonnenschein. Der Rosse Mehrer, der Rinder Segner ist die Zuflucht der Dürftigen. Voll Muth erschreckt er die Feinde und blinzelt nicht. Er gibt Liebe um Liebe, und zerbricht nicht die Schalen unserer Hoffnung. Er trifft den Bösen, der dem Esel gleich eine verhaßte Stimme zu erheben wagt, aber für seine rechten Sänger erobert er ewigen Ruhm. Er ist der Wahrheit Sohn, des Guten Herr. Seine Wohlthaten sind so wenig zu zählen wie die vergangenen Morgenröthen früherer Tage. „Den Löwengleichen hat er durch den Schwachen geschlagen, mit einer Nadel hat Indra Speere zerbrochen. Wie gewaltig auch die Wasser wachsen, er macht gangbare Furten für seine Freunde" heißt es in einem Kriegslied.

Dein, Indra, sind wir, dein, du Vielgeprief'ner!
Den Menschenhort, den reichen, zu besingenden,
Den Indra singen hohe Lieder an,
Den vielgeruf'nen, der durch reinen Sang erstarkt,
Den Menschenfreund, deß Himmel nicht vergehn,
Zur Freude preist den Weisen, den Freigebigsten.
Zu Indra singen himmelstrebend auf
Vereinigt liebend die Gedanken allesammt,
Umkosen ihn wie Frauen den Gemahl,
Wie einen Bräutigam, den Reinen, Mächtigen.

Aber wenn Indra auch stark wird durch Lobgesänge, so ist doch er es der sie den Dichtern eingibt und mit lebendigen Farben schmückt. Was wäre die Welt ohne Indra? In ihm ruhen alle Kräfte, zu ihm kommen alle Opfer. Die ganze Schöpfung ist Indra's Gestalt.

Der Gott der erstgeborene,
Der durch sein Werk die andern Götter schmückt,
Vor dessen Kraft erbeben Erd' und Himmel,
O Völker, ist Indra.

Der fest die Erde gründete,
Deß Blitz den finstern Wolkendrachen schlug,
Der ausgespannt die Luft, des Himmels Feste,
O Völker, ist Indra.

Der Helden Sieg im Kampf verleiht,
Der alles formt und schafft nach seinem Bild,
Der Leben und Bewegung gibt den Wesen,
O Völker, ist Indra.

In der Luft wehen die Winde, die Genossen Indra's im Kampf, die Maruts, die Söhne des Rudra, des glänzenden Himmelsebers, des Flechtentragenden nach dem Knäuel dunkler Wolken die er durcheinander wirrt; auch er schleudert den Speer des Blitzes oder schwingt ihn wie eine Geisel auf die regentriefenden Wolkenrosse und ruft sie mit der Donnerstimme; auch er heißt der Weise, Wohlthätige, Starke und wird als der Lebensgeist und bewegende Herr der Welt aufgefaßt. Die Maruts sind in der Luft waltende und verkörperte geistige Mächte, geschickt verschiedene Formen anzunehmen. Sie erzeugen und vervielfältigen sich selbst wie Wogen im Luftmeer: niemand weiß woher sie kommen, wohin sie gehen. Bald schütteln sie thautriefend den Regen von ihren Schwingen, bald melken sie die Wolkenkühe, bald rütteln sie die Wolkenbäume, bald schießen sie die Regenpfeile von ihren Bogen, bald ist der Regen ein Schatz den sie aus den Wolkenbergen hervorholen und herabschütten. Sie sind brüllende Löwen im Zorn, Elefanten welche die Wälder brechen. Sie ermuthigen sich mit Gesang, wenn der Kampf beginnt. Ihre Arme sind goldgeschmückt, in schimmernden Harnischen mit Pfeil und Bogen auf rollenden Wagen fahren sie einher, die Bäume neigen sich und beugen sich, die Berge beben vor ihnen, sie bewegen Himmel und Erde. Sie sind von furchtbarer Gewalt, aber zugleich wohlthätig und segenspendend, indem

sie sowol das düstere lichtraubende Gewölk verscheuchen als den ersehnten Regen bringen. Das Brausen des Sturmes ist ihr Gesang, ihr Loblied das sie Indra dem Sieger anstimmen.

Milderer Natur als die stürmischen Maruts, die Winde, sind die Ribhus, gleich ihnen Elementargeister oder in der Natur fortwaltende Seelen der Ahnen. Sie erinnern an Elfen und Zwerge, sind mehr ätherischer feuriger Art, kunstreiche Bildner, die den Göttern Wagen und Waffen verfertigen, liebliche Sänger und Freunde der Musik. Die Brighus, die Angirasen sind ebenfalls Genossen der Wolkenfrauen und der Winde; man will in ihnen die Blitzesgenien erkennen. Die Apsarasen, die als Heldenbräute oder Schwanjungfrauen im Luftmeer schwimmen, sind selber lichte Wolken.

Wie die seligen Todten in Jama's Reich eingehen, wo alles Verlangen gestillt und jeder Wunsch befriedigt ist, so gelangen die Bösen nach Nirukti; wie jene den guten Geistern der Natur, so gesellen sich diese den Dämonen der Finsterniß. Die Gestalt derselben bleibt nächtlich, düster, nebelhaft unbestimmt. Sie heißen Rakhasas, und werden häufig als unheimliches Nachtgevögel oder als gierige Hunde und Wölfe vorgestellt. Dann wachsen sie zu riesigen Ungethümen empor — Vritra erfüllt die Luft wie ein weites Gebirge; — sie sind gefräßige Unholde, die einem Gewölk ähnlich mit scharfen Zähnen Menschenfleisch witternd einherschweifen, suchend wen sie verschlingen. Sie vermögen ihre Gestalt zu wandeln, wie eben vor dem Auge des Phantasievollen solche Wolkenformen oder nächtlich unbestimmte Eindrücke wechseln; ihre Kraft wächst im Dunkel.

Die Erde selbst ward anfänglich als die dem Himmelsgott vereinte Gattin, als die Mutter der Wesen angesehen. In unsern Liedern heißt es daß alte Sänger sie geehrt haben, und wenn andere bestimmte göttliche Mächte mehr hervorgetreten sind, so bleibt die Erinnerung daß Himmel und Erde als Vater und Mutter, als die ersten Gründe der Dinge angebetet wurden, wie Zeus und Dione oder Uranos und Gäa in Griechenland. Zugleich vereint und getrennt, fern und nah bewahren sie die ihnen anvertraute Stelle. Wie sie in ihrer Jugend sich vermählten, da brachten sie die Götter hervor, da regten sich die Thiere des Feldes und die Vögel der Luft, sagt ein Sänger, und fügt hinzu: Ich singe diese alte immerwährende Schöpfung. Eine andere Hymne hebt an:

Wer ist der Aeltre, wer ist der Jüngre?
Wie sind sie geboren? Ihr Sänger, wer weiß es?
Sie sind gemacht, die Wesen all zu tragen,
So lange Tag und Nacht wie Räder rollen.
Sie ruhen beide, sind unbeweglich,
Was sich bewegt und reget, sie tragen's.
Wie liebe Aeltern treu ihr Kind bewahren,
Bewahrt vor Uebel uns, o Erd' und Himmel.

Auf Erden ist das Feuer Hauptgegenstand der Verehrung. Sein Name ist Agni (ignis). Gemäß der verschiedenen Feuererzeugung wird Agni in unsern Häusern geboren und ist zugleich der Busen des Himmels seine Wiege. Mitten in der Wolke entstanden hat er nicht Hand noch Fuß und birgt seine Glieder in dunkelm Dunst, bis er aus dem Wasserbett hervorspringt als der leuchtende Blitz. Er schläft versteckt im Doppelholz, er ist der Sohn zweier Mütter, der Hölzer, aus denen ihn die Reibung erweckt, und die Priester heißen darum seine Väter, und er wiederum der Sohn oder Enkel der Kraft, welche die Hölzer aneinander reibt. Brausende Flammen erneuern und erhalten seine Jugend. Ein leuchtender unantastbarer Riese glänzt er wie die Sonne unter den Wolken oder wie ein goldener Wagen in der Schlacht. Bald ist der Rauch sein Harnisch, bald erhebt er den Rauch als seine Fahne. Er verzehrt die Speise mit goldenem Zahn, mit feuriger Zunge, und läßt die schwarze Spur seiner Wanderung hinter sich zurück. Die Flammen sind sein Lorberkranz, er wirft sie wie eine stürmische Welle um sich herum. Agni, der goldbärtige, schießt die Strahlen als Pfeile von seinem Bogen, und die Sonne scheint dazu; wenn er aufsteigt, entflieht der Feind, das nächtliche Dunkel, aber der Gott sendet ihm seinen funkelnden Pfeil nach, und sein Licht fliegt wie eine Lanze bis empor zu seiner Tochter, der Morgenröthe. Als die in der irdischen Natur waltende Kraft des Lichts und der Wärme heißt Agni das Haupt des Himmels und der Nabel der Erde; das Weltall erkennt in ihm den Herrn der es erhält. Wie die Strahlen in der Sonne so liegen in ihm alle Schätze die sich in den Bergen und Pflanzen, in den Wassern und bei den Menschen finden. Aus der Wolke macht er den Strom der die Luft befeuchtet, und bedeckt die Erde mit träufelndem Wasser; in seiner Brust trägt er alle Keime des Ueberflusses und geht in neue Pflanzen ein. Agni ist der Urheber der Werke die mit Hülfe

des Feuers bereitet werden, er hält in seiner Hand alle Güter der Menschen. Seine Kinder, die Feuerstrahlen, sind die Hirten der Völker und leiten Mensch und Thier. Er führt die Verirrten auf den rechten Weg. Er ist ein ewig junger Freudenquell für die Menschen, er ist der Stamm der alle Güter als Zweige trägt.

Agni ist als Herdflamme der weitschauende Hausherr, der Versammler der Familie, der Freund der Menschen, der Gast der sich in unserm Hause wohlgefällt, der speiseverleihende Genoß, ein schöner Jüngling von großer Stärke. Er wird angerufen daß er das Haus schirme vor Dieben und vor bösen Geistern, daß er Reichthum verleihe. Das Feuer ist das reine und reinigende, helle und erleuchtende Element, daran reiht sich das Sittliche, es wird Symbol der Reinheit, Mittel der Reinigung. Agni wird angerufen daß er die Seele durch Erkenntniß erhelle, daß er sie vor Sünden bewahre oder entsündige, daß er Kraft zum Handeln gebe, und den Feinden mit seiner zuckenden Flamme furchtbar sei. Er wird als der Herr der Reinheit gepriesen; glückseliges Gemüth und Stärke und Vernunft soll er den Menschen zufächeln.

Zu dem menschenholden, wahrhaftigen,
Dem Gebieter des wahren Lichts,
Zum ewigen Feuer flehen wir.
In geliebten Wohnungen strahlt
Des Gewordenen und Werdenden Liebe
Agni als einziger Herr.

Das Feuer kommt im Blitz oder Sonnenstrahl vom Himmel herab auf die Erde, und so ist Agni ein Bote den die Götter zu den Menschen senden; das auf Erden angezündete Feuer flammt wieder himmelwärts, und darum brennt es auf den Altären, daß Agni ein Bote von den Menschen an die Götter sei, Opfer und Gebete zum Himmel emportrage. So wird Agni der rechte Priester, der Mittler zwischen Göttern und Menschen. Er ist der Opferherold; reine Butter wird in die Flamme geworfen, und wenn sie aufprasselt, trägt Agni die Gabe des Frommen zum Himmel hinan. Agni heißt der Becher mit welchem die Götter das Opfer genießen.

Wie dem Brandopfer sich das Trankopfer gesellt, so gelangt neben Agni auch Soma zur göttlichen Verehrung. Die Somapflanze wird zwischen Steinen gerieben — mit Steinen bedrängen

die Priester ihn, — dann von goldberingten zehn Schwestern — den Fingern — durch ein Sieb getrieben; über einen Widderschweif träufelt er in eine Schale mit Milch, — einem Stier gleich stürzt er zu den Kühen. Der goldgelbe Tropfen schwimmt in der Milch wie der Mond am Abendhimmel. Sein klingendes Herabfallen in das Holzgefäß ist das Wiehern des Rosses, das Brüllen des Stiers, es ist ein Lobgesang der sich dem Hymnus der Sänger gesellt. Die naive Anschauung meint aber nun mit dem Opfer den Göttern nicht blos einen sichtbaren Dank, ein Zeichen der Ergebung zu bringen, sondern das Opfer ist auch die Nahrung der Götter, deren sie sich erfreuen, durch die sie wachsen und Kraft gewinnen. Indra namentlich soll sich im Soma berauschen, damit er begeisterungstrunken in den Kampf mit Vritra stürme oder den Männern in der Schlacht beistehe und den Sieg erringe. Der Soma, der die Götter labt und stärkt, wird dadurch selber eine göttliche Kraft und Wesenheit, es wird ihm zugeschrieben was der von ihm Erquickte thut. So vergleicht er sich dem Dionysos der Griechen. Viele Lieder werden ihm gesungen. Da heißt es: Besieger der Feinde, Vritratödter, in dir paart sich Stärke mit Süßigkeit; du erhöhst unser Glück, bist die Kraft der Helden, der Tod der Feinde; komme in unsere Wohnungen, wachse für den Trank der Unsterblichkeit, werde im Himmel für uns der köstlichste Nahrungsquell. Soma's Thau ist reinigend, in ihm ist Freude, Ruhm und Herrlichkeit. Er beflügelt den Geist daß er jedes Hinderniß überschreitet, er bekleidet die Nackten, er heilt die Kranken, der Blinde sieht, der Lahme geht durch ihn. Der Rausch einer erhöhten Seelenstimmung ist Soma, ist sein Werk. Er soll in unserer Brust glücklich sein wie das Rind auf der Weide, wie der Hausvater im Schos der Familie. Zu ihm rollen die Lobgesänge wie Wasserwogen voll Ehrfurcht, und stürzen sich liebend in den Liebenden.

Du bist der Priester, Weise du,
In deinem Meth trägst du das All;
In dir gesellen alle sich
Die Götter freudevoll zum Trank.
O Held, verleih' uns Heldenkraft!

So wird die Vorstellung schon in den Veden angebahnt daß man durch das Opfer Einfluß und Macht auf die Götter gewinne, daß der Priester der es recht zu bereiten, das rechte

Lied zu singen wisse, damit die Götter zum Dienst der Menschen bewege. Das Opfer der Indier wird nicht so sehr zur Sühne und zum Dank gebracht, als es für das Mittel gilt die Befriedigung der Wünsche zu erlangen. Und da begegnet uns auch schon das Wort das in der Geschichte des indischen Geistes das wichtigste geworden, Brahma und Brahmane. Die Wurzel ist bri, aber diese bedeutet nicht ringen, wie Roth wollte, sondern wachsen, wie Haug dargethan, der in einer Rede über Brahma und die Brahmanen Gewächs oder Sproß für die erste Ableitung erklärt. Er verweist auf Baresman in der Zendsprache: ein Bündel Zweige, das beim Opfer in die Nähe aller Gegenstände desselben gebracht wird um sie durch ein gemeinsames Band zu vereinigen; dem entspricht ein Büschel Kushagras, das in Indien während des Opfers stets von Hand zu Hand wandert um die Allgegenwart des Brahma zu versinnbildlichen. Denn Brahma ist Wachsthum, Gedeihen, und damit alles was Wachsthum und Gedeihen bringt, Opfer, heilige Lieder und Sprüche. In dieser Bedeutung kommt das Wort in den Gesängen des Rigveda häufig vor, und daraus entwickelt sich die weitere, daß es die Triebkraft der Natur, den Lebensgrund der Welt bezeichnet, daß es in späterer Zeit ewig, allmächtig und allwissend heißt. In den Veden selbst wird bereits Brihaspati oder Brahmanaspati, der Herr und Träger des Brahma, des Wachsthums und Gedeihens, der im Opfer wirkenden Gotteskraft personificirt. Dieser Gott gehört der spätern Periode an, in welcher auch Freigebigkeit und Frömmigkeit vergöttert werden; es liegt ihm keine Naturanschauung zu Grunde, er ist ein Gebilde des schon sich entwickelnden Priesterthums, die Kraft und Würde desselben wird in ihm verehrt. Brahmanaspati hilft den Göttern das vollbringen wofür sie angerufen werden. Das Gebet dringt durch zu dem Gegenstande den es sucht, und erobert ihn. Es ist Brahmanaspati der dem Opferer und Beter, dem Brahmanen, in der Stimme des Donners antwortet, wenn Indra zum Kampf gegen die Dämonen angerufen wird. Brahmanaspati ist die Seele des Opfers, dessen Herr und Schmuck; Lobgesang, Gebet, die heiligen Versmaße sind für ihn was die Strahlen für die Sonne. Wer den Herrn des Heiligen als seinen Freund erkennt, der besitzt eine unbezwingliche Kraft, der triumphirt. Ja endlich heißt es von Brahmanaspati daß er die Morgenröthe gefunden und den Himmelsglanz, daß er in Sonne und Mond wechselsweise aufgehe,

und von der Andacht der Väter wird gesungen sie habe den Himmel mit Sternen geschmückt wie mit Zierath ein dunkelfarbiges Roß, in die Nacht habe sie Finsterniß, Licht in den Tag gesetzt.

Das Gebet das vom Herzen kommt erhebt sich durch die Phantasie verschönt zu Indra und ruft: Vernimm, o Gott, was von dir eingegeben ist! Das Gebet wird vom Himmel mit der Morgenröthe erzeugt; es nimmt sein silbernes Gewand, und schirrt den Göttern die Rosse an den Wagen, oder ist der Wagen selbst der die Götter zum Opfer heranfährt. Wie eine Kuh die den Hirten verloren hat, wendet es sich zu Gott, und läßt den Verirrten im Walde die Quelle finden.

Dazwischen schlagen für uns einige Lieder einen Ton ironischen Humors an. Wie Fliegen um den Honigtopf sitzen die Priester um das Opfer. Wann die Wasser vom Himmel in den trockenen Teich gefallen, dann erheben die Frösche ihr Gequak wie Kühe von der Stimme der Kälber begleitet. Ein Frosch kommt zum andern und der gelbe unterhält sich mit dem grünen. Wenn der eine dem andern geantwortet hat wie der Schüler dem Lehrer, dann erhebt sich ein großes Geschrei, und alle reden auf einmal. Der eine brüllt wie die Kuh, der andere schreit wie der Hirsch, der eine ist gelb, der andere grün. Verschiedener Gestalt führen sie alle denselben Namen. Von allen Orten ausgehend bilden ihre Stimmen einen ununterbrochenen Zusammenklang. Die Priestersöhne die den Soma ausgießen und um den Teich, die Opferschale, ihre Gebete murmeln, sind euch gleich, ihr Frösche, mögen sie gelb oder grün, mit der Stimme des Hirsches oder der Kuh, uns fruchtbare Weiden und langes Leben erflehen. Für den Indier aber war alles Ernst; die Brahmanen sind kraft ihrer Opfer die Regenbringer, Regenmacher, und die Frösche die Regenboten, Regenpropheten.

Das hindert nicht, das heilige Wort (vac), in welchem der Geist offenbar wird, mit gedankenvollem Ernst zu feiern. Er ist schon ein Vorklang der johanneischen Lehre vom Wort als der sich aussprechenden Vernunft Gottes, wenn es heißt: das Wort sei allem vorangesetzt, sein Name der heilvollste. Wie der Weizen sich reinigt im Sieb, so bildet es sich in der Seele des Weisen. Es hat Gestalt gewonnen in den Sängern der Vorzeit, und die Priester sind seine Träger geworden. Oder das Wort selber spricht: Ich gehe mit den Geistern des Lichts und der

Winde, ich trage den Nachthimmel und die Sonne; ich bin Königin, ich bin Herrin des Reichthums; wen ich liebe den mache ich weise, fromm und groß. Ich reiche zum Himmel und über den Himmel, und bin in allen Welten; ich athme in allem Lebendigen, ich durchdringe die Wesen alle.

Die Macht des Worts tritt in sinnlicher Auffassung durch die Besprechungen und Zauberformeln hervor; sie sind dem begreiflich der mit den Indiern eine innere geistige Macht als das Wesen der Dinge erkennt, die also das Wort hört und dadurch beeinflußt werden kann; zugleich wirkt der Glaube mit daß die Dinge das Vermögen besitzen einander ähnlich zu machen, das Aehnliche an sich zu ziehen, die eigene Art auf andere zu übertragen. Bei der Weihung des Königs sagt man: der Himmel ist fest, die Erde fest, die Berge fest, sei der König auch fest. Gegen die Gelbsucht hat der Atharvaveda den Spruch:

Nach der Sonne heben sich von dir der gelbe Glanz, die gelbe Farb',
Mit der Farbe der rothen Kuh dafür bedecken wir dich ganz.
Mit rother Farbe decken wir dich rings, damit du lang' noch lebst.
Wir geben deine gelbe Farb' den Papagaien, den Sittichen,
Und in die Gelbwurz legen wir nieder die gelbe Farbe dein.

Der Jüngling der ein Mädchen durch Liebeszauber gewinnen will, wendet sich zuerst an die Pflanze, einen Zuckerrohrstengel, den er ausgräbt, dann an die Geliebte.

Dies Kraut hier ist honiggezeugt, mit Honig graben wir nach dir.
Von Honig her bist du gezeugt, mache du uns nun honigsüß.
Auf meiner Zungenspitze fließt, auf der Zungenwurzel Honigseim,
Damit du mir zu Willen seist, meinem Geiste du an dich schmiegst.
Mein Eintritt sei dir honigsüß, honigsüß meine Nähe dir,
Honigsüß sei dir mein Wort, daß mich allein du lieben magst.
Mit sich umschmiegendem Zuckerrohr umgeb' ich dich zum Liebeszwang,
Damit du mich nur lieben magst, damit du nimmer von mir gehst.

Sinnvoller, geistiger, dichterischer tritt aber der Glaube an die Macht des Gesanges und der Phantasie vielfältig im Rigveda auf. Das Bewußtsein erwacht daß es der Mensch ist welcher der Idee des Göttlichen durch die Phantasie die bestimmte Gestaltung gibt. Der Stoff ist da, die objective Wahrheit, von der es heißt daß sie die Erde gründete, der Dichter aber formt ihn wie das Beil das Holz zum Wagen behaut. Wir wollen, sagt ein späterer Sänger, wie unsere großen Väter arbeiten am Werk des Opfers. Sie gingen das Licht in seiner Quelle suchen;

kraft ihrer Hymnen haben sie Himmel und Erde geschieden und die Pforte der Morgenstrahlen aufgethan. Fleißige Werkmeister in ihrem Verlangen die Götter zu ehren haben sie deren Formen gebildet wie man das Erz gestaltet, dem Agni den Klarheitsglanz, dem Indra die Stärke verliehen. — Mit des Geistes Auge sieht der Sänger die Götter zum Opfer kommen, und sein Mund schildert sie dem Volk, sein Lied ist der Götter Schmuck. Himmel und Erde, Fluten und Berge vermehren Indra's Kraft indem sie ihn lieben; er erstarkt durch reine Worte, der Lobgesang schärft ihm den Donnerkeil. Lobgesänge sind eine Nahrung der Götter, geben ihnen Kraft und Lust und dehnen der Unsterblichen Herrschaft aus. In einer Hymne an Agni heißt es:

Gleichwie die Wasser von des Berges Rücken
Entsprangen dir durch Sang, o Agni, Götter;
Und dich bestürmen lobreiche Lieder,
Wie eine Schlacht gewinnen dich sangtragende Rosse.

Wenn wir auf diese Weise als das Hauptsächlichste in den Veden den mythenbildenden Geist erkannt haben und ihn dann ein Bewußtsein über sich selbst erlangen sahen, so bleibt uns noch dreierlei zu betrachten, der beginnende Heldengesang, die Todtenfeier und das Erwachen der Philosophie.

Häufige Anrufungen Indra's vor dem Beginn der Kämpfe gedenken der mit des Gottes Hülfe errungenen Siege, und zeigen die arischen Stämme selber untereinander oder mit anwohnenden Völkern im Streit um Heerden und Weiden; tapfere und kriegskundige Männer scharen sich dabei um die Häupter der Stämme und gewinnen Ansehen und Einfluß; ebenso, wie schon erwähnt, die Sänger und Opferpriester. Der kriegerische Sinn, die Lust an Abenteuern treiben die anwachsende Bevölkerung weiter nach Osten, nach dem Jamunafluß hin; die Verdrängung und Unterwerfung der Einwohner führt dazu daß die Indier sich in größere Massen zusammenscharen und daß die Macht der Fürsten in den Eroberungskriegen bedeutender wird. Aus der Zeit der anhebenden Wanderung nun sind uns einige Kriegs- und Siegesgesänge in dem Rigveda erhalten, die uns zugleich mit den Namen zweier priesterlichen Dichter bekannt machen; sie waren von politischem Einfluß, und die berühmte Büßerlegende hat sich später an sie angeknüpft; auch hier stehen sie schon gegensätzlich zueinander, und in ihren Familien werden sie schon durch die Sage ver-

herrlicht: Visvamitra geleitet die zehn Stämme, unter denen die Bharata hervorragen, welche sich zum Kampf gegen den König Sudas vereinigen, der über die Tritsu herrscht, und das Priestergeschlecht der Vasisthas sich verbündet hat. Visvamitra erscheint nun an zwei Flüssen, welche zum Angriff auf die Tritsu überschritten werden müssen. Das Lied hebt erzählend an:

Vipaça und Satadru mit ihren Wellen
Eilen begierig hervor aus den Bergabhängen;
Wie Rosse losgelassen im Weltlauf,
Wie hellfarbige Mutterkühe zu den Jungen.

Nun redet Visvamitra die Flüsse an:

Von Indra getrieben, Ausgang fordernd
Rollt ihr zum Meer wie Krieger im Streitwagen;
In vereintem Lauf mit schwellenden Wogen
Fließt ihr ineinander, ihr klaren.

Die Flüsse erwidern:

Mit diesen vollen Wellen wallen wir
Zum Ziel das der Gott uns gesteckt hat;
Nicht wendet sich der uns angeborene Lauf;
Was begehrt der Weise von den Flüssen?

Der Weise:

Horcht der lieblichen Rede freudig,
Haltet an, einen Augenblick haltet an
Euere Schritte nach dem Meer; ich, Kushika's Sohn,
Mit kräftiger Andacht bitt' ich darum.

Die Flüsse:

Indra, der Träger des Blitzes, hat Bahn uns gemacht,
Ahi erschlug er, den Umlagerer der Flüsse;
Savitri bildete uns, der schönhandige Gott,
Nach seinem Gebot wallen wir in breitem Strom.

Der Weise:

Zu preisen immerdar ist die Heldenthat,
Indra's Werk, daß er Ahi zerriß;
Da sein Wetterstrahl den Umlagernden schlug,
Flossen die Wasser, die zu fließen verlangenden.

Die Flüsse:

> Dies Wort, o Sänger, vergiß es nicht,
> Was künftige Zeit auch künden dir mag;
> In Liedern, o Sänger, sei uns hold,
> Schmäh' uns nicht, und Ehre sei unter den Menschen dir.

Der Weise:

> Und ihr, Verschwisterte, horcht auf den Sänger,
> Gekommen ist er mit Roß und Wagen,
> Neigt euch nieder, werdet fahrbar, ihr Ströme,
> Nicht an die Achsen mögen euere Wellen reichen.

Die Flüsse:

> Wir horchen deines Wortes, o Sänger,
> Gekommen bist du von fern mit Roß und Wagen;
> Nieder neig' ich mich dir wie das Weib dem Kinde die Brust reicht,
> Wie das Mädchen den Mann will ich dich umarmen.

Der Weise:

> Wann erst die Bharata dich überschritten,
> Der reisige Haufe voll Hast, indragestachelt,
> Dann ströme wieder euer angeborener Lauf.
> Eure, der Opferwürdigen Gunst, erwähl' ich.

So entwickelt sich das Lied in lebendiger Wechselrede, indem es die Geschichte dramatisch in die Gegenwart rückt. Aber die Bharatas wurden geschlagen, und Vasishtha hob das Siegeslied an:

> Zweihundert Kühe, zwei Wagen mit Weibern,
> Dem König Sudas als Beute ertheilt,
> Umwandle ich preisend wie der Priester die Opferstätte.
> Dem Sudas gab Indra das Geschlecht seiner Feinde dahin,
> Die eiteln Schwätzer unter den Menschen.
> Mit Kleinem hat Indra das Große gethan,
> Den Löwengleichen schlug er durch den Schwachen,
> Speere zerbrach er mit einer Nadel;
> Jegliche Güter hat er dem Sudas geschenkt.
> Zehn Könige dünkten sich unbesiegbar,
> Doch hielten nicht Stand wider Sudas, Indra und Varuna;
> Wirksam war unser, der Opfernden, Loblied.
> Wo die Männer zusammentreffen mit erhobenem Banner,
> Wo das Verderben herrscht, wo das Leben erbebt,
> In der Feldschlacht habt ihr Muth gesprochen
> Ueber uns, die wir auf euch schauten, Indra und Varuna.

Sechzig hundert der riesigen Anu und Dhruju entschliefen,
Sechzig Helden und sechs fielen vor dem frommen Sudas.
Indra brach die Burgen der Feinde
Und vertheilte die Habe der Anu im Kampf den Tritsu.
Vier Rosse des Sudas, preisgeschmückte, bodenstampfende
Werden Geschlecht gegen Geschlecht zum Ruhme führen.
Ihr starken Winde, seid ihm gnädig,
Nie alternde Herrschaft gebet dem Frommen!

Ein anderes Lied erzählt wie die zehn Könige den Sudas und die Seinen umzingelt hielten; aber da habe Indra den Lobgesang Vasishta's gehört, und herangerufen durch den Somatrank und des Gebetes Kraft habe er die Bharata zerbrochen wie Stäbe des Ochsentreibers; so ward den Tritsu Raum geschafft, daß ihre Stämme sich ausbreiteten.

Hier waltet noch nicht die Ruhe des Gemüths mit welcher der Epiker auf die vollbrachten Thaten zurückblickt und sie in verherrlichender Erzählung der Ordnung gemäß wieder vorführt, hier glüht und wogt die erregte Seele in der unmittelbaren Empfindung der Kampfeslust und Siegesfreude, und folgt das Wort dem Flug und Schwung der Gefühle in einer Lyrik, die man bei den Ahnen der traumseligen Indier kaum erwartet hätte, die gleichmäßig an die Araber der Wüste oder die nordischen Germanen erinnert.

Ein viel milderer Ton, aber ein gleich mannhaft edler Sinn zeigt sich auch in den Liedern die sich auf Tod und ewiges Leben beziehen. Der Körper wird den Elementen wiedergegeben, die Erde empfängt die Asche, aber bei der Verbrennung bildet sich ein ätherischer Leib, ein Wagen für die Seele, der sie zum Himmel trägt. Das Auge möge zur Sonne, der Athem zum Winde gehen, dem Wasser und den Pflanzen gegeben werden was vom Körper ihnen gehört; die Mutter Erde möge den Staub umhüllen wie den Sohn die Mutter in ihr Gewand hüllt, dem Frommen wie eine wollig weiche Jungfrau sein; der Geist aber, mit Flammen angethan, in den Harnisch Agni's gekleidet, möge emporsteigen zu Jama, zu Varuna; die Sonne, die weltdurchwandernde, die alle Himmelspfade kennt, der Mond, der Hirt, der seine ganze Heerde unverletzt bewahrt, sie sollen die Seele geleiten. Den Weg bewachen Jama's Hunde, dem Bösen furchtbar, den Gerechten aber zu Jama führend. Dort genießt er gleich den Germanen in Walhalla, gleich den Hellenen auf den Inseln der Seligen ewige Wonne und der Wünsche Befriedigung.

Auf den Scheiterhaufen ward die Witwe zum Gatten gesetzt, aber vor der Verbrennung herabgehoben mit den Worten:

Steh auf, o Weib, komm zu der Welt des Lebens!
Du schläfst bei einem Todten: komm hernieder!
Du bist genug jetzt Gattin ihm gewesen,
Ihm der dich wählte und zur Mutter machte.

Auch der Bogen ward herabgeholt:

Den Bogen nehm' ich aus der Hand des Todten,
Für uns zum Ruhm, zum Schutze wie zum Trutze;
Du bleibe dort, wir bleiben hier als Helden,
In allen Kämpfen schlagen wir die Feinde.

Nach der Bestattung heißt der Leiter des Opfers die Lebenden des Lebens eingedenk sein. Die Leidtragenden, die Hausgenossen aber sitzen auch am andern Tage noch einmal um ein Feuer bis in die stille Nacht, von den Thaten der Alten singend. Der Vorstand heißt dann die Verwandten des Verstorbenen rein und fromm sein, daß längeres Leben und Wohlergehen ihnen zu Theil werde. Er gießt Spenden über einen Stein, und spricht:

So wie die Tage aufeinander folgen,
Mit Jahreszeiten Jahreszeiten wechseln,
So gib, o Schöpfer, diesen hier zu leben,
Daß Jüngere nicht den Aeltern einsam lassen.

Die nichtverwitweten Frauen, auf edle Männer stolz, erheben sich zuerst, dann fordert der Leiter auch die Männer auf:

Der Wildbach fließt dahin, nun rührt euch alle,
Steht auf und schreitet weiter, ihr Genossen.
Dort lassen wir die trauernden Gesellen,
Wir selber gehn zu neuem Kampfe freudig.

Die Todtenopfer stellen in der Verehrung der Väter eine sich fortsetzende Lebensgemeinschaft der Familie dar; und ganz im allgemeinen bemerkt Max Müller: „Das Opfer wird als eine ununterbrochene Kette von Handlungen angesehen, welche die jetzigen Menschen mit ihren Vorfahren verbindet und das Band der Menschen mit Gott aufrecht hält." Ein Vers im Rigveda lautet: Ich glaube mit des Geistes Auge die zu sehen welche früher dies Opfer gebracht.

Indem ich mich zur Darstellung der philosophischen Anfänge in den Veden wende, glaube ich aus Max Müller's englisch er-

schienener Geschichte der Sanskritliteratur zuerst einiges auszugsweise mittheilen zu sollen. Man hat verschiedene Hymnen der zehnten Mandala für spätern Ursprungs gehalten, weil nicht blos einzelne Sprüche derselben in die Upanischaden übergegangen, sondern an den Ton derselben erinnern; allein die Upanischaden selbst, von denen wir später reden, sind allmählich erwachsen und haben eben ihre ersten Keime in den Veden. Weil wir in diesen Ideen oder Ausdrücke finden, die wir, wenn sie uns bei Griechen, Römern, Juden begegnen, für neuern Ursprungs halten, so haben wir noch kein Recht ihnen das Alter in der Geschichte des indischen Geistes abzusprechen. Die Vedas eröffnen uns ein Gemach im Labyrinth des menschlichen Geistes, durch welches die andern arischen Nationen längst hindurchgegangen waren, ehe sie uns im Licht der Geschichte sichtbar hervortreten. Und wäre die Sammlung der altindischen Lieder erst vor funfzig Jahren geschrieben in irgendeinem Theile der Welt den der Strom der Civilisation nicht berührt, so wäre sie doch alterthümlicher als die Homerischen Gesänge, weil sie eine frühere Phase des menschlichen Fühlens und Denkens repräsentirt; denn hier ist noch flüssig und organisch lebendig was bei Homer schon erstarrt, unverständlich, trümmerhaft vorliegt in der Sprache wie in der Mythologie. Den Glauben an den einen Gott pflegen wir als eine der letzten Stufen anzusehen, zu denen die Griechen aus den Tiefen der Vielgötterei emporstiegen; der eine unbekannte Gott war das Resultat, zu dem die Jünger des Platon und Aristoteles gekommen waren, als sie in Athen den Apostel Paulus predigen hörten. Wie können wir denselben Gedankengang in Indien voraussetzen? Mit welchem Recht Lieder für modern erklären in welchen die Idee des einen Gottes durch die Wolken einer polytheistischen Redeweise bricht? Laßt einen Dichter nur einmal inne werden daß er zum Göttlichen sich durch dieselben Gefühle wie zu seinem Vater hingezogen fühlt, laßt ihn in seinem Gebet dann nur einmal das Wort „mein Vater" aussprechen, und über die trockene Wüste durch welche das philosophische Nachdenken Schritt vor Schritt hindurchwandelt, ist er mit einem Sprung hinausgekommen. Wenn die Juden oft in die Vielgötterei, so scheinen die Arier vielmehr in den Monotheismus zurückzufallen; beides nicht in einem stufenförmigen regelmäßigen Gang, sondern nach persönlichen Antrieben und Regungen. Denn der Monotheismus ist dem Polytheismus in den Veden vorangegangen,

und bei den Anrufungen ihrer vielen Götter bricht durch die Nebel der Mythologie die Erinnerung an den einen und unendlichen Gott hindurch wie der blaue Himmel durch vorüberziehende Wolken.

Das Nachdenken über die Geheimnisse der Schöpfung betrachtet man gewöhnlich als einen Ueberfluß, welchen die Gesellschaft erst dann gestatte wenn reichlich für alle niedern Forderungen der menschlichen Natur gesorgt sei. Allein diese Bedürfnisse waren in den Ebenen Indiens leicht befriedigt, und das einfache Leben der alten Zeit nahm die Kräfte der höher Begabten nicht in Anspruch, und weder der Staat noch die Kunst eröffnete dem Genius ein Feld zur Uebung seiner Fähigkeit, oder thaten dem Ehrgeiz ein Genüge. Und gibt es denn wirklich eine höhere Angelegenheit, oder ist etwas geeigneter die Kraft des Geistes aufzurufen, als die Frage unsers Daseins, die rechte Lebensfrage nach unserm Anfang und Ende, nach unserer Abhängigkeit von einer Macht über uns, nach unserer Sehnsucht eines bessern Zustandes? Mit uns sind diese Schlüsselnoten der Gedanken untergetaucht in das Geräusch irdischer Geschäftigkeit, künstliche Interessen überwuchern das natürliche Verlangen des Gemüths, oder übereinkömmliche Lösungen wie religiöse Wahrheiten werden schon den Kindern überliefert. In Indien war es anders. Lange vor andern wissenschaftlichen Forschungen waren die Gedanken auf das eine immer wiederkehrende Räthsel gerichtet: Was bin ich? Was ist der Sinn der Welt um mich herum? Gibt es eine Ursache, einen Schöpfer, einen Gott, oder ist alles Täuschung, Zufall, Schicksal? Wieder und wieder ringt die Seele der Rishis um diese eine Erkenntniß. Ich bin weit entfernt die Meinung zu vertheidigen daß die tiefste und reinste Weisheit in den religiösen Mysterien und mythologischen Ueberlieferungen des Ostens enthalten sei, daß eine Schule von Priestern und Philosophen bis in das graueste Alterthum reiche; aber man geht zu weit wenn man dagegen behauptet daß jeder Gedanke der die philosophischen Probleme berührt, ein modernes untergeschobenes Erzeugniß sei, daß jedes Wort das an Moses, Platon oder die Apostel erinnert, auch aus jüdischen, griechischen, oder christlichen Quellen entlehnt sein müsse. Das Suchen nach Wahrheit, jene immerdauernde Philosophie von der Leibniz spricht, ist nicht in Schulen eingeschlossen. Ihre Sprache ist nicht so scharf bestimmt wie die des Aristoteles, ihre Begriffe sind schwankend, und ihr

Licht mehr ein abendliches Wetterleuchten als ein wolkenloser Sonnenaufgang. Und doch kann der Philosoph wie der Historiker hier vieles lernen, — zunächst wie ein für das stille Sinnen nach dem Ewigen begabtes Volk dieser seiner Eigenthümlichkeit schon in früher Jugend zu genügen sucht.

Ich habe von Anfang an darauf aufmerksam gemacht wie in jedem besondern Gott doch das allgemeine Göttliche verehrt werde; man gewinnt allmählich ein Bewußtsein davon und schreibt einem Gott die Werke aller zu, nennt ihn auch mit ihren Namen. So heißt es von Indra er sei Agni, er kleide sich in verschiedene Formen, die ganze Natur sei seine Gestalt, was wir sehen sei Er. Alle Opfer kommen zu Indra, kommen zu Agni. Das Schwebende, minder Plastische, minder Formenbestimmte der indischen Göttergestalten machte ein Ineinanderfließen leicht. Dann wird Agni als der Vritratödter angerufen, und hinzugefügt: Geboren bist du Varuna, entzündet bist du Mitra; Sohn der Kraft, alle Götter sind in dir. Licht ist Agni, Licht ist Indra, Licht ist Soma. — Ich sage bei mir selbst: Alles ist in Varuna begriffen, äußert ein Sänger, und eine große Hymne die den Namen Dirghatamas trägt und im einzelnen an manche mythologisch gelehrte Ausführungen gemahnt wie deren in der Edda vorkommen, spricht es deutlich aus: der Gottesgeist der den Himmel durchdringt, heißt Indra, Mitra, Varuna, Agni; es ist ein Wesen, das die Weisen mit verschiedenen Namen nennen. Ein anderes Lied nennt den Höchsten und Einen Visvacarma (der alle Thaten in sich hat), und beginnt bereits im Ton des untersuchenden Nachdenkens:

Wie ward erbaut dies herrliche Gebäude?
Wann ward sein Grund gelegt?
Als Visvacarma schuf die Erde, breitet'
Er auch des Himmels Wölbung aus.

Des Gottes Häupter, Augen, Arme, Füße
Ihr seht sie allerwärts.
Der Eine machte mit dem Arm den Himmel,
Die Erde mit dem Fuß.

Aus welchem Wald nahm er das Holz zum Werke,
Zum Erd- und Himmelsbau?
Ihr Weisen sagt, mit euerm Wissen sagt es:
Wer steht den Welten vor?

Der Herr des heil'gen Wortes, Visvacarma,
Schnell wie Gedankenflug!
Er möge huldreich dies Gebet vernehmen,
Verleihn uns Schutz und Glück.

Und wiederum lesen wir von Visvacarma daß er sich mit Glanz erhebt und allen Dingen Schönheit und Kraft gibt. Die sieben Rishis, die großen Weisen und Sänger der Vorzeit, bilden in ihm ein Wesen. Er ist der Schöpfer der alles in sich enthält und alles kennt, der die Götter hervorbringt, den alles als Herrn verehrt. Auf des Ungeschaffenen Nabel ruhte das worin alle Welten waren (das Weltei). Ihr kennt ihn der alles geschaffen hat, es ist derselbe der auch in euch ist. Aber für unsere Augen ist alles bedeckt wie mit einem Wolkenschleier, unser Urtheil ist Dunkel und die Menschen gehen dahin und singen ihre Lieder. In einem andern Hymnus stehen die Worte die seit drei Jahrtausenden das Morgengebet jedes Brahmanen sind: „Vertiefen wir uns in Gedanken über den anbetungswürdigen Abglanz des Schöpfers, unsers Gottes: möge Er unsern Geist erwecken!"

Diese Weise mehr der philosophischen Betrachtung als der Dichtung findet sich in mannichfaltigen Aussprüchen wie in den folgenden: das war in der That ein großer Künstler, der herrliche Werkmeister, der Himmel und Erde bereitet hat weit und schön, glänzend und tief, und der in seiner Weisheit ihnen die gemeinsame Bewegung gab. — Von Erde stammt Athem und Blut, aber woher stammt die Seele? — Wer kennt hienieden und kann sagen die Wege der Götter? Die untern Stufen ihres Wirkens sehen wir wol, aber ihre Thaten setzen sich fort in die obern geheimnißvollen Regionen. — In der früher erwähnten Hymne des Dirghatamas erklingen die vereinzelten Orakelsprüche: das Unsterbliche liegt in der Wiege des Sterblichen. Der Mensch handelt und ohne es zu wissen thut er nichts als durch Gott; ohne ihn zu sehen sieht er nur durch ihn. Der Himmel ist mein Vater, er hat mich gezeugt, das himmlische Heer ist meine Familie. Ich weiß nicht wem ich gleiche; einwärts gekehrt wandele ich, gefesselt in meinem Gemüth. Wann der Erstgeborene der Zeit mir nahe kommt, dann empfange ich meinen Theil am Wort. Wer Augen hat sieht es, der Blinde versteht es nicht. Der Dichter, ein Kind, hat es gefaßt; wer es begreift wird der Vater seines Vaters.

Den Geist des Gebets, das Heilige, das Brahma, faßt schon eine Stelle des Samaveda als den Urgrund der Welt:

Das Brahma ward gezeugt vor allem von der Urzeit her,
Vom Brahma aus entfaltete des schönen Glanzes Anmuth sich.
Sein sind die höchsten Stellen, sein die tiefsten auch,
Enthüllt wird Seins und Nichtseins Grund durch Brahma nur.

Ein andermal heißt es im Atharvaveda: Diejenigen welche Brahma im Menschen kennen die kennen das Höchste; und Gott, den Geber aller Güter, nennt ein alter Sänger sein Leben, seinen Athem, seinen glänzenden Herrn und Hort. Man sieht wie das Bewußtsein aufdämmert daß wir in Gott weben und sind, Er in uns waltet und sich offenbart.

Ein rührender und erhabener Gesang aus dem 10. Buch des Rigveda wird von Max Müller in der anmuthigen Uebertragung, die Bunsen's Buch „Gott in der Geschichte" mittheilt, „dem unbekannten Gott" gewidmet; hier erregt die Tiefe des Gedankens und die dichterische Weihe der Sprache gleiche Bewunderung; die Brahmanen haben aus dem Refrain einen Gott Wer oder Welcher herausgelesen!

Im Anfang trat hervor der goldne Lichtkeim:
Er war allein der Welt geborner Herrscher:
Er hielt die Erde, hielt den Himmel droben:
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Der Leben gibt und Kraft, er dessen Segen
Sie alle, sie die Götter selber anflehn;
Unsterblichkeit und Tod sind seine Schatten —
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Er der allein der Welt allmächt'ger König,
Der athmenden, erwachenden geworden;
Er der des Menschen, der des Thieres waltet —
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Er dessen Macht die schneebedeckten Berge
Und mit dem fernen Fluß das Meer verkünden.
Er dessen Arme wie die Himmelsweiten —
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Durch den der Luftraum hell, die Erde sicher,
Der Himmel fest, ja selbst der höchste Himmel,
Der in der Wolkenschicht das Licht gemessen —
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Auf den mit bangem Geiste Erd' und Himmel,
Sie die sein Wille festmacht, zitternd blicken,
Ob dessen Haupt die Morgensonne leuchtet —
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Wohin ins All die mächt'gen Wasser eilten,
Träger des Keims, des Lichts Gebärerinnen,
Von dorther kam der Götter Lebensodem —
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Der mächtig über jene Wasser blickte,
Träger der Kraft, des Heils Gebärerinnen,
Der ob den Göttern einzig Gott gewesen —
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Er schlag' uns nicht, er der die Erd' erschaffen,
Der auch den Himmel schuf, der Wahrheit Hüter,
Der auch die Wasser schuf, die mächt'gen hellen —
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Am weitesten aber geht das eigentlich Philosophische in einem Gedicht dessen Anfang sogleich an die eleatischen Philosophen in Griechenland, an die deutschen Mystiker des Mittelalters, ja an Hegel erinnert, ein Gedicht das mit erstaunlicher Kühnheit alles bestimmte und gegebene Sein aufhebt um zum Grunde aller Wesen zu gelangen; es nennt ihn das Eine, lebendig, aber nur in sich, athmend, aber nicht eine Luft außer ihm, wie wir thun; der Ocean in dunkler Nacht ist sein Bild. Doch von Liebe bewegt wird das Eine der Quell alles Lebens und Lichts; die Liebe wird zum Band des Geschaffenen und Ungeschaffenen, und die Schöpfungsthat vergleicht sich dem Scheinen des Lichts in die Finsterniß. Und nun ahnt der weise Sänger plötzlich daß das Eine, der Grund der geordneten Welt, ein allsehendes, überschauendes, selbstbewußtes Wesen, daß es Geist sein müsse, alles wissend. Und wie deuten wir die räthselhafte Frage am Schluß? Ich denke als eine Frage der Herausforderung: wie, oder sollte auch er es nicht wissen? Das wäre unmöglich!

Da war nicht Sein, nicht Nichtsein — nicht das Luftmeer,
Nicht das gewobne Himmelszelt da droben —
Was hüllte ein? Wo barg sich das Verborgne?
War's wol die Wasserflut, der jähe Abgrund?

Da war nicht Tod — Unsterbliches war nirgends —
Nichts schied die dunkle Nacht vom hellen Tage.
Es hauchte hauchlos in sich selbst das Eine;
Anders als dies ist fürder nichts gewesen.

Und dunkel war's, ein unerleuchtet Weltmeer;
So lag dies All im Anfang tief verborgen;
Das Eine nur, gehüllt in dürrer Hülse,
Wuchs und erstand kraft seiner eignen Wärme.

Und Liebe überkam zuerst das Eine,
Der geist'gen Inbrunst erster Schöpfungssame.
Im Herzen sinnend spürten weise Seher
Das alte Band das Sein an Nichtsein bindet.

Der Strahl den weit und breit die Seher sahen
War er im Abgrund, war er in der Höhe?
Man streute Samen, es entstanden Mächte —
Natur lag unten, oben Kraft und Wille.

Wer weiß es denn, wer hat es je verkündet,
Woher sie kam, woher die weite Schöpfung?
Die Götter kamen später denn die Schöpfung —
Wer weiß es wol von wannen sie gekommen?

Nur er aus dem sie kam die weite Schöpfung,
Sei's daß er selbst sie schuf, sei's daß er's nicht that,
Er der vom hohen Himmel her herabschaut —
Er weiß es wahrlich! Oder weiß auch er's nicht?

Heldenthum und Volksepos.

Im Fünfstromland war der kriegerische Sinn der Indier erwacht, und es begannen für sie die Tage die wir mit der Völkerwanderung der Germanen vergleichen; sie drangen südöstlich vor und eroberten die Gangeslande, sie bemächtigten sich des Dekkhan und Ceylons. Der Streit nach außen wechselte mit heimischen Fehden der Heerfürsten untereinander und mit dem Kampf der geistlichen und weltlichen Macht. War anfänglich jeder freie Mann zugleich Arbeiter als Hirt oder Ackerbauer, zugleich Krieger und Priester im eigenen Hause gewesen, so entwickelte sich jetzt die Unterscheidung der Stände. Zunächst erschien der Gegensatz der unterworfenen oder zurückgedrängten Urbewohner mit den arischen Siegern, jene wurden die Dienenden, diese die Herrschenden, die Farbe selbst schied sie voneinander, und von ihr ward der indische Name Varna für Kaste entlehnt. Die Unterworfenen sind die Shudras. Ihnen standen die Volksgenossen gegenüber, die Vaiçja, aber der Name blieb nur für die Gemeinfreien, für das Ackerbau und Gewerbe treibende Volk, während

die kriegerischen Edeln sich als Kshatrija, die Priester als Brahmanen über dasselbe erhoben. Die Kriegszüge mußten die Herrschaft in die Hände der Heerkönige legen, und als die Arier im neugewonnenen Lande seßhaft wurden, überließ die Mehrzahl in der Sorge für den Herd und die Geschäfte des Friedens allmählich und gern die Führung der Waffen denen die der kriegerische Geist dazu trieb und die so großen Besitz erlangt hatten daß sie nicht selbst für sich zu arbeiten brauchten. Auch die Familien der Weisen und Sänger, die im Alterthum als Berather und Opferpriester den Stammeshäuptern zur Seite gestanden, schlossen sich eng zusammen, und sie bemächtigten sich um so mehr der Geister als sie die weltliche Herrschaft den von ihnen geleiteten Königen überließen. Die Volkszustände sind solche die an das germanische Mittelalter erinnern. Waren auch die Unterschiede der Stände schon uralt und kommen die Namen schon im Rigveda vor, so wurden sie jetzt kastenmäßig voneinander abgeschieden.

Der Spiegel der Heldenzeit sind die volksthümlichen Heldenlieder, aus welchen das Epos der Indier erwachsen ist. Wol fand es frühe einen künstlerischen Abschluß ähnlich wie die griechische Heldensage durch Homer; aber während dessen Gesänge treu bewahrt, rein überliefert und ein Vorbild des nachfolgenden Lebens und seiner Bildung wurden, haben die spätern Indier bis in die Zeit nach Christus ihr Epos nicht blos durch fremdartige Einschiebungen erweitert, sondern auch mannichfach überarbeitet um es den neuen religiösen Anschauungen, den neuen Zuständen gemäß zu machen, indem das Bestreben herrschte diese als das Altursprüngliche, Immergeltende erscheinen zu lassen. Indeß läßt sich das alterthümlich Echte in ganzen Erzählungen leicht herauserkennen, während andere sich durchweg als spätere Anfügung ergeben. Rama z. B. bleibt im Ramayana im zweiten Gesange Mensch, während der erste, ein späterer Zusatz, ihn zum Gott macht, und das Göttliche und das Menschliche liegen auch in der Folge leicht scheidbar nebeneinander. Es ist ein Verdienst Holtzmann's daß er in seinen indischen Sagen das Ursprüngliche aus der Ueberwucherung des Spätern herauszuschälen und herzustellen versucht hat.

Der lyrische Ton der Schlacht- und Siegesgesänge, die den Thaten unmittelbar folgten, ging allmählich in die epische Erzählungsweise über; nur das Größte und Bedeutendste blieb in

der Erinnerung haften, und solche Helden und Ereignisse wurden dann der Kern an welchen die reiche Liederfülle sich anschloß, die Phantasie erhielt wie von selbst die Aufgabe solche Thaten und Männer zum Typus und Idealbild der ganzen Zeit, des ganzen Volks zu gestalten. Die Gesänge lebten in mündlicher Ueberlieferung: noch die viel spätere Sage, die den Valmiki zu Rama's Zeitgenossen macht, läßt ihn das Ramayana nicht aufschreiben, sondern vom göttlichen Geist angehaucht das Werk in schweigendem Sinnen hervorbringen und es dann den Zwillingssöhnen Rama's lehren, die es zuerst in einer Waldeinsiedelei, dann am Königshofe vortragen, und nach dem Namen der beiden Jünglinge Cusa und Lava sollen die Sänger Cusilava genannt worden sein. Auch bei feierlichen Opfern, in der Zwischenzeit der heiligen Handlung, hörte das Volk die Lieder von den Thaten der Götter und den Helden der Vorzeit, und bei den Todtenfesten sollte die Erzählung von den Ahnen nicht fehlen. Der Sänger ist weniger Erfinder als Hüter des Sagenschatzes, er steht innerhalb des Volksgeistes, die Stimmung des Volks beherrscht ihn, nur dasjenige was ihr gemäß ist wird behalten, er bildet die im Volksgemüth wurzelnden Keime weiter aus. Er ist der Vjasa, der Ordner und Sammler, oder der Samasa, der schon mit freierm Blick die Sagen überschaut und sie künstlerisch ausführt. Es ist uns in einzelnen Theilen der großen epischen Sammelwerke beides erhalten, die einfache, volksthümliche, kürzere Erzählung und die reichere und feinere Durchbildung der Sage, in welcher bereits eine dichterische Kunst ihrer Kraft und Aufgabe sich bewußt wird und durch die Gliederung des Ganzen wie durch den Schmuck der Rede im Einzelnen nach dem Eindruck der Schönheit strebt.

Vieles gemahnt uns an die Homerischen Gesänge. Zunächst die Götter. Sie haben die menschliche Gestalt gewonnen, und erhalten in ihrer Theilnahme an den menschlichen Begebenheiten selbst ihre Geschichte. Die menschliche Gestalt ist noch nicht mit den vielen Köpfen und Armen oder den Elefantenrüsseln und symbolischen Attributen der spätern Zeit überladen, sondern voll Hoheit und Anmuth, im Glanz einer ewigen Jugend, die auch die Kränze auf dem Haupt der Götter nicht welken läßt, während die lichte Natur derselben es verhütet daß der Körper einen Schatten wirft; die Augen blinzeln nicht, sondern blicken in stetiger Offenheit klar in die Welt, und die Füße haften nicht am Boden, weil die Götter in freier Beweglichkeit dem Gesetz der

Schwere nicht unterthan gedankenschnell dahinschweben. Sie gesellen sich den Menschen, sie verkehren mit ihnen, Helden sind ihre Söhne und steigen zu ihrem Himmel empor. Vorzugsweise werden die vier Welthüter genannt, Indra der Herr des Himmels, der im Feuer auf der Erde waltende Agni, dann Varuna, der aber von dem umschließenden Himmelsgewölbe zum erdumgürtenden Meer als dessen Herrscher herabgestiegen, und Jama, der König der Unterwelt und der Todten. Neben ihnen tritt besonders der Sonnengott hervor, und der heilige Strom, die Ganga, wird als Jungfrau personificirt und die Mutter eines sie umwohnenden Geschlechts. Indra's Genossen und Diener sind die Gandharven und Apsarasen, sie helfen ihm im Kampf und sind seine Sänger und Musiker; die Winde und lichten Wolken der Veden bilden die Naturgrundlage auf der sie sich erhoben haben.

Aber auch die Menschenwelt erinnert an das Homerische Heroenthum. Eine jugendliche Frische der Empfindung, die Wahrheit des allgemein Menschlichen, der Herzschlag einer gesunden Natur dringt durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch und findet trotz so manches Fremdartigen einen Widerhall auch heute noch in jeder rein und dichterisch gestimmten Seele. Die Selbstkraft der Persönlichkeit ist das Entscheidende; sie macht im Kampf sich geltend, sie freut sich der Ehre und des Ruhms, die Leidenschaften sind gewaltig, und wo der Wille sie nicht bändigt, da bringen sie die sittliche Weltordnung durch das Verderben zum Bewußtsein das ihnen folgt. Ein frommer Sinn erkennt daß die Himmlischen den wieder lieben und ehren der sie liebt und ehrt. Die Frau ist des Mannes hochgeachtete Genossin, die hingebende Milde und Reinheit des Herzens wird gepriesen. Des Mannes Leben ist der Ruhm, und wer ihm muthig im Kriege entgegengeht, der vereint sich im Tode mit dem Gott der Schlachten. Wenn Helden die durch Kraft und Kunst in der Führung der Waffen hervorragen, miteinander kämpfen, dann schauen die andern zu und man läßt sie allein ihren Gang machen; es ist das Gesetz der Ehre daß kein Fechtender von hinten durch einen dritten angefallen werde, daß man den Wehrlosen nicht morde, daß man mit der Keule nicht tiefer als der Nabel schlage; doch will der Freund dem Freunde in der Gefahr helfen, ein Krieger der vom Feinde niedergeworfen war, will den nicht leben lassen der ihn schwach gesehen, und wenn es die letzte Entscheidung gilt, werden auch die Beine zerschmettert. Wie in der Ilias und auf den

Bildwerken Aegyptens und Assyriens ziehen die Fürsten auf Streitwagen in die Schlacht, wann die Muschelhörner und Trommeln das Zeichen zum Angriff geben. Sie schießen zunächst mit Pfeilen und sind so gute Schützen daß sie eine gegen sie geschleuderte Lanze im Flug zu treffen und so zu zerstücken vermögen. Sie springen dann von den Wagen und zücken die Schwerter, und wenn die Schilde zerhauen sind, rennen sie zum Ring- und Faustkampf gegeneinander an oder schwingen die erzbeschlagenen Streitkolben. An der geistigen oder körperlichen Ueberlegenheit eines Krishna, Bhishma, Karna wie an der eines Odysseus, Aias, Achilleus hängt der Enderfolg des Kriegs.

Als geschichtliche Grundlage des Mahabharata darf wol Folgendes angenommen werden. An der Jamuna und am obern Ganges hat Bharata ein größeres Reich gegründet. Seinen Thron besteigt in der Folge ein neues Herrschergeschlecht mit Kuru; dessen Nachkommen bietet das Geschlecht Pandu's den Kampf um die Herrschaft, der mit wechselndem Erfolg gestritten wird bis die Kuruinge gefallen sind. In das geschichtliche Ereigniß sind aber schon ältere Erinnerungen verflochten, und es scheint ein ähnliches Verhältniß zu bestehen wie zwischen dem niederdeutschen Dietrek und Theoderich, oder wie in der Verbindung dieses Gothenkönigs mit Attila. Es ist in Indien ein Bürgerkrieg, damit ein Bruderkampf. Das Epos sagt daher daß Santanu zwei Söhne gehabt, Dhritarashtra und Pandu. Der ältere war blind, darum ward dem jüngern das Reich. Dhritarashtra aber erhält einen Sohn Durjodhana, der nach dem Tode des Oheims Pandu die Herrschaft ergreift, während dessen Sohn Judhishthira mit seinen Brüdern im Walde aufwächst, aber die Tochter des Fürsten von Pantschala, Draupadi, zur Gattin gewinnt, und nun Theil am Reich verlangt und erlangt. Durjodhana behauptet den Königssitz von Hastinapura am obern Ganges, die Pandusöhne gründen Indraprastha an der Jamuna. Auf ein Würfelspiel aber folgt der Krieg um die Alleinherrschaft, und das Geschlecht Pandu's besteigt endlich den Thron von Hastinapura. Die ältesten Stücke des Gedichts nehmen Partei für die Kuruinge, andere aber, nachdem die Herrschaft der Panduinge begründet war, für diese. Vielleicht daß in der ältesten Form des Gedichts dadurch jene gleiche Liebe für das Große und Herrliche in beiden Heeren erreicht war, die wir bei Homer in Bezug auf Achäer und Troer bewundern.

Zum Epos ward die Geschichte durch ihre Verknüpfung mit der Göttersage. Karna, die Achilleus- und Siegfriedsgestalt, ist des Sonnengottes Sohn, in dessen Geschick der Sonnenmythus nachklingt. Ardshuna war ursprünglich ein Beiname Indra's; Dämonenkämpfe, die das Epos von dem Helden berichtet, erzählt ein Brahmana als Thaten des Gottes. Zum Großvater der miteinander kämpfenden Könige aber wird Bhishma, ein menschgewordener Gott, der für den Santanu um die schöne Satjavati wirbt, und da nach dessen Tode auch die beiden Kinder sterben, den jungen Frauen derselben Kinder erweckt. Die Sage von Bhishma's Geburt erzählt daß zu dem betenden Fürsten Pratip eine reizende Jungfrau aus des Ganges Flut gestiegen, der sie zur Gemahlin seines Sohnes Santanu erwählt; sie wird die Seine unter der Bedingung daß er nie nach ihrem Namen frage und keine That ihr wehre. Sie leben in Himmelswonne, nur eins erfüllt den Gemahl mit Entsetzen, so oft die Herrliche ein Kind geboren, trägt sie es zum Wasser, spricht: „Ich liebe dich", und wirft es in den Strom. Als der achte Sohn das Licht der Welt erblickt, da ruft der König: „Den tödte nicht! Wer bist du daß du die eigenen Kinder morden kannst?" Da erwidert die Frau: „Das Kind wirst du nun behalten, aber mich verlieren. Ich bin die Göttin Ganga." Die Vasu — Genien des Lichts — sollten nach einem Zauberwort Vasishta's, des Sohnes von Varuna, als Menschen geboren werden; deshalb hat die Flußgöttin sich in menschliche Gestalt gekleidet und dem König Santanu sich vermählt; jedes der Kinder war ein Vasu, sie warf sie in den Strom, damit sie nicht für lange Zeit aus der Götterwelt verbannt blieben; der achte aber, dem jeder der andern einen Theil seines Wesens überließ, war der Erhaltene, war Bhishma, die Verkörperung des Dju, den wir als den lichten Himmelsgott der Urzeit (gleich dem Ziu der Deutschen, gleich Zeus und Jupiter) kennen gelernt. Er wollte unvermählt bleiben, aber die Söhne die er dennoch erzeugte, banden ihn an die Erdenwelt, bis endlich sein Geschlecht mit ihm im Kampf den Untergang findet; und der Tod ist damit für ihn und sie die endliche Heimkehr, die Erlösung des göttlichen Geistes aus den irdischen Schranken. Auf diesem mythologischen Hintergrunde, der eine tiefsinnige Idee, die das Indierthum kennzeichnet, zum ersten mal großartig darstellt, ruht das Gedicht: Das Göttliche, der Geist, ist hienieden in die Fessel des Leibes, der Endlichkeit gebannt, dem Kampf

und Leid unterworfen; der Tod ist die Befreiung, der Eingang in das wahre Leben. Auch Ardshuna, Judhishthira, Bhima sind Söhne Indra's, Dharma's, des Gottes der Gerechtigkeit, Vajus, des Gottes der Winde genannt. Krishna, der Hirtensohn, repräsentirt die List und Verschlagenheit wie Jakob bei den Israeliten, ihm gilt es mehr um Vortheil und Sieg als um Ehre und Recht; doch je mehr die Folgezeit die geistige Kraft über die körperliche stellen lernte, desto höher stieg sein Ansehen, bis ihn die Ueberarbeitung zur Verkörperung Vishnu's machte und er zum Volkshelden der spätern Zeit emporwuchs.

Judhishthira, so beginnt das Gedicht, wird mit seinen Brüdern Ardshuna und Bhima von Durjodhana festlich bewirthet; sie beginnen zu würfeln, und in der Leidenschaft des Spiels verliert Judhishthira den ihm gewährten Antheil des Reichs, seine Brüder, sich selbst, und trotz aller Abmahnungen setzt er seine und seiner Brüder gemeinsame Gattin Draupadi aufs Spiel, um auch sie zur Sklavin zu machen. Durjodhana's Bruder Duchsasana kündet dies Los ihr an, und wie sie zweifelt, ergreift er sie an ihren schwarzen wogenden Locken und zerrt sie in den Saal. Darob ruft Bhishma Wehe, und meint nicht ferne sei des Hauses Untergang, seit frevelhaft ein Kuruing ein Weib an ihren Haaren schleift. Den Panduingen aber that der Blick der Weinenden weher als des Reiches und der eigenen Freiheit Verlust. Draupadi fragt Bhishma, den ehrwürdigen Aeltesten des Stammes, der Recht und Unrecht scheiden kann, der nie eine Lüge sagt, ob Judhishthira, schon Knecht eines andern geworden, noch etwas Eigenes besitzen, noch sie auf das Spiel rechtlich setzen gekonnt; der Gefragte verneint dies, erklärt aber daß die Gattin dem Gatten folgen müsse. Indeß gibt sie der König Durjodhana frei, und gewährt ihr eine Bitte, die sie für die Freiheit der Panduingen thut. Der König willigt ein, nur daß Judhishthira, der ihm nach dem Reich getrachtet, 13 Jahre lang mit den Brüdern in Waldeinsamkeit lebe. So wird das Werk mit dramatischer Lebendigkeit gleich der Ilias eingeleitet.

Zu den Verbannten sie zum Kampfe zu reizen gesellen sich benachbarte Fürsten, unter ihnen als ihr Sprecher Krishna. Aber Judhishthira hat geschworen vor 13 Jahren nicht heimzukehren, und Lüge nennen die Veden der Sünden größte. Der Sophist indeß erwähnt eines andern Spruchs der heiligen Bücher: „Ein Tag in Noth und Kummer verlebt gilt einem ganzen Jahre

gleich", — damit sei die Zeit längst erfüllt. Auch hätte Durjodhana immer in jenem Spiel gewonnen, müsse also falsch gewürfelt haben. Und Pflicht sei es für Judhishthira die ihm gebührende Herrschaft zu ergreifen, da auch sein Vater Pandu König gewesen. So wird Krishna abgeordnet den Kuruingen Fehde anzukündigen. Dort mahnt Bhishma, für alle seine Enkel gleich besorgt, zum Frieden, damit ein für alle verderblicher Bruderkrieg vermieden werde; aber der muthige Karna sieht eine Schwäche des Alters in dem Rathe, der die Herausforderung mit Nachgiebigkeit zu besänftigen heiße. Karna und Bhishma, in heftigem Wortwechsel wie Achilleus und Agamemnon, rühmen sich ihrer Thaten gegeneinander; der Aeltere findet es unedel, des Fuhrmannssohnes werth, daß der Jüngere mit den Thaten prahle die er erst thun wolle, und Karna antwortet daß er fortan nie mit Bhishma zusammen am Kampf theilnehme, damit die Völker erkennen was ein jeder vermöge.

In meinem Zelte werde ich sitzen in Ruhe, während euch der Feind
Im Felde bedrängt, bis Hülfe zu suchen zu mir, dem Fuhrmannssohne, der Sohn
Der Könige kommt, Durjodhana selbst, im Königsschmuck der Kuruing!

Der Kampf hebt an und wogt zehn Tage lang unentschieden hin und her. Noch ist von den streitenden Fürsten keiner gefallen, so große Thaten sie auch gethan, so sehr sie auch von Wunden triefen wie Rosenstöcke von Rosen bedeckt zur Sommerszeit. Die Schlachtschilderungen sind lebendig und zeigen die Freude der Dichter am Spiel der Waffen. Eigenthümlicher Art ist die Theilnahme der Elefanten, die bald die feindlichen Männerscharen niedertreten, bald wuthentbrannt einander anfallen. Einzelne Episoden sind ergreifend; so der Tod des herrlichen Jünglings Asimanju, Ardshuna's Sohn, der die Schlachtordnung der Kuruinge durchbrochen hatte, aber als die Scharen sich wieder schlossen, nun abgeschnitten war, und er allein in der Mitte des feindlichen Heeres dem Andrang der Menge erlag, von Freund und Feind beklagt. In der Nacht des 10. Tages verzweifelt Judhishthira an der Möglichkeit des Sieges dem gewaltigen Bhishma gegenüber. Da räth Krishna zu einer List. Bhishma meide den Kampf mit Sichandin, den er für ein Weib halte. Er habe nämlich früher für seine jüngern Brüder die Königstöchter von Kasi entführt, die älteste, Amba, aber, die dem Fürsten von

Salwa verlobt war, wieder freigegeben. Doch der Bräutigam verschmähte sie, und vergebens focht Rama für sie Tage lang mit Bhishma; da verbrannte sie sich selbst und ward als Tochter des Königs Drupad wiedergeboren, der sich gar sehr einen Sohn wünschte, sodaß Mutter und Amme das Kind für einen Knaben ausgaben und Sichandin nannten. Um den vermeintlichen Jüngling warb der König Hiranjavarma für seine Tochter; aber nach der Hochzeit erkannte die Braut daß sie einem Weibe vermählt war, und um das zu rächen zog Hiranjavarma mit Heeresmacht gegen Sichandin's Vater. Sie aber wollte sich das Leben nehmen, als sie mit einem Diener von Kuvera, dem Gott des Reichthums, zusammentraf, der auf einige Zeit das Geschlecht mit ihr tauschte, aber von seinem Gott verurtheilt ward so lange Weib zu bleiben bis Sichandin in der Schlacht falle. Darum aber mag Bhishma nicht mit Sichandin fechten. Und darum räth Krishna daß Ardschuna das Banner und die Waffen Sichandin's nehme und mit seinen furchtbaren Pfeilen den Greis treffe, der die Geschosse des Sichandin nicht fürchten und als unschädlich erwarten werde.

Im Heer der Kuruinge aber ist Durjodhana zu Karna gegangen, und hat ihn zur Theilnahme am Kampf gebeten, weil doch Bhishma die feindlichen Fürsten, auch seine Enkel, nicht angreife. Karna erklärt sich bereit. Aber der alte Held will nicht zu Hause bleiben; er sitzt lange schweigend, dann sagt er:

Geh hin, o König und schlafe beruhigt, denn morgen schlag' ich eine Schlacht
Von der die Menschen singen und sagen solang die Erde stehen wird;
Und keinen werd' ich morgen verschonen der mir begegnet im Gefecht,
Nur den Sichandin, wenn ich ihn im Kampfe treffe, schlag' ich nicht.

Aber die Nacht durch sinnt der Held über die schwere Pflicht, daß er die eigenen Enkel tödten soll, daß er, der Göttliche, kämpfen und morden müsse ohne einen ihm gewachsenen Gegner zu finden, daß er die Väter und die Söhne besiegt, und nun dieses Lebens müde sei und sich nach Erlösung sehne.

Wie er aber am Morgen das goldgeschmückte Heerhorn blies, da krächzten die Raben und bellten freudevoll die Wölfe, ein großes Leichenmahl witternd. Der Alte rief mit donnernder Stimme:

Heut ist euch Tapfern wieder die Pforte des Himmels aufgethan; den Weg
Den früher eure Väter und Ahnen gewandelt sind, den geht auch ihr
In Indra's Welt der Wonne und laßt auf Erden ewigen Ruhm zurück.

Wollt ihr auf eurem Schragen zu Haus in Krankheit ärmlich euern Lauf
Beschließen? Nur im Felde sterben ist eines echten Kriegers Art.

Und das Heer der Feinde wogte vor ihm hin und her wie die Wellen des Meeres vor dem Sturm. Aber auf dem andern Flügel kämpfen die Panduinge siegreich, namentlich durch Bhima's Kraft, durch die Pfeile Ardshuna's, der heute Sichandin's Fahne und Waffen führt. Judhishthira flieht vor Bhishma, aber Sichandin auf Ardshuna's Wagen hält ihm stand und wird mitten ins Herz getroffen. Mit Entsetzen sehen die Panduinge den fallen den sie für ihren Fürsten hielten. Der Heldengreis sah niemand mehr in seiner Nähe als den vermeintlichen Sichandin, dem rief er lächelnd zu: Magst du mich treffen wie du willst, mit einem als Weib Geborenen fechte ich nicht. Und so legte er Bogen und Pfeil aus der Hand. Aber Ardshuna begann zu schießen.

Da schaute der unbesiegliche Greis verwundrungsvoll empor und rief:
„Wie eine Reihe schwärmender Bienen ununterbrochen folgen sich
Die zischenden Pfeile Schuß auf Schuß, das sind Sichandin's Pfeile nicht.
Wie aus der Wetterwolke der Blitz des Indra rasch zur Erde fährt,
So fliegen diese Geschosse daher, es sind Sichandin's Pfeile nicht.
Wie Donnerkeile alles zerreißend durch meinen Panzer, meinen Schild
Bis in die Glieder dringen sie ein, es sind Sichandin's Pfeile nicht.
Wie zornigzüngelnde giftige Schlangen so beißen diese Pfeile mich
Und trinken meines Herzens Blut, es sind Sichandin's Pfeile nicht.
Von Jama mir gesendete Boten sie bringen den ersehnten Tod,
Sichandin's Pfeile sind es nicht, es sind die Pfeile des Ardshuna."

Und wie der unnahbare Held vom hohen Wagen herabsank, da fielen die Waffen aus den Händen der Kuruinge, und gedachte niemand mehr des Kampfes in beiden Heeren, vor Schreck die einen, vor Freude die andern. An der Leiche des Großvaters aber kamen sie zusammen die Söhne seiner Söhne, des Dhritarashtra und des Pandu, und er schlug noch einmal die Augen auf, hieß sie willkommen und freute sich sie alle noch einmal zu sehen. Er sprach sein letztes Wort:

Schließt Friede, laßt euch meinen Tod genügen, bevor die Freunde ihr,
Bevor ihr Brüder und Söhne verliert, schließt Friede, lasset nicht den Stamm
Des Kuru, das ganze erhabne Geschlecht durch euern Hader untergehn.

Schweigend sahen die Enkel auf den Todten. Durjodhana bot dem Judhishthira die Hälfte des Reichs; der wies sie mit Hohnlachen zurück, da ihm ja nun das Ganze in die Hände falle,

nachdem der Nebenbuhler Schirm und Hort nicht mehr für sie streite. Und mit gefalteten Händen umwandelt Durjodhana den großen Todten dreimal rechtshin, und ruft ihn zum Zeugen an daß das hohe Geschlecht nicht durch die Schuld von Dhritarashtra's Söhnen zu Grunde gehe.

Nun tritt Karna in den Vordergrund. Zu ihm kommt Kuntu, die Mutter der Pandusöhne, und bittet daß er am andern Tage dieser schonen möge. Er verspricht es, nur den Ardshuna nimmt er aus. Denn als bei der Gattenwahl Draupadi's Karna auf den Bogen Dhrishtadjumna's die Sehne aufgezogen und eben den Schuß thun wollte, und die Heldenbraut schon gewonnen erachtete, da rief sie ihm zu daß sie keinen Fuhrmannssohn erwähle, und setzte dem Ardshuna den Kranz aufs Haupt; und da erbat sich Karna vom Sonnengott daß er einst dem Nebenbuhler im Kampf gegenüber zu stehen komme. Da erklärte ihm Kuntu daß er Ardshuna's Bruder, daß er ihr Sohn sei, daß einst der Sonnengott sie die Jungfrau liebend umfangen, daß ihr ein Kind mit dessen Ringen und goldenem Panzer geboren worden, das sie aber in einem mit Wachs überzogenen Binsenkorb ausgesetzt im Asvafluß, der es in den Ganges trug, wo der Fuhrmann Azirath es aufnahm. Das Kind ist Karna. Der hält die Rede für ein Märchen. Die Mutter darauf:

Gerecht sind doch die waltenden Götter und jeden trifft was ihm gebührt.
Wie ich das Kindlein ohn' Erbarmen und ohne mütterlich Gefühl
Hinaus in Noth und Schrecken verstieß wie einen Fremdling von mir weg,
So stößt nun mich auch ohn' Erbarmen und ohne kindliches Gefühl
Der Sohn hinaus in Schrecken und Noth wie eine Fremde von sich weg.
Ich habe meinem Sohne das Leben verbittert, daß als Fuhrmannssohn
Er nie das Glück, die Ehr' erlangt die seiner Tapferkeit gebührt,
Er aber nun verbittert auch mir das Leben daß ich sehen muß
Wie meine liebsten Söhne sich morden gleich Feinden in der heißen Schlacht.

Dem Karna aber erschien im Traume darauf der Sonnengott und mahnte ihn Harnisch und Ohrringe, durch die er unverwundbar sei, nicht wegzugeben, auch wenn Indra ihn darum bitten sollte. Karna erwidert daß er dem Gott eine Bitte nie abschlagen werde, und sollte er darob dem Tode entgegengehen, so werde ihm das zum Ruhme gereichen. Den Ruhm erwähle er vor dem Leben. Stets habe er mit den Waffen die Feinde besiegt und der Bittenden geschont, mit den Waffen wolle er fechten, auch wenn er fallen müsse. Der Sonnengott heißt ihn

an Weib und Kind denken, und wie der Ruhm dem lebenden Manne süß sei, dem Todten aber nur wie Blumen und Kränze womit man eine Leiche schmückt. Wolle er aber doch dem Indra den Strahlenpanzer und die Ringe geben, solle er wenigstens dessen immertreffende Lanze verlangen. So geschieht's. Indra bemerkt dabei daß seine Lanze, der Blitz, stets in seine Hand zurückkehre, Karna sie also nur einmal schleudern könne.

Karna dringt so siegreich vor daß Judhishthira wieder hoffnungslos klagt, bis Bhima sich zum Zweikampf aufmacht. Wie ein Adler auf die Schlange stürzt er auf Karna's Wagen, aber ruhig blickt dieser ihm entgegen, faßt ihn beim Halse, zerbricht ihm das Schwert, schlägt ihm mit dem Bogen ins Angesicht: „Stier ohne Horn, beim Schmaus ein Held, geh heim, was willst du in der Männerschlacht?" Des Versprechens eingedenk das er der Mutter gegeben, läßt Karna mit dieser Hohnrede den Bhima lebend los. Jetzt verlangt Ardshuna daß Krishna, sein Wagenlenker, die Rosse gegen Karna treibe. Aber Krishna will das nicht eher bis Karna den Speer Indra's geworfen habe, und sendet den Riesen Gatotkatsch gegen ihn, als schon die Nacht einbricht, die Zeit wo dem Riesen die Kräfte wachsen. Wie der Sturm die Bäume entwurzelt, wie ein Elefant die Saaten zerstampft, so wüthet der Gewaltige gegen die Kuruinge, und will eben Karna's Freund Asvatthaman zermalmen, als dieser den Speer Indra's gegen ihn schleudert. Der Speer, hell leuchtend wie ein Meteor, durchsaust die Luft, wie ein vom Donner getroffener Fels bricht der Riese zusammen, aber in Indra's Hand kehrt der Blitz zurück. Krishna jubelt. Karna, der nun am andern Tage mit gleichen Waffen dem Ardshuna zu begegnen hofft, bittet um einen dem Krishna ebenbürtigen Wagenlenker. Der König Durjodhana wendet sich darum an Salia, den Fürsten von Madra, der anfangs durch die Zumuthung beleidigt, doch darauf eingeht, wenn er nach Belieben zu Karna reden dürfe. Die Schlacht hebt an. Aber die Menschen und die Götter scheiden sich und stellen sich zur Rechten und zur Linken, als Krishna den Ardshuna, Salia den Karna heranführt. Mein Sohn Ardshuna besiege den Karna, sprach Indra; nein, mein Sohn Karna sei Sieger, rief der Sonnengott. Aber der übermüthige Salia reizte Karna mit höhnischen Worten, bis auch dieser endlich erwiderte, und der Wagenlenker rachgierig das eine Rad in den Sumpf fuhr, wo es tief einsank gerade als Ardshuna herankam.

Krishna hatte die Noth des Gegners erspäht. Heiße Thränen entpreßte dem Karna der Zorn, daß sein Wagen unbeweglich blieb bei dem langersehnten Begegnen. Er sprang zu Boden, und halt ein zu schießen, rief er, bis ich das Rad vom Schlamme frei gemacht! Aber Ardshuna schoß dennoch. Da griff auch Karna nach dem Bogen, und am Arm getroffen sank Ardshuna besinnungslos zurück. Den wehrlos Betäubten mochte Karna nicht erschlagen, sondern bis der sich erholte, wollte er den Wagen frei machen. Aber Krishna zog den Pfeil aus Ardshuna's Arm, besprach die Wunde, und gegen den waffenlosen Karna, der eben mit beiden Armen das Rad seines Wagens emporschob, entsandte Ardshuna auf Krishna's Rath den Pfeil, der wie eine Schlange jenem in den Rücken drang, daß der Held leblos mit dem Angesicht auf den Wagen sank. Den Durjodhana entrückte ein Gott in einen kühlen Teich, während all der Rest seiner Tapfern bis auf drei Führer erlag. Die Panduinge erhoben den Löwenschrei und Siegesgesang. Judhishthira aber wollte die Huldigung nicht annehmen, bis Durjodhana gefunden sei. Und wie sie ihn im Teich erblickten, erhoben sie ein Hohngelächter. Aber der König sprang aus dem Schlummer empor, die Eisenkeule schwingend, zu fechten bereit, wenngleich die Herrschaft keinen Werth mehr für ihn hatte, seit alle seine Freunde und Brüder erschlagen waren. Er rief gegen den Nebenbuhler:

> Das Reich der Erde wonach du stets gelechzet hat, ich schenk' es dir,
> Doch nun zum Kampfe fordr' ich euch um meiner Ehre, meiner Pflicht
> Getreu zu sein. Ich stehe allein, des Wagens und des Rosses bar,
> Euch allen gegenüber, die ihr mit allem wohlgerüstet seid.
> So kommt denn, wie die Wochen heran zum Jahre ziehn und doch das Jahr
> Sie alle verschlingt, wie die Sterne der Nacht dem Tagesstern entgegenziehn
> Und alle erbleichen, wenn sie erscheint die Sonne mit des Morgens Licht.
> Ihr aber, herrliche Helden, die ihr für mich zum Tode gegangen seid,
> Ihr Freunde und Verwandte gesammt, ihr treuen Krieger ohne Zahl,
> Euch will ich rächen; der Panduinge Schar soll fallen jetzt von meiner Hand.

Judhishthira aber erwidert: der Kampf sei gleich. Dir, dem Einen, stelle sich auch einer zum Keulenkampf. Das Reich sei des Siegers. Und aus den Panduingen erhob sich Bhima um mit der Keule zu fechten. Wie Stiere mit der Hörner Wucht stürzen die Helden aufeinander los, die Erde erdröhnt von den

Streichen, Funken sprühen in der Luft. Sie springen rechts und links um dem Streich auszuweichen oder des Gegners Blöße zu erspähen, selbst einander bewundernd als ob sie nur im Spiel des Fechtens Meisterschaft erproben wollten. Endlich trifft Durjodhanas Keule, aber Bhima wankt nicht; doch wie er zu neuem Streich ausfällt, springt der König zur Seite, und die Keule fährt dumpfdröhnend zur Erde. Ehe Bhima neue Kraft sammelt, stößt ihn Durjodhana mit Macht auf die Brust; einen Augenblick schwinden ihm die Sinne, aber in doppeltem Grimm, wie ein Löwe auf den Elefanten, stürzt er sogleich wieder auf den Gegner. Ein sausender Wind entstand wie er die Keule im Wirbel schwang; behend wich abermals der König aus und traf abermals Bhima's Brust, daß dieser blutend auf die Knie sank. Da gab ihm Ardshuna einen Wink, indem er an die Schenkel schlug, und Bhima zerschmetterte mit ungeheuerm Keulenschlag die Knochen beider Schenkel dem Kuruing, daß der Männertiger wie eine Eiche zu Boden stürzte. Freudefunkelnden Blicks setzte Bhima den Fuß auf das Haupt des Löwen. Nun möge Judhishthira die Erde mit Glück beherrschen, das Reich sei sein! rief der Sieger, aber Durjodhana warf den Gegnern mit brechender Stimme vor, wie sie unehrlich gekämpft und mit schlechter List oder gegen Heldensitte den Bhishma, den Karna und nun ihn überwunden. Er aber sterbe wie ein Held es wünsche im Dienst der Pflicht, und steige von der Schar der Freunde begleitet zu den Göttern empor. Ein leuchtender Glanz, ein Donner vom Himmel gab das Zeichen der Götter zur Bestätigung seiner Rede. Nur Krishna rühmte sich seiner schlauen Anschläge. Und wie die andern ins Lager eindrangen und all die Schätze sahen, da lobten sie gleichfalls den Listigen.

Doch die Rache war nahe. Die drei noch übrigen Helden aus Durjodhana's Heer, Kritavarman, Kripa, Asvatthaman, fanden den König noch lebend. Er freute sich als er die Freunde noch wohlbehalten sah, er wies sie auf die Vergänglichkeit alles Irdischen, wie jetzt auch er statt der huldigenden Diener von hungerigen Wölfen mit funkelnden Augen umringt sei. Aber doch sollten sie nicht um ihn klagen, er habe muthig und ehrlich gekämpft und werde im Himmel selig sein. Er weihte den Asvatthaman zum Führer, und die Helden umarmten am Boden den Durjodhana und bargen sich im Walde. Der rachedürstende Asvatthaman konnte nicht schlafen und sah wie ein Uhu leise auf

eine schlummernde Krähenheerde herabschwebte und eine nach der andern tödtete. Die Nachteule wies ihm den Weg. Er weckte die Genossen und sie drangen heimlich ins Lager und erschlugen die schlafenden Feinde oder bestanden siegreich die Erwachenden bis alle gefallen waren und es am Morgen im Lager wieder so still war wie am Abend. Durjodhana athmete noch als er die Kunde vernahm, und rief den Tapfern Heil zu und die Hoffnung des Wiedersehens.

Noch findet das Ganze einen prachtvollen Nachhall. Der alte Dhritarashtra herrscht nach dem Tod der jugendlichen Helden in Hastinapura, aber er zieht sich bald mit seinem Weibe, mit den Witwen und Schwestern der Erschlagenen an das Gangesufer zurück. Zu ihnen kommen einmal später die andern Verwandten der Gefallenen zum Besuch und reden von Gatten, von Söhnen und Brüdern, die sie in der Völkerschlacht verloren. Da tritt der weise Seher Vjasa unter die Trauernden und spricht: Heute will ich eueren Gram heilen. Geht alle zum Ganges und badet und dann sollt ihr die Verwandten sehen die ihr beweint. So stiegen sie zum Strand hinab und Vjasa sprach: Diese Nacht erblickt ihr was ihr ersehnt. Und der Tag ging ihnen so langsam dahin daß er ihnen wie ein Jahr deuchte. Als aber die Sonne hinabgesunken, da stiegen sie in die Gangesflut und badeten, und stellten sich dann zu Vjasa. Nun stieg auch er in das Wasser, badete und betete, und rief mit Namen die Gefallenen, einen nach dem andern. Da begann der Strom zu wallen und zu schäumen, und man vernahm ein großes Getöse, das aus den Wellen sich erhob, als ob alle die erschlagenen Männer wieder lebendig würden und sie und ihre Elefanten und ihre Rosse in ein lautes Geschrei ausbrächen und alle Trommeln und Drometen beider Heere gegeneinander erklängen. Staunen ergriff die ganze Versammlung bei diesem mächtigen Sturm, und von Schrecken und Furcht waren manche niedergeworfen, als sie plötzlich Bhishma und Drona in vollem Waffenglanz auf ihren Streitwagen sitzen sahen, und mit diesen stiegen die Heere aus den Wellen empor, geordnet wie am ersten Tage der Schlacht. Zuvörderst kam Asimanju Ardshuna's Sohn und die fünf Söhne der Draupadi und der Sohn Bhima's, dann Karna, Durjodhana, Duhsasa und die andern Söhne Dhritarashtra's, alle auf ihren Wagen und im Gefolge ihrer Kriegsmannen. Alle erschienen sie in großer Herrlichkeit, schöner und glänzender denn sie im Leben

gewesen, und alle kamen mit ihren Rossen und Wagen, Bannern und Waffen. Und es war vollkommene Freundschaft unter ihnen, denn alle Feindschaft hatte aufgehört. Ihnen allen schritten ihre Sänger und Preisredner voran, die ihre Thaten rühmten, und Jungfrauen umschwebten sie mit Tanz und Liederklang. Als nun die Helden aus dem Strome gekommen, da waren ihre Witwen, Waisen und Verwandten überglücklich, und blieb keine Spur des Grames zurück. Die Witwen gingen zu ihren Gatten, die Töchter zu den Vätern, die Mütter zu den Söhnen, die Schwestern zu den Brüdern, und all das Leid der fünfzehn Jahre seit der Schlacht war vergessen im Entzücken des Wiedersehens. So verging ihnen die Nacht in der Fülle der Freude; doch als der Morgen graute, stiegen die Todten wieder auf Wagen und Rosse und verschwanden. Und Vjasa der Weise sprach: Welche Witwen mit dem Gatten sich wieder vereinigen wollen die mögen es thun. Und die Witwen alle badeten im Ganges, küßten die Füße Dhritarashtra's und seiner Gemahlin, und dann ließen sie sich von den Wellen forttragen, und durch das Gebet Vjasa's gingen sie ein wohin sie verlangten, zu ihren Gatten ins Land der Seligen. — Vjasa ist der Sage nach der Sänger, der Ordner der Heldenlieder; wie großartig schön stillt er den Schmerz des Lebens durch den Trost der Poesie in der Verklärung welche sie den Helden verleiht, indem er die Todten in ihrer ewigen Herrlichkeit erscheinen läßt wie sie in seinem Gesang fortdauern und fortan vor dem geistigen Auge der Nachwelt stehen!

So endet gleich der Nibelungen Noth das indische Lied vom Völkerkampf als eins vom Völkeruntergang. Und gleich der deutschen Kudrun finden wir einen herrlichen Gesang der Liebestreue von einer Innigkeit und Zartheit des Gefühls, von einer Feinheit und Klarheit der Seelenmalerei in der Ruhe und Bewegung des Gemüths, von einem sittlichen Edelsinn, daß das Werk zu den Perlen aller Dichtung gehört, — Nal und Damajanti. Glücklicherweise hat die Ueberarbeitung nicht tief gegriffen, die alten Götter sind geblieben und einige rationalistische, phantastische oder geistliche Zusätze sind leicht auszumerzen. Goldgeflügelte Gänse, gleich den Schwänen und Schwanjungfrauen unserer Sagen, singen der Königstochter im Vidarferland, Damajanti, vom König Nal, der schön sei wie einer des Asvinen: die Einzige mit dem Einzigen sollte zu ihrem Heil verbunden sein. Da erfaßte ein Sehnen der Jungfrau Herz, und ihr Vater berief die Fürsten

von nah und fern, daß die Tochter sich den Gatten wähle. Da machen auch die Welthüter, die vier großen Götter, sich auf, und treffen Nal auf dem Wege, und verwundert über den Glanz seiner Herrlichkeit rufen sie ihn an, daß er, der treu und wahrhaft sei, ihnen eine Botschaft bestelle, — daß er Damajanti ankündige Indra, Agni, Varuna, Jama werben um sie, ihrer einen möge sie wählen. Er hat versprochen ihnen zu Gefallen zu sein, sie halten ihn beim Wort, er besteht den Conflict und verrichtet den Auftrag: die Liebliche, Zartgliederige möge nun thun was sie wolle. Sie erklärt sich für Nal. Und als die Götter in Nala's Gestalt im Saal stehen, betet sie zu ihnen daß ihre Augen aufgethan werden und sie den Geliebten erkenne. Die Götter geben Brautgeschenke, und Nal gelobt der holden Gemahlin stets ihres Wortes achtsam zu sein und nie von ihr zu lassen. Aber Kali, der Dämon des Neides stellt den Glücklichen nach. Dem alten Liede genügt die Gefahr des Glücks um es zu erklären daß eine Leidenschaft dämonische Gewalt über den Menschen gewinne, daß spätere Brahmanenthum schob das absurde Motiv nach äußerlichen Reinheitsceremonien unter, daß Kali Macht gewonnen als Nal einmal in urinnassen Boden getreten. Nal ergibt sich der Spielsucht, vergebens warnen die Freunde, die Räthe des Reichs, der Wagenlenker; da mahnt ihn Damajanti an sein Gelübde daß er auf ihr Wort achten wolle. Er spielt fort. Sie sendet die Kinder zu ihren Aeltern. Als Nal sein Reich verloren hat, will er doch Damajanti nicht aufs Spiel setzen, sondern legt den Königsschmuck ab und verläßt das Schloß. Schweigend folgt ihm Damajanti in die Wildniß, und theilt ihr Gewand mit dem Gatten, sodaß sie unter Einem Mantel weiter ziehen. Er weist ihr die Wege nach dem Schloß ihrer Aeltern, aber sie erwidert mit zitterndem Herzen, mit thränenerstickter Stimme:

Mein König, wenn du müde bist, mein Gatte, wenn dich Hunger quält,
Und wenn du an verlornes Glück im Walde hier mit Kummer denkst,
Dann laß zu deiner Pflege mich, zu deinem Troste bei dir sein.
Der Aerzte beste Arzenei ist für den Mann doch nicht so gut
In jedem Leid, in jeder Noth als ein geliebtes treues Weib.

Als aber Damajanti einmal im Walde schlummert, fürchtet Nal sie möge zu Grunde gehen wenn sie bei ihm bleibe, wenn sie sich aber allein finde, dann hofft er werde sie zu ihren Aeltern heimkehren; er läßt sie mit der Hälfte des Kleides zurück. Mit tiefster Rührung hören wir die Klage der erwachenden Verlassenen,

nicht um sich selber, sondern um den Gemahl, der doch gelobt nie von ihr zu scheiden. Eine Schlange umwindet sie, der Jäger, der das Unthier erlegt, entbrennt von Leidenschaft zu ihr, fällt aber wie vom Blitz getroffen durch das Wort der Reinen zu Boden. Sie fragt beim Tiger und bei dem weitschauenden Berg nach Nal, und schließt sich an eine Karavane an. Da aber des Nachts eine wilde Elefantenheerde in dieselbe verwüstend eingebrochen, wird Damajanti wie eine Sünderin, solcher Noth Urheberin verstoßen. Einsiedler weissagen ihr Erneuerung des verschwundenen Glücks, und der Asokabaum — der Name bedeutet kummerfrei — fängt zu blühen an als sie ihn anfaßt und um ein Zeichen bittet, daß er sie kummerfrei mache. Sie verdingt sich als Magd bei der Königin von Dshedi, an Nal still denkend, vertraueneinflößend, auch im schlechten Gewande leuchtend wie hinter Wolken der Vollmond.

Nala indessen sinnbethört fortirrend kommt an einen Flammenwall, aus dessen Mitte er seinen Namen rufen hört. Furchtlos dringt er durch und rettet den Schlangenfürsten Karkotaka, dessen Biß dem Dämon in Nal zur Qual wird, und Nal's Gestalt häßlich und unkenntlich macht. Nal, sagt er, soll sich bei König Rituparn als Wagenlenker verdingen, der werde ihm die Zahlenkunst verleihen und damit werde er Reich und Weib wiedergewinnen. Ich sehe im Gang durchs Feuer ein Symbol innerer Reinigung, Nal's ganze Wanderung mit ihren Schmerzen ist ein solcher; er verliert äußerlich seine Schönheit, weil er sie innerlich eingebüßt; weil er sich nicht selbst beherrschte, muß er andern gehorchen; durch Selbsterniedrigung und freiwillige Dienstbarkeit erlangt er die Selbsterhöhung. Als Fuhrmann Vahuka denkt er der treuen Gemahlin, und wenn alles still worden des Nachts singt er den Vers:

Wo weilt die Tugendreiche jetzt in Hunger, Durst und Müdigkeit?
Und denkt sie dieses Thoren noch, oder ist sie einem andern hold?

Indeß sendet Damajanti's Vater Boten aus nach ihr und Nal. Einer sieht sie bleich und abgemagert im Gefolge der Königin von Dshedi, und überlegt ob sie es sei:

So wie ich einst die Holde sah mit rundem Vollmondsangesicht,
In Schönheitsfülle alles erleuchtend, wie Sri, des Glückes Göttin, selbst,
So ist sie's nicht, sie leuchtet nur wie wenn des Neumonds schmaler Streif

Verhüllt erscheint von schwarzen Wolken, wie eine Lilie zart und fein,
Die aus dem klaren Teich gerissen vom Sonnenstrahl getroffen wird.

So kam Damajanti zu den Aeltern. Und Nal's gedenkend schickte sie Boten aus das Lied vom Spieler zu singen der die Gattin mit halbem Gewand allein gelassen, der sich der Weinenden erbarmen solle. Da am Hofe Rituparn's sagt der Wagenlenker seufzend dem Träger der Botschaft:

Es hüten edle Frauen fürwahr, wenn auch ein herb Geschick sie trifft,
Die guten, die den Himmel verdienen, sich selber durch sich selbst allein.
Wenn auch der Gatte sie verläßt, sie grollen doch und zürnen nicht.
Der Tugend lichter Harnisch schirmt ihr Leben gegen jede Noth.
Und diese die ein Glückverlaßner, ein Thor im Walde schlafend ließ,
Ob Gutes oder Schlimmes sie von ihm erfuhr, sie mög' ihm doch
Nicht zürnen, ihrem Gatten, der des Reichs beraubt im Elend lebt.

Das vernahm Damajanti mit Thränen, und griff nun zu der List daß sie dem König Rituparn melden ließ, da Nal verschollen sei, wolle Damajanti des andern Tags wieder einen Gatten wählen. Nal verspricht in einem Tage hinzufahren. Varshneja wird noch mitgenommen, Nal's früherer Wagenlenker, der den Herrn an seinem Fahren erkennt. Und wie die Rosse windschnell dahinbrausen, verwundert sich König Rituparn, und verspricht dem Nal für die Wagenkunde die Zahlenkunde die er selbst besitzt, kraft der er sofort angibt wie viel Früchte an einem Baume hängen. Wie Nal die Zahlenkunst besitzt, fährt zitternd der böse Geist aus seinem Leibe: die Macht des Maßes treibt die Leidenschaft aus oder bändigt sie. Kali sagt noch daß er alles gelitten was Damajanti erduldet, daß ihr Fluch ihn hart bestraft, — wie der Böse alles sich selber zum Schaden thut was er andern Uebles zufügt.

Und am Abend wieherten die Rosse Nal's, die einst Varshneja mit den Kindern zu Damajanti's Aeltern gebracht, und Damajanti selber hörte das Räderrollen, das Wagendröhnen, und ihr Herz schlug lauter vor Freude; er ist's der Männerkönig Nal! Sie weiß von keinem erlittenen Unrecht, er hat sie nie beleidigt, er war immer edel und gut! Als Rituparn aber anlangt, schaut sie sorgenvoll vom Dach herab, denn sie sieht den Gatten nicht. Sollte ein anderer fahren wie er? Sollte er der misgestaltete Wagenlenker sein? Sie läßt von Nal jenes Botenwort wiederholen, da wiederholt auch er weinend seine Erwiderung. Nun heißt Dajamanti auf alles merken was er thut. Enge und

niedere Pforten werden vor ihm weit und hoch, er sieht die Töpfe an und sie füllen sich mit Wasser, er wirft Stroh auf das Holz und die Flamme schlägt lichterloh empor. Das waren die Hochzeitsgaben der Welthüter an Nal. Und das Fleisch das er gebraten, kostet die Gattin und erkennt ihn auch daran. Sie ließ die Kinder zu ihm bringen. Er umarmte sie lautschluchzend. Nun ließ ihn Damajanti holen nnd stand in dem halben Mantel vor ihm wie er sie verlassen. Da konnte er sich nicht halten, bekannte seine sinnverwirrende Leidenschaft, seine Schuld, fühlte sich aber entsühnt und frei, alles Leides los, und eilte in Sehnsucht zur Gattin. In ihren Armen hatte seine Gestalt wieder ihre frühere Herrlichkeit und voll Entzücken drückte er Damajanti ans Herz. Der Zahlenkunst mächtig gewann er dann sein Reich wieder, und beide, im Leid bewährt, lebten selig wie die Götter.

Gern bekennen wir mit A. W. Schlegel daß dies Gedicht an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenschaft wie an Hoheit und Zartheit der Gesinnungen unübertrefflich sei. Hier ist echte Naturpoesie und zugleich künstlerische Durchbildung im Ganzen und Einzelnen. Hier empfinden wir jene reine edle Rührung, die nur das vollendet Schöne weckt, in welchem alle Gegensätze sich lösen und die Liebe als der Grund und das Band aller Dinge, der Sieg der Harmonie im Sieg des sittlichen Geistes sich offenbart. Im märchenhaft Naiven liegt ein hoher Sinn, das phantastisch Wunderbare deutet sich leicht als das poetische Gebilde tiefer Gedanken, und ohne daß der Dichter hervortritt hat er das Ganze mit der Innigkeit seiner Empfindung durchdrungen, sodaß ein seelenvoller Zauber ihm alle Herzen gewinnt.

Ein liebliches Bild von der Liebe Macht gibt auch die kleine Erzählung von Rishiasringa. Er ist der fromme Knabe eines Büßers; wenn es gelingt ihn aus der Waldeinsiedelei in die Stadt zu locken, dann wird dem Lande der ersehnte Regen wieder kommen. Aber kein Mädchen will das wagen, bis auf des Königs eigenes Töchterlein. Dem holden Kinde wird ein Schiff mit Blumen und Bäumen gerüstet und so ging die Fahrt zum Büßerhain. Rishiasringa huldigte mit seinem Gruß dem Mädchen, und wollte es wie einen himmlischen Gast anbeten; aber Santa faßte den blöden Knaben am Halse, schlang den Arm um ihn und küßte ihn herzlich. Dann floh sie auf das Schiff zurück. Der Knabe beichtete dem heimkehrenden Vater:

Ein Schüler mit geflochtenen Haaren war hier, ganz weiß von Angesicht,
Mit schwarzen Augen, lächelndem Munde, mit schmalem Leib und hoher Brust;
Wie wenn im Mai der Kokila singt, so lieblich klang es wenn er sprach,
Und um ihn schwebte köstlicher Duft, wie wenn der Wind im Lenze weht;
Von unsern Früchten aß er nicht und trank aus unserm Brunnen nicht;
Er gab mir andre Früchte, die schmeckten so herrlich, und von seinem Trank
Wie ich ihn kostete ward mir so wohl, der Boden fing zu wanken an.
Dann faßte mich der Knabe am Haar und zog mein Haupt zu sich hinab,
Und setzte seinen lieblichen Mund auf meinen Mund, und machte da
Ein klein Geräusch; das machte daß mir ein Schauder durch die Glieder fuhr.
Nach diesem Schüler sehn' ich mich, wo er ist möcht' ich immer sein;
Mir ist in meinem Herzen so weh, seit ich ihn nicht mehr sehen kann.
Die Buße die der Knabe gelernt die möcht' ich lernen, die gefällt
Mir besser als die Buße die du, mein Vater, mich gelehret hast.

Der Vater warnt den Sohn vor bösen Geistern in gleißender Hülle, und eilt zornig sie zu suchen. Da kam die Königstochter wieder, Rishiasringa folgte ihr auf das Schiff, fuhr mit ihr weg, und wie er ausstieg, strömte der erwünschte Regen, und der König vermählte ihm die Tochter. Aber ergrimmt eilte der Einsiedler einher. Doch wie er fröhliche Hirten und glückliche Bauern fand, die den Segen dem Rishiasringa dankten, da klang es ihm schon wohl in den Ohren, und kühlte sein Zorn sich ab, und wie er endlich den Sohn und die liebliche Maid so glücklich sah, da konnte er nicht fluchen, da erhob er die Hände zum Segnen.

Statt der Kämpfe der Indier untereinander hat das Ramayana ihre Ausbreitung unter den Urbewohnern des Landes nach Süden hin und ihren Streit mit denselben zum Inhalt; die Thaten Rama's werden in die Zeit vor dem großen Bürgerkriege gesetzt, aber die Darstellung trägt ein späteres Gepräge als die ursprüngliche Dichtung im Mahabharata. Der Gegenstand liegt schon ferner, die Phantasie hat aus den nicht arischen Stämmen schon Affen und Riesen gemacht, die Thaten werden schon mit wunderbaren Waffen vollzogen, die Abenteuerlust, die Kampfesfreude waltet nicht mehr um ihrer selbst willen, sondern stellt sich in den Dienst religiöser Pflicht, und Ergebung, Gehorsam, Opfer gelten mehr als der Trotz auf selbständige Heldenkraft. Der milde Sinn, der betrachtende Geist des Indierthums ist schon erwacht, von einer friedlichen Seelenstimmung aus werden die alten Ge-

schichten dargestellt, und es ist ein Unterschied der beiden Epen etwa wie des Parcival und der Gralsage vom Nibelungenlied.

Das Ramayana ist von einem kunstverständigen Dichter, Valmiki, entworfen und planmäßig ausgeführt, die spätern Anlagerungen sind leicht zu erkennen; so gleich der ganze erste Gesang, der den Rama zur Verkörperung Vishnu's macht. Das alte Lied beginnt damit daß er von seinem Vater Dasaratha zum Thronfolger in Ajodhja (Oude) geweiht werden soll. Der König hatte drei Frauen, Kausalja, Sumitra, Keikeja, und von jeder einen Sohn, Rama, Lakshmana, Bharata. Einst hatte ihn die Keikeja aus dem Schlachtgetümmel gerettet und seine Wunden geheilt und da gelobte er ihr die Gewährung zweier Bitten. Eine buckelige Sklavin reizt nun die Keikeja daß sie von dieser Zusage jetzt Gebrauch macht und die Krönung ihres Sohnes, die Verbannung Rama's fordert. Schon hier ist der anfängliche Widerstand, die Ueberredung und dann der veränderte Sinn der Königin in wohlgelungener Seelenmalerei geschildert. Noch lebendiger wird die Darstellung wenn dann der König die Keikeja ohne Schmuck auf bloßer Erde wie einen ausgerauften Blumenstock liegen sieht, nach ihrem Kummer fragt, ihr von neuem der Wünsche Erfüllung gelobt beim Haupte Rama's, ohne den er nicht einen Tag leben könne, und nun die verhängnißvolle Bitte erfährt. Wie ein gefällter Baum, wie eine verzauberte Schlange liegt der König am Boden und fleht zum Weibe um Mitleid. Was habe ihr Rama gethan, der Reine, der ebenso Milde als Tapfere, der Gehorsame, Fromme? Wol möge die Welt eher ohne Sonne und der Reis ohne Wasser gedeihen, als er ohne Rama leben könne; und dessen Einsetzung sei schon verkündigt. Kalt erinnert sie ihn daran daß er sein Wort halten müsse.

Am andern Morgen ist alles zur Feier bereit, nur der König fehlt. Sein Wagenlenker tritt an das Lager des noch Regungslosen.

Sowie der Ocean sich freut, wenn sich das Tagesgestirn erhebt,
So laß, o König, selbst erfreut uns deines Anblicks frohe sein.
Wie strahlenhell der Sonnengott die hehre Wesenträgerin,
Die Erde wach am Morgen ruft, erweck' ich nun, o König, dich.

Da hört er das Geschehene und beruft den Rama ins Gemach. Dem streut das Volk Blumen und beglückwünscht sich ob der Tugend des neuen Herrschers, als er zur Burg des Vaters

geht. Wie er diesen in schweigender Trauer erblickt, und Keikeja ihn fragt ob er erfüllen wolle was Dasaratha ihr verheißen, erklärt er sich bereit für den Vater ins Feuer zu gehen, und als er erfährt, daß er statt den Thron zu besteigen sich verbannen soll, kennt er nichts Heiligeres als Gehorsam gegen die Aeltern; den alten Weisen strebt er nach und jagt nicht nach irdischem Gewinn. Er tröstet die eigene Mutter, die in freudestrahlender Hoffnung ihn als König begrüßen wollte. Aber der Bruder Lakshmana mag von einer Ergebung in das Schicksal nichts hören. Das sei kein Götterwille daß der Schlechtere herrsche und der Bessere in den Wald gehe, sondern ein schlau ersonnener Verrath, dem man widerstehen müsse.

Wer furchtsam ist und ohne Kraft, der füge sich in sein Geschick,
Wer tüchtig ist mit eigner Kraft das Schicksal zu bewältigen,
Der ist ein Mann, den nie ein hart Verhängniß seines Glücks beraubt.
Die Welt soll heut von meiner Kraft des Schicksals Macht bewältigt sehn.

Er will Rama krönen, den Vater und die Mutter statt seiner verbannen. Aber dem Ausbruch des Heldentrotzes erwidert Rama, er kenne des Bruders Muth und Treue; doch hier gelte das Gebot der Pflicht.

Es sollte freilich stets die Pflicht mit Glück und Lust vereinigt sein
Wie eine treue Gattin, die umgeben von den Kindern ist.
Wenn sie geschieden aber sind, so handle wie die Pflicht gebeut.
Wie kann der Götter Huld ein Mensch erwerben, die ihm ferne sind,
Wenn er nicht achtet auf das Wort des Vaters, der ihm nahe ist?

Er will nicht Ruhm und Seligkeit verlieren, indem er irdische Macht für kurze Lebensfrist erwähle. Segnend entläßt ihn die Mutter. Er geht zu Sita, der geliebten Gattin. Als er sie sieht, entfärbt sich sein Angesicht und der Schmerz prägt sich in seinen Zügen aus. Erschrocken fragt sie warum seine Stirn nicht mit Milch und Honig genetzt sei, kein Herold und kein Sänger ihm voranziehe, kein Volk ihm nachfolge, sein Aussehen so traurig sei. Er erwidert daß er komme um sich von ihr zu verabschieden. Sie möge züchtig und gottesfürchtig am Hofe leben, bis er nach 14 Jahren wiederkehren dürfe. Doch Sita will Glück und Leid mit dem Gemahl theilen.

Nur dem Gemahle soll das Weib im Leben folgen und im Tod.
Wenn heute du, o Rama, wirst hinaus zum wilden Walde gehn,
So brech' ich vor dir her das Gras, daß nicht ein scharfer Halm dich sticht.
Jahrhunderte verschwinden mir, wenn ich bei dir bin, wie ein Tag,
Und ohne dich kenn' ich kein Glück und keinen Himmel ohne dich.

Er gedenkt der Noth und Entbehrungen im Walde, der wilden Thiere, der Flüsse und Sümpfe, der Nattern und des Gewürms; sie erwidert mit Stolz und Liebe:

Ermüden werd' ich nicht! Mit dir geh' ich als wär's auf Teppichen.
Die Dornen scheinen Seide mir und Stacheln rühr' ich an wie Sammt,
Wenn ich dir folge, und den Staub, der mich im Sturm umwirbeln wird,
Acht' ich dem besten Sandel gleich. O welche Wonne auszuruhn
Auf weichem Mooseshügel und auf grünem Rasen ausgestreckt.
Die Wurzeln und die Früchte die du selber brichst und selbst mir reichst.
Sei's wenig oder viel, es wird mir schmecken wie Ambrosia.

Da will auch Rama sein Glück nicht verhindern, das ihm ihre Nähe gewährt. Auch sein Bruder Lakshmana will nicht von ihm lassen. Die beiden Gatten vertheilen ihre Habe an die Armen und die Priester und verabschieden sich vom alten König. Der will ihnen ein großes Gefolge mitgeben; aber Rama wünscht nicht Glück und Macht, sondern daß er schuldlos bleibe und das gegebene Wort des Vaters gehalten werde. Er hat der Welt entsagt, was soll ihm das Gefolge? Was hat der Zaum für Reiz, wenn man das edle Roß verschenkt hat, oder wer grämt sich um die Sattelgurt, wenn er den Elefanten hingibt? Nur Schwert und Bogen will er mitnehmen. Nachdem sie einander Lebewohl gesagt, rufen Kinder und Greise aus dem Volk nach Rama wie Dürstende nach dem Quell. Langsam möge der Wagenlenker fahren, daß sie die geliebten Züge seines Angesichts noch einmal sehen. Aber Rama hieß ihn die Rosse antreiben. Der alte König sank zur Erde als er die Gestalt des Sohnes in der fernen Staubwolke nicht mehr erkannte. Kausalja pflegte sein.

Wenn Rama auch es einen Augenblick beklagt daß er nicht fürderhin an der Saraju Ufern jagen könne, er getröstet sich der Hoffnung einer Wiederkehr, die ihn den Aeltern vereine ohne daß jemand Schuld auf sich geladen. In der Wildniß fragt ihn Sita nach Bäumen und Blumen, und sie freuen sich der Herrlichkeit des einsamen Urwaldes im Blütenschmuck des Frühlings

mit dem Gesang der Vögel, den würzigen duftigen Hauchen des Windes, den rauschenden Wassern; sie bauen sich eine Hütte und verlangen aus dieser wonnigen Natur nicht in die Stadt zurück.

Der König Dasaratha starb bald vor Gram, denn er sehnte sich nach dem Sohn; die Wunde von Feindeshand ist zu tragen, aber nicht das selbstverschuldete Herzeleid. Und er fand daß er eine Sünde der Jugend zu büßen habe, da er auf der Jagd unvorsichtigerweise den einzigen Sohn eines Blinden erschossen, und nun den Schmerz der Verlassenheit selber fühlen müsse. Kausalja bestieg den Scheiterhaufen mit der Leiche des Königs, ihres Gatten. Bharata ward berufen vom Reich Besitz zu nehmen. Er verweilte bei den Schwiegerältern im Norden, und unkundig des Geschehenen verwunderte er sich wie es so still und öde zu Ajodhja sei; keine Laute erklang, keine bunten Kränze schmückten Tempel und Märkte. Als er die Verbannung Rama's hörte, nannte er seine eigene Mutter, die arglistige Keikeja, eine Mörderin, die sich einen Strick um den Hals binden möge, da nirgends mehr ein Heil für sie sei. Nicht er, Rama, der Aeltere, Vortrefflichere, soll König werden. Er will den Edlen zur Stadt zurückbringen wie das Opferfeuer auf den Herd, und Verzeihung für Keikeja von ihm erbitten.

Im Walde aber wo die drei Verbannten ihr Mahl verzehrten, vernahm man ein Getöse, daß die Vögel aufflatterten, die Hirsche flohen, die Büffel sich umsahen und die Löwen aus der Höhle kamen. Lakshmana bestieg einen Baum, und rief von oben Sita solle in die Hütte gehen, Rama das Feuer auslöschen und Pfeil und Bogen ergreifen, ein Heer nahe, der Feind sei da, wie freudig wollten sie die schlagen die sie ins Elend hinausgestoßen! Aber Rama beschwichtigte den Bruder. Gewiß komme Bharata nicht in böser Absicht; auch den Himmelsthron aber möge er durch kein Unrecht erlangen. Und Bharata bückte sich bis zu Rama's Fuß, Rama aber nahm ihn bei der Hand und küßte ihn und fragte nach dem Vater. Weinend meldete Bharata dessen Tod. Rama tröstete die andern mit der Erinnerung an des Vaters wohlvollbrachtes Leben und mit den Gedanken die seitdem in Indien so geläufig geworden.

Wie jede Frucht, indem sie reift, dem sichern Fall entgegengeht,
So kommt der Mensch von der Geburt dem Tode näher jeden Tag,
Und wie ein festgestütztes Haus doch endlich morsch zusammenbricht,
So schwindet auch der Mensch dahin, dem Tod und Alter unterthan.

Die Nacht, die abgelaufene, sie kehret nimmermehr zurück,
Sie fließt vorüber wie der Strom der in den Ocean verrinnt.
Es schwinden unsre Tage hin, und aller Wesen Leben ist
Dem Dunste gleich zur Sommerzeit, den aufwärts zieht der Sonnenstrahl.
Was klagest du um andere? Dich selbst beklage, dessen Zeit
Und dessen Leben wo du stehst und wo du gehest, stets vergeht.
Denn dich begleitet überall der Tod; er setzt sich mit dir hin,
Und wenn du noch so ferne ziehst, der Tod kehrt wieder mit dir heim.
Der Sonne Aufgang wird begrüßt, man danket wenn sie untergeht,
Und man bedenkt nicht daß zugleich das eigne Leben kürzer wird.
Man freuet sich so oft der Lenz mit neuem Glanze wiederkehrt, —
Der Jahreszeiten Wechsel führt die Lebenden dem Tode zu.
Wie dort am Lotosblatte sich ein Tropfen Thaues zitternd hält,
So ist dem steten Falle nah' des Menschen zitternd Erdenglück.
Im weiten Meere treffen sich zwei Splitter Holz, — wie kurze Zeit
Sind sie zusammen, bis die Flut sie wieder auseinander treibt!
So Gattinen und Gatten auch, und Kind und Aeltern, Hab' und Gut;
Sie kommen heut zusammen wol, und morgen sind sie schon getrennt.

Darum heißt Rama das ewige Heil suchen und Gutes thun. Und Bharata bewundert diese Gesinnung, die Schmerz und Elend überwindet.

Wer ist den ich mit dir, o Held, in dieser Welt vergleichen kann,
Den nie ein Unglück niederschlägt und keine Freude trunken macht?
Dich Jüngling ehren Greise hoch und hören gerne was du sagst;
Du lebst als wärest du schon todt und Sein und Nichtsein ist dir gleich.

Rama nimmt des Bruders Vorschlag nicht an; er müsse vor allem das Wort wahr machen das er dem Vater gegeben habe.

Nur Treue und Mildthätigkeit ist Fürstensitte immerdar.
Auf Treue ruht das Königthum auf Treue steht die ganze Welt.
Nur Treue ist der Herr der Welt und jeder Segen ruht auf ihr.
Land, Ruhm und Glück und Ehre ist wonach das Menschenherz verlangt,
Sie folgen stets der Treue nach, drum trachte immer treu zu sein.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Du wohne glücklich in der Stadt, ich lebe froh im grünen Wald;
Dir kühle die erhitzte Stirn des gelben Schirmes Schattenwurf,
Mir fächelt kühlern Schatten noch der Eichen dichtbelaubtes Dach.
Der Mond sei ohne Lieblichkeit und ohne Eis der Himavat,
Es trete aus der Ocean, ich halte treu an meinem Wort.

So zeigt sich uns in Rama das Ideal des gottergebenen milden Sinnes, der Unrecht lieber leidet als thut, neben dem Ideal der männlichen und jugendlichen Heldenkraft in Bhishma und Karna. Nach dem Rathschluß der Götter besteht er die

Kämpfe mit den Riesen, indem er dazu Indra's Bogen und Schwert empfängt. Seine Wanderungen im Walde führen ihn zu verschiedenen Büßereinsiedeleien, und da gibt das Gedicht Gelegenheit zu spätern Einschiebungen der Legenden, welche die Macht der Weltentsagung und Selbstpeinigung feiern. Davon ist bei Rama selbst noch keine Rede, er freut sich ja der Schönheit des Waldes und lebt glücklich mit Sita in ihr. Einen Mittelpunkt gewinnen seine Kämpfe dadurch daß ihm der Riesenkönig Ravana von Lanka (Ceylon) die Gattin raubt. Er verbindet sich mit dem Affenkönig Hanuman, dessen Volk bei Ramesvara eine Brücke übers Meer nach der Insel schlägt, und nach siebentägigem Kampf mit Rama fällt der Riese. Sita beweist ihre Reinheit und Treue durch die Feuerprobe, und nach Verlauf der 14 Jahre kehrt Rama heim um den Thron seiner Väter zu besteigen.

So lang die Berge hoch ragen und Flüsse rauschen durch das Thal,
So lang wird von dem Ruhm Rama's Valmikis Lied nicht untergehn.

Mit diesem Wort verheißt der Sänger sich selbst die Unsterblichkeit. Die Sage macht ihn auch zum Erfinder des epischen Verses, des Shloka. Er habe einen Reiher durch einen Pfeilschuß fallen sehen und das Weibchen jammern hören, und dabei seine Verwünschung gegen den Jäger in diesem Maße ausgesprochen, indem aus dem Schmerz (Soka) die Bindung (Shloka), aus dem Leid das Lied entsprang. Das Metrum folgt dem schon in den Veden vorhandenen Grundsatze daß der Vers aus zwei Hälften besteht, deren jede in einem ersten Theil volle Freiheit der Längen und Kürzen gewährt und die Silben nur zählt, im zweiten aber eine bestimmte Folge des Rhythmus bewahrt. Der Shloka, ein sechzehnsilbiger Vers, hat dies Schema:

⏓⏓⏓⏓ ⏑––⏑, ⏓⏓⏓⏓ ⏑–⏑–

Also nach willkürlichen Anfängen einmal ein antispastischer, das andere mal ein iambischer Ausgang, am Schluß der ersten Hälfte ein ungelöster Gegensatz, der am Ende der zweiten sein Ziel in gleichem Gange erreicht. Freiheit und Ordnung wirken nicht ineinander, wie beim Hexameter, sondern liegen nebeneinander, und das Disharmonische, Schwere, Harte tritt immer wieder auf um in Harmonie überwunden zu werden.

Der Vers ist für uns nicht wohllautend; das obige Distichon und spätere Mittheilungen von Sprüchen geben Proben davon;

für längere Stellen hat Holtzmann passend den Grundton des Jambus beibehalten und ihm vor der Cäsur etwas raschere Bewegung durch einen anapästischen oder daktylischen Gang gegeben.

Das indische Epos ist wortreicher als das deutsche oder griechische, es gefällt sich in der Häufung der Bilder, und die Sprache wetteifert in kühnen Zusammensetzungen mehrerer Wörter zu einem Ganzen mit den Pflanzen die sich üppig wuchernd ineinander schlingen. Wohlklingende Beiwörter geben den Gegenständen mehr ihren Preis als daß sie bestimmt zeichneten wie bei Homer; selbst da fehlt die maßvolle Klarheit der Hellenen, wenn wir auch in Bezug auf Weitschweifigkeit und Wiederholung manches auf Rechnung der Ueberarbeiter setzen, oder es damit entschuldigen daß dem Hörer, dem beim Vortrag manches entgeht, die wiederkehrende Schilderung nicht so ermüdend ist als dem Leser, der das Werk vor Augen behält. Die Schilderung, mehr noch die Betrachtung macht sich neben der Handlung geltend, und gibt allerdings zugleich dem indischen Gedicht den eigenthümlichen Vorzug des Tiefsinns, des Gedankenreichthums. In den mitgetheilten Stellen suchte ich diese charakteristischen Züge zugleich hervorzuheben, indem ich die indische Phantasie für sich selber reden ließ.

Das Brahmanenthum.

Die Eroberung der Gangeslande hatte die Ausbildung eines Kriegerstandes und der Königsmacht zur Folge; das eigentliche Volk entwöhnte sich der Waffen und beschäftigte sich mit den Künsten des Friedens, indem es seßhaft wurde. Es erfuhr die Einflüsse der Natur, die nun eine geistige Uranlage der Indier zu voller Entwickelung brachten, ich meine die Liebe zur Ruhe, zur Betrachtung, die sich bald in ein gegenstandloses Hinbrüten verliert, bei welchem dem Denken alle bestimmten Gedanken ausgehen und der Mensch wie ein Wassertropfen im Meer des Unendlichen versinkt. Die Glut der Sonne, die Schattenkühle der Wälder, ihr Reichthum an wildwachsenden Früchten luden zu einem Leben der Muße; die Ueppigkeit und Pracht des Pflanzenwuchses, die Mannichfaltigkeit der Thierwelt, die Herrlichkeit der Landschaft, der unablässige Wechsel des Keimens, Blühens und Welkens erregte die Phantasie zum Wetteifer in einer überwuchernden Bilderfülle, erregte den Geist zum Nach-

denken über den einigen Grund dieser wunderbaren Vielheit, über das Bleibende in diesem Rausch des Entstehens und Vergehens. Ein tiefes Naturgefühl aber war zu allen Zeiten Grundzug des indischen Wesens; und darum waren die Natureinflüsse wol nirgends mächtiger als hier. Die Priester, deren Stand sich allmählich aus den vedischen Familien von Sängern, Weisen und Opferern gebildet und einig zusammengeschlossen hatte, wurden die Träger dieser neuen Cultur. Je mehr das ganze Volk dem Zuge derselben folgte, desto eher konnten sie zum höchsten Ansehen emporsteigen und das Uebergewicht über die kriegerischen Edeln gewinnen. Dies geschah nicht ohne manchen Kampf, und vollzog sich so daß die Brahmanen nicht nach weltlichem Glanz und äußerer Macht trachteten, sondern sich an der obersten Würde und der geistigen Führung genügen ließen, während Weltentsagung und Vereinigung mit dem Ewigen auf dem Wege des einsamen Denkens zu ihren Pflichten gehörte. Sie beuteten die Ansicht der Veden daß Gebet und Opfer, in rechter Weise dargebracht, dem Willen des Menschen Einfluß auf die Götter gewähren, in ihrem Sinne dahin aus daß es auf bestimmte Formen und Formeln ankomme, daß ihre Geschlechter im Besitz derselben seien, von ihnen also das Heil in allen Unternehmungen abhange. Sie standen der Menge als Wundermänner gegenüber, von deren Wissen und Wirken Regen und Sonnenschein, Nachkommenschaft, Reichthum und Ehre abhänge. Sie galten für die sichtbare Erscheinung der Gottheit; sie herrschten dadurch daß immer ein Brahmane der Purohita, der Berather und Leiter des Königs war.

Die fromme Gemüthsrichtung des Volks, die Liebe zu ruhigem Sinnen und wieder die Phantasie die am Sinnlichen als dem Symbol des Geistigen festhielt, das alles kam den Bestrebungen der Brahmanen von selbst entgegen; eine gemeinsame Regel verband sie über die einzelnen Stämme hinaus zu einem Ganzen, und während sie sich für sich immermehr abschlossen, stellten sie die allmählich erwachsenen Kastenunterschiede als durch göttliche Satzung von Anfang an geordnet dar, indem aus dem Haupte des Höchsten die Brahmanen, aus seinen Armen die Krieger, aus seinen Schenkeln die Gewerbtreibenden, aus seinem Fuß die Shudra entsprungen seien. In welcher Kaste aber der einzelne Mensch geboren werde, das sei Folge seiner Thaten in einem frühern Leben; dies Los müsse er ertragen und durch Ergebung in sein Schicksal, durch Frömmigkeit und Gehorsam sich bei

einer neuen Wiedergeburt eine höhere Stufe erwerben. Denn der Mensch werde dasjenige dem er sich verähnliche, ein Thier, wenn er der Sinnlichkeit fröhne, ein Krieger, wenn er muthbeseelt seine Pflicht thue, ein Brahmane, wenn er der Weisheit und dem göttlichen Geiste sich ganz ergebe. An jener gottgeordneten Gliederung der Stände durfte fortan niemand rütteln, in seiner Sphäre sollte jeder still dahinleben, und jeder Stand erhielt seine besondere Pflicht, der Shudra sollte den obern Klassen dienen, der Vaiçja Ackerbau und Handel fleißig betreiben, der Kshatrija das Volk beschützen, der Brahmana opfern, die Vedas studiren, über das Göttliche nachdenken. Das Leben des Brahmanen selbst ward mit Ceremonien von früh bis spät umgeben um ihn rein zu bewahren und dem Göttlichen nahe zu erhalten; er hatte keine andere Arbeit als geistige, dafür war es Pflicht der andern Stände ihn durch Geschenke zu erhalten. Er sollte im Geiste lebend das Irdische und Sinnliche überwinden, die Welt abthun und sich allein auf das Ewige richten. Deshalb sollte er Herr seiner Begierden sein, und wenn er alt wird und die Kinder der Kinder erblickt, sein Haus verlassen und Waldeinsiedler werden, von Früchten lebend, den Leib kasteiend, mit stillem Sinnen sich in den allgemeinen Grund aller Dinge versenkend. In der That haben die Brahmanen ihre Herrschaft durch fast drei Jahrtausende dadurch bewahrt daß sie die Weisen, die Lehrer des Volks, die Männer des Wissens waren. Sie gründeten ihre Macht nicht blos auf den Aberglauben der Menge, sie bewahrten nicht blos durch Auswendiglernen die Ueberlieferung der Vorzeit, sondern sie entwickelten auch dieselbe durch ihr eigenes Nachdenken und brachten Kenntnisse aller Art in die wissenschaftliche Form. Sie schufen nicht blos philosophische Systeme; auch die Ziffern deren wir uns bedienen sind von ihnen gefunden und das damit zusammenhängende Rechnungswesen angebahnt, und namentlich in der Grammatik sind die Leistungen eines Panini noch heute oder vielmehr seit der vergleichenden Sprachwissenschaft erst recht die Bewunderung der Kenner in Europa.

Wir sahen schon in den Veden wie Brahmanaspati, der Träger des Brahma, des Wachsthums und Gedeihens, der Triebkraft der Natur, als das über die Götter Mächtige verehrt, als höchstes göttliches Wesen angerufen wurde; wir fanden das Bestreben aus der Vielheit der Götter zur Einheit zurückzukehren und den Ursprung des Mannichfaltigen im Einen zu ergründen.

Dabei ließ der Wandel der Naturformen die Außenwelt als eine nur werdende und vergehende erscheinen; die Dauer im Wechsel, das Gesetz im Spiel der Kräfte suchte man in der Innerlichkeit, in der Seele, in der man ja auch im Menschen das Eine und Bleibende bei der Vielheit der Glieder und der rastlosen Veränderung des Leibes hatte. In einer allgemeinen Weltseele fand man den Grund aller Dinge, das Wesen, das ohne selbst eine der besondern Erscheinungen zu sein, sie erstehen ließ, beherrschte, wieder zu sich zurückführte. Man vereinte die Weltseele mit dem Brahma, und faßte sie als die ewige geistige Einheit, den geheimnißvollen Grund alles Lebens. Die alten Götter wurden zu den ersten Ausstrahlungen Brahma's, zu den von ihm eingesetzten Hütern der Welt, die Schöpfung war ein Ausströmen aus Brahma, das sich, je mehr es sich von seinem Quell entfernte, um so mehr vergröberte, verdichtete, materialisirte; aber dieselbe Stufenleiter von Steinen, Pflanzen, Thieren, Menschen, Geistern sollte wieder zum Einen zurückführen, das Leben ein ewiger Aus- und Eingang sein. Wer der sinnlichen Welt sich ergibt, sinkt tiefer und tiefer, bis er im Feuer der Hölle geläutert sich wieder aufwärts wendet, wer dem Leibe abstirbt, wer die Sinnlichkeit abtödtet und all sein Sinnen und Denken auf nichts anderes als das Eine und Göttliche richtet, der geht in dasselbe ein.

Eine religiöse Literatur der Brahmanen schloß sich an die altheiligen Hymnen, die Veden, an. Es wurden die Gebräuche aufgezeichnet welche die Opferlieder begleiten sollten, und daran anderes Wissenswürdige angereiht, es wurde danach getrachtet die neugewonnene Gottes- und Weltanschauung in die Gedichte hinein oder aus ihnen heraus zu erklären. Es bildete sich nach und neben dem epischen Volksgesang eine wissenschaftliche Prosa in den Büchern zu den Veden, die man Brahmanas und Sutras nennt; Sutra heißt Schnur: in kurzgefaßten Auszügen wird das Skelet der Kenntnisse, werden die Ceremonien und prägnante Sprüche zusammengereiht.

Die große Bedeutung des Opfers und der mit ihm zusammenhängenden Gebräuche hat besonders M. Haug klar gemacht; das Ganze ist für die Indier charakteristisch und hat seine Wurzeln in der Zeit wo sie mit den Iraniern noch zusammenlebten, indem Homa und Soma dasselbe Wort sind und das Somaopfer das höchste bleibt, indem der Genuß des Tranks die Opferer mit dem Himmelskönig Soma vereint. Manche vedische

Hymnen sind bereits aus Opfersprüchen hervorgegangen, wie christliche Kirchenlieder aus Bibelsprüchen. Durch das Opfer glaubte man Macht in dieser und jener Welt zu erlangen; aber es kam darauf an daß es regelrecht gebracht werde, jedes Versehen entzog ihm seine Kraft, und die Aufseher über das Ganze, die ritualkundigen Opferer erhielten dadurch ihr großes, ja herrschendes Ansehen. Die Lieder, die Geberden, die Darbringung der Spende bildeten eine zusammenhängende Kette, in welcher kein Glied fehlen durfte. So sollte das Ganze von Ewigkeit da sein, eine göttliche Kraft und Wesenheit welche zur besondern Aeußerung und Thätigkeit erweckt wird, wie die Reibung die lebende schlummernde Wärme oder Elektricität hervorruft. Die Kraft des Worts dachte man an seine Form gebunden und schrieb daher den verschiedenen Versmaßen verschiedene Geltung zu; sie wurden dem einen oder andern Gott geweiht und sollten der Wesenheit desselben theilhaftig sein. Form und Inhalt waren eine und dieselbe Offenbarung des Ewigen und Idealen. Die Priester bringen das Opfer, singen die Hymnen, sprechen die Gebete; aber auch der für welchen es gebracht wird darf nicht unthätig sein, sondern muß durch Worte und Handlungen sich alles aneignen, damit die Güter die er verlangt, Nachkommenschaft, Reichthum, Ruhm, Kunst, Wissenschaft und dergleichen, und die das Opfer aus der idealen Welt in die reale versetzt, ihm persönlich zu Theil werden.

In den Brahmanas nun wurden Aussprüche hervorragender Brahmanen gesammelt; und so haben wir in ihnen den aufgehäuften Gedankenschatz vieler Jahrhunderte über Gott und Welt und eine Menge von Legenden, zum Theil alterthümlicher Art, wie etwa die Erzählungen von der Flut oder von Sunahsepa. Der König Harischandra wünscht sich sehnlichst einen Sohn, und der Priester sagt ihm er soll denselben von Varuna erbitten und zugleich zum Opfer geloben. Der Knabe wird geboren, und die Opferung hinausgeschoben bis er erwachsen ist. Da wird der König krank, während sein Sohn Rohitar im Wald herumwandert. Dort trifft dieser einen Priester, welcher ihm den eigenen Sohn, den mittleren von dreien, Sunahsepa zum Stellvertreter gewährt. Zuerst will ihn aber niemand anbinden, dann niemand tödten, bis der eigene Vater das Messer schleift. Da betet Sunahsepa heilige Hymnen zu den Göttern, ein Gott verweist auf den andern, bis er sie alle angerufen und verherrlicht hat; da fallen seine

Fesseln ab und der kranke König ist genesen. Wir sehen hier wie bei Abraham und der Iphigenia daß ursprünglich Menschenopfer vorkamen, ja das Liebste gefordert ward, daß aber Stellvertretung eintrat, und daß endlich die Einsicht aufdämmert wie die Hingabe des Willens, des Herzens an Gott das wahre Opfer ist. Dann aber sind andere Geschichten ersonnen, weil die ursprüngliche Poesie der heiligen Lieder unverständlich ward. Wie Homer von den Rosenfingern der Morgenröthe, so redet für uns deutlich genug der vedische Sänger von dem Goldarm der Sonne; die Brahmanen lassen nun die Sonne eine Hand im Kampfe verlieren und dieselbe durch eine goldene ersetzt werden. Der wahre Begriff des Opfers wird durch das Gewicht fast erdrückt das man auf Nebendinge legt. Der für uns bedeutendste Zweig dieser Literatur führt den Namen Aranyaka, Waldbetrachtungen, von denen zu lesen, die einsiedlerisch hausen. Ein Theil davon sind die Upanishaden. Das Wort bedeutet Niedersitzung des horchenden Schülers zu Füßen des lehrenden Meisters. Es sind Betrachtungen über die Natur Gottes, die Weltschöpfung, die Bestimmung des Menschen, nicht in der Form wissenschaftlicher Untersuchung, sondern im phantasievollen Ausdruck persönlicher Ueberzeugung und innerer Offenbarung. Hier liegen die Wurzeln der philosophischen Systeme; abgesehen davon daß neue Sekten neue Upanishaden schmiedeten, ist der Reichthum der alten echten an mannichfachen Gedanken so groß, daß jede Schule hier anknüpfen konnte.

In immer neuen Gleichnissen wird das All als die Entfaltung der Weltseele oder Brahma's dargestellt; die Welt geht aus ihm hervor wie der Strom aus der Quelle, der Baum aus dem Keim, die Woge aus dem Meer, das Feuer aus der Kohle, der Faden aus dem Seidenwurm. Wie der eine Mond sich in vielen Wellen spiegelt, so Brahma in den Dingen der Welt. Wie der Duft in den Blumen ruht, das Gold im Gestein, das Oel im Sesam, so ruhen alle Dinge wie eine Perlenschnur in der Weltseele. Darum sind alle Dinge einander verwandt, denn es ist ein Wesen in ihnen, und darum kann man sie alle am Menschen vorüberführen und zu ihm sagen: das bist du. Die Weltseele ist der Lebenshauch aller Lebendigen. Das Das, das unbestimmte reine Wesen, war seiend, war das Ei, das sich spaltete, dessen obere goldene Schale der Himmel, die untere silberne die Erde. Wie vielfarbige Kühe die gleiche weiße Milch

geben, so kommt das verschiedene Wissen zu Einem. Die eine Wahrheit steckt in den Dingen wie die Butter in der Milch, man muß sie herausscheiden, das Nachdenken der Seele ist der Quirlstock dazu; die Erkenntniß ist die des Wesens, das aller Dinge Wohnung ist und in allen Dingen wohnt; und wer es begreift, der fühlt und sagt: Es ist auch mein Wesen, das Brahma bin ich. Dazu gehört aber die Abkehr von der Mannichfaltigkeit und die Versenkung in sich selbst. Ins Herz schließend den höchsten Herrn, den Geist ganz in sich sammelnd, auf die Nasenspitze schauend, den Athem einhaltend sage man Om.

Wie Cymbelschall und Glockenklang verhallt in sanfter Harmonie,
So dient das Om zur Seelenruh jedem das All Erforschenden.
Und wann der heil'ge Laut verklingt, so löst er auf in Brahma sich:
Und wer das Brahma ewig denkt erringt sich die Unsterblichkeit.

Das Meer der Erscheinungswelt mit Geburt und Grab verschwindet wie eine Phantasmagorie, wie ein Traum vor dem Auge des Geistes, der das Eine, das göttliche Wesen erkennt, der es in sich und sich in ihm findet, der es als das allein Seiende ergreift. Auf der höchsten Stufe gibt der Brahmane alles auf, auch den Topf, den Stock, den Gürtel, die sonst den bedürfnißlosen Einsiedler kennzeichnen: das Heilige, Brahma, ist sein einziger Besitz, sein einziger Ruheort, sein einziges Denken. Gott und die eigene Seele als eins schauend hebt er allen Unterschied auf, in diesem seligen Gefühl der Einheit mit dem Unendlichen ist er selbst Brahma. Wer dies nicht erlangt, wer nicht Wissen, Geduld, Ruhe übt, sondern blos als Bettler lebt, der handelt böse, sich selbst zum Leid. Die Seele soll ihrer hohen Würde, ihrer Einheit mit dem Allgeist eingedenk sein, und deshalb nur ihrer würdige Handlungen vollbringen. Weithin weht der Duft der reinen That wie der des blühenden Baumes; die Wahrheit ist die Stütze des Alls und das Licht der Sonne. — Ein Weiser befragt den Tod nach der Lösung des Zweifels ob der Mensch, wenn er gestorben, noch sei oder nicht. Lange sträubt sich der Tod und sucht den Forschenden abzubringen, dann offenbart er ihm das Geheimniß: Tod und Leben sind nur zwei Phasen der Entwickelung; der wahre Weise erkennt sich in seiner Einheit mit dem Allgeist, und damit ist er über den Wechsel der Dinge, über Tod und Leben erhaben.

Die Philosophie suchte diese Gedanken sowol zu begründen

als in den Veden nachzuweisen. Sie erhob Widersprüche und widerlegte diese durch Gegengründe. Man kam dabei bereits auf die Frage nach dem Erkennen selbst, und bildete unter dem Namen Njaja ein System der Logik scharfsinnig und spitzfindig aus. Daneben strebte die Philosophie aber selbständig das Wesen der Dinge zu erforschen, und schlug dabei die zwei Wege ein, die wir auch in Griechenland bei den Eleaten und Atomisten, oder in der Neuzeit bei Spinoza und Leibniz, bei Hegel und Herbart finden. Man ging entweder von der Idee und dem Allgemeinen aus, oder sah die Principien im Individuellen und seiner Vielheit; woran sich sofort der Gegensatz einer idealistischen und realistischen Richtung anschließt. Die Anfänge für Indien sind die ältesten in der Menschheit, sie liegen bis ins 7. Jahrhundert v. Chr. zurück, während die Ausbildung bis ins Mittelalter geht; nach indischem Brauch haben aber auch hier die Nachfolger die Vorgänger aufgezehrt und das später Erreichte für das Ursprüngliche ausgegeben. Die freie Forschung, Mimansa, erkennt zunächst in Brahma die Weltseele und damit das reine und allein wirkliche Wesen; die Welt ist mit ihrer Vielheit und ihrem Wechsel nur Erscheinung, der Mensch soll sich also vom Vergänglichen ab zum Wandellosen wenden: wer sich der Sinnlichkeit und den Begierden hingibt, verfällt ihrem Strudel, wer sich über sie erhebt und das Eine erkennt, vereinigt sich mit ihm und befreit sich zu seiner Wahrheit. Ward hier die Natur als eine Entfaltung, ein Ausfluß, eine Verdichtung des reinen geistigen Seins bezeichnet, und ihrer Mannichfaltigkeit die Realität abgesprochen, da sie in rastloser Auflösung ja auch wieder in ihren Grund zurückkehre und nicht bestehe, so blieb die Frage wie denn das Eine dazu komme daß es sich zur Vielheit und zur materiellen Welt entfalte; und man bezeichnete das als ein Spiel Brahma's:

Zahllose Weltentwick'lungen gibt's, Schöpfungen, Zerstörungen,
Spielend gleichsam wirket er dies, der höchste Schöpfer für und für.

Kühnere Geister gaben die Antwort damit daß sie die Wirklichkeit der Welt leugneten und für einen bloßen Schein, für ein Blendwerk der Einbildungskraft erklärten, für eine Täuschung, welche aufhöre indem sie erkannt werde. Das Verlangen der Weltseele sich zu offenbaren läßt wie ein Bild im Wasser den Widerschein der Welt vor ihr vorüberziehen; dieser Zauber der Maja verstrickt die Sinne, aber das Denken durchbricht ihn. Es

ist nur ein Geist, Brahma, die Seelen sind keine Wesen für sich, sondern nur Funken seines Feuers, Strahlen seines Lichts, das Seiende in ihnen ist er; nur durch die Maja, die Täuschung der Phantasie, glaubt der Mensch außerhalb seiner zu sehen was in ihm ist, glaubt er einer äußern Welt mit Schmerzen und Freuden unterworfen zu sein, während er doch ungetrennt von Brahma lebt, der das eine Wesen in allem ist. Wer so sein Selbst als das allgemeine Selbst erfaßt, sich in Gott erkennt, für den hören alle Scheindinge auf, der ist erhaben über Geburt und Tod, und sieht nur das eine sich selbst gleiche unendliche Sein und Leben in allem. In ihm ruhend, ihm vereint, ist er befreit vom Leid der Erde und von den Banden des Körpers: er weiß daß in beiden nichts Ewiges und Wesenhaftes ist, und in das allein wahre Sein sich versenkend fühlt er dies und nur dies auch in sich, sagt er: Ich bin Brahm.

Wie wir auch die Kühnheit bewundern mit welcher diese indischen Weisen das Zeugniß des Gedankens, der nach Einheit und Ewigkeit im Sein trachtet, über die Meinung der Sinne stellten, und die Sinnenwelt, die Materialität, die in ihrer Handgreiflichkeit den Menschen für das Reale gilt, geradezu für Schein und nichtig erklärten, immerhin blieb unerklärt woher der Schein der Vielheit in dem ruhenden Einen, der Schein der Körperlichkeit in der Weltseele komme. Die Natur und ihre Mannichfaltigkeit drängte sich dem Bewußtsein immer wieder auf, und eine zweite philosophische Richtung, die Sankhja, an ihrer Spitze Kapila, fragte nach der Ursache der Erscheinungswelt, und fand sie in einer ursprünglichen Vielheit der für sich wirklichen Seelen, und in einer ursprünglichen Natur. Alle materiellen Dinge gehen aus dieser hervor, aber das Licht kann nicht aus der Finsterniß stammen, die Intelligenz bedarf eines eigenen Princips, und das sind die Seelen. Die Einwirkung der Intelligenz auf die Natur ist die Scheidung der Elemente, die Bildung der Dinge. Die Seele, in sich ewig, bekleidet sich mit dem Stoffe des Körpers, aber soll nicht von ihm gefesselt, sondern frei sein; die Enthüllung und Befreiung des Menschen ist seine Lösung von den Banden der Sinnlichkeit, die Erhebung in seine geistige Wesenheit, mag auch die körperliche Natur noch bestehen, wie der Umlauf des Rades vermittelst des einmal gegebenen Anstoßes fortdauert. So ist auch hier die Selbstheit des Menschen durch seine Erhebung über die Materie gewonnen, und der Zweck ist daß das Indi-

viduum sich dem rastlosen Umtriebe der Welt entziehe, in seiner Innerlichkeit von äußerm Glück und Leid sich nicht anfechten lasse, zu einem auf sich selbst beruhenden, sich selbst genügenden ewigen Sein gelange. Zeitliche Mittel, Opfer, Ceremonien können dazu nicht führen, sondern allein die Macht über Begierden und Leidenschaften, die Stille der Seele und der reine Gedanke.

In ihrem Ziel, in der Ueberwindung der Welt, in der Ruhe des Gemüths durch die Einkehr in die reine Geistigkeit sind also beide Richtungen einig; aber wie sie selbst im Gegensatz verharren, und die eine von der Einheit nicht zur Vielheit, die andere von der Vielheit nicht zur Einheit kommt, so bleiben sie beide im Dualismus, indem die Sankhjalehre Natur und Seele nebeneinander stellt, die Mimansa aber nicht dazu fortgeht den Schein der Welt vielmehr als Erscheinung, als Selbstentfaltung des Wesens zu begreifen.

Der Grund von beidem liegt im indischen Charakter, in seiner Sehnsucht nach Ruhe. Sie ist ein Großes, die Sammlung, die Einkehr der Seele in sich selbst aus dem Treiben der Welt und aus der Verstrickung des äußern Lebens ist ein Heilsames und Nothwendiges, und es als solches erkannt zu haben gereicht den Indiern zur Ehre. Aber sie machten es zum alleinigen Ideal, und so verbanden sie den Begriff des Seins nicht mit dem der sich selbst bestimmenden Thätigkeit, sondern mit dem der bestimmungslosen Ruhe. Die Welt mit ihrem Unterschied und ihrer Bewegung sollte nicht sein, — war sie dennoch, so war das ein Unglück oder eine Täuschung, und sollte überwunden werden. Alles wahre Sein ist Selbstsein, das fühlten sie wol, aber daß das Selbst Ich und Geist ist, und dies nur sein kann als sich selbst erfassende, sich selbst setzende Thätigkeit, daß die That des Geistes, das Denken, sofort ein Unterscheiden ist, alle Bestimmtheit aber, alle Thatsache, als Selbstbestimmung und That des ursprünglichen Seins ebenso sehr in ihm ist als von seinem allgemeinen Wesen auch unterschieden wird, diese weitere Folgerung zogen sie nicht; sie lösten die Welt auf in Gott, Gott war nicht der wirkende, sondern der ruhende beschauliche Geist, damit aber in sich thatlos, und streng genommen konnte die Verneinung des Willens, die stille friedselige Passivität das Ziel der indischen Weisen sein. Sie hatten in der Mimansa die Wahrheit des Pantheismus, das eine Wesen in allen Dingen, dies daß

nur Gott durch sich selbst, alles andere in ihm und durch ihn ist; ihn in allem zu finden und nur ihn haben zu wollen, über die Welt sich zu erheben und sich in ihm zu versenken, in ihm Frieden zu gewinnen, dies in aller echten Mystik stets wiederkehrende Streben und Erlangen war ihnen eigen, war ihre weltgeschichtliche Größe, aber auch ihre Einseitigkeit. Sie gingen unter in Gott, statt in ihm wiedergeboren zu erstehen und sein Reich aufzubauen. Nicht schöpferisch in seinem Geiste zu wirken und in persönlicher Liebe sich mit ihm eins zu wissen erschien ihnen als das Höchste, sondern in seiner Ruhe zu ruhen, ja, wie sie sich ausdrückten, in ihm zu verlöschen. Statt eines weltüberwindenden Wirkens ward deshalb ein weltentsagendes Leiden das Grundgesetz ihrer Sittlichkeit.

Die Sinnlichkeit sollte nicht sein, man sollte sie als das Nichtige erkennen, man sollte sie an sich abtödten. Deshalb gingen die Brahmanen nicht blos in die Waldeinsamkeit um sich in stillem Sinnen in Gott zu vertiefen, sondern sie kasteiten auch ihren Leib durch Entsagung des Genusses und durch Selbstpeinigung. Es genügte ihnen nicht die Welt in Gedanken abzuthun und sich nur auf Gott zu richten, die Fesseln des Leibes sollten möglichst gebrochen, der Körper durch Hitze wie Regenguß, durch selbstbereitete Schmerzen allmählich abgetödtet werden. Statt ihn zu beherrschen und zum Organ des Geistes, zum Werkzeug idealen Wirkens zu machen, sollte der Leib zerbrochen werden als die Schranke welche die Seele von der Weltseele scheidet. Der ehemalige Heldensinn des Volks in freudiger Thatkraft war erschlafft, Ergebung und Entsagung ward gepredigt, aber daraus erwuchs wieder ein Muth des Duldens, ein Heroismus des Schmerzertragens und der bis zur Vernichtung fortschreitenden Ascese. Und zwar kam eine eigenthümlich indische Betrachtung hinzu. In jeder Sünde sah man ein Leid das der Sündigende einem andern Wesen zufügte; das Gesetz der Gerechtigkeit forderte daß er zur Sühne gleiches Leid erdulde. Wer nun aber mehr Leid auf sich nähme als er andern angethan, der gewönne dadurch einen Ueberschuß an Tugend und Verdienst, und dies erhöhte seine geistige Macht, sein Ansehen bei Gott. Das Wahre was in dem Gedanken liegt ist die Erkenntniß von der Bedeutung des Leidens für das Wachsthum der Seele, von der erziehenden Heilsamkeit des Schmerzes; wenn der Dichter von unsern Thaten sagt daß sie so oft den Gang unsers Lebens hemmen, so ergibt

sich wie von selbst die Kehrseite daß Leiden, wenn wir sie recht aufnehmen, uns fördern, indem sie die Kraft bald stählen bald mildern, und die Seele vom Vergänglichen zum Ewigen lenken. Wie die Indier aber schon in der Zeit der Veden überzeugt waren durch Gebet und Opfer einen Einfluß auf die Götter zu gewinnen, so bildeten sie die Ansicht von der Ascese phantastisch dazu fort daß durch das Verdienst der über Gebühr ertragenen Schmerzen und freiwillig bereiteten Leiden der Selbstpeiniger ein Recht gewinne nun wieder für sich etwas zu fordern, daß ihm Gott seinen Willen erfüllen müsse, daß der Büßer durch die Kraft der Buße über die Götter mächtig werde.

War die Welt selbst in rastlosem Auf- und Untergang nur ein Spiel Brahma's, ein Traum, ein Spiegelbild der Phantasie, so hatte an den Gesetzen der Wirklichkeit die Einbildungskraft keine Schranke mehr, sondern waltete und schaltete ungehemmt von Raum und Zeit und von der Naturordnung. Der klare Lebensblick, die Naturfreude, die Thatenlust der frühern Tage wich einer Weltentsagung, einer friedseligen Ergebung, einem träumerischen Idealismus auch in der Poesie. Schon in Rama sahen wir das Musterbild des Gehorsams, der nachgiebigen Tugend; jetzt treten die Büßer an die Stelle der Helden, und die Innerlichkeit des Gemüths oder die Tiefe und Sinnigkeit der Betrachtung wird jetzt das Werthvollste in der Dichtung. Wir geben aus dem Mahabharata einige Proben.

Als Indra nach der Tödtung Vritra's sich zurückgezogen und Nahusha sich des Thrones bemächtigt hat, da meint dieser sich durch nichts mehr als der mächtigste aller Bewerber um die Götterkönigin zu erweisen, als wenn er seinen Wagen von den Rishis, den heiligen Weisen der Vorzeit ziehen lasse. Sein Uebermuth stürzt ihn, den in eine Schlange verwandelten, zu Boden, als er sie frevelhaft mit dem Fuße stößt ihren Gang zu beschleunigen.

Im Kampf der Götter und bösen Geister ist Usanas der Opferpriester dieser letztern, er weckt stets die Gefallenen wieder auf; die gleiche Kunst zu lernen tritt Katsha nach dem Wunsch der Götter bei Usanas als Schüler ein. Die Dämonen merken das, hacken ihn in Stücke und werfen ihn den Wölfen vor. Aber schon kann die Tochter Usanas, Dewajani, nicht leben ohne ihn, und wie ihr Vater ihn ruft, kehrt er aus den Leibern der Wölfe unverletzt nach Hause. Sie werfen ihn ins Meer, es gibt ihn

zurück. Sie brennen ihn zur Asche und mischen sie in Usanas Wein, und wie er in dessen Leib ist, empfängt er selbst die Wiederbelebungskunst; der Vater stirbt als er ihn ruft, aber der Schüler belebt ihn wieder. Später wird Dewajani in Scherz von der Königstochter beleidigt; diese muß ihr dafür als Magd dienstbar werden, wiewol der Brahmane sagt: Wer die Schmähungen anderer mit Geduld und Sanftmuth trägt der hat die ganze Welt besiegt. Dewajani faßt den König Jajati als er sie aus einem Brunnen zieht bei der Hand, daß er ihr Gemahl werde; aber nur vom Vater will der sie empfangen, denn gefährlich ist die giftige Schlange, gefährlicher des Feuers Wuth, aber das Gefährlichste wäre der Zorn eines Brahmanen. Der Vater gibt ihm die Tochter zum Weibe, aber ihre Dienerin solle er nicht ehelichen. Als indeß diese von ihm dennoch drei Söhne, die Gattin aber nur zwei erhalten hat, da wünscht ihm der Brahmane daß er sofort seine Jugendkraft verliere. Er wendet sich an die Söhne daß sie ihm für 1000 Jahre das Alter abnehmen, dann wolle er ein Greis sein und solle der Sohn wieder jung werden. Aber der eine haßt das Alter weil Trank und Speise nicht mehr munden, der andere weil es der Liebe Lust vermißt, der dritte weil man nicht mehr reiten und fahren kann, der vierte weil es zu unverständlichem Reden führt; nur der Jüngste opfert sich für den Vater. Wie dieser aber die 1000 Jahre in Sinnenfreude lebt, erkennt er daß die Begierde der Lust keine Befriedigung im Genuß findet, vielmehr der Mensch als ihr Sklave ruhelos hin und her getrieben wird; er gibt dem Sohne die Jugend wieder, weiht ihn zum König, und widmet sich dem einsamen Denken an Brahma. Er besiegt seine Leidenschaften, lebt im Walde von Wurzeln, versinkt in Schweigen, nährt sich 30 Jahre von Wasser und ein Jahr von Luft, steht ein Jahr zwischen fünf Feuern auf einem Bein; er verdient sich so den Himmel und zieht zu den Göttern ein. Indra fragt den Jajati wem er an Frömmigkeit gleiche; der Büßer meint er fände nicht einen der ihn erreiche. Indra versetzt: Weil du in Hochmuth dich über die Gleichen und Bessern erhebst, hast du dein Verdienst im Himmel getilgt. Denn Buße und Tugend sind die Wege zum Himmelsthor, aber es öffnet dem sich nicht der sie aus Ehrgeiz übt oder hochmuthsvoll auf sie blickt. Und Jajati fällt zur Erde hinab. Zum Glück verrichten gerade vier seiner Enkel ein Opfer, und er schwebt sanft auf dem Himmel und Erde verbindenden Strom

des duftenden Rauches hernieder. Die Enkel fragen ihn ob sie einen Platz im Himmel haben, er bejaht es: einer habe durch Freigebigkeit, der andere durch Frömmigkeit, der dritte durch Tapferkeit, der vierte durch Treue und Wahrhaftigkeit den Himmel verdient. Da schenkte jeder dem Ahnen seinen Platz im Himmel und Jajati stieg auf ihr Wort wieder empor; zugleich aber erschienen vier feurige Wagen um die frommen Enkel gleichfalls zur ewigen Herrlichkeit einzuführen.

Wol die schönste Dichtung dieser Zeit, dem Lied von Nal und Damajanti aus dem Heldenalter vergleichbar, ist die Sage von Savitri. Dem frommen König von Madra wird spät ein holdes Kind geboren. Wie die Tochter zur Jungfrau erblüht, schmal um den Leib, die Hüften breit, lotosäugig, flammend in Schönheitsglut, da wagt niemand sie zur Gattin zu begehren, so blendend ist der Glanz ihrer Herrlichkeit. Mit unausgesprochenem Verlangen legt sie eines Tages den Rest der Opferblumen zu Füßen des Vaters und steht mit gefalteten Händen neben ihm. Da heißt er sie den Wagen besteigen und von Ort zu Ort, von Hain zu Hain fahren bis sie den Mann finde den sie zum Gemahl wähle. Die Heimkehrende erzählt daß sie im Walde den Satjavat gefunden, der dem erblindeten und des Throns beraubten Vater in die Einsamkeit gefolgt, den wünsche sie zum Gatten. Der weise Narada preist die Tugend und Schönheit des Jünglings, aber beklagt es daß derselbe in Jahresfrist sterben müsse. Doch Savitri bemerkt, nachdem ihr Herz entschieden, ihr Mund gesprochen habe, möge auch das Werk vollbracht werden. Der König geleitet sie in den Wald, die Vermählung wird gefeiert und Savitri ist nicht blos das Entzücken des Gemahls, sondern wird durch Tugend, Zucht und Freundlichkeit beliebt bei jedermann. Im Herzen gedenkt sie aber an das schwere Wort des Heiligen und legt das Borkengewand der Büßer an. Als es noch vier Tage bis zu Satjavat's Tode sind, sagt die Herrliche daß sie zufolge eines Gelübdes drei Tage und Nächte lang regungslos und fastend stehen wolle. Als der vierte Morgen graut da opfert sie mit Seufzen. Die Brahmanen grüßen sie mit dem Wunsch daß sie nie Witwe werden möge, sie nimmt es kummervoll an. Satjavat will mit dem Beil nach Holz in den Wald gehen. Sie begleitet ihn. Er preist ihr die Reize des blütenvollen Hains, sie sieht nur ihn, den Gemahl, der furchtbaren Stunde gedenkend die nun kommen soll. Und Satjavat

wird müde, fühlt einen Schmerz im Haupt und legt es in Savitri's Schos und entschlummert. Da tritt schrecklich schön, eine Schlinge in der Hand, der Todtengott Jama zu ihr hin und zieht aus Satjavat's Leibe die Seele wie ein daumengroßes Männchen hervor, bindet sie mit seiner Schleife und geht von dannen. Stumm und gramvoll folgt ihm die gattentreue Savitri. Kehre um, sagte er, du hast den Gatten weit genug begleitet, halte die Todtenfeier. Sie versetzt: Meine Pflicht ist den Gatten überall hin zu begleiten. Man sagt mit wem man fünf Schritte gegangen der sei schon unser Freund; drum höre freundlich was ich sagen will:

Nicht unvorsichtig ist im Walde wohnen
Mit Tugendübung; denn die Weisen nennen
Die Tugend ihren Schutz und ihre Wohnung
Bei Guten ist die Tugend drum das Erste.

Durch Eines Tugend nach der Guten Glauben
Sind alle wir zum Weg des Heils gekommen,
Und suchen keinen Zweiten, keinen Dritten.
Bei Guten ist die Tugend drum das Erste.

Der schöne Spruch entzückt Jama, sie soll eine Gnade wählen, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie wünscht daß ihr blinder Schwiegervater sehend werde. Es sei, du Fromme, sagt der Gott. Aber jetzt kehre um, du ermüdest. — Wo mein Gatte ist ermüde ich nimmer, erwiderte Savitri. Ich folge dir wo du ihn hinführst. Höre weiter meinen Spruch:

Die Guten dürfen einmal nur sich finden,
Dann werden sie als Freunde sich erkennen;
Der Guten Freundschaft ist von großem Segen;
Drum unter Guten wähle deine Wohnung.

Jama nennt ihr schönes Wort herzerquickend und verstanderleuchtend, und verheißt ihr eine neue Gnade, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie wünscht daß ihr Schwiegervater wieder in sein Reich eingesetzt werde. Dann fährt sie fort, als Jama sie umkehren heißt:

Wohlwollen, geben, hülfreich sein wie mit dem Worte mit der That
Von Herzensgrund ohn' Unterlaß das ist des Guten stete Pflicht.
Das übet diese Welt wol auch aus Menschengunst und Menschenfurcht;
Die Guten aber lieben auch, wo sie ihn treffen, ihren Feind.

Dem Gott ist diese Rede süß wie Wasser dem Dürstenden, er gewährt ihr noch einen Wunsch, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie erbittet einen Sohn für ihren Vater. Es sei, sagt der Gott, doch kehre jetzt um, du bist schon weit gegangen. — Nicht weit ist wo mein Gatte ist, noch weitere Sehnsucht hat mein Herz, erwidert sie, und bittet vom Herrn des Rechts im Gehen um weiteres Gehör:

Nicht auf sich selbst vertrauet man wie auf die Guten man vertraut,
Deswegen muß den Guten auch ein jeder Mensch gewogen sein.
Vertrauen faßt man leicht zu dem der ohne Falsch und Misgunst ist,
Deswegen kann Vertrauen nur da walten wo es Gute gibt.

Jama verheißt ihr eine vierte Gnade, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie wünscht Nachkommenschaft für Satjavat und sich. Der Gott gewährt es. Sie fährt fort:

Die Guten sind für andre immer thätig,
Nicht um sich Gegendienste zu verdienen;
Sie wirken immer, weil sie wol erkennen:
So wandeln ist der Wille des Verehrten.]

Doch nicht vergeblich ist der Guten Wirken
Und ihres Handelns Frucht ist nicht vergänglich;
Der Gute führt durch Wahrheit selbst die Sonne,
Der Gute hält durch Frömmigkeit die Erde.]

Da sagt der Gott:

Je länger du so sittlich wahr, gemüthlich, sinnreich, lieblich sprichst,
So mehr verehr' ich, Fromme, dich; drum wünsche was du haben willst.

Savitri:

Diesmal ist deine Gnade nicht wie sonst der Seligkeit beraubt;
Gib mir das Leben Satjavat's, gib mir das Leben des Gemahls!
Gib mir mein Leben wieder, gib mir Himmel, Glück und Seligkeit.
Zum Ueberflusse wünsch' ich noch was du mir schon verwilligt hast;
Denn da du mir und Satjavat Nachkommenschaft verliehst, da schon
Gabst du mir den Gemahl zurück; drum gib das Leben Satjavat's!

Jama gab ihr mit Glück- und Segenswünschen den Geist des Gemahls zurück, und sie ging wieder dorthin wo der entseelte Leib lag, und nahm das Haupt wieder auf den Schos. Satjavat erwachte wie aus tiefem Schlaf, und fragte warum sie ihn nicht geweckt habe, da die Nacht schon hereingebrochen; die

Aeltern würden in Sorge sein. Er hieb einen dürren Ast ab und zündete ihn zur Fackel an:

Zur Wehre führte Satjavat die Axt in seiner rechten Hand,
Und mit der Linken faßte er die linke Schulter Savitri's.
Sie aber mit der Linken trug den Brand, und schlang den rechten Arm
Um Satjavat. So wanderten die beiden durch den finstern Wald.

Der blinde Dumatjasen saß aber unter den Brahmanen, die seine Angst um die Kinder mit frommen Sprüchen und Erzählungen beschwichtigten. Und auf einmal konnte er sehen wie Satjavat und Savitri eintraten. Savitri erzählte den Verwunderten wie ihr Leid in Freude verwandelt worden, und wo man Frauentugend rühmt, wird sie zuerst genannt.

Erinnern wir uns daß Jama nach alt=arischer Mythe der erstgeborene paradiesische Mensch war, der dann als Erstling der Gestorbenen im Jenseits der König der Seligen, der Herr der Gerechtigkeit ist, so wird offenbar daß mit dem einen Gerechten, der uns allen den Weg zum Heil gewiesen, er selber gemeint ist. Und so sagt auch Savitri sie sei dem Gotte nachgegangen, ihn mit Wahrhaftigkeit preisend, bis er ihr Gnade verliehen. Was die Feindesliebe angeht die sie fordert, so stimmen mit diesen Worten zwei andere indische Sprüche: man solle keinen verachten, denn der Mond bescheine auch die niedrigste Hütte, die des ausgestoßenen Tshandala; man solle Böses mit Gutem vergelten, wie der Sandelbaum noch die Axt, welche ihn fällt, mit Wohlgeruch fülle.

Ich kenne in keiner Literatur ein Gedicht in welchem die thatkräftige und hingebende Liebe durch das Wort sittlicher Wahrheit solchen Sieg erringt und so verherrlicht wird, wenn wir nicht Goethe's Iphigenie bei aller sonstigen Verschiedenheit doch in dieser Hinsicht heranziehen wollen.

Das Buddhistenthum.

„Es war eine wunderbare Welt welche die Phantasie der Brahmanen geschaffen hatte. Die Erde war mit wandernden Seelen bevölkert, die Ueberwindung und Abtödtung des Fleisches befreite von den Schranken des individuellen Lebens, die Thaten der Heiligen griffen über die Grenzen der Erde hinaus, ihre Zaubereien schalteten mit den Gesetzen der Schwere, mit den

Bedingungen der natürlichen Existenz nach Wohlgefallen. Die bunten Bilder welche die Natur des Landes zuerst in dem Geist der Indier geweckt und erregt hatte, spiegelten sich allmählich immer krauser und sonderbarer in den Legenden von den Wunderthaten der großen Heiligen und Büßer. Ueber diesen Märchen, über den Wundern welche auf Erden und im Himmel geschahen, vergaß das Volk den gedrückten Zustand in welchem es lebte. Je länger die Indier in dieser Zauberwelt der Götter und Heiligen verweilten, um so gleichgültiger wurden sie auch gegen den wirklichen und prosaischen Zusammenhang der Dinge, um so stumpfer wurde der Sinn für das was in der realen Welt vorging. Da die Götter und Geister nach den Legenden der Brahmanen beständig in das Leben der Menschen eingriffen, die Heiligen ohne Unterlaß den Himmel erschütterten, verschwammen allmählich die Grenzmarken beider Welten, Himmel und Erde wurden zu einem formlosen Chaos durcheinander gewirrt. Das Bedürfniß des Wunderbaren wuchs mit seiner Befriedigung. Um das zu überbieten was man bereits besaß mußten immer stärkere Farben aufgetragen werden, die Phantasie mußte immer stärker angespannt werden um den überreizten ermüdeten Sinn von Neuem reizen zu können. So kam es daß die Indier am Ganges endlich von der Welt der Götter mehr wußten als von den Dingen auf der Erde, daß sie dem wirklichen und thatkräftigen Leben wie kein anderes Volk entfremdet wurden, daß das Reich der Phantasie ihr Vaterland und der Himmel ihre Heimat wurde."

Diesen treffenden Worten Max Duncker's, die den Fortgang der indischen Geschichte unter dem einmal entwickelten Brahmanenthum bezeichnen, fügen wir hinzu daß eine Unmasse von Gebräuchen und Ritualvorschriften an die Stelle des lebendigen Glaubens, der innerlichen Gottesverehrung trat, daß die Hierarchie jede Verletzung ihrer Gebote mit einem System gegenwärtiger Peinigungen ahndete und mit zukünftigen Qualen bedrohte, daß im bürgerlichen Leben die Standesunterschiede durch priesterliche Satzung als eine göttliche Ordnung befestigt und den untern Kasten ihr Los als eine Strafe für das frühere Leben dargestellt, Ergebung in den Druck von oben gepredigt wurde, daß das Volk die selbstthätige Führung seiner Angelegenheiten verlor, und die Könige in den vielen nebeneinander bestehenden Reichen für den Schutz, den ihre Macht gewährte, die Frucht der Arbeit von Bauer und Bürger in Anspruch nahmen. Das Gesetzbuch des Manu stellte alle diese

Satzungen als göttliche Ordnung und Offenbarung der Urzeit zusammen. So ward dem Volke in der That das Leben eine Strafe, eine Qual, so ward die Sehnsucht der Seele darauf gerichtet endlich einmal zur Ruhe zu kommen, dem Kerker des Leibes zu entfliehen ohne von neuem in ihn gebannt zu werden. Die Philosophie welche die Lösung von der Fessel der Natur, welche die Versenkung der Seele in das reine bewegungslose Sein der Weltseele lehrte, war eine Folge und ein Trost dieser Stimmung; wenn die ganze Wirklichkeit nur ein verworrenes Traumbild war, aus dem man in Brahma erwachen sollte, so galt auch die Kastenordnung und der äußere Cultus dem erleuchteten Sinne nichts im Vergleich mit der Vertiefung des Geistes in das Göttliche, mit seinem Aufgehen in ihm.

Bei einer solchen Weltlage war es daß um das Jahr 600 v. Chr. in den südlichen Abhängen des Himalaja in Kapilavastu ein Königssohn im Geschlecht der Sakja geboren wurde. Er ward ritterlich erzogen und führte früh ein genußvolles Leben, kam aber im zwanzigsten Jahr in ein Dorf, wo er das Elend des Volkes sah, und wie er auf einer Lustfahrt einem Kranken, einem Greise, einem Leichnam begegnete, da versank er in Nachdenken über die Uebel der Welt und kam zu dem hochherzigen Entschluß dem Thron zu entsagen, die Ursache über die Noth der Menschen zu erkennen und auf ihre Linderung zu sinnen. Das Leben, sagt er, gleicht dem Funken, der durch Reibung aus dem Holz hervorspringt; er entzündet sich und verlöscht, ohne daß wir wissen woher er kam, wohin er geht. Es gleicht dem verhallenden Ton der Lyra. Es muß eine höchste Geisteskraft geben, in der wir Frieden finden; könnte ich sie erreichen, so könnte ich der Menschheit Licht bringen, wäre ich selbst frei, so könnte ich die Welt befreien. Er begab sich in eine brahmanische Einsiedelei, aber er fand hier weder die rechte Erklärung noch die Mittel zur Hülfe für die Leiden der Menschheit. Er nahm selbst jahrelange strenge Bußübungen auf sich, und fand in tiefstem Nachdenken, in welchem er in leidenschaftsloser Ruhe der Welt entrückt war, die Erleuchtung, den Frieden. Als Bettler durchzog er zwanzig Jahre lang das mittlere Indien. Nicht in Bergen oder Wäldern und unter heiligen Bäumen, predigte er, sei die Zuflucht zu finden welche vom Schmerz befreit, sondern in der Erkenntniß der vier Wahrheiten: des Uebels, seiner Entstehung, seiner Vernichtung, und des Wegs welcher dahin führt.

Buddha, der Erweckte, der Erleuchtete, wie nun der Einsiedler aus dem Geschlecht der Sakja (Sakjamuni) genannt wird, betrachtet zunächst die gegenwärtige Welt nicht als das wahre in sich vollendete Sein, sondern als ein rastloses Entstehen und Vergehen, das niemals zur Ruhe kommt, vielmehr in immerwährendem Umschwung herumgetrieben wird und in diesem Wechsel seine Nichtigkeit beweist. Aber die Seele ist in diesen Naturlauf hineingestellt, und es ist eine Qual für sie wenn sein Wirbel sie fortreißt. Wir leiden in diesem Triebwerk die Stöße seiner Räder, und selbst wo es uns Freude bringt, lauert der Schmerz daneben, weil der Gegenstand der Lust uns alsbald entrissen wird. So ist für uns im Diesseits kein Heil, die Seligkeit winkt erst am andern Ufer, im Jenseits, nicht in der Welt des getheilten werdenden und wieder vergehenden, sondern in der Sphäre des reinen und einen, ewigen in sich beruhenden Seins. Darin aufzugehen, durch die Vernichtung des Eigenwillens, der Begierde, der Selbstsucht Ruhe und Frieden zu finden ist das höchste Ziel. Der Weg dazu ist daß man das Herz vom Irdischen losbindet, bedürfnißfrei dem Wechsel der Außenwelt nur zuschaut, auch an den Ursachen des Vergnügens, die ja durch ihre Vergänglichkeit den Schmerz im Gefolge haben, nicht fester hängt als der Regentropfen am Lotosblatt, daß man Herr seiner Sinne, Herr seiner selbst wird, und durch die Befreiung von allem Begehren die Stille der Seele erlangt, die alles von sich abthut was sie nicht selber ist, auch die wandelbaren Empfindungen und Vorstellungen. Der Weg zum Heil ist die Weltentsagung, Armuth und Keuschheit. Das verlangt der Weise von seinen Jüngern, aber jede Selbstpeinigung sei eine die Schmerzen vermehrende Thorheit, das Böse werde durch Bekenntniß und Reue überwunden. Durch Bezähmung der Sinne, durch Selbstentäußerung sollen wir der Vergänglichkeit entfliehen und im Ewigen und Wandellosen Ruhe finden.

Dies Ziel des Geistes, das Nirvana, bezeichnet die bildliche Sprache als Verwehen, als Verlöschen gleich einer Lampe. Ich nehme es nicht als Vernichtung. Der Buddhismus lehrt ja gerade das völlige Ungenügen, die Nichtigkeit der Welt, die niemals wirklich ist, sondern immer vergeht; die Flucht aus ihr ist die Einkehr in das wahre Sein. Da herrscht Einigung, hier Zwiespalt und Trennung, da Frieden, Ruhe, Seligkeit, hier Kampf, Schmerz, Rastlosigkeit. Buddha redet eine ganz ähnliche

Sprache wie christliche Mystiker: wir müssen uns selbst absterben, alle Selbstsucht, aller Sonderwille muß aufhören; aber der Geist soll nicht ausgetilgt, vielmehr befreit werden, aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit eingehen. Auch Buddha hielt an der Seelenwanderung fest: der Mensch muß durch die Schöpfung wandern, seine jetzige Stellung ist bedingt durch sein früheres Dasein, ist eine Folge früherer Handlungen; der Tod als solcher ist nicht der Weg zum Nirvana, zur seligen Ruhe, vielmehr wird der leiblich Sterbende wiedergeboren nach Maßgabe seines Lebens, und das Schicksal ist kein blindwaltendes Verhängniß, sondern das Werk der Geschöpfe selbst, die nothwendig fortwirkende Folge ihrer Thaten; die neue Geburt ist die Frucht der im vorhergehenden Leben vollbrachten Werke. Vom Weltall und von der Naturordnung selbst sagt der Buddhismus nicht blos daß sie um der Individuen willen vorhanden seien, nein, wie Köppen dargethan hat ist ihm der Umschwung der Dinge in Entstehen und Vergehen eine Folge des Verdienstes oder der Schuld der lebenden Wesen, und die Welt in ihrem Verlauf ein Resultat der sittlichen Zustände und der Handlungen der Seelen. Und diesem schmerzvollen Umgetriebenwerden will der Geist entfliehen, von diesem Wirbel will er frei werden. Buddha hat die Noth, die Unvollkommenheit, das Ungenügen des gegenwärtigen Lebens richtig und tiefsinnig erkannt; er streift daran den letzten Grund im Abfall des Geistes, des Geschöpfes von seinem Wesen, von Gott, im Trug der Selbstsucht zu erfassen. Und wenn er als den Weg aus dem Leiden des Diesseits zur Ruhe des Jenseits die Sinnenbändigung, die Selbstentäußerung, die hingebende Liebe für alle Wesen bezeichnet, so ist das kein Weg ins leere Nichts, denn das wäre der Selbstmord, sondern die Umkehr aus dem Schein und Stückwerk in das Sein und die Vollendung, die Gottseligkeit. Buddha hat das wahre Wesen zu wenig positiv bestimmt, er hat den Geist zu wenig als die Energie erfaßt die das Seinsollende verwirklicht, ihn zu sehr als die Stille der Beschaulichkeit und der Ruhe einseitig angesehen, und daher auch für den Menschen statt der Weltüberwindung und Weltvollendung, der Begründung des Gottesreichs, die Weltentsagung gelehrt. Wie die Indier überhaupt zu wenig den Willen, diese Achse des Geistes, verstehen und ausbilden, sondern einseitig dem Grübeln und Brüten der Intelligenz und dem willkürlichen Spiele der Phantasie sich ergeben, hat auch für Buddha die Willenlosigkeit und Passivität

sich in den Vordergrund gestellt; wie die Indier überhaupt hat er in der Welt nur den Schein, nicht die Erscheinung des Wesens gesehen und darum das Walten Gottes in der Natur und in der Geschichte, seine Offenbarung in der natürlichen und sittlichen Weltordnung nicht gefunden. Darum ist ihm auch das Jenseits in seiner Lehre leer geblieben, und der Sieg über die Selbstsucht ward von den Seinen in die Selbstlosigkeit gesetzt. Aber das darf uns nicht hindern den Wahrheitskern in seinem Streben und Wirken hochzuachten.

Was die Seelenwanderung angeht, so hat Bunsen bemerkt daß die philosophische Verfolgung dieses Glaubens schon die alten Aegypter dahin führte als Ziel die wahre Seligkeit, das Aufhören dieses Wechsels der Gestalten und Formen des irdischen Daseins anzusehen. Das Ziel war die Vereinigung mit dem höchsten Gott, mit Osiris, keineswegs ein Aufhören des Selbstbewußtseins. Aber die Trennung der Seele von Gott hört auf. Ihr besonderheitliches, oder mit Tauler zu reden, creatürliches Leben hört auf, aber es ist nicht ihr eigentliches Leben, das ist vielmehr hienieden verborgen, aber es nähert sich ihm der Mensch welcher die Nichtigkeit der Dinge einsieht, als die ihr Wesen nicht in sich selbst haben, sondern in Gott. Da will er nichts mehr für sich sein, sondern in seinem Wesen, in Gott leben. Bunsen weist daneben auf die alte Erzählung von Buddha's Ende hin, wo der Weise, aus tiefem Sinnen erwachend, ausruft: „Der Einsiedler hat verzichtet auf ein Sein welches verschiedene Eigenschaften hat, und auf die Elemente welche dieses Leben bilden; festhaltend am Geist, in sich vertieft, hat er seine Muschel zerbrochen, davon eilend wie der Vogel der aus dem Ei schlüpft. Ich war hassend, leidenschaftlich, irrend, unfrei, unterworfen der Geburt, der Sorge, dem Leid; nun hab' ich erlangt die höchste Weisheit und bin ohne Selbstsucht, ohne Begehren, ohne Feindschaft. Mögen viele Tausende als Heilige leben und wiedergeboren werden in der Theilhaftigkeit der Welten Brahma's und sie in zahllosen Scharen erfüllen." Da ist offenbar im Ausdruck der Ruhe, des Friedens, der seligen Gemeinschaft mit Gott die Persönlichkeit erhalten, aber als eingegangen in das wahre und vollendete Sein. — Und so beginnt die Seligkeit für den Erleuchteten schon hier; der reine Weg zum Himmel ist geöffnet Buddha ist am andern Ufer, ist eingetreten in die Straße des Nirvana; er kann im Liede sagen daß er den Grund für das

sinnliche Leben gefunden und überwunden habe, die irdische Begierde, die stets den Leib von neuem baut:

> Geburtenkreislauf zahllos stünde mir bevor, hätt' ich
> Gefunden nicht des Baues Meister welchen ich gesucht;
> Fürwahr, Geborenwerden ohne End' ist schmerzenvoll.
> Du bist erschaut, des Baues Meister! Nun wirst du
> Das Haus nicht wieder bau'n! Zerbrochen sind
> Die Balken dir, des Hauses Giebel ist gestürzt:
> Der Geist, der eingegangen in Nirvana ist,
> Hat des Begehrens Durst mir gänzlich ausgelöscht.

Die Lehre Buddha's schließt sich theoretisch an die Philosophie Kapila's, und sein Aufgehen im reinen ewigen Sein ist nicht viel verschieden von dem Sinnen des Brahmanen, der in sich vertieft seine Einheit mit Brahma, der Weltseele, ausspricht. Aber von Haus aus war der Grundzug seiner Natur ein echt religiöser, das Mitgefühl mit den Leiden der Menschheit, und die Befreiung von denselben sollte nicht durch Selbstquälerei oder auf theoretischem Wege, sondern durch Reinigung von der Sünde, durch Selbstbeherrschung und Gemüthsruhe erlangt werden. Indeß auch mit dieser Wendung hätte Buddha wol nur als ein Sektenstifter gewirkt, zumal seine Forderung der Ehelosigkeit und geschlechtlichen Enthaltsamkeit mit der menschlichen Natur nicht besteht, und diese entweder aufhören, oder jene sich auf einen engen Kreis beschränken muß. Dieser engere Kreis waren die Entsagenden und Geweihten, die Priester Buddha's, die ihm nachfolgten und nach seinem Tod in klösterlicher Weise lebend seine Lehre ausbreiteten und deren Priester sind. Aber der große Schritt den er that bestand darin daß er sich an das ganze Volk, nicht an eine Kaste wandte, daß er sich gerade an die Armen und Unterdrückten mit seinem Troste richtete, daß er sein Gesetz ein Gesetz der Gnade für alle nannte. Auch wer hier nicht zur völligen Befreiung von der Welt gelangte der sollte doch darauf vorbereitet, dessen Zustand sollte doch erträglich werden. Und so fordert er ein stilles friedsames Leben von allen. Jeder solle Ruhe in seine Sinne bringen. Die Menschen sollen sich als eine große Leidensgenossenschaft ansehen, die einander nicht noch Schmerz zufügen, sondern Mitleid miteinander haben, Barmherzigkeit und Liebe üben sollen. Nicht Opfer, nicht Ceremonien frommen und beseligen, sondern die Erfüllung dieser sittlichen Gesetze; ja selbst ohne gute Werke, durch Glauben und Liebe wird der Mensch

selig. Das Gebot des Glaubens und der Liebe aber gilt für alle; die Kaste ist gleichgültig; sie ist allerdings ein Werk des Geschicks, das sich der Mensch durch frühere Thaten bereitet hat, aber in jedem Stande, in jeder Lage kann er durch Bezähmung der Begierden, durch Buße und Liebe die höchste Seligkeit erlangen. Damit war das Wort gesprochen das für ganz Indien das befreiende hätte werden können, wenn das Volk über dem Jenseits nicht das Diesseits vergessen, sondern die praktischen Ziele des gegenwärtigen Lebens sich gesetzt hätte. So aber erhob sich gegen ihn der Widerstand der Brahmanen, denen nach vielhundertjährigem Kampfe auch der Sieg gelang, freilich um unter die Fremdherrschaft der Muhammedaner, dann der Europäer zu kommen. Die Muhammedaner nahmen indische Culturelemente auf und pflanzten sie fort, die Europäer gründeten das Studium des indischen Alterthums; aber noch warten wir darauf daß ihre Bildung im Bunde mit dem Christenthum einen neuen freien Lebenstag für den Osten heraufführe.

Wie Christus zur Samariterin, so trat Buddha's Lieblingsjünger Ananda zum wasserschöpfenden Tshandalamädchen und begehrte zu trinken; sie entgegnete daß sie ja eine der Ausgestoßenen sei, deren Berührung verunreinige. Er versetzte: Meine Schwester, ich frage nicht nach deiner Kaste, gib mir zu trinken. Und Buddha nahm das Mädchen unter die Geweihten auf. Wie Christus durchbrach er die Schranken der Nationalität, sein Gesetz sollte allen Völkern verkündigt werden. Wie Christus meinte er daß es schwerer für die Reichen und Glücklichen sei zum Heil zu gelangen als für die Mühseligen und Beladenen. Wie bei Christus ist die allgemeine Liebe der Mittelpunkt seiner Sittenlehre. Mildthätigkeit, Aufopferung für die Brüder ist der Kern seiner Forderungen, ja nicht blos den Menschen, auch den Thieren soll unser Wohlwollen, unser Erbarmen gelten. Ist bei Buddha in ethischer Beziehung ein Mangel, so liegt er darin daß er mehr ein Dulden, Hingeben und Mitleiden, als ein Ringen und Wirken, ein positives Schaffen der Liebe lehrte, mehr zum Quietismus als zu großen Thaten führte. Aber gerade dadurch hat seine Religion unter den rohen Völkern, die sie annahmen, sittigend, sänftigend ihren wohlthätigen Einfluß geübt.

Unter dem Namen Dhammapada sind die Sprüche gesammelt, die man Buddha selber zuschreibt; wir übersetzen den Titel wol am besten: Weg des Heils, da Dhamma sowol die Satzung des

Glaubens als das Gesetz des Willens bedeutet, durch beides aber die Seligkeit erreicht werden soll. Ich stelle daraus einige der bezeichnendsten und schönsten Gedanken zusammen. Welch milder Seelenadel herrscht in ihnen, wie sind sie fern von allem Ceremoniösen, Aeußerlichen, rein auf sittliche Wahrheit hingewandt; ein neues Zeugniß daß die Gründer der Religionen das Wesentliche rein hervorheben!

Das was wir sind ist das Ergebniß von dem was unser Herz gedacht:
Wer Böses denkend spricht und handelt das Uebel folgt ihm dräuend nach,
Wer Gutes denkend spricht und handelt der führt das Glück als Schatten mit.

Wer nach der Lust der Sinne trachtet, sich müßig, kraftlos nicht beherrscht,
Ihn überwäligt der Versucher sowie der Wind den schwachen Baum;
Wer nicht nach Lust der Sinne trachtet, maßvoll und stark sich selbst beherrscht,
Der widerstehet dem Versucher sowie dem Wind ein Felsgebirg.

Nachdenken ist der Weg zum ewigen Leben,
Gedankenlosigkeit des Todes Pfad;
Die sterben nicht die mächtig sind im Denken,
Gedankenlose sind so gut wie todt.
Die weisen Denker kommen nach Nirvana
Zum Wohl der Ruhe, zur Glückseligkeit.
Zwar Wenige kommen an das andre Ufer,
Das meiste Volk rennt auf und ab am Strand;
Doch die dem Wort der Wahrheit treulich folgen
Gehn durch des Todes Macht hindurch zum Heil.
Und wie den Freund, der heimkehrt, seine Lieben
Empfangen ihre guten Werke sie.

Gutes thun und Böses meiden, seine Seele reinigen,
Das ist des Erweckten Lehre, das der rechte Weg des Heils.
Trägheit ist der Weg des Todes, Wachsamkeit des Lebens Weg.

Wirf weg Unreinigkeit, so wirst du frei von Schuld
Und gehst ins Himmelreich der Auserwählten ein.

Wer niemand kränkt, wer stets sich selbst beherrscht,
Der geht zum ewig Wandellosen ein,
Und droben gibt es keine Leiden mehr.

Die Welt ist eine Wasserblase, ein leichtverwehtes Wolkenbild;
Wer also auf sie niederblicket den sieht der Todeskönig nicht.

Wer nichts liebt noch haßt ist frei von Fesseln,
Von der Lust stammt des Verlustes Sorge,
Von Begierde stammet Furcht und Schmerz.

Ueberwindet Haß durch Liebe, Böses durch des Guten Kraft,
Ueberwindet Lug durch Wahrheit, Habgier durch Freigebigkeit.

Wie die Biene Nektar sammelt und der Blumen Duft und Glanz
Nicht versehrt, so geht der Weise rein und ruhig durch die Welt.

Weise Männer, wenn sie treulich folgen des Gesetzes Spruch,
Werden seelenrein und heiter gleich dem klaren stillen See.

Wie im Haufen Schutt und Moder duftig hold die Lilie wächst,
So erglänzt der Wahrheit Jünger, folgt er Buddha's lichter Spur,
In dem Volk, dem modergleichen, das da geht in Finsterniß.

Gleich der Blume die in Farben pranget, doch des Dufts entbehrt,
Sind die unfruchtbaren Worte deß der anders thut als spricht;
Gleich der Blume die in Farben pranget, süßen Duftes voll,
Sind die fruchtbar edlen Worte deß der thut so wie er spricht.

Du selber thust das Böse und schaffst das Leiden dir;
Du selber fliehst das Böse und schaffst dir Läuterung;
Du mußt dich selbst erlösen, kein andrer macht dich rein,
In dir liegt Heil und Rettung, Selbst ist der Herr von Selbst.

Wer einen harmlos guten Menschen kränkt,
Die Missethat fällt auf ihn selbst zurück
Wie leichter Staub den gegen den Wind er wirft.

Wenn tausend Worte reihten sich in deiner Sprüche leerem Schwall,
Viel besser ist ein Spruch voll Sinn, der einem Menschen Ruhe schafft.

Sich selber zu besiegen ist ein schön'rer Sieg als Schlachtensieg,
Der Sieg deß der sich selbst bezähmt, sich selber zu beherrschen weiß.

Ob einer hundert Jahre lebt am Herzen matt, am Geiste schwach,
Viel besser ist ein einz'ger Tag der feste Willenskraft bewährt.

Kein Kerker ist dem Hasse gleich, kein Feuer der Begierde,
Kein Netz ist gleich der Leidenschaft, kein Strom gleich dem Verlangen.

Wer in der Welt sich selber quält
Dem mehren nur die Schmerzen sich,
Doch wer Begier und Leidenschaft bezwingt,
Deß Schmerzen fallen nieder wie vom Blatt die Tropfen.

Nie wird der Zorn durch Zorn gestillt, er wird es durch Versöhnlichkeit.

Die beste Andacht ist Geduld, die milde, stets;
Wer abgethan das Böse heiße Brahmana.

Wer Leid und Freude hinter sich in Ruhe lebt, des Elends los,
Wer überwunden diese Welt, die feindlich ihm entgegentritt,
Wer störungsfrei, begehrungsfrei zum Ufer jenseits hingelangt,
Wer nichts als eigen haben will, ja diesen nenn' ich Brahmana.

Selbst Burnouf in dem grundlegenden Werk über den Buddhismus, und Köppen in der lichtvollen Darstellung und Geschichte dieser Weltanschauung nehmen als das Ziel und den Gegensatz des gegenwärtigen Lebens das Nichts; Nirvana ist ihnen das völlige Vergehen, der Buddhismus das Evangelium der Vernichtung. Köppen und Max Duncker erwähnen daß kräftige Völker nach der Bewahrung des Lebens, nach persönlicher Unsterblichkeit streben, die ruheliebenden Indier aber durch den Druck der weltlichen und geistlichen Tyrannei und durch die Furcht einer fortwährenden Erneuerung solches qualvollen Lebens in der Seelenwanderung dahin gebracht worden seien das Heil im Vergehen, im Tode zu suchen. Köppen verweist auf Schopenhauer, der allerdings in seiner Weltbetrachtung so pessimistisch ist wie Buddha, und in der Verneinung des Willens zum Leben die wahre Erlösung sieht. Schopenhauer verweist auf die Ascese der Heiligen, und sieht nicht im Welteroberer, sondern im Weltüberwinder die echt menschliche Größe. Er sagt am Schluß seines mit Recht berühmt gewordenen Werkes: „Wenden wir den Blick von unserer eigenen Dürftigkeit und Befangenheit auf diejenigen welche die Welt überwanden, in denen der Wille, zur vollen Selbsterkenntniß gelangt, sich in allem wiederfand und dann sich selbst frei verneinte, und welche dann nur noch seine letzte Spur mit dem Leibe, den sie belebt, verschwinden zu sehen abwarten, so zeigt sich uns statt des rastlosen Dranges und Treibens, statt des steten Uebergangs von Wunsch zu Furcht und von Freude zu Leid, statt der nie befriedigten und nie ersterbenden Hoffnung, daraus der Lebenstraum des wollenden Menschen besteht, jener Friede der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüths, jene tiefe Ruhe, unerschütterliche Zuversicht und Heiterkeit, deren bloßer Abglanz im Antlitz, wie ihn Rafael und Correggio dargestellt haben, ein ganzes und sicheres Evangelium ist: nur die Erkenntniß ist geblieben, der Wille ist verschwunden. Wir aber blicken dann mit tiefer und schmerzlicher Sehnsucht auf diesen Zustand, neben welchem das Jammervolle und Heillose unsers eigenen durch den Contrast in vollem Lichte erscheint.... Was nach gänzlicher Aufhebung des Willens übrig bleibt, ist für alle die welche noch des Willens voll sind, allerdings Nichts. Aber auch umgekehrt ist allen denen in welchen der Wille sich gewendet und verneint hat, diese unsere so sehr reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen — Nichts."

Diese Schlußworte sind mir schon vor Jahren ein Wink zum Verständniß des Buddhismus gewesen, das ich nun glaube deutlich eröffnet zu haben. Das Nichts ist eben relativ. Wäre für Buddha die irdische Welt das wahre Sein, dann wäre das Jenseits, ihr Gegensatz, allerdings das reine Nichts. Aber die Welt ist ihm vielmehr ein bloßes Werden, ein immerwährendes Verändern und Vergehen, die damit gerade selbst ihre Nichtigkeit beweist; der Gegensatz dieser äußern Scheinexistenz ist die in sich seiende Ruhe des einen wahren Seins und sein ewiges Bestehen. Das Verlöschen der Endlichkeit ist der Eingang in die Unendlichkeit. Nirvana, sagt auch Köppen, ist die gänzliche Vernichtung des Schmerzes und der Attribute oder Aggregate der Existenz, das heißt des gegenwärtigen Daseins und alles dessen was das Wesen der Seele nicht ausmacht, was sie auch hier schon von sich abthun kann und soll. Nirvana ist also das Jenseits des Sansara, des Wechsels von Geburt und Tod, der Herrschaft der Zeitlichkeit, Nirvana wird als selige Ruhe, als höchstes Gut gepriesen; mit Recht sagt Obry daß das denkende Princip erhalten bleibe. Buddha's Worte bezeichnen ihn als einen der zum andern Ufer gelangt, da muß doch sowol seine Persönlichkeit als das Jenseits sein. Völlig entscheidend aber ist dies daß Buddha sich zur Lehre Kapila's bekannte, welcher die Seelen in ihrer individuellen Vielheit als ewige Principien annahm, und den Eingang in das reine geistige Sein aus dem Treiben der Außenwelt für den Zweck des Lebens hielt. So kommt die Seele durch Nirvana wahrhaft zu sich selbst. Wenn Julius Mohl auch ohne Beweis das Nirvana für die Vereinigung mit Gott erklärt, so hat er das Rechte getroffen. Es ist der andere Ausdruck für das Einswerden mit Brahma. Mit Mohl stimmt Bunsen überein, wenn er sagt: Buddha's Lehre wurzelt in denselben ethischen Grundsätzen welche die Gottesfreunde in Strasburg und Köln predigten, Eckard, Tauler, Suso: Entselbstung ist die Bedingung alles göttlichen Lebens; wer ohne Begehr ist, sich selbst abgestorben, der lebt im Wahren. Damit habe ich schon in der „Philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit" die indische Lehre des Verwehens der Seele in die Gottheit verglichen; hier füge ich einen ganz ähnlichen Ausspruch Fichte's an: „Solange der Mensch noch etwas selbst zu sein begehrt, kommt Gott nicht zu ihm; so bald er sich aber rein, ganz und bis in die Wurzel vernichtet, bleibet allein Gott übrig und ist Alles in Allem."

Das ist es: Die Selbstsucht, der Sonderwille oder Eigenwille muß überwunden werden, dann vereinigen wir uns mit dem allgemeinen Willen, mit Gott, und sind ein Glied und Moment seines seligen Lebens. In Bezug auf die Gelassenheit sagt auch Goethe einmal so schön: Wenn du stille bist wird dir geholfen. Die europäische Auffassung Nirvana's ist übrigens nur ein Reflex des Zwiespaltes der darüber in Asien bei den Buddhisten selber herrscht; auch bei ihnen ist es den einen die Befreiung von Alter, Krankheit, Tod, damit ein ewiges Leben seliger Ruhe in Gott, und den andern die Vernichtung des Daseins, Empfindens und Denkens. Daß Buddha selbst diese letztere Ansicht nicht hatte, glaube ich dargethan zu haben; das Leben wäre ja sonst der Mühe und der Opfer nicht werth gewesen die er verlangte. Die Ueberwindung der Leidenschaften und der Selbstsucht sollte zu einem Frieden des Gemüthes führen, der nicht Nichts ist, sondern als das wahre Sein gefühlt wird, zu dem der Weise sich hier schon erhebt, dem er im Jenseits, der Unruhe der Vergänglichkeit entrückt, ganz einverleibt wird.

Buddha's eigenes Leben war ein vorbildliches für die Seinen, dem sie nachfolgen sollten in Selbstbeherrschung und hingebender Liebe. Gleich dem Leben anderer Religionsstifter ward es bald mit Wundern ausgeschmückt, je üppiger bereits die indische Phantasie zu seiner Zeit sich in Büßerlegenden ergangen hatte. Nun soll er, im Götterhimmel thronend, beschließen zur Erlösung der athmenden Wesen Mensch zu werden; als fünffarbiger Lichtstrahl soll er von der jungfräulichen Mutter empfangen werden ohne männliches Zuthun; Sonne und Mond stehen still bei seiner Geburt, aber die Blinden sehen, die Tauben hören. Aus dem Kelch einer Lotosblume überschaut das Kind die ganze Welt. Die Götter dienen ihm auf seinem Wege. Die Götter fliehen als der Versucher, Mara, der Fürst dieser Welt des Verlangens, gegen ihn sich aufmacht, aber die Naturgewalten mit denen er Buddha in Sturm und Feuerregen schrecken will, erkennt dieser für Täuschung. Ebenso erliegt der Versucher im Wortkampf, und vergebens versucht er Buddha durch die Reize seiner Töchter zu verführen. Der so Bewährte siegt nun über die Brahmanen durch seine Weisheit wie durch seine Wunderthaten. Diese tragen indeß alle das Gepräge der erbarmenden Liebe, der rettenden Hülfeleistung.

Es ist menschlich, es ist religiös das Andenken der dahin-

gegangenen Aeltern, Freunde, Wohlthäter, und in weiteren Kreisen das der großen und verdienten Männer, der Lehrer und Hirten der Völker zu ehren und zu feiern, ihr Bild oder was Irdisches von ihnen übrig ist oder was sonst lebendig an sie erinnert, hoch und theuer zu halten. Heilig sind die Stätten wo sie im Leben gewandelt, heilig ihre Ruhestätten, heilig die Reliquien die uns als Pfänder des Andenkens geblieben sind. Diese menschliche Pietät ist allen Zeitaltern und Völkern gemein, jeder gute und gemüthvolle Mensch bekennt sich zu ihr, sie ist ein wesentliches Element aller Religionen. Ihrer Quelle nach rein und lauter wird aber auch sie zum Aberglauben und Fetischismus, wenn einerseits die Roheit und Dummheit wähnt sie zur Befriedigung ihrer sinnlichen und selbstsüchtigen Zwecke benutzen zu können, und andererseits die Lüge sich ihrer bemächtigt um sie zur Beherrschung und Verthierung des großen Haufens auszubeuten. Wenn also der Priester lehrt und der Pöbel glaubt daß das Bild oder die Reliquie mehr sei als ein Mittel der Erinnerung oder Vertiefung, daß vielmehr übernatürliche Kräfte denselben einwohnen, außerordentliche Dinge durch dieselben vollbracht werden können, so hat es mit der Religion ein Ende und der Fetischdienst beginnt. Wir eignen dies Wort Karl Friedrich Köppen's uns an. Wir werden später sehen wie das Bild Buddha's der Ausgangspunkt der bildenden Kunst, die Errichtung von Bauten zur Aufbewahrung seiner Reliquien der Anfang der freien Architektur geworden ist. Er, dem das Irdische eine Wasserblase war, hat sicherlich nicht daran gedacht, seine Zähne, seine Haare, seine Röcke zu Gegenständen des Cultus zu machen, aber die Priesterschaft hat solche Dinge benutzt um dem auf das Aeußere gewandten Sinn der Menge ein Zeichen zu geben, über dem wie so oft die Sache vergessen ward. Ist man doch auch innerhalb des Buddhistenthums so weit gegangen aufgeschriebene Gebete in ein Rad zu werfen und diese Gebetmaschine stundenlang zu drehen; die Götter möchten selbst die besten Bitten herausnehmen! Allerdings ist das bloße Hersagen mit den Lippen ebenso mechanisch, und ebenso nutzlos und ohne den Zweck des Gebets, der Erhebung des Herzens zu Gott, der Ergebung des menschlichen Willens in den göttlichen, zu erreichen.

So wenig wie die Verehrer Brahma's und der Weltseele, so wenig wie Sokrates hatte sich Buddha gegen die Götter des Volksglaubens erklärt; nur die Ceremonien und Opfer, mit denen

die Brahmanen die Gewissen so arg beschwerten, hatte er ungenügend zur Heilsbeschaffung genannt, und als den wahren Weg die Bezähmung der selbstsüchtigen Begierde und die Liebe zu den Mitgeschöpfen bezeichnet. Die Buddhisten machten die Götter zu höhern Geistern, zu Bewohnern des Himmels, der wie eine Vorhalle der reinen Seligkeit und des wahren Seins stufenförmig sich zu demselben aufbauen sollte, bevölkert mit den Heiligen und Frommen, die sich dort von aller Trübung mehr und mehr befreien und dem reinen Lichte zuwenden. Dem Himmel in der Höhe sollte die Hölle in der Tiefe entsprechen, wo die Ruchlosen gestraft werden. Denn die Seele, meinte man, werde je nach ihrem Verdienst, wenn sie nicht in Nirvana einging, auf Erden, im Himmel oder in der Hölle wiedergeboren. Aber wie vom Himmel bei fortwährender sittlicher Lebensaufgabe ein Herabsinken auf die Erde möglich war, so ein Aufsteigen aus der Hölle zu besserm Sein. Auch die Hölle hat ihre Kreise, die gleich denen des Himmels die Zustände der Beseligung oder der Verdammniß symbolisiren. Dante's würdig ist die Schilderung wie die Mörder, die Zweifler und Verächter des Heiligen gestraft werden. Sie sind als Ungeheuer von scheußlicher Gestalt wiedergeboren im kalten Dunkel. Wie Fledermäuse suchen sie sich an den Wänden anzuklammern, aber von Haß und Neid beseelt beißen und zerreißen sie einander und stürzen in das ätzende Wasser tief unten, das die Leiber auflöst; aber aus der Zerstörung fliegen sie ruhelos wieder empor zu frischem Kampf und Sturz. Anders geht es bei den Gierigen: sie leiden Hunger und Durst und finden nur ekelhafte Nahrung, und dabei ist ihr Schlund eng wie ein Nadelöhr.

War Buddha wie ein Nüchterner unter Trunkenen mit seinen einfach edeln und klaren sittlichen Principien aufgetreten, so erfuhr seine Lehre doch sehr rasch in der angedeuteten Weise die Einflüsse der indischen Phantasie, während ihre Bekenner bald nach seinem Tode sein Grundgesetz in ursprünglicher Reinheit festzustellen und zu bewahren suchten. Er und seine Nachfolger verlangten und gewährten in religiösen Angelegenheiten Duldung in einer Weise die an unsere Zeit erinnert. Er war um 540 v. Chr. gestorben; bald nach seinem Tode geschah die erste schriftliche Abfassung seiner Satzungen. 120 Jahre später fand eine Versammlung von 700 angesehenen Männern statt um von neuem eine Feststellung des guten Gesetzes vorzunehmen, da Abweichungen

und Spaltungen eingerissen waren. Eine dritte große Versammlung zu ähnlichem Zweck hielt 250 v. Chr. König Asoka von Maghada; die Dogmen wurden hier unter dem Einfluß der Zeit in feste Form gebracht wie auf den christlichen Concilien, der König ist passend mit Konstantin verglichen worden. Die Ausbreitung des Buddhistenthums vollzog sich geräuschlos innerhalb der indischen Lebensordnung. In Maghada, seinem Hauptsitze, gewann es erst durch Asoka das Uebergewicht. Von dort aus gingen dann die Sendboten des neuen Glaubens nach Hinterindien, Ceylon und zu den nördlichen Völkern. Zur Zeit Christi wuchs die Macht des Brahmanenthums wieder so bedeutend daß es den Kampf gegen die Buddhisten aufnahm und sie allmählich aus den indischen Ländern diesseit des Ganges verdrängte. Dafür breitete sich ihre Religion in China und Tibet aus; der große Mongolenfürst Chubilai nahm sie an. Sie zählt heute noch über 300 Millionen Bekenner.

Ein Grundmangel ist daß der Dualismus des Diesseits und Jenseits, des Geistes und der Natur, des unendlich Einen und der endlichen Vielheit sich auch im Dualismus der Priester und Laien wiederholt. Buddha stiftete nicht zuerst die Gemeinde, die dann aus ihr selbst Priester und Vorstände hervorgebracht hätte, sondern er gründete ein Mönchsthum der strengen Anhänger, die als Geweihte und Erwählte die Geistlichkeit darstellten, welche ein Mittleramt für das Volk übernahm, das die zur Vollendung geforderten Gelübde der Armuth und ehelosen Keuschheit nicht ablegen mochte. Damit ward das Volk nicht geistig befreit, nicht zur Kindschaft im Gottesreich berufen, sondern durch die Hierarchie des Klerus bevormundet und geleitet. Der Buddhismus hofft auf einen neuen und wahren Erlöser, den der Name Maitreja als den Liebevollen, Barmherzigen bezeichnet. Er soll die reine Lehre herstellen und Gerechtigkeit auf Erden einführen. Damit weist der Buddhismus selbst über das Negative, Quietistische, Passive seiner Moral hinaus: der Friedensfürst der Zukunft soll des Recht zur Geltung bringen. Der Sieg des Rechts ist aber der Sieg der Freiheit, die gewissenhafte Durchführung des für wahr Erkannten durch die Kraft des Willens. Damit hört das Diesseits auf ein gottverlassenes Gewirr, ein Jammerthal, ein Trug zu sein, wenn es göttlicher Ordnung gemäß zum Wohle der Menschen organisirt wird; dann kann der Geist der Erde froh und doch im Himmel heimisch sein.

Im Großen und Ganzen der Weltgeschichte, sagen wir mit Bunsen, ist der Buddhismus gleichsam als ein Ausruhen der Menschheit vom Joche drückenden Brahmanenthums unter den Indiern oder wilder Naturfeiern unter den Mongolen anzusehen. Dies Ausruhen ist das eines müden Wanderers, den nichts so sehr vom Treiben des göttlichen Werkes auf dieser Erde abhält als die vollkommene Verzweiflung an Recht und Wahrheit in dem wirklichen Leben, besonders im Staat. Der Schlummer der buddhistischen Völker dauert lange, aber er ist doch ein sanfter; und wer weiß ob nicht bereits der Auferstehungsmorgen tagt? Zu Buddha's Zeit predigte Jeremias auf den Trümmern Jerusalems das neue Gottesreich innerer Gerechtigkeit, die Hoffnung auf den Erlöser der Menschheit; zu Buddha's Zeit gab Solon in Athen das menschliche Gesetz des freien Volksstaats und eröffnete die Reihe der Weisen, die in der Welt das Ewige und Göttliche zu erkennen, die göttliche Vernunft als das alldurchwaltende Princip des Universums darzustellen, die Einsicht des selbstbewußten Geistes zur Geltung und Herrschaft zu bringen strebten.

Vishnu und Siva. Abschluß des Epos. Die Bhagavadgita und die Puranas.

Während die Brahmanen und Buddhisten den Geist über die Natur erhoben und aus der Welt des Werdens und der Vielheit in die Ruhe des einen Wesens sich versenkten, übte die Natur fortwährend auf das Volksgemüth ihre Macht aus, sodaß die Idee des Göttlichen im Anschluß an die Poesie der Vedas sich in ihre Formen kleidete. Indra war allerdings mehr und mehr der Gott der Krieger geworden. Wir erinnern uns wie ihm Rudra, der Herr der Winde, zur Seite stand, wie auch Rudra den Blitz schwang, wie er als der Gewaltige und Furchtbare und zugleich als der Segenbringende angerufen wurde. Der Beiname der ihn als den Glücklichen, Beglückenden bezeichnet, ist Siva (sprich Schiwa); der Beiname ward zum Hauptnamen. Um den Gewittersturm unschädlich zu machen und im Bewußtsein seiner wohlthätigen Wirkungen ward der Gott des Windes als der Glückliche (civa) statt des Heulenden (rudra) angerufen. Man muß die große Bedeutung der regelmäßigen tropischen Winde in

Indien erwägen, wie sie die Regenzeit und das klare Wetter bringen, um zu erkennen wie die in ihnen waltende Gottesmacht zur allbeherrschenden gesteigert werden konnte; der Gott des Sturmes war der Beweger der Welt, und bei der nahen Verwandtschaft, in welcher die Luft als Lebenshauch, als Athem mit dem Geiste stand, war er der Allgeist. So wird er in einer der Upanischaden geschildert.

Das Volk bedarf lebendiger anschaulicher Götter, und was auch die Denker von der Nichtigkeit der Natur sagen mochten, es empfand ihren Einfluß, und in den Thälern des Himalaja und an den Bergen des Dekkhan, wo die Fruchtbarkeit des Landes von den tropischen Regengüssen abhing, die aber mit einer niederschmetternden Wucht ihren Segen spendeten, nahm der Gott, der im Gewittersturm seine Macht verkündete und verheerend einherbrauste, aus der Zerstörung jedoch die Fülle neuen Lebens hervorblühen ließ, folgerichtig die erste Stelle ein. Je erschreckender er mit Blitz und Donner hereinbrach, desto mehr galt es ihn durch Gebet und Opfer sich gnädig zu machen, desto mehr fühlten die Menschen mit Furcht und Zittern ihre Abhängigkeit von ihm. Er war seinen Verehrern der Gott vorzugsweise; er thronte auf den Gipfeln der Berge. Nach dem Naturbild das den Sturm mit einem heulenden Raubthier vergleicht und ihn als Tiger personificirt, ward dem in Menschengestalt vorgestellten Gott das Tigerfell zum Gewand gegeben. Die lebenschaffende befruchtende Kraft führte dazu ihn wie einst den Indra als Stier anzurufen, ihn dann auf dem Stier reitend darzustellen; aufgerichtete Steine, Phallussymbole, waren ihm geweiht.

Anders war es im Gangesthal. Da hatte das Volk weder mit den wilden Urbewohnern der Berge zu kämpfen, noch entband sich der Segen der Natur auf so gewaltsame Weise, vielmehr entfaltete er ganz milde seine üppige Pracht und Herrlichkeit. Der vedische Luft- und Lichtgeist Vishnu, der an der höchsten Stelle des Himmels thronen und von dort freundlich zur Erde niederschauen sollte, ward zum Gott des blauen Himmels, der sich im klaren Wasser spiegelt, und aus der Höhe wie aus der Tiefe durch den Segen der Feuchtigkeit und die Wärme des Lichts das blühende Leben hervorruft. Die blaue Lotosblume ist sein Symbol, er entschlummert zur Regenzeit auf dem Lotosblatt, das auf den Wassern schwimmt, so lange die Flut des Ganges steigt, so lange der heitere Himmel verhüllt ist; er wendet

sich im Schlaf, wenn das Wasser wieder sich zum Fallen neigt und wie die Luft wieder heiter wird, erwacht der Gott mit der neu aufgrünenden Natur. Oder er reitet auf dem Wundervogel Garuda, gleich den Schwänen anderer Mythen eine Personification lichter Wolkenbildungen. Oder er lagert auf der Schlange ohn' Ende, Ananta, dem Symbol des in sich geschlossenen Kreislaufs der Natur, der sich alljährlich verjüngt wie die Schlange sich häutet. So war Vishnu die im Naturleben waltende Gotteskraft, und das friedsame sinnige Volk huldigte ihm als dem gemäßesten Bilde seines eigenen Charakters.

Diese Fortbildung des alten mythologischen Volksglaubens neben der priesterlichen Speculation des Brahmanenthums fand um die Zeit von Buddha's Auftreten statt oder war vielmehr bald nachher mächtig, und zwar so daß am Himalaja und im Dekkhan der Sivacultus, am Ganges die Verehrung Vishnu's der Mittelpunkt der Religion ward. Der Ausbreitung des Buddhismus suchten nun die Brahmanen gerade dadurch zu begegnen daß sie beide wieder mehr realistische Göttergestalten in ihr eigenes idealistisches System hereinzogen. Sie erklärten sie nicht für falsch, sondern sie gesellten sie zu Brahma. War Brahma die ursprüngliche eine und reine Wesenheit, so wurde in ihm nun der geheimnißvolle und verborgene Grund aller Dinge, die weltschöpferische Macht, angebetet, und die Erhaltung und Fortgestaltung der Welt fiel Vishnu zu. Er herrschte im Leben der Natur und griff wohlthätig förderud in dasselbe ein, er war besonders der milde hülfreiche Gott, und sein Wirken ging von der Natur auf die Geschichte über; wo Erschlaffung des Rechts und Erhebung des Unrechts eintrat, da rief man ihn als Rächer und Retter an, da sah man im Fortgang und im Gericht der Geschichte sein Werk. So ward er wesentlich der Träger der sittlichen Weltordnung, und das Walten Gottes in der Welt, das die Brahmanen und Buddha in ihrer Weltentsagung, in ihrer Sehnsucht nach der seligen Ruhe am andern Ufer im Schose des Ewigen nicht erkannten, ward nun wieder gläubig angenommen, der Dualismus von Gott und Welt, von Geist und Natur ward hauptsächlich im Vishnucultus überwunden, dem Volk auch in der Gegenwart Trost und Hoffnung bereitet. Man blickte in die Vergangenheit, und wo aus derselben im Gedächtniß des Volks oder in den Liedern und Sagen noch große Thaten lebendig waren, die durch Weisheit oder sittliche Kraft die Menschheit ge-

fördert hatten und gotteswürdig schienen, da war es Vishnu, der sie vollbracht hatte. So bildete sich in Indien die Idee einer Menschwerdung Gottes; denn nicht blos in seinem göttlichen Wesen, sondern in sichtbarer Gestalt sollte der Gott auf Erden erschienen sein und die Thaten vollbracht, der sittlichen Weltordnung zum Siege geholfen haben. Nach und nach nahmen die Brahmanen acht solcher Verkörperungen oder Avataren des Gottes an, und sahen unter anderm ihn auch in der Gestalt der königlichen Helden die dem Priesterthum treu ergeben dessen Herrschaft über die Krieger begründet hatten.

Das Leben ist der Wechsel des Entstehens und Vergehens; ward in Vishnu vorzugsweise die Gottheit verehrt insofern sie die fortschreitende Bewegung leitet, so hoben die Brahmanen in Siva die verheerende und zerstörende, das Endliche ins Gericht führende, aus dem Tode aber neues Leben erzeugende Macht hervor. Er verschmolz mit Agni, das Feuer ward sein Symbol als das im Auflodern verzehrende Element. Aber auch der Linga, das Sinnbild männlicher Zeugungskraft ward in seinen Heiligthümern aufgerichtet in Gestalt konischer Steine, die vom Himmel gefallen sein sollen. Siva heißt der Männerverderbende, seinen Hals schmückt eine Kette von Schädeln, er ist mit der Asche der Todten gesalbt. Hieß schon Rudra der flechtentragende Gott nach dem Gewölk das er in Knäuel zusammenflocht, und trugen die brahmanischen Büßer Haarflechten, so ward nun Siva auch der Gott ihrer Selbstpeinigung, und sollte durch solche seine große Macht erlangt haben.

Brahma, Vishnu, Siva erhielten als die schaffenden, erhaltenden, zerstörenden und aus der Zerstörung neuschaffenden Götter auch weibliche Hälften zugesellt, Sarasvati die Göttin der Weisheit, des Wohllauts und Ebenmaßes, Lakshmi die Göttin der Liebe, der Fruchtbarkeit, und Bhavani oder Pervati, die Schöpferinnen der Thränen wie der Lust. Söhne von Siva und Pervati sind der Haus und Familie beschirmende friedsame Ganesas und der kriegerische Kartikeya. Auch Indra ward als der Gott des Himmels fortwährend angerufen. Der Liebesgott war Kama. Die weibliche Hälfte der großen Götter heißt Shakti, besondere Verehrer derselben, Shaktas üben ihre obscönen Riten heimlich aus.

In diesem Sinne nun wurde das Epos überarbeitet. Der schlaue Rathgeber der Pandusöhne im Mahabharata, Krishna,

ward als eine Verkörperung Vishnu's aufgefaßt, der Mensch geworden sei um dem jüngern Geschlecht zum Sieg zu verhelfen, und neben die alten Listen, die keineswegs alle verwischt werden, tritt nun die göttliche Weisheit mit ihren Offenbarungen. Krishna bleibt mit Ardshuna, mit Judhishthira am Leben, sie nehmen Besitz von der Herrschaft, beklagen die Todten und ergehen sich in langen Betrachtungen. Judhishthira wird zu einem Sohn des personificirten Gesetzes, des Dharma, Ardshuna zu einem Sohn Indra's, dessen Beiname er indeß auch ursprünglich war. Im Walde führen die im Würfelspiel Besiegten nun ein Büßerleben. Dadurch gewinnt Ardshuna Indra's Waffen, und der Wagen des Gottes, nicht mehr von zwei, sondern von 10000 Falben gezogen, holt ihn zum Himmel empor. Dort um Indra sind die seligen Helden und Weisen, die den Ankömmling huldigend begrüßen. Und die schönste der Wolkenmädchen oder Apsarasen Indra's wird für ihn bestimmt. Sie schmückt in der Abendkühle ihr langwogendes Lockenhaar mit Blumen, und das Auge, der Mond ihres Angesichts, fordert den Mond, das Auge des Himmels, zum Wettkampf des Glanzes. Die frisch entfalteten Blumen ihrer Brüste tragen Knospen von lieblichem Roth und bewegen sich schwellend bei ihrem Gang, ob des Busens Last beugt sie sich bei jedem Schritt. Unter dem bunten Gürtel erheben sich die Hüften, zwei Hügel in runder Fülle, des Liebesgottes Sitz, nur von leichter Hülle umspielt. So mischt sich das sinnlich Reizende in das Ascetische. Dadurch daß Ardshuna ihrem Zauber widersteht, erlangt er die Götterwaffen. Aber mit diesen soll er nun statt Indra's zuerst die bösen Geister der Finsterniß und der Dürre bezwingen. Sie überschütten ihn mit einem Hagel von Steinen und Geschossen und hüllen alles in Nacht, sie verwandeln sich in Berge und stürzen sich über ihn, aber er besiegt sie doch. Andere Dämonen kommen ihm auf 60000 Wagen entgegen und kämpfen mit Zaubereien, aber er besiegt sie doch, und soll damit Indra übertroffen haben. Das heißt die alten einfachen Natursagen werden jetzt ins Maßlose mit abenteuerlichen Ueberschwenglichkeiten gesteigert.

Auch Rama ward jetzt zum Gott, und deshalb dem Ramayana ein ganzer Gesang vorangeschoben. König Dasaratha, seit einigen tausend Jahren kinderlos, bringt jetzt eins der großen Roßopfer, die mit jahrelangen Vorbereitungen und sinnlosen Ceremonien sehr schwer richtig zu Ende zu führen waren, und ein

Stolz des Brahmanenthums sind. Die Götter verheißen ihm Nachkommenschaft. Sie klagen dann bei Brahma über den Riesenkönig Ravana, dem Brahma bewilligt habe daß ihn kein Gott und kein Dämon tödten könne, und der darauf pochend die Welt verwüste und verwirre, daß wo er auftrete die Sonne nicht mehr scheine, der Wind nicht mehr wehen wolle. Brahma bemerkt daß der Unhold an die Menschen nicht gedacht, als er jene Bitte um Unverletzlichkeit gestellt, und die Götter bitten Vishnu er solle als Mensch sich gebären lassen um den Riesen zu bezwingen. Ein lichtes Wesen, bergeshoch, von Löwenmähnen umwallt, tritt mit dem Schritt des Tigers zu Dasaratha und reicht ihm eine Schale, daraus solle er seine Weiber trinken lassen. Er gibt der Kausalja die Hälfte, der Sumitra drei Viertel des Uebrigen, der Keikeja den Rest; dadurch empfangen sie Söhne, in jedem wohnt Vishnu, aber im Sohn der Kausalja, im Rama, am meisten. Visvamitra erlangt dann später Rama's Hülfe gegen den Riesen; das alte Heldenlied hatte den Kampf gegen denselben dadurch motivirt daß er die Gattin Rama's raubte, was gleichfalls blieb, wie denn überhaupt der ursprüngliche Mensch neben dem Gotte steht.

An die Stelle der Helden aber sind die Büßer getreten und ihre Legenden werden jetzt in das Epos eingeschoben und mit der Maßlosigkeit vorgetragen, die von da aus für den Grundzug des Indierthums genommen wurde. So die Sage von der Herabkunft Ganga's. Der heilige Fluß strömte früher nur im Himmel. Als König Sagaras in Ajodhja hundert Jahre lang Bußübungen sich hingegeben um Kinder zu bekommen, ward ihm geweissagt daß die eine seiner Frauen einen Sohn, die andere aber, des Vogelfürsten Garuda's Schwester, sechs Myriaden zur Welt bringen werde. Die letztere gebar einen großen Kürbis, und wie sie dessen Schale aufbrachen, regten sich statt der Kerne darin 60000 kleine Gestalten, die nun in Krügen voll geläuterter Butter aufgenährt wurden. Die andere Frau ward Mutter des wilden Asamandsha, den aber der Vater des Landes verwies, und dessen Sohn Anshuman zum Thronfolger ernannt wurde. Der nun führte das Roß zu dem Opfer, das sein Großvater Sagaras bringen wollte; aber eine Schlange kam und riß das Roß in den Abgrund, und das Opfer war unterbrochen. Sagaras entsandte die 60000 Söhne das Roß zu erspähen, während er in der Stellung des Weihenden verharren wollte. Sie durchwühlten die

Erde und kamen zu dem Elefanten, der sie auf dem Rücken trägt und seinerseits auf einer Schildkröte steht; wann der Elefant sich einmal schüttelt, gibt's ein Erdbeben. Sie gruben von da seitwärts, fanden das Roß bei Vishnu, und rannten gegen ihn an; aber der Gott schnaubte mit der Nase und die 60000 lagen in Asche. Anshuman ward nun nach ihnen geschickt. Er wollte ein Trankopfer spenden daß ihre Seelen in den Himmel kämen, hatte aber kein Wasser in der Tiefe. Er wandte sich an den Oheim Garudas, den Vishnu reitet, und erfuhr daß kein irdisches Wasser, sondern nur die Himmelsfürstin Ganga zur Entsündigung dienen könnte. Anshuman brachte zunächst das Roß dem Großvater, der nun das Opfer vollzog, aber auch während der 30000 Jahre seines fernern Lebens nicht wußte wie die Ganga herabkommen sollte. Anshuman ward König, und wiewol er sich 32000 Jahre gepeinigt hatte, und sein Sohn Dvilipas das Gleiche als Nachfolger gethan, so ward doch erst dessen Erben Bhagirathas die Bitte nach dem himmlischen Strom gewährt. Aber die Erde wäre zu schwach den Sturz zu bestehen, darum ward Siva durch neue Bußübungen gewonnen daß er sich auf den Gipfel des Himalaja stellte und den göttlichen Strom herabfallen hieß. Zornig gehorchte die Göttin. Aber ihre Wogen fielen auf Siva's Scheitel und verirrten sich Jahrtausende lang in seinen Haarflechten, bis endlich von dort sieben Flüsse niederrauschten, die sich später zum heiligen Strom des Ganges vereinigen. Die Götter selbst staunten ob dem Weltwunder, und wer eine Schuld auf sich hatte reinigte sich in der Flut die von Siva niederbrauste. Bhagirathas fuhr voran, die Wogen folgten ihm. Zwar schluckte sie der Büßer Jahnus einmal, ließ sie aus seinem Ohr aber wieder herausquellen. So kamen sie zum Meer und in die Tiefen der Erde, wo die Asche der 60000 entsündigt wurde und die Seelen nun zum Himmel stiegen. Ganga aber blieb von den Menschen verehrt auf Erden als der heilige Strom.

Wie die Helden des Volksepos, so wurden die alten weisen Sänger der Vedas in diese Phantastereien hineingezogen. Visvamitra war ein die Bharatas im Krieg berathender Opferpriester, dessen Gesänge wir noch kennen; er ward jetzt zu einem König, der die Welt mit Heeresmacht durchzieht. Vasishtha, der in den Veden ihm gleichfalls als Priester gegenübersteht, ward zu einem brahmanischen Einsiedler, der im blumenreichen Walde lebt, umringt von 60000 Weisen, entsprungen aus Brahma's

Haaren und Nägeln, alle das heilige Wort Om summend. Zu ihm kommt Visvamitra, und Vasishtha bewirthet ihn trefflich mittels der Zauberkuh Sabala, die auf seinen Wunsch jede Speise hervorbringt. Visvamitra möchte die Kuh haben und bietet für sie Gold und Geschmeide, 800 Wagen, 14000 Elefanten, 11000 Rosse, eine Million Kühe. Vergebens. Da raubt sie der König. Aber sie wird wild, tödtet 1000 Krieger und legt sich dann zu Vasishtha's Füßen. Ihr Brüllen erschlafft ein Heer, und da die verzehrende Glut der Andacht Vasishtha's noch mitwirkt, ist das ganze Gefolge Visvamitra's bald vertilgt, und verzweifelnd steht er einsam da wie ein Meer ohne Brandung, wie eine Schlange ohne Zahn, wie eine lichtberaubte Sonne, wie ein schwingenloser Vogel. Dann geht er an den Himalaja um durch Selbstqual Siva's Gunst zu erlangen. Auf den Spitzen seiner großen Zehen, mit aufgehobenen Händen, wie eine Schlange von Luft gefüttert steht er 100 Jahre; damit erlangt er die Bogenkunst, und nun verwüstet er Vasishtha's Hain. Aber mögen die Götter vor seiner Waffe in Schrecken gerathen, der Heilige fürchtet sie nicht, sie wird vor dessen Stab zu Schanden. Da beschließt der König sich zum Brahmanen emporzubüßen. Nach 1000 Jahren wird er für einen königlichen Weisen erklärt; betrübt hebt er von neuem an sich zu peinigen. Da fällt es mittlerweile dem Fürsten Trisanku ein lebendigen Leibes gen Himmel zu steigen und so in seinem körperlichen Zustand unter die Götter zu kommen. Er wendet sich deshalb an Vasishtha, der solches Begehren verflucht; aber Visvamitra will ihm zur Ausführung seines Verlangens helfen, tritt zum Opfer, erhebt den heiligen Kochlöffel und heißt den Trisanku gen Himmel fahren. Der thut's auch, aber Indra wirft ihn aus dem Himmel wieder herab. Visvamitra sieht ihn fallen, hört ihn um Hülfe schreien, und ruft ihm halt zu. Da bleibt Trisanku zwischen Himmel und Erde schwebend. Visvamitra aber erschafft einen neuen Himmel mit neuen Göttern, und Götter und Weise flehen ihn an daß er doch die gute alte Ordnung nicht also stören möge. Sie verständigen sich darauf daß alles beim alten bleibe, Trisanku aber einen Platz im Himmel erhalte. Die fortgesetzte Kasteiung Visvamitra's unterbricht einmal die Nymphe Menaka, die durch ihn die Mutter der Sakuntala wird. Aber aus dem Sinnentraum erwachend fängt er ein neues Jahrtausend von Strengigkeiten an. Nichts reizt ihn mehr zur Liebe, nichts zum Zorn; mit angehaltenem Athem steht er stumm. Da wird es den

Göttern bange, Schrecken ergreift die Welten, das Sonnenlicht scheint finster vor seinem Glanz, der Wind weht nicht mehr, die Berge wanken, Visvamitra ist durch seine Buße so mächtig daß das All in seiner Gewalt ist, daß er es zerstören könnte, wenn ihm sein Wunsch, die Brahmanenwürde, versagt werden sollte. Die Götter flehen darum zu Brahma, der sie ihm gewährt. Die Buße aber hat alles weltliche Verlangen, alles Rachegefühl in Visvamitra ausgetilgt, und so versöhnt er sich mit Vasishtha, der sammt den Vedas ihn als Brahmanen anerkennt und beide strahlen vereint im Glanze des Brahmanenthums.

Tugend, Gedächtniß, Ausharren, Weisheit, Milde, Geduld, Verstand,
Buße, Freiheit und Allkunde, Güte, Mäßigung, Dankbarkeit,
Gleichmuth — dieses versteht nämlich unter Brahma wer Brahma kennt.

Das auf solche Art überarbeitete, mit Episoden überfüllte, von ihnen überwucherte, sie endlich nur einrahmende Epos gleicht nun allerdings dem Ashvatthabaum, der seine Zweige wieder zur Erde senkt, wo sie Wurzeln treiben und neu aufsprießen, sodaß der Mutterstamm zum ganzen Wald wird, den die Schlingpflanzen umranken und mit Blüten schmücken. Von den so im Lauf eines Jahrtausends angewachsenen Gedichten gilt dann was Fortlage sagt: Sie führen uns in unabsehbare Waldungen, bewohnt von frommen Einsiedlern, durchstreift von Halbgöttern, Riesen, Menschenfressern und sinnbezaubernden Nymphen. Wir sind in eine warme treibhausartige Atmosphäre versetzt, wo der Geist eine magische Gewalt über die Körperwelt ausübt, und wo die scharfen Umrisse aller Dinge in einem reizenden Nebel verschwimmen. Hier büßen sich Menschen zu göttlicher Würde hinauf, Götter steigen in Menschen- und Thiergestalt auf die Erde herab, das Leblose erscheint bald als lebendig, bald das Lebendige als leblos; wir sind im Lande der Wunder, wo aus dem Kleinsten das Größte wird und aus dem Größten das Kleinste, wo der Geist alles kann und der Einsiedler kraft seiner Buße neue Firmamente schafft. Alle Gegenstände erscheinen weich wie Wachs, umformbar ineinander gleich den Organen der Pflanzen.

Aber auch in der Philosophie suchten die Brahmanen nicht blos durch die Vedanta das Ansehen der Vedas und Upanischaden zu behaupten und ihre Lehre, daß Brahma das ewige wahre Wesen sei, gegen die Buddhisten zu vertheidigen, sondern sie trachteten auch ihre Auffassung von der Weltseele oder dem Brahma,

dessen Theile die einzelnen Seelen sind und vor welchem die Natur nichtig und nur ein Traum ist, auszugleichen mit der Anschauung des Kapila, der an der Wirklichkeit der Einzelseelen und der Natur festhielt, und mit dem Buddhismus, der die Ueberwindung der Welt durch Leidenschaftslosigkeit und die Befreiung vom Kreislauf des Endlichen durch den Eingang ins Ewige anstrebte. Die Jogalehre, die Vertiefung des andächtigen Geistes, die Selbstinnigkeit der Seele im reinen Gedanken, spricht diese Verschmelzung aus; auch sie fand Eingang in das Epos, indem sie Krishna als Vishnu dem Ardshuna wie eine Offenbarung der Geheimnisse des Lebens vorträgt. Brahma, der ruhende Urgrund der Welt, erscheint hier aufgegangen in Vishnu, dem alldurchwaltenden Herrn des Lebens. Er ist in sich eins, die Seele der Welt, und zugleich in allen Dingen gegenwärtig, das was ihr eigentliches Wesen ausmacht, der Glanz im Metall, das Leuchten des Feuers, der Verstand des Verständigen, die Kraft des Starken. Die Natur, die Materie besteht als das immerdar Wechselnde, indem die Seelen aus dem Stoff sich immer neue Körper als so viel Formen oder Gewänder bereiten, bis sie sich wieder zur Weltseele, zum Unendlichen erheben, und in den Grund eingehen aus dem sie hervorgegangen. Gott in allem gegenwärtig, alles aus sich erzeugend, alles in sich hegend, über allem waltend, sich in seiner Einheit selbst erfassend, Gott als welteinwohnender und weltbeherrschender Geist, diese höchste Idee der Philosophie ist hier ausgesprochen einige hundert Jahre vor Christus und dem menschgewordenen Gotte selbst in den Mund gelegt. Krishna läßt den Ardshuna ihn mit seinem Gottesauge anschauen, und er sieht wie Gott alle Wesen in sich vereinigt, wie Brahma selbst im Lotoskelche Vishnu's ruht, dessen Leib das ganze Universum ist. Wir stellen einige Sprüche aus der Bhagavadgita (Lied von Bhagavad, einem Beinamen Vishnu's) zusammen; bekanntlich hat Schlegel diese Episode des Mahabharata mit lateinischer Uebersetzung herausgegeben und Wilhelm von Humboldt eine treffliche Abhandlung darüber geschrieben.

Ich bin der Welten Urheber, ihr Untergang geschieht in mir,
Wie an die Perlenschnur Perlen so ist das All an mich gereiht.

Ich fließ' in allen Meerfluten, ich leucht' in Sonn- und Mondenschein,
Der Männer Geist, der Luft Schatten, der Erde süßer Duft bin ich.

Und keineswegs verlier' ich mich im Werke meiner Schöpfungskraft,
Darin ich wohn' und still walte, unbewegt wie es wogen mag.

Sowie die Sonn' alleinstrahlend dennoch die ganze Welt erhellt,
So wird von meinem Urlichte erleuchtet aller Menschen Geist.

Der Anfang aller Weltwesen und Mitt' und Ende das bin ich,
Mein Auge nimm, das göttliche, dein menschliches genüget nicht.

Was alles sich mit Lust reget und was da unbeweglich bleibt,
Sollst du in meinem Leib schauen, denn in mir ist und lebt das All.

Mit mannichfachen Antlitzen, mit Himmelszierden siehst du mich,
Mit Himmelskronen lichtstrahlend, Gewändern himmelsduftumweht.

Aus tausend Augen glanzvollen dringt überall mein Feuerblick,
Allwunderkräftig, ohn' Ende der Waffen führ' ich jegliche.

Du siehst die Welt die vieltheil'ge in meinem Gottesleib vereint,
Alle Götter und Erdwesen sie steigen auf und ab in mir.

Ich selbst bin der Untheilbare und bin der Allgestaltete,
Ich bin der stete Rechtschützer, bin immerdar der gute Geist.

Ich bin der Herr, ich bin alles, alles ist meines Wesens voll,
In mir bestehend, mir dienend freut seines Ruhmes sich das All.

Die sittlichen Lehren nähern sich dem Buddhismus oder nehmen ihn in sich auf. Der Mensch steht einmal innerhalb des bedingten und getheilten Seins, ist einmal mit dem Körper behaftet, darum muß er dessen Bedürfnisse befriedigend und handelnd die Forderung des Tages erfüllen. Das ist seine Pflicht. Leben ist Leiden. Der Mensch, der es überwinden will, soll über der Körperlichkeit stehen und innerhalb der Verkettung der Endlichkeit doch frei sein, er soll ruhigen Gemüths, ohne Leidenschaft handeln, ohne sein Herz von der Welt fesseln zu lassen, und soll ohne Rücksicht auf den Erfolg, auf Glück oder Unglück in reiner Gottergebenheit seine Pflicht erfüllen. Steine und Gold soll man gleichachten, aber wohlgesinnt sein für alle Geschöpfe und ihr Bestes suchen.

Wer mit treuem Glauben irgendeinen Gott verehrt der ist ein wohlgefälliger Diener des Höchsten und Einen; dieser ist der Genießer aller Opfer, welcher Name auch dabei angerufen werde; Blüten und Früchte, wenn sie ein demüthiger Sinn darbringt, empfängt er gern. Der Gläubige ist wie das Wesen woran er glaubt, er gelangt nach dem Tode zu dem welchem er sich gewidmet hat, der Inhalt des Glaubens ist ein Abbild des Herzens (in seinen Göttern malt sich der Mensch). Die rechte Buße ist nicht Selbstpeinigung, sondern Selbstbeherrschung, Geduld und

daß man fernerhin das Herz vor Schuld bewahrt. Höher als Opfer und äußerer Brauch steht die Innerlichkeit des Gemüths, das sich von Leidenschaften entstrickt, ruhig und still sich in sich und in das ewige Selbst vertieft; dadurch erhebt sich der Geist aus der Endlichkeit zu Gott, dem Ewigen und Einen. Einsam soll der sich der Vertiefung Widmende auf Opfergras sich niederlassen, unbewegt den Odem einziehen, nirgends umherblickend auf die Nasenspitze die Augen richten und den geheimnißvollen Namen der Gottheit Om summen; — so machen sich doch brahmanische Aeußerlichkeiten wieder geltend. Indeß darüber erhebt sich die Forderung der Seelenreinigung und Gemüthsruhe. Den Gliedern der Schildkröte gleich soll der Vertiefte die Sinne von dem Stoff des Sinnenreizes zurückziehen, still halten vertieft in Selbstvertiefung, wie die Lampe die kein Wind bewegt, und seine Gedanken in das eine Wesen, in die Weltseele versenken. So geht er mit seinem Selbst ein in das göttliche Selbst.

Indem auch diese bewunderungswürdige tiefsinnige Gedankendichtung dem Mahabharata eingeflochten wurde, gestalteten die Indier dasselbe mit Absicht zu einem Sammelwerk alles Wissenswürdigen; das Gedicht nennt sich selbst ein großes Lehrbuch des Nützlichen, ein Lehrbuch des Rechts, ein Lehrbuch des Angenehmen, ausgesprochen durch Vjasa vom unermeßlichen Geist. Die didaktische Tendenz gesellte sich zur ursprünglichen Lust an der dichterisch freien Darstellung, während die Priester den alten Sagenstoff umprägten und ihre Anschauung in das Werk hineinarbeiteten. Damit hing zusammen daß man den Unterschied der Poesie und Prosa, den die vorbuddhistische Zeit in der Lyrik der Hymnen und dem Epos sowie in den Brahmanas und der Philosophie schon hervorgebildet hatte, wieder aufgab, und für die Literatur auch der Wissenschaft die metrisch gebundene Form nahm.

Das Brahmanenthum übte nach der Berührung mit den Griechen seine Einflüsse über Alexandrien, die orientalischen Ideen wirkten zur christlichen Gnosis mit. Die Idee der Menschwerdung Gottes war den Indiern eigen wie dem Christenthum, und sie faßten nun auch die drei großen Götter Brahma, Vishnu, Siva zur Einheit, zu einer Dreigestalt, zusammen, zur Trimurti: es ist dasselbe göttliche Wesen das sich dreifach offenbart als Schöpfer, als Erhalter, als Zerstörer und Auflöser des Endlichen, sodaß aber der Tod sogleich die Wiege neuen Lebens wird. Wie indeß Siva in den Bergen, Vishnu am Ganges seine ersten und meisten

Verehrer hatte und die Brahmanen an Brahma festhielten, so entstanden Sekten welche immer in einem dieser Götter den alleinwahren Gott sahen und die andern nur für besondere Namen seiner Thätigkeit oder seiner Eigenschaften erklärten. Ihre Lehren sind in den Puranas dichterisch ausgesprochen. Sie verhalten sich zum Mahabharata wie Hesiod zu Homer.

Die Puranas reden vom Ursprung der Welt, geben die Genealogie der Götter und alten Könige, und reihen daran neue Dichtungen über den Gott dem sie huldigen, oder wandeln die alten Mythen im Geist der Sekten um. Da erscheint vieles noch maßloser als in den spätern Theilen des Epos, und manches ist völlig absurd; dazwischen aber erklingen wieder Töne von einer seelenvollen Sinnigkeit, und große oder sittlich schöne Gedanken durchbrechen oder tragen die phantastische Wunderwelt. So kämpft Kasipu der Riesenkönig gegen Vishnu, unterjocht die Erde, baut sich als Weltthyrann ein Schloß auf dem Himalaja und zwingt selbst die Götter zu seinem Dienste; nur Brahma, Siva, Vishnu entziehen sich unsichtbar der Frone. Aber in Kasipu's Knaben Prahrada keimte die Verehrung für Vishnu, die Außendinge schienen ihm Schatten ohne Wirklichkeit, nur im Gefühl der Vereinigung mit dem ewigen Geist fand er seine Freude. So bekannte er dem Vater daß er gelernt habe das Eine was zu wissen noth thut, zu verehren den Urgrund der in allem ist wie alles in ihm. Das Kind ward eingesperrt und gegeiselt daß es widerrufe, aber es fuhr fort zu bekennen daß in dieser Scheinwelt nur Vishnu die Wirklichkeit und Wahrheit sei. Kasipu ließ die Riesen mit schweren und schneidigen Waffen auf den Knaben schlagen; sie verwundeten ihn nicht; er ließ ihn vom Elefanten zerstampfen, aber er blieb unverletzt; er ließ ihn in eine Schlangenhöhle werfen, aber die Zähne der Nattern waren stumpf gegen ihn und ihr Gift wandelte sich in Balsam; die Flammen des Scheiterhaufens leuchteten wie kühle duftige Blumen um ihn. Den von der Klippe Gestürzten trugen die Lüfte sanft zu Boden. Laß von deinem blinden Wüthen, sagte er dem Vater, und erkenne die Macht des Allgegenwärtigen; Sonne, Mond und Sterne, Meer und Wälder sind Glieder seines Leibes; wer auf ihn baut den schirmt seine Huld, wer ihm trotzt der flattert in das Feuer seines Zorns wie Mücken ins Licht. Nun ward der fromme Knabe ins Meer versenkt; aber im Abgrund des Oceans rauschte sein Loblied Vishnu's durch die Wogen:

Sei gepriesen, Seele du des Weltalls,
Größer als das Größte und doch kleiner
Als das Kleinste, immerdar du selber
Und doch tausendfach verschieden bist du,
Wie das eine Licht in tausend Farben
Sich und Strahlen bricht. In allen Räumen
Waltest du und klopfst in allen Adern,
Denkst in allen Seelen, Herr und Meister.
Alle Opfer flammen dir und alle
Stimmen sind ein Chor zu deinem Lobe.
Als Gefäß von deinem Geiste bin ich
So wie du unsterblich, in dir lebend
Bin ich eins mit dir des Weltalls Seele.

Da sprangen seine Fesseln und die Flut hob ihn empor. Der Riese schalt die Schergen, aber der Sohn entschuldigte sie, nur der allgegenwärtige Gott habe ihn befreit. Der Riese versetzte höhnisch: Wenn denn Gott, von dem du fabelst, in allen Dingen ist, sag' mir, ist er nicht in dieser Säule? Und mit geballter Faust schlug er gegen eine Jaspissäule des Palastes. Sie spaltete sich und der Gott, halb als Löwe, halb als Mensch gebildet, stand in ihr, und trat hervor und erschlug den Riesen mit gewaltiger Pranke. Neu athmete die befreite Welt, und der Gott erschien wieder in seiner Milde mit der blauen Lotosblumenkrone, Ruhe kam in die Natur, rosiger Schimmer verklärte die Luft, als er den Prahrada zum König weihte.

Minder sagt es uns zu wenn der betende Bharata, der schon durch Sinnentödtung die Welt überwunden, sich einer vor dem Löwen ins Wasser springenden Antilope erbarmt, und durch die Sorge für das Thier der Frucht seines Strebens verlustig geht, denn sie zieht seine Gedanken in das Weltliche zurück, der Tod kommt über ihn, sein brechendes Auge hängt an dem zärtlichen Thier, und er wird als Antilope wiedergeboren statt in die Weltseele einzuströmen. Oder wenn der Klausner Saupari einen Fisch mit seiner Brut spielen sieht und auch Kinder und Enkel möchte, und sie auch in reicher Glücksfülle bekommt, denn seine Buße war so mächtig gewesen daß er allen Königstöchtern als der schönste Jüngling erschien, — und wenn er dann zu den Enkeln die Urenkel wünscht und dabei inne wird daß für Hoffen und Wünschen kein Ende sei und ein böser Zauber in jenem Fisch ihn vom Weg der Ruhe und des Heils abgelockt habe. Der Dualismus wird so auch in der Vishnuverehrung nicht völlig

überwunden, Gott bleibt als der bestimmungslos reine Eine der vielfältigen Welt mit seinem wahren Wesen und Selbst doch ein Jenseits, so sehr er als allgegenwärtig und in allen Dingen lebendig gepriesen wird. Immer wieder ertönt mit religiöser Weihe die Mahnung:

Alles Sinnliche, glaub' es,
Dran dein Herz du heftest, ist so flüchtig
Und so leer wie ziehender Morgennebel,
Ja ist nur die wesenlose Schöpfung
Deines Geistes, schneller noch vergangen
Als entstanden; drum dem Wahn entsagend
Daß die Welt der Sichtbarkeit, die Quelle
So von Schmerz wie Freude, dauern könne,
Richte fest und unverrückt die Sehkraft
Deiner Seele auf das Eine Ew'ge
Wandellose! Zu dem großen Urgeist
Flüchte dich! In ihm nur ist die Ruhe,
Nur in ihm der Frieden.

Das Mahabharata fand noch eine Fortsetzung oder Erweiterung in einem Epos das die Geschichte Krishna's und seiner Familie behandelt und nach seinem Beinamen Hari den Titel Harivansam führt. Eine Episode erzählt die reizende Liebesgeschichte von Pradhumna und Pradhabati, schwärmerisch, duftig, märchenhaft. Und so nimmt denn überhaupt die spätere epische Dichtung diese Wendung daß die Liebe ihr Mittelpunkt wird, daß der Ton ans Lyrische anklingt und daß die Dichter in künstlichen Versmaßen und in der Ueberwindung von Formschwierigkeiten ihre Virtuosität zur Schau stellen. So schrieb Bhatti die Geschichte Rama's ganz ausdrücklich zur Erläuterung der Grammatik und zur Darlegung schwieriger Reime und Versmaße. Ja man ging so weit Gedichte abzufassen die einen verschiedenen Sinn gaben wenn man die Silben anders abtheilte und dadurch aus den gleichen Silben verschiedene Worte bildete, und es gibt ein Werk von Kavirabsha, das der Leser auf diese Art entweder als Mahabharata oder als Ramayana herausklügeln kann, indem es den großen Bürgerkrieg oder die Thaten Rama's erzählt, je nachdem man sich die Worte aus dem Silbenchaos abtheilt. Auch Indien zeigt in solchen Formspielereien den Verfall der echten Kunst, deren Form ursprünglich aus der Größe und Anmuth des Inhalts und aus der erhobenen harmonischen Seelenstimmung des Künstlers entsteht und der naturwüchsige Ausdruck der Idee

ist, dann aber der äußerlichen gehaltlosen Nachahmung anheimfällt, und in jenen Verschnörkelungen zu Grunde geht, in welchen ein eitler Sinn mit der zwecklosen Besiegung zweckloser Schwierigkeiten prunkt. Als Heil- und Verjüngungsquell strömt auch in Indien daneben das Volkslied, aber es harrt noch vergebens des Künstlergeistes der sich ihm anschließt, wie nach der Zeit der Pegnitzschäfer Goethe in Deutschland, wie zum Trotz des höfischen Stils Shakespeare in England gethan.

Lehrdichtung. Fabeln und Märchen.

Wie schon in der ältesten indischen Literatur der Gedanke in der Dichtung hervortritt und sie auszeichnet, so nahm sie, wie wir sahen, allmählich eine lehrhafte Richtung an und die Erfindung der Phantasie ward dem Zweck dienstbar einen Spruch der Sittlichkeit oder Lebensklugheit einzuschärfen. Auch im buddhistischen Kreise finden wir die Lehrweise Christi eine Idee dem Volk durch die Einkleidung in eine Erzählung ansprechend vorzutragen und zugleich das Nachdenken zur Erfassung des zu Grunde liegenden Sinnes anzuregen. Die religiösen Wahrheiten wurden in Parabeln und Legenden dargestellt.

Eine Sammlung von Parabeln dient zum Commentar von Buddha's Sprüchen; wahrscheinlich hat er selbst von Anfang an wie Jesus Erzählungen und Gedanken miteinander verbunden. In solchen Geschichten wird häufig ein räthselhaftes gegenwärtiges Geschick dadurch erklärt daß Buddha die Zeiten durchschaut und auf frühere Thaten in andern Lebensperioden der Seelen hinweist. Denn der Mensch erfährt an ihm selber was er andern gethan, wenn nicht alsbald, dann nach dem Tod durch die Art und Weise wie er wiedergeboren wird und was dann sein Los ist. Andere Geschichten zeigen die Macht des Sittengesetzes. Da hört ein König, der in Liebe zu der Frau eines andern entbrannt ist, als er im Halbschlummer unruhig sich hin und her wirft, die ihn erschreckenden Töne du sa na so. Er wendet sich an seinen Brahmanen, der ein großes Opfer verlangt; von allen Gattungen lebendiger Wesen soll eines dargebracht werden. Daß hier auch ein Mensch bluten soll das rührt die Königin, und sie wendet sich an Buddha. Dieser deutet die geheimnißvollen Töne. Es waren einmal vier Brüder, die beriethen sich wie sie ihr

Erde durchbringen sollten, und kamen zum Entschluß sie wollten Frauen damit verführen. Sie thaten es und kamen dafür in einen siedenden Höllenkessel, wo sie dreißigtausend Jahre hinabsinken bis sie den Boden berühren; dann steigen sie wieder empor, und kommen einen Augenblick an die Oberfläche; da möchten sie nun jeder einen Spruch betend ausrufen um Gnade zu erlangen, aber ihre Schuld ist noch nicht gebüßt, jeder spricht nur eine Silbe aus, und von neuem sinken sie in die Tiefe. Der Augenblick ist gerade gewesen wo sie oben waren, und der König hat ihre Stimmen gehört. Der König wird dadurch gebessert, die zum Opfer bestimmten Wesen werden befreit. — Oder das Huhn wird bös auf das Mädchen, das täglich das frisch gelegte Ei verzehrt, und wird als Katze, das Kind als Henne wiedergeboren, und nun frißt die Katze die Küchlein; aber die Henne grollt darob und wird zum Leopard, die Katze zur Gazelle, und der Leopard verzehrt ihre Jungen; so geht es fort fünfhundert Jahre lang, bis das Mädchen wieder ein Mensch geworden und die Predigt Buddha's hört, daß man nicht grollen, sondern das Böse durch das Gute, den Haß durch Liebe besiegen müsse. Die schönste mir bekannte Parabel ist die von Kisagotami. Ein reicher Mann im Savatthiland sah eines Morgens all sein Gold in Kohlen verwandelt. Ein Freund erkennt daß er des Reichthums nicht werth gewesen, und räth ihm er solle die Kohlen zusammenschichten und zum Verkauf ausbieten. Frage aber jemand warum er Gold und Silber verkaufe, so solle er antworten: Bring es mir. Und wenn er das Gebotene in seine Hand nehme, werde es wieder Gold und Silber sein. Geschehe das durch eine Frau, so solle er ihr seinen Sohn vermählen und beiden seine Habe überlassen. Und eine Jungfrau namens Kisagotami, die würdig der Schätze war, trat zu dem Mann, der vor seinem Kohlenhaufen stand, und fragte ihn warum er Gold und Silber neben den Waaren der andern Kaufleute feil biete. Gib mir doch das Gold und Silber, war seine Antwort. Und die Jungfrau reichte ihm eine Hand voll Kohlen, die wieder zu Gold und Silber wurden, wie sie aus ihrer in seine Hand kamen. Da vermählte er sie seinem Sohn und überließ ihnen sein Vermögen. Beide lebten froh und glücklich. Kisagotami gebar einen Sohn. Aber wie der laufen konnte, da starb er. Und sie nahm das todte Kind an ihren Busen und ging von Haus zu Haus und fragte ob niemand ihr eine Arzenei geben könnte. Die Leute schüttelten

den Kopf, wie wenn sie den Verstand verloren habe; ein Weiser aber dachte: Die Frau ist jung und glücklich gewesen und kennt das Gesetz des Todes noch nicht; ich will sie trösten. Und er sprach zu ihr: Gehe zu Buddha, er wird dir helfen. Und Buddha sagte ihr: Bringe mir eine Hand voll Senfkörner, die geben deinem Kind das Leben wieder; aber du mußt sie in einem Hause holen wo noch kein Gatte, keine Kinder, keine Aeltern gestorben sind. Da ging sie von Thür zu Thür, überall bot man ihr Senfkörner, aber wenn sie fragte, ob auch nicht Gatte, Kind oder Aeltern in dem Hause gestorben seien, da hatte jedes Haus seine Todten zu betrauern. Da begrub sie ihr Kind im Walde und kam wieder zu Buddha. Ich habe, sagte sie, die Senfkörner nicht gefunden; der Todten sind viel, der Lebenden wenig. Und Buddha sprach: Du dachtest du habest allein einen Sohn verloren; aber das ist das Gesetz des Todes, daß alles Lebendige vergänglich ist. Da ging sie beruhigt nach Hause. Und wie sie des Abends in die Lichtflamme blickte, da dachte sie: Mein Zustand ist dem der Lampe gleich. Und sie vernahm Buddha's Worte: Alles Lebendige gleicht der Lichtflamme, einen Augenblick leuchtend, im andern erloschen; nur in Nirvana ist dauernder Frieden. Da ruhte ihre Seele in stiller Beschaulichkeit.

In der Thiersage haben wir ein Gemeingut der Urzeit; während Deutschland sie am reinsten hielt und am meisten episch ausbildete, bewahrte doch auch der reale Geist der Griechen in der Fabel die Natur der Thiere; bei den Indiern aber schlug theils der Zweck der Lehre so mächtig vor, theils ließ sie der Glaube an die Seelenwanderung in allen lebenden Wesen so sehr dieselben Seelen erblicken, daß die Thiere nur zur Maske der Menschen wurden, daß ihre eigenthümliche Art nur ganz äußerliche Berücksichtigung fand. Wenn auch von A. Weber nachgewiesen ist daß durch die Griechen nach Alexander eine Reihe von äsopischen Fabeln nach Indien kam, so steht doch denselben ein großer Reichthum originaler Erzeugnisse zur Seite. Daß auch der Kleine dem Mächtigen helfen kann, war einmal eine Erfahrung der Urzeit. In Indien füllen Mäuse die Grube in die der Elefant gestürzt ist; in Griechenland zernagt die Maus den Strick, in welchem sich der Löwe gefangen hat; Elefanten und Löwen sind Thiere die in der Urzeit unbekannt waren, die aber nach der Scheidung der Völker sich die einen in Indien, die andern in Griechenland als die besonders gewaltigen darstellten;

die Maus war aber im gemeinsamen Alterthum bekannt. Es sagt ihr besser zu daß sie den Strick zernagt; die spätere indische Fassung läßt sie das dann auch beim Elefanten thun. Durch mannichfaltige Fortbewegung im Munde des Volks gewinnen solche Geschichten gleich Rollsteinen endlich die runde präcise Form, den treffenden Ausdruck.

Was aber die Indier auch aus dem Occident empfingen, sie haben es reichlichst durch die novellenartigen Geschichten und die Märchen heimgezahlt. Die Quelle liegt hier wie im Epos theils in der Mythologie, theils in der Lebenserfahrung; der nachhaltige Reiz den die Offenbarung eines tiefen Sinnes in phantasiereich spielender Form gewährt, beruht auf der Verschmelzung beider Elemente. Für Indien war das Auftreten des Buddhismus und dann neben und nach ihm das Fortbestehen des Brahmanenthums maßgebend. Die Naturpoesie der Veden, die Göttersage war schon im Epos mit der menschlichen Geschichte verschmolzen; die mythologischen Ideen verschwanden dem Bewußtsein bei den religiösen Neuerungen, aber so viele dichterische Ausdrücke, so viele ihm lieb gewordene Züge hielt das Volk fest und knüpfte sie nun an neue Ereignisse und motivirte sie nun auf neue Art nach Zeit und Sitte. Zu den Trümmern und Motiven der alten Sagen gesellte sich der Kreis von Legenden, von Geschichten der Heiligen, durch welche die Phantasie der Buddhisten ihre Lehren veranschaulichte, um so mehr als auf das vorbildliche Leben des Religionsstifters so großes Gewicht gelegt war. Die Nichtbuddhisten ließen den Heiligen weg, behielten aber das Wunderbare und sinnvoll Gefällige der Erzählung bei, gaben ihr andere menschliche Träger oder verwandelten die Legende in eine Fabel mit Thiernamen. Wir finden in Indien bereits im 6. Jahrhundert eine Sammlung von derartigen Erzählungen mit eingeflochtenen Sittensprüchen so berühmt daß der Perserkönig Kosru Nushirvan eine Uebersetzung anfertigen ließ; das Werk war als Fürstenspiegel abgefaßt in 12 Büchern und bildet die Grundlage für den unter dem Namen Hitopadesha, freundliche oder heilsame Unterweisung, angefertigten Auszug, wie für die spätere indische Bearbeitung, welche Pantshatantra, fünf Bücher, heißt und hauptsächlich den fünf ersten Büchern der alten Sammlung folgt, Erzählungen der spätern aber einschachtelt. Denn wie in der Schlußredaction des Epos wird auch hier die Sitte herrschend eine Erzählung zum Rahmen zu nehmen und in ihren

Verlauf andere einzufügen, in die wieder andere hineingeschoben sind wie beim Gewicht der Krämerwage. Bedeutsame Lehren sollen stets nicht durch eine, sondern durch mehrere Begebenheiten veranschaulicht, durch eine Sammlung von Sprüchen eingeprägt werden. Diese moralisirenden Erzählungen sagten den Indiern besonders zu. Die Phantasie ergeht sich in freiem Spiel mit Zeit und Raum, mit den Formen der Dinge, und versetzt die Bilder welche früher religiöse Ideen versinnlichten, als Wunder in die unmittelbare Wirklichkeit; alle Gegenstände werden belebt und beseelt; sie wechseln gelegentlich ihre Formen, streifen ihre Gestalt ab wie Schlangen ihre Häute und verwandeln sich in neue Erscheinungen; in diesem Treiben, so seltsam es uns vorkommen mag, enthüllt sich doch eine höhere Lebenswahrheit, oder es springt aus ihm eine Klugheitsregel für den Hörer hervor. Das Märchen war geboren und übte fortan seinen Zauber auf das Kindergemüth. Es ging aus dem Volksmund über in das Buch, die Bücher wurden übersetzt, aber aus der Uebersetzung kamen die Geschichten wieder in den Mund der andern Völker, von Reisenden wurden sie einhergetragen wie Samenkörner von wandernden Vögeln; was unverständlich war, was nicht zusagte ließ man fallen; man behielt den Sinn bei, gab aber der Erzählung das Gepräge heimischer Sitte, oder ergänzte, ersetzte sie durch ähnliche Begebenheiten eigener Erfahrung; oder man gab das Ganze als solches auf, aber einzelne Züge, einzelne Motive prägten sich der Erinnerung ein und wurden bald der Keim selbständiger neuer Geschichten, bald wurden sie bestehenden Sagen zu deren Fortgestaltung eingepflanzt. Das alles geschieht allmählich, absichtslos; ist aber die rechte Gestalt gefunden, dann haftet sie nun im Volksgemüth oder wird wieder von der Literatur aufgenommen. Die indischen Märchen kamen durch den Buddhismus zu den Mongolen, die zwei Jahrhunderte in Osteuropa herrschten und dadurch ihre Kunde den Slawen überlieferten. Andererseits drangen islamitische Völker in Indien ein, und eigneten sich Juden und Araber nicht blos durch mündliche Erzählung, sondern durch Uebersetzung der Sammlungen die indischen Märchen an. Von beiden kamen sie durch den Verkehr im Osten seit den Kreuzzügen oder von Westen her durch die Mauren in Spanien zu den romanischen und germanischen Nationen. Meisterhafte Erzähler, ein Boccaccio im Dekameron, ein Don Manuel im Conde Lucanor, ein Straparola bemächtigten sich ihrer, und

durch sie wurden sie so recht in Europa wiedergeboren und kamen von neuem in den Mund des Volks, in die Poesie eines Ariost und Shakespeare.

Theodor Benfey hat in der so gelehrten als geschmackvollen Einleitung zu seiner Verdeutschung des Pantshatantra den Nachweis geliefert wie die indischen Märchen durch ihre innere Vortrefflichkeit meistens das was bei den Europäern schon Aehnliches vorhanden war, in sich aufnahmen, sodaß in der Umwandelung vielfach nur ursprünglich getrennte Züge und Motive kaleidoskopisch vermischt wurden, wodurch die scheinbar so große Masse europäischer Märchen sich auf eine keineswegs beträchtliche Anzahl von Grundformen reducirt, aus denen sie sich mit mehr oder weniger Glück und Geschick durch theils volkliche, theils individuelle Thätigkeit vervielfältigt haben. Denn das Märchen berührt viele Herzenssaiten, und die eine Bearbeitung hält diesen, die andere jenen Ton vorzüglich fest, alle aber verlangen nach dem gesunden sittlichen Volksbewußtsein den Sieg der sittlichen Weltordnung, der auch bei schnurrenhafter Laune der heitern Behandlung bewahrt bleiben soll. Jene Grundformen aber sind es welche den unversiegbaren, immer neu aufsprudelnden Born bilden, an welchem das ganze Volk, hoch und niedrig, am meisten aber dasjenige dem sonst wenig Quellen geistigen Genusses fließen, sich immer von neuem erfrischt.

Für das Phantasieleben der Menschheit haben diese Erzählungen daher eine Bedeutung die man nicht zu hoch anschlagen kann, und deshalb scheint es am Orte das Gesagte durch einige Beispiele zu erläutern.

Das indische Epos hat folgende Erzählung: Zu König Usinara flüchtet hülfesuchend eine vom Habicht verfolgte Taube. Der Raubvogel behauptet sein Recht auf Nahrung, der König gibt aber lieber ein Stück des eigenen Fleisches so schwer wie die Taube, als daß er die ihm vertrauende, schutzflehende auslieferte. Da wiegt die Taube stets schwerer denn das ausgeschnittene Fleisch, bis daß Habicht und Taube sich als die Götter Agni und Indra offenbaren, die des Fürsten Tugend prüfen gewollt, und ihn mit sich in den Himmel nehmen, während sein Ruhm auf Erden ewig währt. Die Grundlage bildet hier eine Legende des Buddhismus, der sich bei seiner erbarmenden Liebe gegen alle lebenden Wesen, auch gegen die Thiere, in solchen Opfererzählungen gefiel, während den Nichtbuddhisten das Ausschneiden des Fleisches,

das Abwägen desselben gegenüber einem fordernden Gläubiger, dem man nicht genug thun konnte, etwas Abschreckendes hatte, und der Blick sich von dem hingebenden Dulder, der ursprünglich verherrlicht werden sollte, auf den hartherzigen Dränger wandte, dessen Unerbittlichkeit zuletzt ihren Lohn finden mußte. Und so begegnen wir denn in einem mongolischen Märchen, und nach ihm im russischen Urtheil des Schemäka, einer Reihe von scharfsinnigen Entscheidungen streitiger Rechtsfälle, in denen der Beklagte gewöhnlich absichtslos schuldig geworden und durch eine kluge Wendung freigesprochen wird, und bei der muhammedanischen Fassung dieser Erzählung beginnt sie mit dem Soldaten, der dem Juden für geborgtes Geld ein Pfund Fleisch verschreibt, und der Richter heißt den Juden das Fleisch ausschneiden, aber ohne einen Tropfen Blut zu vergießen. In Hagen's Gesammtabenteuer kommt die Geschichte in Bezug auf einen Kaufmannssohn vor, und während der Jude ihm nach dem Hof des Kaisers folgt, geht es ihm ganz ähnlich wie in der mongolischen und muhammedanischen Darstellung, er überreitet ein Kind, fällt durch einen Sturz aus der Höhe einen alten Mann todt, und der Richter sagt er soll der Frau wieder ein Kind schaffen, den Sohn des Alten auf sich herabstürzen lassen. Shakespeare ließ die andern Dinge bei Seite, erfaßte aber die Idee von der Dialektik des Rechtsbegriffs, daß er einseitig auf die Spitze getrieben ins Unrecht umschlägt, daß der Buchstabe tödtet und der Geist lebendig macht, daß nicht auf strengem Recht, sondern auf freier Sittlichkeit und Gnade das Leben beruht, daß die Gesinnung in allen Verhältnissen die Hauptsache ist, und fügte dem Mittelpunkt der Geschichte vom Fleischausschneiden die Wahl der Kästchen und den Streit um die Ringe in erheiternder Weise zur Vervollständigung des Grundgedankens hinzu.

War hier das Motiv beibehalten, aber der Sieg nicht durch Selbstaufopferung und Dulden, wie im Buddhistenthum, sondern durch Geisteskraft und Energie der Liebe errungen, so zeigt uns eine andere Parabel die fortschreitende Ausbildung des anfänglichen Grundstocks. Der Reisende der im Walde auf einem Baum geschlafen hat, sieht unter sich den Tiger lauern, über sich die Schlange; er weiß vor Angst nicht was er thun soll; wie aber von obern Zweigen etwas Honig herabträufelt, nascht er davon und vergißt der Lebensgefahr. So die einfach indische Erzählung. Die muhammedanische Fassung erweitert das zu einem Bilde wie

leicht die Menschen das Leben nehmen. Ein Mann flieht vor einem Elefanten und stürzt in einen Brunnen; er hält sich an zwei schwachen Zweigen, seine Füße stehen auf Schlangenköpfen, auf dem Grund der Grube sperrt ein Drache drohend den Rachen auf; der Mann sieht zu seinem Schrecken wie eine schwarze und eine weiße Maus die ihn haltenden Zweige zernagen; aber er vergißt alles als er einen Bienenkorb in der Nähe gewahrt und strebt dem Honig nach. Der Brunnen ist die Welt, der drohende Elefant die Noth und Gefahr des Lebens, die Schlangen sind die Säfte des menschlichen Körpers, die sich in Gift verwandeln, wenn man ihr Gleichmaß stört, die Mäuse sind Tag und Nacht, der Drache der Tod, der Honig der sinnliche Genuß. Rückert in seiner anmuthigen Dichtung läßt die Schlangen weg und läßt an den beiden Zweigen selbst Brombeeren reifen, nach denen der Mann greift, und so hat bei ihm die Parabel, nachdem sie auch durch Dschelaleddin Rumi's Hand gegangen, wol eine endgültige Form gefunden.

Wer dächte daß der Milchtopf, den Gellert's Marthe, gehörig aufgeschürzt, nach der Stadt trägt, und der sie Eier, Hühner, ein Kalb u. s. w. in steigendem Gewinn hoffen läßt, schon als Reistopf über dem Bett des Brahmanen hing, der im Eifer des Projectenmachens ihn herabstieß? Die Erzählung ist durch Tausendundeine Nacht, durch Conde Lucanor und Lafontaine's Fabeln allmählich unter die deutschen Lehren der Weisheit und Tugend gewandert. Eine ähnliche indische Geschichte kommt in immer neuer Weise vor: Ein Jäger will eine Honigscheibe verkaufen, ein Tropfen fällt auf den Boden; des Kaufmanns Katze leckt ihn auf, des Jägers Hund beißt sie todt, der Krämer erschlägt den Hund, der Jäger und der Krämer rufen im Streit ihre Freunde zu Hülfe, sie fechten bis sie alle todt sind — um einen Tropfen Honig!

Erzählungen vom Dank der Thiere und vom Undank der Menschen weisen auf den Buddhismus als ihre Quelle. Wenn aber die Legende sagt daß Buddha in früherer Existenz einmal Hirsch gewesen und dem König von Benares vorgestellt er solle das Jagen sein lassen, und täglich ein Stück Wild geliefert erhalten, so ist es in ihrem Sinne wenn der Heilige sich selbst statt einer trächtigen Hirschkuh dahingibt, der König aber gerührt der Jagdlust entsagt und den Wald den Hirschen freiläßt. In einer verwandten Fabel will eine Kuh ihren Herrn retten und

statt dessen sich dem Tiger ausliefern, nur noch einmal bittet sie ihr Kalb säugen zu dürfen, was denn auch den Tiger erbarmt. Die Nichtbuddhisten aber machen jene Legende zur Fabel; dem Löwen gibt sich täglich ein Stück Wild zum Fraße, damit er nicht mehr jagt; ein Häslein fürchtet den Tod, schleicht spät heran, behauptet von einem andern Löwen aufgehalten zu sein, und führt den Löwen, um ihm den Nebenbuhler zu zeigen, an einen Brunnen, wo er dann sein eigen Bild erblickt und kampfwüthig hinabstürzt. Hier wird der Schwache durch List befreit und der Tyrann ins Verderben gelockt, indem der Schluß durch die Aufnahme einer wahrscheinlich uralten Geschichte herbeigeführt wird, die uns im Aesop wie im Reinecke Fuchs begegnet, das täuschende Erblicken des eigenen Bildes im Wasserspiegel.

Die Heilung eines Halsgeschwürs durch Lachen, die von Erasmus gelegentlich der Briefe der Dunkelmänner berichtet wird, stammt gleichfalls aus Indien. Dagegen scheint das Märchen vom Schlangenkönig und der Holzhauerstochter aus der Mythe von Eros und Psyche entsprungen zu sein oder mit ihr eine gemeinsame Grundlage zu haben. Wie Psyche den Eros verliert als sie ihn beim Licht der Kerze betrachtet, dann aber durch Thaten der Buße ihn wiedergewinnt, diese Geschichte der Seele, die durch Schuld des ihr geschenkten Heils verlustig geht, bis sie es mit Gottes Hülfe durch Reue und Arbeit sich verdient, — dies findet ein Gegenbild im indischen Märchen, wo ein altes Weib die Holzhauerstochter mistrauisch macht, daß sie den Namen des Gemahls erfrage, der ihr unter der Bedingung daß sie es nicht thue, ein glückliches Leben in seinem Palast bereitet. Er sagt den Namen und alle Pracht ist verschwunden. Nun dient sie wie Psyche der Mutter des Eros, der Mutter des Schlangenkönigs, sammelt mit Hülfe der Bienen den Duft von tausend Blumen in ein Gefäß, setzt mit Hülfe eines Eichhorns aus Samenkörnern einen Schmuck zusammen, bis sie endlich den Geliebten wiedererlangt. Auch in der Schwanenrittersage verliert die Gattin den Gemahl, wenn sie nach seinem Namen fragt. Und die Morgenröthe darf den Geliebten, die Sonne, nicht nackt sehen, sonst hat die Liebesnacht ein Ende und sie wird vom Bräutigam verlassen, was ebenso bei Eros und Psyche wie in der Legende von Urvasi aus der Urzeit nachklingt. — Der Urzeit gehörten auch Gottesurtheile an; es scheint aber schon aus Indien eingedrungen, wenn bei Gottfried von Straßburg Isolde sich von dem als Pilger ver-

kleideten Tristan aus dem Schiff heben und sich mit ihm zu Boden fallen läßt, und nun darauf die Feuerprobe besteht daß sie in keines Mannes Arm außer dem ihres Gatten und jenes Pilgers gelegen habe; denn ganz ähnlich kommt die Sache mehrfach in indischen Erzählungen vor.

Die Indier wissen auch bei aller Frauenverehrung etwas von bösen Weibern zu erzählen. Einem wandernden Brahmanen will ein Dämon nichts zu Leide thun, da er schon zu sehr von seiner Frau gequält werde, sondern eine Gunst erweisen; der Dämon hat die Zänkische kennen gelernt, als er einen Baum neben dem Hause des Brahmanen bewohnte und vor ihr daraus flüchtete. Der Dämon will in eine Prinzessin fahren, der Brahmane soll ihn beschwören, da will er sie verlassen. Der Dämon weigert sich indeß doch, nur als der Brahmane ihn mit der Frau droht, verläßt er die Prinzessin. Die Geschichte ist im Buch der Vierzig Veziere fortgebildet. Ein junger Holzhauer hat eine böse Frau; er will sich zu seiner Errettung einen Strick kaufen, sie aber meint er wolle das Geld einer Geliebten bringen und folgt ihm in den Wald. Da denkt er ihrer los zu werden, indem er von einem Brunnen spricht worin ein Schatz liege; sie verlangt daß er sie am Strick hinablasse, er thut's, zieht das Seil dann herauf und geht von dannen. Doch nach einigen Tagen fühlt er Reue und Mitleid, läßt den Strick wieder in den Brunnen hinab und ruft: Klammere dich daran. Was er aber herauszieht ist ein Dämon, der ihm die Rettung vor dem bösen Weibe dankt, das ihm seit Kurzem seine Wohnung verleide. Zum Lohn dafür fährt er in des Königs Tochter, daß ihn der Holzhauer dort banne; es geschieht und der Beschwörer wird des Königs Eidam. Der Dämon fährt in die Tochter eines andern Königs, dieser hat von der Wundercur im Nachbarland gehört und bittet daß man ihm den ehemaligen Holzhauer sende. Wie der hinkommt, schnaubt ihn der Dämon zornig an, ob das der Dank für eine Wohlthat sei, daß er ihm nun seine Geliebte entreißen wolle. Der Gerufene erschrickt, faßt sich aber und sagt, er komme nicht der Prinzessin wegen, sondern sei auf der Flucht vor dem bösen Weib, das wieder den Brunnen verlassen habe und ihn verfolge. Da geräth der Dämon in Angst, fährt aus und flieht von dannen.

Ich übergehe andere Fassungen in Europa, und erinnere an Machiavelli's Novelle Belfagor. Als viele Seelen in der Hölle

sich beklagen ihr ganzes Unglück stamme daher daß sie eine Frau genommen, soll der Teufel Belfagor in Menschengestalt eine Probe machen ob es wirklich so schlimm mit bösen Weibern sei. Er heirathet eine stolze herrschsüchtige Florentinerin, die das Vermögen durchbringt und ihm das Leben so sauer macht, daß es ihm ganz recht ist als er vor den Gläubigern flüchtig gehen muß. Ein Bauer versteckt ihn, und den will er zum Dank dadurch reich machen daß er in Weiber fahre und sich nur durch ihn wieder austreiben lasse. Es geschieht mehrmals und der Bauer erhält großen Lohn. Dann sagt Belfagor jetzt sei seine Verpflichtung erfüllt und der Bauer solle sich hüten ihm wieder zu begegnen. Als Arzt wider Willen, (ein in andern indischen Märchen gleichfalls geläufiges Motiv) wird aber der Bauer gezwungen dennoch zur Tochter des französischen Königs zu reisen. Wie Belfagor ihn erblickt schnaubt er ihn an, aber der Bauer erwidert: Ich wollte dir ja nur sagen daß deine Frau kommt. Darauf fuhr der Teufel entsetzt aus und lieber geradeswegs in die Hölle als in die Arme der Florentinerin.

Von einem böhmischen Volksmärchen endlich, das Frau B. Nemec ganz trefflich in Wenzig's westslawischen Märchen mittheilt, bemerkt Benfey mit Recht, es zeige was ein poetisch reich begabtes Volk durch vollständige Aneignung aus einem überkommenen Stoff zu machen vermag. So viele neue Motive sind hinzugetreten und das Ganze ist so sehr mit dem individuellen Leben des Volks, das es aufgenommen hat, verschmolzen und davon gesättigt, daß wenn die überlieferten Ein= und Durchschläge nicht zugleich im wesentlichen so rein bewahrt wären, kaum sein historischer Zusammenhang mit der indischen Quelle zu erkennen sein würde. Gerade dadurch aber ist es so belehrend für die Geschichte der Märchenpoesie.

Die böse Käthe ist eine alte Jungfer geworden, geht aber immer noch zum Tanz und findet immer noch keinen Tänzer. Da wandert sie wieder einmal nach der Schenke und sagt bei sich selbst: Wenn denn kein Bursche kommt, so möcht' ich meinethalben mit dem Teufel tanzen. Und wie sie allein am Ofen sitzt, tritt ein schmucker fremder Jäger heran und bietet ihr zu trinken, führt sie zum Reigen und tanzt mit ihr den ganzen Nachmittag und Abend. Wie er sie nach Hause begleitet, sagt sie: „Könnt' ich doch so durchs Leben mit Euch tanzen wie heut'." „Das kann ja geschehen", versetzt er, „komm mit mir, häng dich

an meinen Hals.“ Wie sie das thut, verwandelt er sich in den Teufel und fliegt mit ihr zur Hölle. Aber sie hängt fest an ihm wie eine Zange, die Teufel können sie nicht losbringen, und ihr Oberster sagt zu dem Ankömmling: „Packe dich und sieh wie du die Käthe los wirst.“ Und der Teufel kehrt mit ihr zur Erde zurück und verspricht ihr vergebens goldene Berge, wenn sie ihn freigebe. Sie kommen zu einem Schäfer. Der Teufel, der wieder wie ein Jäger aussieht, versetzt auf die Frage des Schäfers, was er da trage, es sei ein Weib das nicht von ihm lassen wolle, er gedenke sie ins nächste Dorf zu bringen, — und verständigt sich mit dem Hirten daß der sie ein Stück Wegs trage. Der Schäfer hat einen großen Pelz an, Käthe klammert sich an diesen und bei einem Teich schlüpft der Schäfer aus dem Pelz heraus und läßt ihn sammt dem bösen Weib ins Wasser fallen. Deß freut sich der Teufel, gibt sich zu erkennen und sagt dem Schäfer er werde es ihm einst reichlich lohnen. Der Schäfer ist anfänglich wie vom Schlag gerührt, dann aber denkt er: Sind alle so dumm, wie der, so ist's gut. — Das Land wo der Schäfer wohnt, beherrscht ein junger Fürst, der in Saus und Braus lebt und das Volk zwei Günstlingen zu regieren überläßt. Eines Tags fragt er den Sternseher nach der Zukunft, und hört von diesem das Schreckenswort: Bevor der Mond voll wird kommt der Teufel deine beiden Stellvertreter zu holen, und im Vollmond packt er auch dich. Da rührt sich dem König das Gewissen, er wendet sich auf den rechten Weg, lebt gottesfürchtig und verwaltet das Land selbst gerecht und weise. Die Stellvertreter aber verrammeln sich in ihren Schlössern, daß ihnen der Teufel nicht beikomme. Der begibt sich mittlerweile zum Schäfer und sagt daß er die Stellvertreter holen werde; der Schäfer solle aber, wenn er ihn auf dem Schloß des einen und dann des andern mit dem Schuldigen kommen sehe, ihn entweichen heißen; das werde er thun; dafür solle der Schäfer von jedem zwei Säcke Goldes verlangen. Aber den König solle er nicht befreien wollen, sonst werde es ihm selber die Haut kosten. Der Schäfer geht zuerst nach dem einen Schloß, dann nach dem andern, trifft jedesmal ein groß Geschrei, sieht den Teufel mit einem Stellvertreter kommen und heißt ihn verschwinden, was auch geschieht. Das hört der König und heißt den Schäfer kommen; und weil der Fürst mitterweile so gut regiert, willigt der Schäfer darein zu versuchen ob er ihn retten könne, sollte es ihm auch selbst das

Leben kosten. Der König erwartet ruhig und gefaßt unter dem Wehklagen des Volks die letzte Stunde, der Teufel kommt, der König folgt ihm hinab in den Hof, da drängt sich der Schäfer ganz erhitzt durch die Menge auf den Teufel zu und schreit: „Lauf schnell, sonst wird dir's schlimm ergehen!" „Wie wagst du es mich aufzuhalten?" fragt der Teufel, aber der Schäfer versetzt: „Du Narr, hier handelt sich's nicht um den Fürsten, sondern um dich! Ich komme deinetwegen. Käthe lebt und sucht dich!" Da ist der Teufel sogleich wie weggeblasen, und der König macht den Schäfer zu seinem Rathgeber, und der Schäfer gibt die Säcke Goldes den Armen wieder, von denen sie die Stellvertreter erpreßt hatten, und lebt mit dem König glücklich weiter.

Eine buddhistische Legende, der ich zum Schluß noch gedenke, läßt Buddha gleich jenem Kind des heiligen Augustin das Weltmeer mit einer Muschel ausschöpfen wollen; die Götter lachen über das Bemühen, aber der Knabe versetzt: „Wenn ein Mensch von ganzem Herzen eine Handlung vornimmt, so gibt es nichts was er nicht auszuführen vermöchte." Da helfen ihm die Götter. In anderer Fassung ist Buddha in früherer Existenz ein Eichhorn, dem der Sturm die Jungen vom Baum in den Fluß geschleudert, der Fluß hat sie ins Meer getragen, und das Eichhorn taucht sein Schwänzchen in die Wellen und spritzt das Wasser auf das Land, so hofft es den Ocean auszutrocknen. Indra lacht darüber, als er aber die ausharrende Kindesliebe sieht, bewirkt er daß die Jungen wieder ans Land kommen. Unter der Hand der Brahmanen wird daraus die Fabel vom Vogel Strandläufer, der die lächerliche Figur macht, seine Füßchen des Nachts während des Schlafs in die Höhe zu strecken, weil er sich einbildet der Himmel stürze ein, wenn er ihn nicht also stütze. Sein Weibchen trägt Bedenken die Eier nahe an das Meer zu legen, er aber sagt: Was kann uns das Meer thun? Das Meer dachte bei sich: Ich will doch sehen was er macht, wenn ich die Eier fortschwemme, — und die Flut nahm sie mit. Da wollte der Strandläufer, während das Weibchen ihm bemerkte daß ihn sein Hochmuth zu Fall gebracht, das Meer mit seinem Schnabel austrocknen. Denn diese welche die Kraft der Standhaftigkeit besitzen, ob sie auch klein sind, besiegen doch die Mächtigen. Auch kann man ja die andern Vögel zu Hülfe rufen, denn vieler Einigung bringt Stärke, ob sie gleich einzeln schwach sind; aus

Gräsern wird das Seil geflochten, das selbst den Elefanten hält. Und sie wandten sich an den Vogelkönig Garuda, den Vishnu reitet, der wandte sich an Vishnu, und dieser hieß das Meer die Eier herausgeben. So wird der feste Wille des Schwachen doch sieghaft.

Aus der Zeit des herrschenden Buddhistenthums stammen dann auch die Spottgeschichtchen von der Dummheit der Brahmanen, ähnlich wie in den Tagen der Reformation die Mönche lächerlich gemacht wurden. Daß die Brahmanen auch im Drama häufig eine komische Figur spielen, weist gleichfalls auf den buddhistischen Ursprung solcher Dichtungen hin; in jüngern Werken werden sie wieder verherrlicht und dann haben buddhistische Mönche auf ihre Kosten für den Spaß zu sorgen. Im Kampf und Wetteifer der Parteien hat sich auch in Indien die Komik entwickelt und mitunter zu heiterm Humor erhoben.

Auch in den Volksmundarten entstanden mancherlei novellistische Sammelwerke. Eine berühmte Sammlung indischer Märchen und Novellen, eingerahmt in eine romanhafte Geschichte, und in Shlokas abgefaßt, rührt von Somadeva her, der sie zur Ergötzung der Großmutter des Königs Hersha Deva von Kashmir im 11. Jahrhundert niederschrieb. Ein schlichter Ton der Erzählung verbindet sich mit epigrammatisch zugespitzten Gedanken. Das Buch führt den Titel Vrihat Katha, Meer der Erzählungsströme.

Spruchdichtung und Kunstlyrik.

Wenn schon in den Veden und im Epos das Element des Gedankens als solchen hervortrat und die sinnige Betrachtung sich dem Aufschwung des Gefühls oder dem Preise der That zur Seite stellte, so gefiel sich der philosophische Geist der Indier von früh an darin daß er die Frucht seines Sinnens in einzelne Sprüche zusammenfaßte, und die das ganze Wesen beherrschende Phantasie gab denselben am liebsten die Form des Bildes, sei es daß die besondere Erscheinung die allgemeine Idee unmittelbar und metaphorisch ausdrückt, sei es daß sie gleichnißweise und veranschaulichend neben derselben steht. Das Versmaß hilft dazu die Worte genau zu wählen, ihre bestimmte Stellung auch im Gedächtniß festzuhalten und den Spruch wie einen geschliffenen

Edelstein in der Schatzkammer des Gemüths zu bewahren. Doch finden sich auch viele solche epigrammatische Sätze ohne dichterischen Schmuck, nur vom innern Gehalt getragen. Die Beliebtheit dieser Spruchpoesie zeigen uns die Sammelwerke der erwähnten Erzählungen: denn diese sind entweder an jene geknüpft, oder bei jeder sich bietenden Gelegenheit ergießt sich der Erzähler oder eine der handelnden Personen in solchen Gedanken, oft unerschöpflich wie Sancho Pansa mit seinen Sprichwörtern, und schon vor der Grundschrift des Pantschatantra finden wir die Spruchsammlung Bhatrihari's, und die Wirkung auf die verwandte Dichtung der Orientalen war eine ähnliche wie die der Märchen. Mit Bhatrihari hat Herder bereits Deutschland in der Weisheit einiger Brahmanen bekannt gemacht. Ein Gedicht von Sankara Acharya, Mohamudgara, Thorheitshammer, stellt in 12 Strophen die Lehre von dem Leid und der Nichtigkeit der Welt, von der Einheit aller Seelen und der alleinigen wahren Wesenheit Gottes zusammen. Nur Tugend gewährt Frieden. Alles Irdische vergeht wie ein täuschendes Trugbild:

Gleichwie der zitternde Tropfen am Lotos
Schwindet das menschliche Leben dahin.

Einige Proben aus Bhatrihari werden uns den Höhepunkt sittlicher Bildung bei den Indiern und zugleich die Vorzüglichkeit ihrer Spruchdichtung darthun.

Die Freundschaft mit dem Bösen,
Gleichgültigen und Guten
Sei dir nicht einerlei.

Ein Tropfen Regenwasser
Fiel auf ein glühend Eisen,
Man sah die Spur nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume
Und blieb ein Tropfen Thaues
Und glänzte perlengleich.

Er sank in eine Muschel
Zur segensreichen Stunde
Und ward zur Perle selbst.

Wie der Schatten früh am Morgen
Ist die Freundschaft mit den Bösen,
Stund' auf Stunde nimmt sie ab;

Aber Freundschaft mit den Guten
Wächset wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Was uns die Natur zu sein vergönnt hat,
Mehr und minder kann der Mensch nicht werden;
Auf des Berges Gipfel und im Thale
Bleibt er was er ist und wird nicht größer;
Schöpf' er aus dem Brunnen oder Weltmeer,
Dort und hier erfüllt er nur sein Krüglein.

Ungebeten kommt die Sonne und erschließt der Blumen Kelch,
Und der Mond erquickt am Abend ungebeten sie mit Thau;
Ungebeten strömt der Regen allerquickend auf das Land:
Also thut der Herzensgute ungebeten Gutes auch.

„Dies ist einer von uns, dies ist ein Fremder", so sprechen
Niedre Seelen. Die Welt ist nur ein einiges Haus.
Wer die Sache des Menschengeschlechts als seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschick, nimmt am Verhängnisse theil.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstrahlt,
So vom Schicksal gebeugt strebet ein Edler empor.

Edler Menschen Sinn ist im Glücke lotosweich,
Aber wird beim Ungemach hart und stark, Felsen gleich.

Erde, du meine Mutter, und du mein Vater, der Lufthauch,
Und du, Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, der Strom,
Und mein Bruder, der Himmel, ich sag' euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank! Mit euch hab' ich hienieden gelebt,
Und jetzt geh' ich zur andern Welt, euch gerne verlassend;
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!

Früher, sagt der Weise, habe er in allen Dingen nur Frauengestalten erblickt, seit die Salbe der Erkenntniß sein Auge gestärkt, sehe er Gott in allem. Die Sammlung zerfällt in ein Buch der Liebe, der Pflichten, der Büßung. Und so zieht sich auch durch die Sprüche ein Entweder-Oder, ein Dualismus der sinnlichen Lust und der Weltentsagung; „entweder im Walde Buße thun, oder an Weibes Busen ruhn"; A. W. Schlegel hat einen doppelt reimenden Shloka der Art glücklich wiedergegeben:

Wohn' an der Ganga Stromfluten, sündentrückenden, quellenden,
Oder an zarter Brust Hügeln, sinnentzückenden, schwellenden.

Und so stellt sich der buddhistisch-mönchischen Enthaltsamkeit und Weltflucht eine genußsüchtige und nur sinnliche Liebeslyrik gegenüber. Wo man es verschmäht die Triebe zu ethisiren, zu durchgeistigen, mit dem Sittengesetz zu versöhnen, da brechen sie in thierischer Nacktheit aus der Unterdrückung wieder hervor. So stören ja auch Nymphen die Bußübungen der Selbstpeiniger. Kalidasa's Wolkenbote und der zerbrochene Krug (Ghatakarpara) zeigen noch einige Sinnigkeit. Dort klagt der Liebende der vorüberziehenden Wolke sein Sehnen und gibt ihr Grüße an die Geliebte, hier bedauert die Frau daß sie bei der Regenzeit dem Manne fern sein muß; in beiden Gedichten wird die Natur bald zum Spiegel bald zum Contrast der Gemüthszustände. Aber auch hier schon herrscht mehr das Verlangen nach der leiblichen als nach der geistigen Gemeinschaft. Und so schildern auch Kalidasa's Jahreszeiten die Natur und den Wechsel von Blühen und Welken, von Sonnenschein und Regen um in allen Erscheinungen ein Motiv für sinnlichen Liebesgenuß aufzuspüren. Funfzig Strophen eines andern Gedichts von einem jungen Brahmanen Tshaura geben sich den Anschein als seien sie auf dem Gang nach dem Richtplatz gedichtet, den der Sänger wandeln muß, weil er heimliche Minne mit einer Königstochter gepflogen; jede Strophe hebt an: Auch jetzt noch, — denn noch immer denkt er der Geliebten, und trotz des bevorstehenden Todes möchte er mit ihr kosen. Auch jetzt noch denkt er des Königsschwans, der im lotosreichen See der Lust des Nachts mit ihm verweilt und des Morgens wonnewachenbleich, matt von voller Lusterschöpfung von dannen ging; auch jetzt noch denkt er wie sie die Hände zusammenflochten, die Lippen wund bissen oder blutig küßten, wie denn auch die Nägelmale des Mannes auf der Brust des Weibes in dieser brünstigen Schwelgerei niemals fehlen. Den Gipfel dieser Lyrik bildet Dshajadeva's Gitagovinda, das Lied vom Kuhhirten Krishna, der bekanntlich als die Verkörperung Vishnu's angesehen ward, was dann auch hier zur mystischen Deutung Veranlassung gab als werde die Liebe Gottes und der Natur in diesem Sinnentaumel gefeiert, und demzufolge sind dann religiöse Hymnenklänge zwischen das mann- und weibstolle Girren und Schmachten oder das verzückte Stammeln und endliche Ermatten der brünstigen Ueppigkeit eingeschoben. Nur äußerlich vergleicht sich das Gedicht dem Hohenliede. Der sittliche Gehalt, die innige Liebestreue und der echte Naturlaut im Hebräischen erhebt sich hoch über

das nur Sinnliche und über das künstliche Formenspiel und Reimgeklingel des Indischen. Radha, die Hirtin, sucht Krishna, der mit andern Mädchen spielt, und wünscht sich seine Umarmung; dann wirbt er schmachtend um sie, bis endlich ihre Vereinigung in Versen geschildert wird, welche die europäischen Uebersetzer auslassen oder mildern. Hören wir als Stilprobe in Rückert's genialer Nachbildung wie eine Hirtin der Schmollenden Kunde bringt:

Wo er zur Wohnung der Wonnebelohnung genaht ist im Schmucke der Liebe,
Stattlich Gelendete, säume nicht, wende dich schnell zu dem Herrscher der Triebe!
Unter dem Duftstrauch an Jamuna's Lufthauch harret der Hainbekränzte.

Schwingt eine Taube sich, regt es im Laube sich, meinet er daß du gekommen,
Schmücket das Lager dir, blicket mit zager Begier dir entgegen beklommen;
Unter dem Duftstrauch an Jamuna's Lufthauch harret der Hainbekränzte.

Oder Radha sagt am Morgen nach der durchschwärmten Nacht:

Holder Gesell, an die Augengazellenbewegungs-umhegenden Ohren bring
Hier den geschickt sich wie Maudana's Fangstrick dehnenden sehnenden Ohrenring.
Fang ins Geflechte die flatternden, lange wie Bienen in schwärmenden Flocken mein
Lilienlicht des Gesichtes umhangenden, fange die lockeren Locken ein.

In solchem Wortgeklingel, in solcher Formverkünstelung bei steigender Gehaltlosigkeit hat sich dann die indische Lyrik mehr und mehr verloren, während dem Volksgemüth allerdings da und dort bis in die neue Zeit hinein innig empfundene einfache Lieder entsprießen. Schon das Gedicht Ghatakarpara hat seinen Namen daher erhalten daß der Verfasser am Ende gelobt jedem der ihn an künstlichen Reimen und Rhythmen besiege, Wasser in einem zerbrochenen Krug holen zu wollen. Von den Wechselgesängen der Gitagovinda sagt auch Rosenkranz, der sonst von einer zarten verschämt wollüstigen Haltung der Indier redet: Alle Launen einer leidenschaftlichen Liebe, ihr Verlangen und Bangen, ihr Schmollen und Grollen, ihr Tändeln und Kosen sind mit einer orgiastischen Ueppigkeit beschrieben, die sich in dem wechselnden überkünstlichen Metrum, in der wollüstigen Musik der Verse wider-

spiegelt, und die lüsternste Sinnlichkeit mit pantheistischen Entzückungen vermischt, wie sie nur in Indien möglich waren. Und Fortlage findet in der indischen Lyrik eine Liebe welche nicht verglichen werden kann mit der erfrischenden Rose, nicht mit der edeln Lilie die zum Himmel weiset, nicht mit dem erquickenden Veilchen, sondern welche gleich dem Duft des Jasmin berauscht und betäubt. Ich finde unser Wort Liebe zu edel für diese Raffinerie der Wollust, die in ihrer überladenen bilderverschnörkelnden Sprache nur die Ausartung des Volks und der Kunst bezeichnet.

Das indische Drama.

Die Anfänge des Dramas auch der Indier liegen in der Wiege der Religion. Die Feste der Götter wurden mit Musik, Gesang und Tanz gefeiert, der Tanz entwickelte sich zu einer pantomimischen Darstellung, und indem diese dem Wort sich gesellte, war das Schauspiel vorhanden. Das Epos zeigt uns vielfach die Wechselrede, und schon in den Veden begegnet uns balladenartiger Wechselgesang wie in der spätern Lyrik. Daß das Drama und die dramatische Kunst sich doch erst nach dem Muster der Aufführung griechischer Werke entwickelt habe, scheint zweifelhaft, zumal die indischen Dichtungen durch bunten Scenenwechsel, durch Fülle der Begebenheiten und durch die Liebesgeschichten an die romantische Bühne Englands und Spaniens erinnern, ohne daß hier irgend ein Einfluß vorliegt; die indischen Dramen sind kein Nachklang des griechischen, sondern das selbständige asiatische Gegenbild des romantischen Schauspiels, und die Liebesleidenschaft ist ihr Lieblingsstoff, durch Leid und Rührung zu Glück und Freude zu führen ihr Lieblingsweg. Der Buddhismus mag das Seine beigetragen haben daß sie den gottesdienstlichen Charakter verloren und ein weltliches Gepräge gewannen. Bei festlichen Gelegenheiten, Krönungen, Hochzeiten, Geburt eines Prinzen fanden an den Königshöfen Aufführungen statt, eine stehende Bühne gab es nicht, große Säle oder Höfe wurden für das Theater eingerichtet. Die Decorationen mußten durch die Einbildungskraft ersetzt werden, und die Handlung selbst ward oft so dargestellt daß eine Person auf der Bühne den Vorgang erzählt, den sie zu sehen vorgibt, wie das ja auch bei uns in Bezug auf Schlachten üblich ist.

Indeß legte doch schon die sinnliche Gegenwart der Darstellung und die Anschauung der Wirklichkeit der Phantasie eine Fessel an und führte zu größerer Bestimmtheit und Lebenswahrheit, als der spätern indischen Epik eigen war. Das Drama ward zum Spiegel der menschlichen Verhältnisse, der Zeiten und Sitten. Es forderte Verständlichkeit, und neben der Schriftsprache, dem Sanskrit, das die Hauptheldeu reden, drangen die lebendigen Mundarten ein, das weichere Prakrit, das Sprache des gewöhnlichen Lebens bedeutet und sich in mehrere Tonarten zerlegt, die zugleich den Charakter oder Stand der auftretenden Personen hervorheben: der Dialekt von Saurasena gehört den Frauen an, Dienern und Kaufleuten der von Ardha, Haremsdiener sprechen Magadhi, Soldaten die Sprache des Dekkhan; die Dämonen reden ein eignes Kauderwälsch Paishatshi. Grenzten alle diese Dialekte nicht nahe aneinander, so wäre ein unverständliches Gemisch entstanden; es war die Aufgabe des Dichters sie für die Kunst zu gestalten und das Allgemeinverständliche mundartlich zu schattiren. Dabei wechselt Vers und Prosa je nach dem Stoff, und der Dialog ist bald die Rede des gewöhnlichen Lebens, bald ergießt sich das Gefühl in den schwierigsten Versmaßen.

„Wenn du sagst, ich bin allein mit mir, so wohnt in deinem Herzen immerdar jenes höchste Wesen als aufmerksamer und schweigender Beobachter von allem Guten und allem Bösen; dieser Richter in deiner Seele selbst ist ein unbeugsamer Vergelter. — Die Sünde begangen in dieser Welt bringt wie die Erde nicht sogleich ihre Früchte, aber allmählich wachsend stürzt sie den der sie begangen. Trifft die Strafe nicht ihn selbst, so doch seine Kinder, so doch seine Enkel unabwendbar. Nie ist die begangene Sünde ohne Folge für den Urheber; durch Ungerechtigkeit gelangt er für einige Zeit zum Glück, aber zuletzt geht er zu Grund mit seiner Familie und mit allem was ihm gehört.“ Diese Sprüche im Gesetzbuch Manu's zeigen daß im indischen Bewußtsein die Principien des germanischen und des hellenischen Dramas vorhanden waren, das Gewissen und die Nemesis. „Ohne die That des Menschen geht das Schicksal nicht in Erfüllung“ lautet ein Brahmanenwort. Doch werden Schuld und Sühne nicht zum Kern des Tragischen gemacht, vielmehr wollen die Indier einen heitern Ausgang, und statt durch Selbstverschuldung den Untergang sich zu bereiten sind die Helden mehr um ihrer Tugend

willen das Opfer der Verfolgung; allein das Leid läutert und verklärt sie, macht sie des Glückes werth das sie endlich erlangen.

Das indische Drama hat die Elemente des Epischen und Lyrischen nicht zur völligen Durchdringung gebracht. Es ist zu wenig Darstellung der That, das heißt der Selbstverwirklichung des Willens und seiner überlegten Entschlüsse zur Erreichung eines Zweckes, zu sehr nur Schilderung von Begebenheiten, die sich gerade zutragen und die Menschen in mannichfache Verhältnisse bringen. Diese Situationen werden dann verwandt um die durch sie veranlaßten Gefühle lyrisch auszudrücken, die in ihnen waltenden Seelenstimmungen zu äußern; statt der Selbstentwickelung der Handlung erhalten wir eine sinnvolle Betrachtung des Geschehenen. Der Geist schaut zu wenig in die Zukunft, und der Dialog stellt die Empfindungen und Gedanken der sich Unterredenden mehr nebeneinander hin, als daß er sie in Wechselwirkung zeigte und aus der Gegenseitigkeit des Einflusses, den sie aufeinander üben, den Fortschritt der Handlung hervorgehen ließe. Selten treten streitende Mächte einander energisch gegenüber, noch seltener aber ist der innere Conflict, dieser eigentliche Nerv des Dramatischen, der den Gegensatz der Principien und damit den Kampf in die Seele des Helden selber aufnimmt. Dadurch fehlt die Concentration und die Spannung, die wir mit Recht vom Drama fordern; statt ihrer gefällt sich die indische Phantasie im Reichthum und Reiz der Situationen und in der wohllautenden Entfaltung zarter Gefühle. Die mannichfachen und wechselnden Ereignisse sind zu sehr ein äußerliches Schicksal, das mit den Menschen spielt und spielend sie zum Ziele führt; sie werden zu wenig aus den Charakteren abgeleitet, und die Motivirung ist selten gründlich, wir müssen zufrieden sein wenn sie nur leicht angedeutet ist, wenn Zufall, Zauber und Wunder nicht allein herrschen, und von dem Belauschen und Belauschtwerden ein mäßiger Gebrauch gemacht wird. Auch die Charakterzeichnung ist nicht vorzugsweise betont; sie gibt weder ideale Typen der Menschheit in plastisch durchgebildeter Vollendung, noch entwickelt sie die Persönlichkeit aus dem ursprünglichen Kern des originalen Wesens zum individuellen Leben in der Weise wie das eine von Sophokles und Schiller, das andere von Shakespeare und Goethe geschieht. Doch finden sich Ausnahmen, und König Sudraka weiß idealschöne und genrehaft drastisch ausgeführte Gestalten in bewunderungswürdigem Contrast gegenüberzustellen und sie im Verlauf der

Handlung zu vertiefen, zu entwickeln. Andrerseits finden wir im Intriguenstück und auch sonst manchmal eine so folgerichtige Planführung, daß die Geschicke der Menschen die Ergebnisse klug ersonnener und wohlgeleiteter Anschläge werden. Indeß ist die Energie des selbstbewußten freien Willens nicht die Achse des indischen Dramas, da sie dem indischen Leben fehlt; aber was den Indiern eigen ist, tiefsinnige Betrachtung, Innigkeit der Empfindung, Phantasiefülle und das Wohlgefallen an der Schönheit sprachlicher Darstellung in Versen und Gleichnissen, das findet sich in vollem Maß auch in ihren hervorragenden Dramen wieder.

Die Indier selbst haben eine dramaturgische Literatur und ihre Poetik stellt die Regeln und Formen der Kunst wenn auch ziemlich äußerlich zusammen. Ein Vorspiel macht die Zuschauer mit dem Verfasser und Stoff des Stückes bekannt; der Leiter des Schauspiels, der die Bühne aufgeschlagen, unterredet sich darüber mit einem Mitglied der Gesellschaft, nachdem er mit Gebet und Segenswunsch die Götter angerufen. Das Stück selbst wird in viele Acte zerlegt, es kommen deren mehr als zehn vor. Den Actschluß bezeichnet nicht ein Zusammensein, sondern gerade der Abgang sämmtlicher Personen von der Bühne. Man unterscheidet die vorbereitenden Umstände oder die Exposition, dann einen Nebenumstand der die Handlung hemmt oder fördert, die Retardation die auf verdeckte Weise dennoch dem Ziele näher bringt, den Umschlag ins Entgegengesetzte und das erreichte Ziel; man unterscheidet den Samen als den eigentlichen Kern und Keim der Begebenheit, von dem Tropfen, einem zufälligen Nebenumstande, von der Fahne oder der episodischen Verzierung, und von dem Zweck in welchem das Ganze seine Erfüllung findet.

Von dem niedern Lustspiel, das sich mit Gesang und Tanz dem Vaudeville gleich an die Massen wendet, und sie mit derben Späßen, Wundern und Zauberpossen ergötzen will, zählen die Indier wieder nach ganz äußerlichen Merkmalen 18 Spielarten auf. Sie unterscheiden es von dem höhern Schauspiel, welches stets Ernst und Scherz miteinander mischt, auch der Satire durch die moralische Tendenz einen ernsten Hintergrund gibt, auch die düstern Anfänge und bedenklichen Verwickelungen zu einem heitern Ausgang führt. Die komische Figur ist der Vertraute des Helden, in der Regel ein ebenso furchtsamer als eßlustiger Brahmane. Den Indiern fehlt die eigentliche Tragödie, sie haben statt ihrer das Versöhnungsdrama. In der Tragödie darf nur die sittliche

Nothwendigkeit, nicht die Laune des Zufalls als Schicksal walten; der Untergang des Helden, den er sich nicht durch seinen Charakter und seine Thaten selbst bereitet, sondern der als ein blindes Verhängniß über ihn kommt, würde in der That unverträglich sein; wenn aber das Spiel des Schicksals am Ende zum Guten ausschlägt, mag man sich dessen erfreuen und die vorhergehende Verwirrung als eine Aufgabe oder Prüfung hinnehmen. So erscheint denn auch das Leid weniger als Sühne der Schuld denn als heilsame und weihende Schickung, als Mittel die Innigkeit der Empfindung, die Treue des Herzens, den Heldensinn des Duldens zur Erscheinung zu bringen, und märchenhafte Motive sind auch im ernsten Drama gewöhnlich. In den meisten Stücken bildet eine Liebesgeschichte den Mittelpunkt, und der Conflict verliert schon dadurch von seiner Schärfe daß dem Mann der höhern Stände mehrere Frauen gestattet sind, und die Helden also nach der Form der Gandarvenehe mit einer neuen Geliebten sofort das Brautlager besteigen ohne daß dies in ihre frühern ehelichen Verhältnisse störend eingriffe; die Ehefrau eines Brahmanen glaubt sich in ihrem Recht nicht beeinträchtigt, wenn eine Hetäre ihn schwärmerisch liebt und Erhörung findet.

Das höhere Schauspiel hat bei den indischen Theoretikern wieder 10 Arten, die den vorhandenen Stücken angepaßt sind. Sie unterscheiden die Darstellung von Begebenheiten aus dem Kreise der Götter, Helden, Könige, von dem bürgerlichen Drama, in welchem die höhern Stände auftreten; sie unterscheiden Intriguenstücke von Schauspielen des heroischen Pomps und Spectakels, oder von Schauerstücken, einactige von vielactigen Werken, und nehmen auch die possenhafte Satire noch auf, wenn der Träger derselben ein König oder Brahmane ist.

Die Indier selbst geben keine Entwickelungsgeschichte ihres Dramas, sie nehmen auch hier nachträglich das Fertige für das Ursprüngliche, und lassen es durch einen alten Weisen Bharata erfinden und vor den Göttern selbst aufführen. Den Höhepunkt bezeichnet Kalidasa. In Bezug auf ihn sagt ein indischer Spruch: „Die Poesie war eine fröhliche Tochter Valmiki's, sie ward erzogen durch Vjasa, und wählte den Kalidasa zum Bräutigam, ist aber nun alt und weiß nicht in wessen Hütte sie den Fuß setzen soll." Nach einem Vers der ihn mit acht andern als die neun Edelsteine am Hof Vikrama's nennt, nahm man diesen für Vikramaditya, den man wieder ohne rechten Grund 56 v. Chr.

setzte, weil seine noch jetzt gebräuchliche Aera dort beginnt. Es gab aber mehrere Könige jenes Namens, und die nahe Verwandtschaft Kalidasa's mit Bhavabhuti's Stücken, die dem 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehören, ward die Veranlassung auch jenen in dieser Zeit herabzurücken und dieselbe als die Blütenperiode des indischen Dramas anzunehmen. Kalidasa's Sakuntala war das erste indische Dichtwerk das vollständig nach Europa verpflanzt ward. William Jones übersetzte es ins Englische, danach Georg Forster ins Deutsche. Die Wirkung war eine große. Goethe begrüßte das Drama mit den Versen:

Willst du die Blüte des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du was reizt und entzückt, willst du was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn' ich Sakontala dir und so ist alles gesagt.

Herder schrieb die Einleitung zu einer neuen Ausgabe von Forster's Uebersetzung und bemerkte darin: „Mit Blumenketten sind alle Scenen gebunden, jede entspringt aus der Sache selbst wie ein schönes Gewächs natürlich. Eine Menge erhabener sowol als zarter Vorstellungen finden sich hier, die man bei einem Griechen vergebens suchen würde: denn der indische Welt- und Menschengeist selbst hat sie der Gegend, der Nation, dem Dichter eingehaucht ... Alles ist in der indischen Natur belebt, hier sprechen und fühlen Pflanzen, Bäume, die ganze Schöpfung ist die Erscheinung eines Gottes, nah und fern wirken Geister auf Geister, die umgebenden, darstellenden Formen sind eine liebliche Täuschung. In dieser Vorstellungsart, in der alles sich so leise und so zart berührt, kann mit Beibehaltung ewiger Urformen alles aus allem werden. Ein wechselndes Spiel für die Sinne wird das große Drama der Welt, der innere Sinn, der es am tiefsten, innigsten genießt, ist Ruhe der Seele, Götterfriede." Aehnlich äußerte sich Friedrich Schlegel: „Die Sakuntala ist dasjenige Werk, welches von der indischen Dichtkunst den besten Begriff gibt und ein sprechendes Beispiel ist von der dem indischen Geiste in seinen Dichtungen eigenthümlichen Schönheit. Es ist hier nicht die hohe Kunstanforderung der Griechen, nicht der ernste strenge Stil wie in ihren Tragödien. Aber ein liebevolles tiefes Zartgefühl beseelt alles, der Hauch der Anmuth und kunstloser Schönheit ist über das Ganze verbreitet, und wenn der Hang zu einer müßigen Einsamkeit, die Freude an der Schönheit der Natur,

besonders der Pflanzenwelt, hie und da eine gewisse Bilderfülle, einen gewissen Blumenschmuck herbeiführt, so ist es doch nur der Schmuck der Unschuld." Sehr bezeichnend meinte auch Schelling die Sakuntala sei eines jener wenigen Werke von denen man sagen könne die Seele habe sie allein und ohne alles Zuthun des Menschen vollendet; er findet den Grund ihres bezaubernden Eindrucks in dem Uebergewicht des Seelenhaften, der außerordentlichen Sensibilität einer ihre Hülle gleichsam durchbrechenden, ja sie gleichsam unsichtbar machenden Seele, die sich in der krankhaften Schwärmerei des Gedichts offenbart.

Ich stimme gern in alle diese Lobsprüche ein, aber mit dem Vorbehalt meiner allgemeinen Charakteristik des indischen Dramas, welche auch die Grenze desselben bezeichnet hat. Von lieblichem Reiz ist der idyllische Anfang, die Jagd des Königs, der heilige Büßerhain, Sakuntala unter ihren Blumen, die Liebe des Dushmanta zu der schönen Jungfrau; aber es sind Stimmungsbilder, die nach und nach an uns vorübergeführt werden. Nach des Königs Weggang kommt das Verhängniß in Gestalt eines Fluches, den ein Büßer ausspricht, als ihn Sakuntala nicht bemerkt hatte; Dushmanta weiß nichts von dem Zauber des Vergessens, der sich darauf ohne seine Schuld über sein Gemüth legt, auch Sakuntala kennt weder ihr Vergehen, noch ihre Strafe. Zufällig verliert sie den Ring, zufällig wird er (wol nach der griechischen Sage von Polykrates) im Bauch eines Fisches gefunden und dem König gebracht, der durch den Anblick desselben die Erinnerung an seine Liebe wiedererhält. Dem Zauberspuk fehlt hier alle menschliche Motivirung in Dushmanta's Seele; nicht Leichtsinn, Stolz oder Herrscherpflicht ließ ihn die Geliebte vergessen, und darum fehlt auch der Wiedererinnerung der sittliche Kampf, die läuternde Sühne, die dramatische Weihe. Wenigstens leise angedeutet ist eine Verschuldigung, wenn Sakuntala in Liebesglück und Trennungsschmerz ihrer selbst und der Welt vergißt, das Heilige nicht wahrnimmt, und dafür von Dushmanta vergessen wird. Aber ganz märchenhaft ist das Ineinanderspielen der Götter- und Menschenwelt, die Entrückung Sakuntala's unter die ihr verwandten himmlischen Nymphen, die Ausfahrt Dushmanta's auf Indra's Wagen gegen die Dämonen, und das Wiederfinden der geliebten Gattin und des Sohnes.

Gleichfalls an die alte Sage angelehnt, in der Ausführung noch musikalischer, leidenschaftlich bewegter und singspielartiger ist das andere Drama Kalidasa's, Vikramorvasi, oder der Held und

die Nymphe, die Liebe des Pururavas zur Urvasi, ein Nachklang vom Mythus der Sonne und der Morgenröthe. Die schöne Nymphe verliebt sich in den Helden und wird zu ihm aus ihrem Himmel verbannt; die Königin ist eifersüchtig und wird beschwichtigt; reizend sind die Scenen, wo Urvasi sichtbar den König umschwebt, ihre Liebe zu erkennen gibt und der Gegenliebe gewiß wird. Der Glanzpunkt ist der vierte Act, der in der Einsamkeit des Merugebirges spielt. Die Liebenden haben sich dorthin zurückgezogen, einen Augenblick hat der König auf eine badende Schöne geblickt, und die Nymphe hat, darüber erzürnt, den Fuß auf ein Gebiet gesetzt, das nach dem Zauberwort eines Büßers. Frauen nicht betreten sollen. Dadurch ist sie in eine Weinrebe verwandelt worden. Eine Trauerweise durchzieht die Luft:

Es rudert ein Schwan wol über den Teich,
Wo Sonne noch den Lotos nicht erschlossen;
Er singt ein Klaglied trüb und weich,
Weil er getrennt vom liebenden Genossen.
Das Herz erfüllt von Trennungsqualen gleitet
Der königliche Schwan den See entlang,
Wo sich der blühend holde Lotos breitet,
Der fernen Freundin gilt sein leiser Sang.

Da vertauscht Pururavas sein Geschmeide mit einem Kranz wilder Blumen, und irrt im Walde einher die Geliebte zu suchen. Er fragt bei Wolken, Bergen, Pflanzen und Thieren nach ihr. Aber vergebens. Er sieht wie der Pfau nun übermüthig einherstolzirt, und nicht mehr fürchtet daß sein Gefieder von Urvasi's Haarflechten übertroffen werde; er sieht wie der Schwan einem Diebe gleich flieht, der die schöne Haltung von Urvasi gestohlen. Er sieht den Elefanten bei dem Weibe lagern, und will ihn nicht betrüben mit dem Gedanken an den Verlust der Geliebten. Er spricht zum Lotos und zum Flusse:

Wie schön ist nicht die Lotosblume! Sie zieht
Vom Weg mich ab und meinen Blick auf sich.
Die Bienen murmeln zwischen ihren Kelchen.
Sie glühet wie die Lippen der Geliebten,
Wenn durch die meinigen zu hart gepreßt
Sie lang des brünst'gen Kusses Spur behalten.
Ich will des Honigsammlers Freundschaft werben.

Sag', Plünderer des Honigthaus, hast du gesehn
Die Nymphe, deren groß und schmachtend Auge
In Wollust rollt als ob es schwömm' in Wein?

Doch dünket mich daß diese Nachfrag eitel,
Denn hätte ihren Odem je die Biene
Gekostet, würde sie verschmähn den Lotos.

Ich will am Rande dieses Bergstroms weilen,
Und Stärke sammeln von dem Lüftchen, das
Aus diesen frischen Wellen Kühlung schöpft,
Indem den Fluß ich schaue, wie er neu
Geschwellt dahinwogt. — Welche seltne Bilder
Bemächt'gen wonniglich sich meiner Seele!
Die Woge krümmt sich gleich den Augenbrauen,
Die Störche flattern wie die Zunge Liebchens,
Und dieses Stromes Wellenlinie
Ist ihre Haltung ganz! All dies erinnert
An die Erzürnte mich; ich muß sie sühnen.

Eine himmlische Stimme heißt ihn einen Edelstein vom Boden aufheben, und nun sieht er die Rebe; keine Blüte schmückt sie, die Knospen sind verdorrt, und einsam trauernd scheint sie ihm das Bild der Geliebten, die nun ihr grundloses Zürnen bedauert. Er drückt das melancholische Gleichniß ans Herz, und fühlt wie in seinen Armen unter seinem Gesange die Ranke sich erwärmt, belebt, wieder zu Urvasi wird. Der Edelstein wird einem Stirnband für Urvasi eingesetzt. Einst raubt ihn ein Rabe, aber ein Knabe erschießt den Vogel, und kommt mit ihm zu Hofe; er wird als Sohn der beiden Liebenden erkannt, den Urvasi heimlich geboren und fern dem König hat erziehen lassen, weil sie wieder in den Himmel zurückkehren soll, wenn Pururavas das Kind gesehen habe. Der König weiht den Sohn zum Nachfolger, und wird mit Urvasi in den Himmel entrückt. Sie spricht die Schlußverse, die wie gewöhnlich ein Segenswunsch sind:

Das Glück, die Weisheit — mögen diese beiden
Sich niemals feindlich voneinander scheiden,
Nein, mögen sie sich treu verbünden
Der Menschheit wahres Wohl zu gründen.

Durch naturinnige Lyrik, durch Milde und Wohllaut in der Behandlung des Stoffes wie in der Melodie der Sprache vergleicht sich Kalidasa den europäischen Dramatikern Sophokles und Goethe, während andere durch größere Lebensfülle, mannichfaltigere realistischer gezeichnete Charaktere an Shakespeare und Lope anklingen, wie Sudraka und Bhavabhuti; ja Visakadhatta gemahnt uns an das verstandesscharfe Intriguenstück der Spanier und

Franzosen, und was wir das Orientalische bei Calderon nennen, mystische Tiefe, Sinn fürs Wunderbare und bilderprangende Schilderung in klangreichen, klangspielenden Versen, es hat in den indischen Dramen seine wahlverwandten Elemente. Sicherlich haben aber die europäischen Dichter die asiatischen ebenso wenig nachgeahmt als sie denselben zum Muster gedient; aus dem gemeinsamen Grundquell des arischen Gemüths haben sich die Aehnlichkeiten frei ergossen.

Das Drama Mrichchakati, das Thonwägelchen, wird einem König Sudraka im Prolog zugeschrieben. Es spielt in der menschlichen Gegenwart, in den höhern Kreisen der Gesellschaft, und entrollt ein lebendiges Gemälde indischer Sitten. Die Hauptpersonen sind ein Brahmane und eine vornehme Courtisane, die durch die Liebe zu ihm geadelt und deren Erwiederung würdig wird, indem sie ihre Gunst dem prinzlichen Bewerber versagt und lieber den Tod als seine Geschenke will. Der Name des Stücks kommt daher daß das Kind des Brahmanen statt seines Thonwägelchens eins von Gold haben möchte, wie der reiche Nachbarknabe, und daß die dem Vater huldigende Hetäre Sorge trägt solches anzuschaffen. Zwischen die Liebesgeschichte ist mit vielem Geschick eine politische eingeflochten, die Flucht eines Gefangenen, der den König stürzt und als gerechterer Fürst den Thron besteigt. Der Brahmane Tsharudatta ist sehr edel gehalten; er war reich und ist durch Freigebigkeit arm geworden. Er sagt:

Ich klage nicht um das verlorne Gut:
Doch tief betrübt mich, muß ich dir gestehn,
Daß nicht der Gast mehr meine Wohnung sucht,
Seitdem der Reichthum draus entflohen ist.
Gleich undankbaren Bienen, die muthwillig
Des Elefanten breite Stirne fliehn,
Wenn eingetrocknet drauf der Thau verschwunden,
So kommen sie nicht mehr, nicht mehr zu mir.

Sein Vertrauter Maitreyas ist ihm treu geblieben, und wacht um ihn mit gemüthvoll unwirschem Freundschaftseifer, bedauert aber daß er nicht mehr die duftenden Gerichte schmausen könne bis er selber dufte, nicht mehr wie ein wiederkäuender Ochse unter dem Thorbogen lagere. Gerade jetzt schenkt Vesantasena dem Weisen ihr Herz. Beide überbieten sich durch Edelmuth. Vergebens wirbt des Rajas Schwager um ihre Gunst, Sansthanaka, ein eingebildeter blasirter Lüstling, der stets mit unpassen-

den Citaten aus den Epen sich lächerlich macht. Ihr Besuch bei Tsharudatta gibt nicht blos Gelegenheit zu prachtvoller Schilderung der tropischen Regenzeit, sondern auch zu einer verhängnißvollen Verwechselung, indem der eben entsprungene Staatsgefangene in den für sie bestimmten Wagen steigt und dadurch der Polizei entrinnt, sie aber in einen Wagen Sansthanaka's zu sitzen kommt, nach seinem Landgut gebracht, von dem Verschmähten erdrosselt, aber durch einen Buddhapriester wieder gerettet wird. Der Mörder indeß beschuldigt den Tsharudatta seiner Missethat, die Anzeichen sprechen gegen ihn und er wird verurtheilt; ruhig geht er mit den Tshandalas, die ihn schonend und ehrfurchtsvoll behandeln, zur Richtstätte, während sein Weib sich den Scheiterhaufen schichtet. Da erscheint Vesantasena, und bringt die glückliche Lösung, während zugleich der frühere Gefangene siegreich einzieht; der eingebildete Schwager des frühern Raja sinkt damit in sein Nichts zurück, und erhält Verzeihung von den Liebenden, die sich nun vereinigen. Eine Menge von Episoden und Nebenpersonen, Spieler, Diebe, Kutscher, Thorwächter, sind nicht müßig, sondern gut gezeichnet für sich helfen sie den Knoten fester schürzen und die Hauptgestalten zur Aeußerung ihres Charakters bringen. Das Stück vornehmlich erinnert an Shakespeare's Zeitgenossen, an Greene oder Heywood und Decker, es erinnert an den Erfindungsreichthum und die Bilderfülle der Spanier, wie Lope, ja Klein vergleicht die milde Weisheit Tsharudatta's mit Lessing's Nathan, und ganz glücklich den Maitreyas mit Al Hafi, der ja an dem Ganges seinesgleichen zu finden hofft und in diesem Humoristen finden kann.

Der südindische Brahmane Bhavabhuti im 8. Jahrhundert n. Chr. dichtete zwei große Dramen, die sich an das Ramayana anschließen; das eine folgt dem Epos und gibt die Hauptscenen desselben, das andere gibt die spätere Geschichte des Helden, der um eines Götterwortes und um des Volks willen die schwangere Sita verbannt, dann sie unter vielen Abenteuern und Liebesklagen sucht, endlich aber mit ihr und seinen Zwillingssöhnen vereint wird: auf einem Theater im Theater nämlich wird vor ihm durch den Dichter des Ramayana, Valmiki, die Geburt der Knaben und die Huld der Götter für sie dargestellt, die Spielenden sind die wirklichen Personen selbst, alles endet in Jubel und Seligkeit. Das ursprüngliche Liebesglück der Gatten und dann ihr Trennungsschmerz und die Weihe des Leides für die reine edle Seele wird

in dieser Dichtung gleich vorzüglich dargestellt, und der Ausdruck der Empfindung kleidet sich in die duftig zartesten oder reizvollst funkelnden Bilder. J. L. Klein in der Geschichte des Dramas spricht sich ebenfalls bewundernd darüber aus. „Wer von beiden bringt das mitleidwürdigere Opfer? Er der die unschuldige Gattin dem Volkswillen zu Liebe sich vom Herzen reißt, das all sein Blut ihr nachweint, oder Sie, die schuldlos von Verbannungsschmach Gebeugte, die mit zerrissener Seele den königlichen Gatten von wehevollen Reueklagen gefoltert sieht, und aus Liebe für ihn und aus Rücksicht für sein Pflichtgelübde sich bezwingt? Welche Unschulds-, welche Feuerprobe ist mit solcher Prüfung zu vergleichen? Das ist das poetisch Herrliche und Schöne der Conception daß die geschichtlich überlieferte Feuerprobe, die Sita bestanden haben soll, in unserm Drama als eine Feuerprobe des Herzens-, des Liebe-, Pflichten- und Schicksalskampfes geschildert wird, eine Feuerprobe die ihre Unschuld und Gattentreue verklärt hervorgehen läßt, wie eine Heilige aus der Todesmarter. Nicht weniger tief, schön und groß ist das Pflichtmotiv des Herrschers seinem Volke gegenüber behandelt. Wiefern der allgemeine Volkswille im Recht oder Unrecht sei kommt hier zunächst nicht in Frage. Der einzelne Fall hat eine symbolische Bedeutung, die dahin zielt daß die erste und zwingendste Pflicht eines Königs die ist sich und sein Haus, sein Theuerstes, sein Herz mit allen Lebenswurzeln der Liebe und ihren Beglückungen auszureißen aus seinem Busen und zu opfern für sein Volk, für das allgemeine Wohl, und daß in solcher Hingebung und Opferwilligkeit das wahre ruhmvolle Heldenthum eines Königs besteht. Hier ist die Frage in ihrem tiefsten Punkte erfaßt und gelöst. Der von heiligen oder weisen Klausnern unterstützte Volkswille erweist sich im Ausgang als heilsam und segensvoll für den König selbst und sein Geschlecht. Auch die Verbannung des Prinzenpaares in den Wald und ihre Erziehung unter der Obsorge von Weisen und schützenden Naturgeistern, ihre Pflege, ihr Gedeihen und Aufwachsen unter den mütterlichen Händen gleichsam der Natur selbst, ihre Erstarkung zu fürstlichen Heldenjünglingen an den Brüsten der Natur, fern von den entnervenden, Geist und Herz ausmergelnden, verdummenden und veralbernden Einflüssen des Hofes, — dieser Gegensatz von Natur und Hof, um den auch Shakespeare's von Waldesduft durchwürzte Dramen Was ihr wollt, Sommernachtstraum, Cymbelin sich bewegen, —

dieser Gegensatz ist auch hier in unserm Ramaschauspiel die Tendenzangel um welche die Entwickelung sich dreht."

Die Darstellung der Naturschönheit ist in diesen Werken ebenso ausgezeichnet als in dem sentimentalen Liebesdrama, der heimlichen Heirath des Ministersohnes Madhava mit einer Ministertochter Malati, die er beim Frühlingsfest im Hain des Liebesgottes erblickt, und sofort mit dem Beistand einer Buddhapriesterin zum Weibe genommen; die Väter hatten beide für einander bestimmt, aber Nandana, der Günstling des Fürsten, wirbt um Malati. Die Macht der Liebe siegt über alle feindseligen Gestirne im Bunde mit der Freundschaft, da Makaranda seine Neigung zu der Schwester des Günstlings für Madhava benutzt. Komisch heitre und herzerschütternde Scenen folgen einander in buntem Wechsel. Die Trennung der Liebenden, ihr Umirren in romantischer Bergwildniß führt das Mädchen in die Hände der Priester des sivaähnlichen Gottes Chamunda, wo sie zum Opfer gebracht werden soll. Da seufzt sie nach Madhava: möge sie nach dem Tode in seiner Erinnerung leben; denn die sterben nicht welche in liebendem Andenken einbalsamirt ruhen. Aber schon ist er nah um sie zu retten. Das Werk ist durch leidenschaftliche Gewalt der Empfindung und durch ihre farbige Schilderung höchst ausgezeichnet. Wie in Shakespeare's Romeo und Julie wird das Glück der heimlichen Liebe mit dem Blitz verglichen, und gegen das Ende hin, das die Liebenden glücklich vereint, heißt es einmal sehr bezeichnend für das Ganze:

> Wie seltsam wechseln dieses Tags Geschichten!
> In einem Regenschauer mischen sich
> Mit scharfen Schwertern duft'ge Sandeltropfen;
> Aus wolkenlosem Himmel kommt herab
> Verzehrend Feuer und wonnesüßer Nektar;
> Im Trank des Lebens schläft ein bittres Gift,
> Den Donnerkeil umspielen Mondlichtstrahlen.

Als Probe der Intriguenstücke hat Wilson ein Drama aus dem 10. oder 11. Jahrhundert übersetzt. Mudra Rakshasa oder das Siegel des Ministers von Visakadhatta. Vanda, König von Palibothra, ist durch den Brahmanen Chanakya gestürzt, und Chandragupta, den die Griechen Sandrakottos nennen, auf den Thron erhoben; Chanakya, der einflußreiche Leiter des neuen Regiments, sucht nun die Hauptstütze der Gegenpartei, den ehemaligen Minister Vanda's, den Rakshasa, für seinen Herrn zu

gewinnen, indem er falsche Briefe mit dessen Siegel ausfertigt, ihn mit verrätherischen Freunden umgibt, mit den Fürsten entzweit die er gegen Chandragupta aufgeboten, und den Freund, der Rakshasa's Familie beherbergt, gefangen setzt und scheinbar zur Richtstätte führen läßt. Da stellt Rakshasa selber sich für diesen um ihn zu retten, erfährt daß alles nur geschehen sei um ihn zum Minister des neuen Herrn zu machen, erkennt die diplomatische Meisterschaft Chanakyas an, und tritt an dessen Stelle, — ungeachtet er vorher die Giftmischer gegen Chandragupta gedungen hatte. Chanakya hat seinen Zweck erreicht, seinem Zögling den Thron und den Minister des Gegners zum ersten Staatsmann gewonnen, und entsagt der Welt um der Betrachtung im Walde zu leben. Das Stück setzt all die Ränke in Scene welche die indische Staatskunst übt und lehrt, Lug und Trug, Verhaftung und Mord wird um der Staatszwecke willen, das heißt um die Herrschaft zu erlangen oder zu sichern, gewissenlos geübt als ob es das Rechte wäre, aber es geschieht nicht aus Selbstsucht, sondern um des Staatswohls willen, und darum sind die politischen Intriguanten im Privatleben treue Freude, hingebende Naturen und liebenswürdige Menschen.

Dagegen zeigt eine Reihe anderer Stücke daß bis in das späte Mittelalter hinein die Heldensage die beliebtesten Stoffe für das indische Drama und damit einen großen volksthümlichen Hintergrund bot. Auch aus dem Mahabharata wurden viele Begebenheiten dramatisirt, und eine siebenactige Darstellung der Geschichte Rama's von Murari ist zwar in Bezug auf Charakterzeichnung und Composition werthlos, aber wegen ihres correcten rhetorischen Stils in Indien sehr angesehen, während ein vierzehnactiges Stück den Affen Hanuman zum Haupthelden macht und behauptet dieser habe es selbst ursprünglich verfaßt und in Steintafeln eingehauen, Valmiki aber, der Dichter des Ramayana habe in Poeteneifersucht die Steine ins Meer geworfen, die man später wieder herausgefischt, und Damodara Misra habe das Drama aus den Trümmern hergestellt. Bis auf den heutigen Tag ergötzen sich die Südindier an burlesk possenhafter Darstellung von Vishnu's Verkörperungen.

Zum Schluß erwähne ich ein indisches Gedankendrama, das an die Allegorien der mittelalterlichen Moralitäten und an deren Vollendung, die Autos sacramentales von Calderon, erinnert. Es ist von Krishna Misra um das Jahr 1100 verfaßt und hat

die Versöhnung von Philosophie und Offenbarung, von Glauben und Wissen zum Stoff und Zweck; sein Titel ist Prabodha Chandrodaya, Mondaufgang der Erkenntniß. Der Verstand hat sich von seiner rechtmäßigen Gattin, der Offenbarung getrennt; der Irrthum ist dadurch als Kind der Selbstsucht entstanden und mächtig geworden und verbindet sich auf der einen Seite mit der Wollust, der Heuchelei, der Ketzerei, während auf der andern die bedrängte Religion von der Ruhe und dem Mitleid getröstet wird. Aber auch die Erkenntniß gesellt sich ihr, und nimmt den Kampf mit den Gegnern auf. Dabei werden nun neben den Personificationen der Begriffe, Tugenden, Laster, auch die Anhänger der verschiedenen religiösen und philosophischen Sekten auf die Bühne gebracht und oft mit einer überraschenden Komik behandelt. Am Ende versöhnen sich Verstand und Offenbarung, und der Urgeist erkennt sich in beiden, beide als Formen seines Lebens und Wirkens.

Nachdem Rama in der Dichtung Bhavabhuti's ein Bild aus seinem eignen Leben als ein Schauspiel im Schauspiel, aufgeführt durch den Heldensänger Valmiki, angeschaut, da sagt er zum Schluß die trefflichen Worte über die Wirkung echter Kunst, die auch unsere Betrachtung der indischen Poesie krönen sollen:

Mag dies begeistert Spiel, das göttliche
Eingebung eingehaucht, mag es erfreuen
Und reinigen das Herz, wie Mutterliebe
Jed Leiden tilgt, und gleich des Ganges Flut
Reinspülen uns von allen unsern Fehlen.
Mag die dramatische Kunst mit tiefem Sinn-
Verständniß die Geschichte schildern und
In wohlgefügten Versen sie uns deuten,
Daß ewigen Ruhmes Ehrgebühr empfange
Der große Meister dichterischen Sanges
Und tiefe Kenner auch der höchsten Lehren,
Des Brahmawissens und der heiligen Schrift.

Die Musik.

Die Musik ward von den Indiern noch nicht als selbständige Kunst ausgeübt, sondern blieb in Verbindung mit Poesie, Mimik und Tanz, und auf diese Totalität haben wir die Wundersagen von ihrer Wirkung zu beziehen. Der Vortrag der Poesie

war ein musikalisch declamatorischer, und der Gesang war ein freies und überschwengliches Ausströmen der Empfindung wie in unserm Recitativ. So wurden beim Opfer Verse der Vedas von drei Priestern angestimmt, jeder hat seinen besondern Theil, den Schluß singen sie zusammen. Der Wagenlenker der Helden war zugleich ihr Sänger. Das Musikalische machte sich nicht für sich geltend, es fehlte die Gliederung und die in sich geschlossene Melodie, wenigstens als bewußte Kunstübung. Das innere Gefühlsleben, das sich im Wort aussprach, folgte dem Rhythmus und Metrum der Sprache, und der aushaltende Gesangton belebte die Poesie, und versinnlichte das Auf- und Abwogen der Gefühle im Wechsel von Höhe und Tiefe, im schnellern oder langsamern Tempo. Man bediente sich dazu der mannichfaltigsten Töne vom dumpfen Gemurmel bis zum gellenden Schrei. Wie der musikalisch-architektonische Aufbau eines Tonwerks noch nicht erstrebt wurde, so fehlte auch der Sinn für Vielstimmigkeit und Harmonie; die Instrumente begleiten den Gesang in gleicher Tonhöhe, männliche und weibliche Stimmen haben die untere und obere Octave, aber keine Quinte oder Terz wird gleichzeitig vernommen, geschweige daß mehrere Stimmen eigene Wege gingen und doch gut zusammenklängen. Die Instrumente verstärken den Gesang, und indem sie wechselnd eintreten, schattiren und illuminiren sie denselben durch ihre besondere Klangfarbe. Es ist der Rhythmus dessen Zauber zuerst den ganzen Menschen ergreift und in Bewegung setzt; Schlaginstrumente die den Rhythmus leiten und hervorheben, veranlassen zugleich eine Bewegung der Arme und Hände, die selbst die innere Stimmung zu äußerer Anschauung bringen hilft, und sich auf die Beine, auf den übrigen Körper fortpflanzt; singend, ein Instrument schlagend, neigen und beugen sich die Bajaderen zugleich im Tanz. Das gesungene Wort hebt das Metrum, den Rhythmus der Poesie kräftig hervor, und folgt ohne festes Taktmaß mit größerer Freiheit der augenblicklichen Empfindung und ihrem Verlauf in einem melodischen Ergusse, der bei aller Ueberschwenglichkeit und Erregtheit des Stimmungsausdrucks oftmals doch durch den Schönheitssinn zu symmetrischer Gliederung, ja in sich abgeschlossener Einheit kommt. Die indische Musik kennt den Takt, und hat wie so vieles andre eine eigene Wissenschaft bei der nachdenklichen Geistesrichtung dieses Volks erhalten.

Das Brausen des Windes ist dem Arier sein Gesang;

Geister der reinen Luft, Genossen des Himmelsgottes, die Gandharven, sind seine Musiker und Sänger. Zauberkräftige, magische Gewalt schrieb man der Musik auch über die Natur und die Götter zu, gleichwie sie die Bewegungen des menschlichen Gemüths nach der ihrer Töne stimmt und leitet. Zu den Schlag- und Blasinstrumenten, dumpfen Hörnern oder Posaunen und hellen Flöten, gesellt sich das eigenthümliche Saitenspiel der Vina. Ein Rohr von 4 Fuß Länge und 3 Zoll Weite bildet den Körper; zwei hohle, nach unten offene Kürbisse hängen als Resonanzböden daran; oberhalb des Rohrs sind über Sattel und Steg sieben Metallsaiten gespannt, und für die vier mittlern derselben sind noch bewegliche Stege vorhanden, wodurch ihre Länge von 30 Zoll auf 6 Zoll verkürzt werden kann. Der Ton ist voll und zart. Andere Saiteninstrumente Hinterindiens sind äußerlich von fratzenhaft abenteuerlicher Form.

Sieben Töne, in drei Octaven wiederholt, bilden die Grundlage der indischen Musik; die Ganztöne werden dann aber wieder in vier Vierteltöne eingetheilt. Die indische Phantasie und Grübelei verliert sich theoretisirend in tausendfache Toncombinationen ohne das Wesentliche und Naturgesetzliche zu erfassen; Gehör und Schönheitssinn aber lassen die Musikübung selbst dem neueuropäischen System und seinen Dur- und Molltonarten nicht allzu fern erscheinen. Das Wort Raga heißt zugleich Gemüthsbewegung, Leidenschaft und Melodie, Combination der Töne. Das Phantastische wechselt in den Melodien mit der Einfachheit und wehmuthsvollen Innigkeit des echten Volksliedes. Ambros gibt in seiner Geschichte der Musik eine Sammlung von Melodien, und vergleicht sie mit den Malereien, auf denen sich vorzüglich in der Darstellung von Mädchengestalten derselbe knospenhaft unentwickelte Schönheitssinn und dieselbe graziöse Schüchternheit der Zeichnung in liebenswürdiger Weise findet. Er bemerkt wie der angeborene Tonsinn der Indier Rücksicht nimmt auf die natürlichen harmonischen Grundlagen, welche auf die Melodiebildung Einfluß haben, ohne daß sie sich des waltenden Gesetzes dabei bewußt sind. Denn von Harmonie haben sie keinen Begriff, auch kein Bedürfniß dafür. Aber der Grundton, der den Ausgang der Melodie bildet, kehrt häufig wieder, und wird als bester Schluß empfunden, während einzelne Gänge ihr Ziel in der Quinte finden, und das Ganze der Melodie durch sinnige Gliederung mehrerer Theile manchmal einen regelmäßigen Bau

erhält. Doch fügt der lebhafte Sinn sich schwer in taktliche Ordnung, sondern die Empfindung dehnt und beschleunigt die Töne und Tonfolgen nach ihrer eigenen Stimmung.

Die bildende Kunst.

Das alte Indien kannte keine Tempel und Götterbilder; für den Cultus genügte der Opferaltar unter freiem Himmel, das Brahmanenthum förderte statt gemeinsamer Gottesverehrung vielmehr das Einsiedlerleben im Walde, und wenn die Umrisse der Göttergestalten in der Phantasie der Vedasänger verschwebend sind und einer festen Bestimmtheit ermangeln, so steht die reine Geistigkeit Brahma's den Formen der Erscheinungswelt bildlos gegenüber. Doch scheint es urarische Sitte gewesen zu sein geweihte Stätten durch Ringe von Steinen zu umgrenzen, die man pfeilerartig in geringer Entfernung voneinander aufrichtete, eine Sitte die von den Kelten großartig ausgebildet ward, deren Spuren aber auch in Indien vorhanden sind. Das Epos und die Berichte der Griechen reden von einem glänzenden Civilbau in den Städten der Könige; die volksbelebten geraden Straßen waren durch freie Plätze, durch schattige blumenreiche Gärten unterbrochen; das Wasser strömte in Kanälen, die sich hier und da zu Teichen erweiterten, die Häuser waren oft fünf und mehr Stockwerke hoch, mit Galerien und Veranden versehen; zu den Palästen stieg man auf prächtigen Terrassen empor; die Mauern waren mit bunten Steinen geschmückt.

Der Sinn für monumentale Kunst erwachte mit dem Buddhismus, an dessen ernste Nüchternheit sich überhaupt das Wenige des historischen Sinnes knüpft das wir in Indien finden. Der König Ashoka, der um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. sich für den Buddhismus erklärte und die dogmatische Feststellung der Lehre begünstigte, gründete die ersten Denkmale der nun herrschenden Religion. Sie waren primitiver Art, aber die Anfänge der Kunst fielen in eine Zeit welche schon die Einflüsse des Westens durch Alexander und seine Nachfolger erfuhr, und dadurch auch Formen aufnahm die in Babylon, Persien und Griechenland geprägt waren. Wir finden Denksäulen und Grabmäler wie bei den Aegyptern die Obelisken und Pyramiden, aber statt der einfachen Strenge, statt der geraden scharfen Linien zeigt

sich der weichere indische Sinn sogleich durch sein Wohlgefallen am Runden und Welligen und an zierlichem Schmuck. Ashoka ließ am Ganges hinab Denksäulen als Siegeszeichen des neuen Glaubens errichten, deren Inschriften neben den Sittensprüchen, durch die sie den Namen Tugendsäulen sich verdienten, auch ihren Zweck und ihren Gründer nennen. Sie sind schlank, gegen 40 Fuß hoch, von einem untern Durchmesser von drei zu einem obern von zwei Fuß verjüngt, mit einem Capitäl von der Form einer Glocke oder eines abwärts gewandten Blätterkelches, wie sich dieselbe als Säulenbasis in Persepolis findet, und unter dem Capitäl mit einem Halse, den ein Perlenstab und ein Kranz von Palmetten und Lotosblumen schmückt, wie ihn die Assyrer zuerst gewunden und die Griechen ihn schön stylisirt haben. Oben auf der Säule sitzt ein Löwe; Sakjasinha, der Löwe vom Stamm Sakja ward Buddha geheißen, er war dadurch symbolisirt. Solche Denkmale finden sich auch in Guzerat, bei Peshavar und Delhi.

Buddha's vorbildlicher Persönlichkeit ist die religiöse Verehrung seiner Anhänger geweiht; die Reliquien seines Leibes sollten der Sage nach in acht Grabhügeln beigesetzt worden sein; diese ließ Ashoka öffnen; er vertheilte den Inhalt an die Gläubigen nah und fern, und man barg diese Reste nun in großen Bauten, welche die ursprüngliche Form des aufgeworfenen Erdhügels zur halbkugeligen Kuppel gestalteten, deren Untersatz ein Cylinder bildet, anfangs niedrig, später aber so hoch daß das Ganze thurmartig wirkt. Der Name Stupa oder in der Volksmundart Topa bezeichnet den Grabhügel, das gleichfalls übliche Dagop drückt den Zweck aus und bezeichnet den Bau als Körperbewahrer. Es ist eine durchaus compacte Masse; nur eine kleine Zelle, von sechs Steinplatten begrenzt, in der Achse der Kuppel unter der Zinne gelegen, ist hohl und enthält die Reliquien. Die Form der Halbkugel aber ist die der Wasserblase, mit welcher Buddha die vergängliche Welt verglich. Den Gipfel bekrönt ein Schirmdach, mehrere Sonnenschirme neben oder übereinander, das Zeichen der Königswürde; ein Ständer in der Mitte trägt das buntgeschmückte, häufig metallene Dach. Die Stupen erstrecken sich durch ganz Ostindien, an drei Punkten finden sich größere Gruppen, die Kugler mit seinem vielgeübten Takt drei Perioden der Baugeschichte zuweist. Die älteste ist die Zeit Ashoka's und seiner Nachfolger; ihr gehören die Dagops von Malva in Centralindien an; der größte ist über 50 Fuß hoch,

der Durchmesser 120 Fuß; ein Steingeländer umgibt ihn von außen in einiger Entfernung und öffnet sich durch vier Portale, deren Bekrönung auf Elefanten ruht und durch drei geschweifte Architrave gebildet wird, die durch reichgeschmückte Untersätze voneinander getrennt sind. Eine zweite Gruppe gehört Ceylon an, wo der Buddhismus in der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. zur Herrschaft kam. Dort ist die cylinderförmige Basis etwas höher und mit mehrfachen Umgürtungen versehen, und die Kuppelwölbung wächst aus ihr schwungvoll hervor und trägt eine kegelförmige Spitze; um einige Dagops reihen sich auf viereckiger Basis schlanke achteckige Granitpfeiler mit ausladendem und dann sich zusammenziehendem und in einer Knospe ausgehendem Capitäl, — und zwar in einem oder in mehreren Kreisen, ein Nachklang der altarischen Weise einen geweihten Ort zu begrenzen. Die dritte Gruppe zieht sich ostwärts vom Indus durch Afghanistan; in einigen von ihnen hat man Münzen gefunden die sie der Zeit vom 2. bis 5. Jahrhundert n. Chr. einordnen; die Kuppel ist etwas gedrückter, der Unterbau dagegen thurmähnlich.

Die buddhistischen Priester waren Mönche; sie versammelten sich zur Regenzeit, sie gründeten Stätten gemeinsamer klösterlicher Ansiedelung, Viharas, und erbauten größere Säle für gemeinsame Religionsübung, die im Hintergrund ein kleines Dagopheiligthum einschlossen. Und wie der Buddhist sich aus der Oberflächlichkeit der Welt in sich zurückzieht und in sich vertieft, so erhielt diese Richtung ihren architektonischen Ausdruck dadurch daß man unterirdische Grotten statt freier Bauten herrichtete und somit in das geheimnißvolle Innere der Erde sich zurückzog. Und wie alles in rastlosem Umschwung kreist und das Rad das liebste Zeichen für den Wechsel des Lebens ist, so ward die Decke gewölbt, das Ende der Höhle halbkreisförmig abgeschlossen, und so der stetige Fluß der Bogenlinien auch hier angewandt. Ueber ein Jahrtausend lang haben die Buddhisten diesen Grottenbau geübt, und neben den kleinern Zellenhöhlen für die Priester die größern Tempel ausgehauen in den Hochlanden Centralindiens, am Westgathgebirge und an der Koromandelküste. Solche Höhlentempel pflegt man als Chaitya-Grotten zu bezeichnen nach dem Schirmdach des Dagops der im Hintergrund vor der halbkreisförmigen Nische steht, die den Mittelraum abschließt; dieser ist um mehr als das Zweifache breiter und höher als die sich ihm anlehnenden Seitenräume und von ihnen durch eine Reihe von

Pfeilern unterschieden, über denen ein Tonnengewölbe sich in der Form des Halbkreises oder Hufeisenbogens erhebt. Das Ganze erinnert an die christliche Basilika. In der Grotte von Karli bei Bombay, deren Gepräge alterthümlich einfach ist, und die noch der Zeit v. Chr. angehören mag, sind die schweren Pfeilerschafte abgekantet und breit cannelirt; sie ruhen mit weitausgebauchter Rundbasis auf viereckigen Platten; das Capitäl ist noch der abwärts gewandte, aber mehr auseinander quellende Kelch, und trägt auf der Deckplatte einen Elefanten, der dann die Decke stützt wie die vier Weltelefanten die Erde tragen. Die Grotte ist länger als 100 Fuß. Ueber der Eingangsthür ist im Innern eine Tribüne, und über dieser das große Fenster welches allein das Ganze erleuchtet. In allem Einzelnen und Decorativen sind die Formen der Holzconstruction von ältern Freibauten entlehnt und auf den Fels übertragen, aus dem man ein Rippen- und Sparrenwerk herausmeißelte ohne daß es hier constructiv erforderlich oder von ästhetischer Wirkung wäre. Indeß die Bogengurten von einem Pfeiler zum andern an der Deckenwölbung versinnlichen den Umschwung derselben lebhafter als die einfache Fläche thun würde, und Consolen über den Pfeilern als Vermittler derselben mit der Decke, die in den Viharas nicht gewölbt ist, erfüllen ihren Zweck auf harmonisch ansprechende Weise. Das Runde, Aufgebauschte, Vorschwellende begegnet sich hier und da mit Motiven aus dem spätgriechischen Stil; das Einfache mischt sich mit dem Barocken, das schon um dasselbe herumspielt. Auch in den Viharas sind die dort vorkommenden Pfeiler stämmigderb, viereckig, und die Mitte dadurch eingezogen daß die Ecken in wohlgefälliger Bogenlinie abgekantet werden. In Viharagrotten zu Ajunta und zu Baug, die der Zeit nach Christus angehören, finden sich runde Säulen, dort mit hohen viereckigen Piedestalen und Capitälen, sodaß der Schaft nur ein Drittel der Höhe ausmacht, hier mit niederer Basis und breiterm Consolencapitäl und mit spiralförmigen Windungen, die dem Schaft eingegraben sind.

Die reichste Blüte dieses Grottenbaues entfaltete sich im Mittelalter, vom 6. bis 11. Jahrhundert. Das Buddhistenthum und das wieder aufstrebende Brahmanenthum stehen in friedlich regem Wetteifer nebeneinander, das letztere nimmt die künstlerische Errungenschaft des erstern auf, bildet sie aber phantastischer um und wirkt dadurch auf jenes zurück, bis die Brahmanen den Vishnu- und Sivadienst an sich herangezogen und sich endlich im

9. Jahrhundert mächtig genug fühlen ihre Genossen aus Indien zu verdrängen, ihre alte Herrschaft zu restauriren, und sich maßloser Ueberschwenglichkeit hinzugeben. Zwischen beiden Parteien stand die Dshainasekte, die Ideen wie die künstlerischen Formen beider mehr vermischend als vermittelnd. Es sind die Felsenbauten auf der Insel Elefante bei Bombay und im Gebirge bei Ellora, staunenswürdige Wunder der menschlichen Arbeit, die hier vornehmlich in Betracht kommen. Zu Ellora ist der halbmondförmige Felsenkranz des Gebirges im Umfang einer Wegstunde zu etwa 30 Grotten benutzt und die Außenseite zu den Façaden bearbeitet, ja einzelne freistehende ganze Tempel sind aus dem Gebirge abgelöst. Eine buddhistische Tshaityagrotte, die jetzt Tempel des Visvakarma heißt, hat nach außen eine Säulenvorhalle, und die Pfeiler im Innern verbinden massige Kraft mit rundschwellender Weichheit in ihren Grundformen, während die Verzierungen reicher geworden sind. Die Brahmanen schlossen sich für ihre Tempel an die Viharagrotte an, indem sie die den weiten Mittelraum umgebenden Mönchszellen wegließen und dafür Nischen mit Götterbildern herstellten. Die Felssäule, wie wir sie mit Kugler nennen wollen, empfängt ihre ausdrucksvolle Bildung. Sie bleibt massig, ein Untersatz und ein Aufsatz sind ziemlich von gleicher Höhe, auf steilem Würfel steht der kurze Schaft und schwillt wie eine Lotosblume empor, über ihm quillt das Capitäl wie ein bauschiger Pfühl hervor unter der Last eines Würfels, der sich wieder in der halben Höhe zu Consolen unter der Decke erweitert; was seither hier und da zerstreut war wird zu einem Ganzen verbunden, das der Bestimmung die Last des Gebirges zu tragen einen Ausdruck gibt, welcher zugleich dem schwellenden und quellenden Formenprincip des Indiers zusagt. Indeß behält das Ganze doch etwas Barockes und es ist unangemessen daß kein tragender Schaft als die Hauptsache hervortritt. Anderwärts werden Capitäle auch durch Löwen oder Elefanten gebildet, welche mit den Rücken vereint sind während drei oder vier Köpfe hervorspringen. Das Prachtwerk des Brahmanenthums ist der Kailasa. Durch ein aus dem Felsen gemeißeltes Portal mit zwei riesigen Wächterfiguren tritt man in einen Raum von 250 Fuß Tiefe, 150 Fuß Breite, der theils nach oben frei und offen ist, theils dem Eingang gegenüber sich unter das Gebirge fortsetzt; die umgebenden Felswände sind zu Galerien ausgearbeitet, hinter denen sich größere und kleinere Grotten befinden.

In der Mitte des freien Hofraums aber hat man eine gewaltige Felsklippe stehen lassen und sie ringsum zur Gestalt eines Tempels behauen; die Länge ist gegen 100, die Breite gegen 60, die Höhe 90 Fuß; im Innern ist eine Halle von 17 Fuß Höhe, sonst ist das Ganze massiv geblieben. Neben dem Tempel steht eine kleinere Kapelle, stehen riesige Felsenelefanten und obeliskenartige Pfeiler. In zwei Geschossen mit stark vorschwellenden Gesimsen steigt die Kapelle empor; Pfeiler mit tragenden Menschengestalten gliedern die Wände. Der Haupttempel ist einstöckig, seine Basis bildet eine Reihe von Elefanten, die ihn zu tragen scheinen. Die Massen gipfeln sich in mannichfaltiger Eintheilung und Gliederung übereinander. Die Wände sind mit Götter= und Thierbildern, die Pilaster, Gesimse und andere hervortretende Glieder mit bunter juwelierartiger Ornamentirung angefüllt, deren Feinheit mit den Massen und der Wildheit des Gebirges contrastirt. Das Ganze ist auf einen malerisch=phantastischen Effect berechnet. Eine jüngere Indragrotte in der Nähe, die dem Anfang des 2. Jahrtausends zugeschrieben wird, hat gleichfalls einen kleinen monolithen Freitempel, der zweistöckig aufsteigt; das Gesims des Untergeschosses wird von gräcisirenden Säulen getragen, das Obergeschoß verjüngt sich in schnörkelhaften Absätzen, das Ganze erinnert an späteres occidentalisches Rococo. Die Figuren sind indeß nicht brahmanisch, und das roth bemalte Werk gehört wol der Dschainasekte an.

Kleine indische Tempelbauten aus dem 1. Jahrtausend n. Chr. die in Kaschmir erhalten sind, erscheinen einfacher, geradliniger, und verhalten sich zu jenen wie ein Werk von Palladio zu dem überladenen Prunk der Jesuitenkirchen. Auf einem steilansteigenden Unterbau erheben sich zwei Säulen, die ein Portal einrahmen, dessen spitzer Giebel die Grundlinie des Daches durchschneidet, während die Seitenlinien mit denen des Giebels parallellaufend in einem obern Aufsatz zusammentreffen.

Endlich an der Koromandelküste sind die Werke von Mahamalaipur spätbrahmanisch; pyramidalische Felsklippen im Meer sind zu Freitempeln behauen, ebenso die Felsküste zu Grotten ausgehöhlt und außen zu Façaden gestaltet in abenteuerlicher Mischung des Architektonischen und Plastischen, ähnlich wie zu Ellora, wenn auch die Säulen freier und schlanker sind. Doch nicht blos an den Küsten Vorderindiens, auch im Innern und in Siam finden sich solche Bauweisen. So die Grotten von Malva

in Centralindien zu Dhamnar, wo die Räume theils dem Buddha, theils dem Vishnu und Siva geweiht sind, jene einfacher, diese buntgestalteter. So nicht weit von Kabul neben zwei ungeheuern in den Fels gehauenen menschenähnlichen Kolossen die vielen Nischen und Höhlen, die noch jetzt dem Volk zur Zuflucht oder Wohnung dienen.

Die düstere in das Innere des Berges eingegrabene Grotte entspricht auch hier der Versenkung des Gemüths in das geheimnißvolle Eine, in Brahma, während die Außenseite die Welt wie einen Traum des Gottes in buntem Formenwechsel erscheinen läßt; dort die Abstraction, hier die Phantastik des Inderthums, die Ausschweifungen im Vishnu- und Sivacultus. Die Bearbeitung des feststehenden Berges bindet an kein Gesetz, sondern reizt zum Wetteifer mit den Naturformen, zur Ausprägung dessen was die Einbildungskraft namentlich bei Mondschein in den Felsgestalten zu sehen meint. Darum wird auch der Eindruck dem eines verzauberten Steinbruchs verglichen, und Kunst und Natur scheinen in einem brütenden Chaos gelegen zu haben, das plötzlich erstarrte. Wol sucht sich der Geist im Buddhisten- und Brahmanenthum der Herrschaft der Natur zu entziehen, indem er sich in sich selbst und in das ewig Eine versenkt, aber dies wie das eigene Innere des Menschen bleibt eine dunkle Leere und wird weder durch Selbstbestimmung gestaltet, noch als die Seele oder das bildende Princip des Leibes angeschaut, und darum kommt die bildende Kunst weder dazu das Naturideal noch das des Gemüths zu klarer Erscheinung zu bringen; das Innere und Aeußere bedingen einander nicht, es fehlt die Harmonie, und die Einbildungskraft folgt darum doch wieder den Naturspielen, und sucht sie bald nach eigenem Sinn zu formen bald zu überbieten.

Nach dem 12. Jahrhundert finden wir den Pagodenbau. Pagode ist die tamulische Form von Bhagavada, d. h. was dem Vishnu oder Krishna (Bhagavan) gehört. Der Bau ist ein weitgedehnter ummauerter Raum, den mehrere Höfe, Teiche, Säulengänge, Tempel und Pilgerherbergen füllen; das Eigenthümliche sind die großen Hallen zur Aufnahme der Pilger, und die thurmähnlichen Pyramiden der Eingangsthore, die in vielen Geschossen aufsteigen und dieselbe Verwirrung und Verschnörkelung der Formen in sinnloser Ueberladung zeigen, wie die Innenwände der Säle und die Tempel, deren üppig formlose Formenfülle in Schmuck

und Weichheit alles occidentalische Rococo weit überbietet. Wir nennen die Pagoden von Jagernaut und Ramisseram als berühmte Beispiele, und gedenken zum Schluß unter den Bauten auf Java, die durch indischen Einfluß entstanden, und eine Mischung buddhistischer und brahmanischer Elemente zeigen, des Haupttempels von Boro Budor, der sich wie ein Berg in sechs Terrassen erhebt, deren Wände mit vielen Nischen versehen sind in welchen Buddhabilder sitzen; auf dem obern Plateau steht ein Doppelkreis von Dagopkuppeln, die innern höher als die äußern, und ein großer Dagop von 50 Fuß Durchmesser bildet den hochragenden Abschluß des Ganzen. So kraus auch die Ornamentirung sein mag, im ganzen herrscht mehr Maß, mehr Wiederkehr des Gleichen und dadurch mehr Ruhe als in den spätindischen Werken.

Es war wiederum das Buddhistenthum welches auch die indische Plastik und Malerei ins Leben rief, und zwar dadurch daß die Sehnsucht erwachte das Bild des verehrten Meisters zu besitzen, dessen Persönlichkeit ja das Ideal des menschlichen Lebens war. So suchte man in ihm den Menschen in seiner leidenschaftslosen Ruhe, in seiner Milde und Seligkeit darzustellen, und die liebevolle Miene des siegreich Vollendeten möglichst schön zu halten. Die großen geradstehenden Augen sind in Beschauung gewöhnlich halbgeschlossen. Die Stirn ist breit und gewölbt, Kinn und Wangen sind voll, die Nase hervortretend; die indogermanische Physiognomie wird in Indien kenntlich ausgeprägt, in China und Tibet freilich machen sich mongolische Züge geltend. Die Glieder des Leibes sind rund, fleischig, weich, damit in den weiblichen Typus hinüberspielend. Buddha sitzt mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen in Nachsinnen vertieft, oder er steht als Prediger und Lehrer mit erhobener Rechten, mit belebtem Antlitz, oder er liegt in seligem Schlummer, der Welt vergessend.

Dagops und Grotten der vorchristlichen Zeit sind mitunter mit Reliefs geschmückt, Scenen des kriegerischen oder friedlichen Lebens, in naiver nüchterner Weise, in kleinem Maßstab ausgeführt. Darauf folgen (leider sehr zerstörte) kolossale Bilder Buddha's an Felswänden. Dann die Sculpturen zu Ellora, wieder in kleinern Verhältnissen, ruhig, hin und wieder mit Gestalten der alten Mythologie vermischt, die Buddha huldigend umgeben. Ein neues Prachtwerk von Fergusson veröffentlicht Sculpturen von buddhistischen Topen zu Santshi und Amravati,

die er dem 1. bis 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zuschreibt. Sie zeigen einen Fortgang von gedrückten Formen zu schlanken und geschmeidig bewegten; wir sehen fast byzantinische Buddhagestalten, stehend, mit erhobener Rechten, in faltigem Gewand, und dann wieder die gewöhnliche Weise der nackten sitzenden Figur; wir sehen Scenen des Kampfes, der Städteeroberung neben idyllischen Darstellungen des Wald- und Gartenlebens, zugleich aber auch viele Bilder eines Schlangen- und Baumcultus, der dort im Volk wol nie erloschen war und jetzt unter dem Buddhistenthum wieder sich ausbreiten konnte. Die Kraft des Wachsthums, das Walten der schöpferischen Natur symbolisirt sich in den Pflanzen, und die Schlange ist von verschiedenen Völkern zum Sinnbild bald einer bösen und feindseligen, bald einer geheimnißvoll klugen, sich verjüngenden Macht oder der Ewigkeit verwandt worden.

Der größte Reichthum der indischen Plastik gehört den brahmanischen Felstempeln an, und füllt die Außenwände wie das Innere der Grotten. Die Gegenstände sind dem Götterleben und der Heldensage entlehnt. Die Gestalten sind größtentheils nackt, mehr mit Schmuck am Halse und an Arm- und Fußgelenken verziert als mit Gewändern bekleidet. Die Körper haben gute Verhältnisse und weiche volle Formen, die mehr weibliches als männliches Gepräge zeigen. Der Bildung wie den Linien der Bewegung liegt ein stillbefriedigtes Dasein zu Grunde. Der Hauptzug der männlichen Figuren ist hierdurch der einer eigenen jugendlichen Milde, welche sich nicht selten bis zu einem fast schüchternen Ausdruck steigert. Die weiblichen Gestalten entfalten sich aus solcher Weise der künstlerischen Auffassung manchmal zu einer fast wundersamen Anmuth wie namentlich in den buddhistischen Grotten zu Karli; voll in Brust und Hüften, elastisch in den Gelenken, weich geschmolzen in den Linien der Bewegung erscheinen sie als Bilder des süßesten Versunkenseins der natürlichen Existenz, zumal in Darstellungen wo sie mit untergeschlagenen Beinen in kosender Gruppe sitzen. Aber freilich gibt sich das meiste eben nur wie die Verkörperung eines träumerischen, fast pflanzenhaften Daseins. Die Reliefs nackter Männer- und Frauengestalten zu Karli zeigen die lieblich zart bewegte Haltung von Tänzern und Tänzerinnen. Es fehlt indeß der Mehrzahl indischer Bildwerke nicht eben nur die Andeutung stärkerer Muskelkraft und die hierauf beruhende markvollere Bewegung, welche ein zum

Handeln berufenes Geschlecht ankündigt, es fehlt auch jener tiefere Impuls der den Körper als Organ eines geistigen Willens erkennen läßt, der die Form und Bewegung zum Ausdruck sittlichen Daseins oder der Conflicte eines solchen macht, und durch den das Wesen einer wahrhaft künstlerischen Idealität bedingt wird.

Unvermögend die geistigen Eigenschaften der Götter durch die Formen der Gestalt, namentlich des Angesichts klar und voll auszusprechen, greift die indische Phantasie zu einer sinnlichen Symbolik, und gibt dem starken Riesen viele Arme, dem weisen Gott mehrere Köpfe. Brahma erhält als der nach allen Seiten Sehende vier Gesichter, und als Bezeichnung seiner Allmacht vier Hände; in der einen hält er Scepter oder Opferlöffel, in der andern einen Ring der Ewigkeit, in der dritten die Vedas, und die vierte ist offen um seine fortwährende Bereitwilligkeit zur Hülfe anzudeuten. Oder man setzt Thierköpfe auf Menschenleiber, und so muß Ganesa zur Bezeichnung seiner Klugheit statt einer feinen Nase den Elefantenrüssel vor sich hertragen. Bei den vielgliederigen Gestalten wird in der Mitte als Hauptsache der Menschentypus bewahrt, und in der Vorderansicht im Hochrelief ausgemeißelt, während sich daran rechts und links Gesichter mit auswärts gerichtetem Profil anreihen, oder Arme deren Ansatz am Rücken man nicht sieht, neben den beiden wirklichen in ihrer Thätigkeit sich hervorstrecken. Man gibt sich keine verständige Rechenschaft, es sind Traumbilder die der Meißel verkörpert. Solche Dinge traf Goethe's Bann. Er sagte:

Nichts schrecklicher kann den Menschen geschehn
Als das Absurde verkörpert zu sehn.

In der Rede geht das Dumme vorüber, aber im Bilde bleibt es bestehen, fesselt die Sinne und knechtet den Geist. Mit der „verrückten Zierathbrauerei" der Höhlenexcavationen, der Elefanten- und Fratzen-Tempel, „wo sie treiben mit heiligen Grillen Spott, man fühlt weder Natur noch Gott", verwarf er die vielköpfigen Götter am Ganges gleich den hundsköpfigen am Nil. Auch Schnaase vermißt bei den Felsenreliefs die architektonisch strenge Haltung, die in Figuren von der dreifachen Höhe des Menschen nothwendig wäre, während die kolossalen Glieder in weichlicher Behandlung ohne deutliche Bezeichnung des Knochenbaues und der Muskeln bei ihren schlangenartigen Biegungen den Eindruck widerlicher Schlaffheit, machtloser Sinnlichkeit oder eines

gespenstigen Wesens machen. Bei kleinern Maßen dagegen ist der Ausdruck eines träumerischen Behagens in den Gestalten oft anziehend, wenn sie in nachlässiger Haltung den Oberkörper nach der einen Seite neigen und das Hervortreten der entgegengesetzten Hüfte das Ganze mit einer sanftgebogenen Linie umschreibt, während auch der Kopf sich senkt wie eine volle schwere Blume auf schwankem dünnem Stängel.

Was aber in der Bildung kleinerer Gruppen vortheilhaft hervortritt mehr als in Aegypten und Babylon, das ist ein malerischer Sinn für Composition, mag derselbe auch für umfassendere Darstellungen noch nicht ausreichen, und der ordnende Geist, der künstlerische Verstand noch mangeln; jedoch ein malerisches Gefühl ist vorhanden, setzt die Gestalten in innige Wechselbeziehung und gibt dadurch den Darstellungen ruhiger Gemeinsamkeit einen seelenhaften Reiz.

Nicht blos daß wir an den Sculpturen Farbenreste finden, der malerische Trieb hat gleichzeitig mit der Plastik schon die Bauten der Buddhisten in vorchristlicher Zeit durch Wandgemälde geschmückt, deren Spuren aber durch die Zeit bis zum Unkenntlichen verwischt sind. In den Grotten von Ajunta und Baug aber sind solche erhalten und werden sehr gepriesen. Die Darstellungen einer Procession, einer Jagd, auch Schlachten, endlich die Figur Buddha's sind den Schilderungen der Reisenden nach kühn gezeichnet, mit freiem Pinsel ausgeführt, lebhaft in der Farbe, und werden allem weit vorgezogen was die indische Kunst in der Gegenwart hervorbringt. Im Drama Rama Charitra wird die dem Stück vorausliegende Geschichte dadurch dem Zuschauer mitgetheilt daß Rama und Sita die Bilder betrachten die ein Maler nach den im Epos besungenen Thaten und Scenen gemalt, und dabei sich ihrer Erlebnisse in liebevoller Wechselrede erinnern. Die neuern Werke gehören der Kleinmalerei an, und sind auf Papier oder Marienglas ausgeführt. Sie stellen neben steifen mythologischen Scenen und mancherlei phantastischen Kunststücken besonders den geselligen Verkehr der Menschen, das Büßerleben und die Wechselbeziehung liebender Paare dar; besonders das Leben der Mädchen, wie sie sich schmücken, im Bade belauscht werden, mit Gazellen kosen, mit Blumen sprechen, ist mit sinniger Anmuth abgebildet und es weht der leise Hauch eines zarten Gefühls auch in den herkömmlichen Formen und in der sanft schattirenden Farbenandeutung, welche die zarten Umrißlinien

hervorhebt. Andere Bilder wollen wieder durch bunten Farbenschmuck ergötzen. Im ganzen zeigt sich mehr Zierlichkeit als Seelenausdruck oder Naturwahrheit.

Aus der Poesie lernen wir ein tiefes Naturgefühl der Indier kennen, und es scheint daß die landschaftliche Schönheit wie sie ein Widerklang des Gemüths und seiner Stimmungen ist ihnen zuerst aufging. Das Epos vergleicht die weibliche Schönheit und ihre Wirkung auf das Herz der Beschauer gern mit himmlischen Lichterscheinungen; Damajanti ist die Vollmondnachtgleichgefallende, und in der Trauer gleicht sie dem jungen Streif des Neumonds, den schwarzes Gewölk umgibt; ähnlich heißt es im Nibelungenlied von Chriemhild:

> Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt,
> Deß Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt,
> So glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut;
> Das mochte wol erheben so manchem Helden seinen Muth.

Oder ein andermal:

> Da kam die Minnigliche; so tritt das Morgenroth
> Hervor aus lichten Wolken.

Im Drama wiegt die Vergleichung der Frauen mit Pflanzen vor. Die innige Verwandtschaft beider hat kein Volk feiner empfunden und anmuthiger ausgesprochen als die Indier. Sakuntala's Lippe glüht wie ein zartes Blumenblatt, ihre Füße sind wie Wasserlilien, ihre Arme hängen gleich biegsamen Stängeln sorglos herab und die Hände schmücken sie wie frische Blüten. Die Madhavipflanze, spricht sie, ist meine Schwester, kann ich anders als ihrer pflegen? Der Amrabaum wird von jungen Mädchen der Bräutigam genannt; er scheint der Sakuntala mit den Fingerspitzen seiner Blätter zu winken um ihr ein süßes Geheimniß ins Ohr zu flüstern. Duschmanta vergleicht die jungfräuliche Geliebte einem jungen Blatte das noch keine Hand vom Stiel gelöst, einer Blume deren Wohlgeruch sich noch nicht ergossen hat; als sie dem Gatten folgt, nimmt sie rührenden Abschied von der Waldeinsamkeit, und klagt: Von meines Vaters Brust gerissen wie der junge Sandelbaum vom Malayagebirge wie werd' ich wachsen auf fremdem Boden? Homer dagegen vergleicht Penelope mit der klagenden Nachtigall, und seine Helden im Kampf am liebsten mit Löwen, sowie auch das

indische Epos die Tapfern geradezu als Manntiger, als Stiere bezeichnet.

In den indischen Dramen nun werden Landschaftsbilder erwähnt und beschrieben, und wie dabei der Stimmungsausdruck noch in der Schilderung deutlich wird, so sind es wiederum Frauen die sie malen, die dieses weiche empfindsame Naturgefühl zur Darstellung bringen. Der König Dushmanta verlangt zu einem Bilde Sakuntala's die Landschaft: im Vordergrunde ein Baum mit dunkellaubigen weitverzweigten Aesten, daran einige Mäntel aus gewebter Rinde in der Sonne hängen und trocknen; ein paar schwarze Antilopen liegen in seinem Schatten, das Weibchen reibt sich sanft die Stirn am Horn des Männchens; nach dem Mittelgrunde schlängelt sich der Malinistrom mit verliebten Flamingos am grünen Ufer; und Hügel mit Ziegenheerden leiten nach dem Hintergrund hin, den der schneebedeckte Himalaja abschließt. In dem Drama „die heimliche Heirath" kommen poetische Landschaftsbilder vor. Es heißt einmal:

Wie weit dehnt sich die Aussicht! Berg und Thäler
Und Städte, Dörfer, Wälder, helle Ströme!
Dort wo der Para sich und Sindhu winden,
Erscheinen Padnavatis Thürme, Tempel,
Hallen und Thore in der Flut verkehrt,
Gleich einer Stadt die aus dem Himmel ward
Herabgeworfen in die Silberwellen.

Wie der König Pururavas im vierten Act des Dramas Vikramorvasi in allen Erscheinungen ein Bild, einen Reflex seiner verlorenen Geliebten sieht, so sagt auch Madhava;

Der Liebsten Schönheit blüht in Blumenknospen,
Ihr Auge hat die Antilope, es wiegt
Mit ihrer Anmuth sich der Schmetterling.
O sie ist mir getödtet, und vertheilt
Sind ihre Reize an die ganze Welt!

Solche glänzende Stellen indischer Lyrik zeigen zugleich jenes innige landschaftliche Naturgefühl kraft dessen allein der Maler vermag in Berg und Thal, in Fluß und Wald eine Gemüthsstimmung auszudrücken. Es ist der Bund der Menschenseele und der Weltseele, der in Indien geschlossen ward, die Grundlage jeder künstlerischen Landschaftsmalerei.

Die bildende Kunst hat die Entwickelung des indischen Geistes

nicht begleitet und geleitet wie die Dichtung, sondern sich erst dann eingestellt als derselbe eine Reformation und Befreiung im Buddhistenthum versuchte und dagegen das Brahmanenthum seine Restauration in einer hin- und hertaumelnden, nicht fortschreitenden Bewegung feierte und wieder die Geister an seine Satzungen band. Darum hat die bildende Kunst kaum eine Geschichte. Die Künstler sind nicht dazu gelangt den Charakter der Götter oder Helden durch entsprechende Formen auszuprägen, sondern überließen sich einer phantastischen Symbolik; damit konnte kein Unterschied in der Auffassung, kein Streben und Ringen nach Vollendung stattfinden, die Originalität und Individualität der Meister sich nicht bethätigen; die Ueberlieferung und das Herkommen gaben den Ton an, der Schönheitssinn ging nicht über die allgemeinen Verhältnisse der Gestalten und den Ausdruck träumerischen Behagens hinaus. Die persönliche Freiheit war in der Scheidung der Kasten, unter dem geistlichen und weltlichen Druck im Volk erloschen, Bauen und Bilden aber war eine Arbeit, die nicht wie Sinnen und Dichten den herrschenden Brahmanen, sondern dem dienenden Volk zukam; in diesem führte der Geist ein Pflanzenleben, und wie einzelne Volkslieder, so gibt der Stimmungsausdruck einzelner Gemälde dies noch seelenvoll kund.

Iran.

Das Hochland von Iran wird östlich durch das Stromgebiet des Indus, westlich durch das des Euphrat und Tigris begrenzt; im Norden liegen die Steppen des Oxus und das Kaspische Meer, im Süden umströmt der Ocean das Gestade. Das Land ist reich an Gegensätzen. Fruchtbare Fluren wechseln mit wüsten Gebieten, winterliche Schneestürme mit wolkenlosen Sommern und ihren sonnigen Tagen, ihren sternhellen Nächten; während Mediens fruchtbare Hochebnen in immerwährendem Frühling zum Ackerbau einladen, erziehen die Berge ein rauheres Geschlecht von kräftigen Jägern und Hirten; die Thäler von Schiras im Süden wie die am Elburs im Norden prangen im Schmuck der Wälder, der blumigen Wiesen, und Reben oder Orangen- und Citronenbäume laden zum Genuß der köstlichen Früchte. Die Arbeit des

Menschen wird aufgerufen von der Natur und zugleich belohnt. Der Boden ist da für ein thätiges Volk, daß es des Lebens froh werde und mit Kraft und Einsicht eine eigenthümliche Cultur begründe. Da siedelte ein Theil der zuletzt noch im Stammland gebliebenen Arier sich an, als ein anderer den Indus und Ganges sich zur Wohnstätte erkor.

Der Dienst des lichten Himmelsgottes erhielt sich, der Gegensatz aber der Finsterniß, der Winterstürme trat energischer hervor, und die Grundstimmung des Volks zeigte sich als eine solche die weniger in ein phantasievolles Gedankenthum wie die Indier versenkt, und mehr auf das handelnde Leben und die sittlichen Ideen gerichtet war. Der Gegensatz des Guten und Bösen knüpfte sich an den des Lichts und der Finsterniß, des Wohlthätigen und Schädlichen; Wahrheit im Gemüth sollte der Klarheit in der Natur entsprechen, der Mensch den großen Weltkampf von Tag und Nacht, von schöner Ordnung und wüster Unordnung im verderblichen Treiben wilder Kräfte rüstig mitkämpfen. Sein Ideal war der Dienst des Lichts und der Wahrheit nicht in Grübeln und Träumen, sondern in männlicher Thatenlust; statt den Willen zu vernichten und untergehen zu lassen im Unendlichen galt es ihn zu behaupten und das Reich des guten Geistes durch Reinheit in Gedanke, Wort und Werk kräftig zu fördern.

Die Cultur beginnt in Ostiran durch die religiöse Reform und die Heldensage; sie entwickelt sich im Westen in Kampf und Sieg über die semitischen Nachbarn, in Berührung mit Aegyptern und Hellenen, und die Perser nehmen mit verständig klarem Sinn die ihnen zusagenden Formen bauender und bildender Kunst von den Nachbarn auf um im Anschluß an sie dem eigenen Wesen ein Denkmal aufzustellen. Wie das weltliche Wirken des Menschen selbst Gottesdienst, Priesterthum des guten Geistes sein sollte, so ist auch nicht vornehmlich das Religiöse, sondern das Weltliche, wie es im Staat und Königthum gipfelt, Gegenstand der bildenden Kunst. Die Phantasie findet ihr Maß durch den Anschluß an die Wirklichkeit und durch die sittliche Idee.

Hat man in den phantasiereichen Indiern die asiatischen Griechen gesehen, so dürfen wir die Iranier mit den Germanen vergleichen; der Sinn ist nüchterner, minder auf die Erscheinungsform als auf die Innerlichkeit der Sache gerichtet, das sittliche Moment ist vorwiegend; die Entwickelung vollzieht sich nach

volksthümlich selbständigen Anfängen gern und leicht in der Aneignung des Fremden, das aber im eigenen Geist wiedergeboren wird.

Zarathustra.

Wir haben gesehen wie aus der Idee Gottes, die sich an den allumfassenden lichten Himmel knüpfte, schon in der gemeinsamen arischen Urzeit sich die Mythologie zu entfalten begann, indem einzelne Seiten des götllichen Wesens und Wirkens in den Naturerscheinungen angeschaut und mit ihnen verschmolzen für sich verselbständigt wurden. Ein streitbarer Lichtgott trat im Gewitterkampf neben den allumfassenden Himmelsgott, in der Sonne und in der Morgenröthe, im Feuer, im Sturm und in der regenspendenden Wolke wurden persönliche göttliche Mächte verehrt. Im Hintergrunde des Bewußtseins blieb die Einsicht daß sie nur mannichfaltige Offenbarungen des Einen seien, aber die einmal entfesselte Phantasie fuhr fort die bereits bestehenden Götter in neuer Weise zu feiern, neue Gestalten ihnen zu gesellen. Dies war der Weg den die Indier gingen, und die Vedas haben uns die Zeugnisse ihres Denkens und Schaffens gegeben. Hier lag die Gefahr nahe daß der Geist in der Vergötterung der Natur sich an sie verlor, daß sie das Erste, die sittliche Idee das Untergeordnete wurde, daß im Sinnbild über dem Bild der Sinn in Vergessenheit kam. Ein anderer Weg war die Rückkehr zum ursprünglich Einen, die Erkenntniß seiner Geistigkeit und damit die Erhebung über die Natur, die Betonung des Sittlichen und damit des Kampfes zwischen gut und böse, da das Gute sich erst in der Ueberwindung des Gegensatzes vollendet. Diesen Weg schlug Zarathustra ein, und seine Reformation begründete das Parsenthum.

In jüngern Vedahymnen und mehr noch im Zend-Avesta, dem Religionsbuch der Perser, zeigt sich der Gegensatz. Ursprünglich waren Devas und Asuras Bezeichnungen für göttliche Wesen; die Iranier halten in Ahura dies letztere fest und machen die Devas zu Urhebern des Bösen, zu Lügnern und Verführern, und nun wurden auch den Indiern die Asuren zu Götterfeinden, und die Brahmanas reden von ihren Kämpfen mit den Devas. Die Naturgötter werden von den Iraniern für falsche Götter erklärt im Gegensatz zu dem reinen Lichtgott, dem Geiste des Guten

und Wahren. Die Iranier wandten sich zum Ackerbau; das reizte ihre frühern Genossen, die nomadenhaft einherzogen, räuberische Ueberfälle zu machen, wozu dieselben ihren kriegerischen Indra anriefen, und so konnte dieser als ein feindlicher Dämon erscheinen. Mit dem Ackerbau verband sich ein geordneter, sittlich nüchterner Sinn, während die übermächtig einherschweifende Phantasie den andern Theil des Volks noch nicht rasten ließ, sondern ihn weiter ziehen und ein neues Land suchen hieß, dessen Natur der geistigen Eigenthümlichkeit zusagte. Gemeinsam blieb die Anzündung des heiligen Feuers beim Opfer als das Symbol der Reinigung, der Erhebung von der Erde zum Himmel, gemeinsam das Soma- oder Homaopfer und die Verehrung der in dem heiligen Trank waltenden Kraft der Begeisterung und Lebensstärkung als eines göttlichen Wesens, nur daß bei den Iraniern an die Stelle des gegornen berauschenden Saftes der ungegorne trat, und die Ceremonie viel einfacher war; gemeinsam blieb die Umgürtung mit einem Strick oder einer Schnur zum Zeichen der Aufnahme in die Gemeinde. Aber die Phantasie herrschte bei den Indiern, die gute Gesinnung ward das Höchste bei den Iraniern; daher ward die Weltauffassung dort mehr dichterisch als moralisch, hier mehr moralisch als dichterisch. Die Indier bildeten die mythologischen Anfänge immer reicher und blühender aus, die Iranier brachten sie auf die einfachen Grundbegriffe zurück und läuterten sie mit sittlichem Geist.

Der ursprüngliche gemeinsame Ehrenname der priesterlichen Sänger, Kavi, ward in Kava umgeändert, woraus Kai (Kai Kosru) geworden, Kavi aber heißen nun im Zend-Avesta die Priester der falschen Götter, während auch die Veden Götterfeinde unter dem Namen der Kavari kennen. Sie nennen solche auch Maghava, und gerade so heißen Zarathustra's Freunde, woraus dann die Magier wurden. Der Gegensatz des orgiastischen Indracultus, dem die kriegerischen Nomaden huldigen, und des Feuerdienstes, den die Ackerbauer ausbilden, und hiermit im Zusammenhang die letzte Scheidung der Arier in Indier und Iranier ist durch die Religionsbücher selbst bezeugt, und damit haben wir zugleich die Bestätigung unserer Ansicht daß ursprünglich die Völkerscheidung mit dem Auftauchen neuer Ideen, mit der Bildung der Mythologien und besondern Sprachen sich vollzogen hat. Zarathustra ist also der Grenzstein einer letzten Scheidung des arischen Stammes; in alten Liederbruchstücken sind die Nachklänge

heftiger Kämpfe vorhanden, unter denen die Abtrennung der Indraverehrer als Indier und ihre Auswanderung nach dem Indus, und die Entstehung der für sich selbständigen Iranier vor sich ging; Zarathustra gehört damit in das 2. Jahrtausend v. Chr., ein Zeitgenoß vielleicht von Moses.

Im Zend-Avesta selbst ist die Rede von alten Weisen, Saosjanto, Feueranzünder genannt, welche die guten Geister durch Anzünden des heiligen Feuers verehrten; diese wurden Ahuras, die Lebendigen, oder Masdas, die Weisen, Weisheitspendenden, genannt. Es ward das Ideale, das Geistige und Sittliche, hervorgehoben in den Mächten des Lichts und der heitern Luft, welche nach dem Volksglauben das Leben der Erde behüteten und die Dämonen des Dunkels und der Dürre bekämpften. Der Gegensatz der fruchtbaren Thäler mit dem rauhen Gebirge und den nebelreichen Steppen und Wüsten, des milden klaren Sommers mit dem wilden nächtigen Winter, der Gegensatz einer beginnenden ackerbauend friedsamen Cultur mit rohen nomadischen Räuberhorden der Steppen und Berge, der Kampf und die Arbeit die von dem Menschen jetzt für die Erhaltung und Förderung seiner Wohlfahrt gefordert wurden, ließen im Bewußtsein den Unterschied des wahren und des unwahren Seins, des Guten und Bösen bestimmter erkannt werden. Es war Zarathustra der die widerstreitenden Mächte auf die Einheit der Principien zurückführte, indem er in echt arischer Weise Wissen und Gewissen nicht trennte, den Geist des Wahren als den des Guten erfaßte, und einen einigen Quell und Grund des Lebens als den Schöpfer und Herrn der Wesen verkündete. Er nannte ihn Ahura Masda, den Lebendigen Weisen. Dem Guten steht das Böse, dem Wahren das Falsche gegenüber, aber keineswegs als gleichberechtigt, vielmehr wie dem wahrhaft Seienden das Nichtseiende, nicht Seinsollende, das überwunden werden soll, damit durch den Kampf sich das Rechte als solches bewähre. Unter dem Namen der schlechten Gesinnung, Akem mano, faßt Zarathustra die Mächte des Trugs (die Drukhs) und des Bösen zusammen zur Einheit des Princips, das in die Welt des Positiven das Negative, in das Reine die Unreinheit, die Verwirrung und Verdunkelung bringt; als Angromainyus oder der Ueblessinnende tritt der Herrscher der Finsterniß dem guten Geist entgegen, die Menschen plagend und verführend. Ihnen ist die Wahl gegeben zwischen beiden, sie sollen sich für das Gute entscheiden und durch

Reinheit in Gedanke, Wort und That das Böse bekämpfen, das Reich der Wahrheit fördern. So als Diener, Priester, Helden des Lichts erlangen sie die Unsterblichkeit und Vollendung in der Lebensgemeinschaft Ahuramasda's, der sie zu sich aufnimmt in das ewige Leben.

Es ist das Auszeichnende der iranischen Phantasie daß sie Begriffe und Tugenden personificirt, daß sie die Principien der sittlichen Lebensverhältnisse und geistigen Güter verselbständigt und als die ersten Offenbarungen Ahuramasda's ihm zur Seite stellt; auch dies findet sich schon in den ältesten Liedern, auch hier erscheint Zarathustra's Genius tonangebend. So wird gepriesen Vohu mano, der gute Sinn, die edle Gesinnung, als die Lebenskraft und Grundlage alles Wirklichen, als der Weg zu Ahuramasda; daraus ward später Bahman; dann Armaiti, Ergebung und Frömmigkeit, die Hingebung des eigenen Willens an den göttlichen; daraus ward zugleich die Empfänglichkeit und Bildsamkeit der Natur, und wie die Erde, die Materie das göttliche Gesetz aufnimmt und willig vom Menschen sich bearbeiten läßt, sodaß der Iranier sie als die heilige Unterwürfige, die schöne Tochter des himmlischen Vaters anruft, so ward Armaiti verschmolzen mit der Erdseele, deren Orakelwort noch Zarathustra verkündigte; die Erde selbst führt den Namen der Kuh, in Kuh und Stier sind ursprünglich die Grundkräfte der Natur symbolisirt. Armaiti ward gewöhnlich mit dem Beiwort spanta, glücklich, segenspendend, angerufen, und aus Spanta Armaiti ward dann Sapandomad. Ein dritter Genius ist die Wahrheit, Asha vahista, woraus später Ardibehesht wurde, der Glanz des Lichtes, das überall verbreitet auch Gottes Allgegenwart bezeichnet, und in seiner wohlthätigen Macht vertritt Asha vahista die göttliche Vorsehung. Ein vierter, Kshatra, ist Macht und Reichthum; das irdische Glück wird an das Gute, an die Wahrheit geknüpft, es wird durch deren Dienst errungen; aus Kshatra ward Shahravar. Wer sich gottergeben, die Selbstsucht besiegend, dem Guten und Wahren weiht, der empfängt Macht und Besitz; wie ja ähnliche Gedanken auch durch das alte Testament gehen, und die Anschauung von der innersten Einheit der sittlichen und natürlichen Ordnung der Dinge und der Beseligung des Guten eine ewige Wahrheit ist; Bunsen erinnert an den Anfang der Bergpredigt: Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.

Das irdische Leben ist dem Iranier die Mischung von Sein und Nichtsein, der Streit des Guten und Bösen; das himmlische und ewige Leben ist der Sieg und die Vollendung; sein waltet Haurvatat und Ameretat, Ganzheit oder Wohlsein und Unsterblichkeit. Khordad und Amerdad wurden daraus, und mit diesen spätern Namen sind dann die genannten Genien (Amashaspenta) mit Ormuzd verbunden worden als die Amschaspands, die höchsten Lichtgeister, die zugleich die irdischen Dinge behüten, sodaß jeder einer bestimmten Sphäre der Welt vorsteht. Bei der Betrachtung der Veden haben wir in Varuna und den um ihn versammelten Asuren die älteste dort niedergelegte Gottesanschauung erkannt; Asura und Ahura ergibt sich nicht blos als ein und dasselbe Wort, sondern auch dort waren die Lichtgenien zugleich sittliche Mächte; Zarathustra hielt reformatorisch wiederherstellend dies Ursprüngliche fest, indem er die idealen Elemente bestimmter hervorhob und ausbildete.

Auf ähnliche Art wie die reinen Geister dem guten werden dem todbringenden Princip des Bösen die Mächte der Finsterniß, der Unordnung, des Luges gesellt. Sie suchen in die Werke des guten Gottes den Samen des Unkrauts und Unheils auszustreuen, die Menschen zu verführen und dadurch zu verderben.

Ahuramasda, der Heilige, Reine, Schöne, der Geber alles Guten, beruft die Menschen für den großen Kampf des Lichts und der Finsterniß; Glaube und Gebet, Andacht und Frömmigkeit seiner Diener stehen ihm bei und helfen ihm die guten Besitzthümer gegen die Angriffe der Feinde schützen; der stärkste Helfer Ahuramasda's gegen die Räuber der Seligkeit, die Befehder des guten Sinnes, ist Sraosha, ursprünglich das Hören des reinen Worts der Wahrheit, dann der darauf gegründete Gottesdienst. So gewinnen auch die indischen Götter Kraft durch die Opfer und Lobgesänge ihrer Verehrer, aber die iranische Auffassung ist klarer und tiefsinniger. Gott will das Gute, so will er es durch die Freiheit der Menschen, so will er ihnen keine Gewalt anthun und wartet ihres Mitwirkens und bedarf desselben; die guten Menschen fördern auf freie Weise das Gottesreich, und dasselbe vollendet sich nicht ohne sie, sondern durch die Gemeinsamkeit der sittlichen Weltordnung und der individuellen Geister. So thront Ahuramasda selbst in majestätischer Ruhe über der Bewegung des Lebens, und läßt den Kampf durch die Genien und die Menschen kämpfen, die er beseelt.

Die gute Gesinnung und die Wahrheit, dies Wesentliche in aller Wirklichkeit, wird in maßvoller Schönheit und Ordnung kund durch die Lieder, die rhythmischen Weisheitssprüche; sie drücken die welterhaltenden Gesetze aus; Ahuramasda ist ihr Urheber und Offenbarer, sein Himmel heißt die Liederwohnung (Garodemana, das spätere Gorotman) und die höchsten Genien werden als Sänger des Himmels gepriesen. Ahuramasda, heißt es, hat das Beste, und offenbart als der Wissende das wirkliche Lied des Wohlstandes, der Wahrheit und der Unsterblichkeit. Die großen iranischen Weisen sind die Verkündiger dieser Liedersprüche der Wahrheit; die Saoskjantos die den Weg des guten Sinnes eröffnen, daß durch Lieder und fromme Handlungen das Wohl der Welt gegründet und gesichert werde. Der hervorragendste und berühmteste unter ihnen ist Zarathustra. Die Perser nennen ihn Zerduschd, die Griechen Zoroaster. In den ältesten Bruchstücken des Zend-Avesta tritt er als Prophet Ahuramasda's auf; als Symbol des Lichtgottes und der Heiligung der Menschen für ihn behält er das Feuer bei; als Grundlage eines sittlich geordneten Lebens fordert er den Ackerbau. Anfangs stand er allein, bedrängt, verfolgt. Da hören wir die Klage seines Gebets: „Nach welchem Lande soll ich mich wenden, wohin soll ich flüchten? Keiner des Volks verehrt mich, die Herrscher sind ungläubig. Wie soll ich, lebendiger Weiser, dich ferner verehren? Ich weiß es daß ich hülflos bin. Sieh auf mich, den treuen unter deinen Getreuen, sieh wie ich weinend dich um Hülfe flehe, Lebendiger, der du das Glück verleihst wie es ein Freund dem Freunde gibt, der du das Gute des guten Sinnes als eigen besitzest, du Wahrer!" Dann sehen wir in den ältesten Liedern daß der Stammesfürst Vistaspa, dann Frashaostra und Dshamaspa ihm gläubig, treu und hülfreich zur Seite stehen; und in dieser Stellung gehen sie durch die ganze parsische Sage. Aber Zarathustra allein hat unter allen Feuerpriestern das Meiste gethan daß die Dinge in ihrer gottgewollten Eigenthümlichkeit trotz der Vernichtungsversuche der Widersacher erhalten bleiben, und zwar durch die Dreiheit der reinen Gedanken, der reinen Worte, der reinen Thaten. Spätere Verehrer lassen den Angromainyus kommen ihn zu versuchen und ihm die Herrschaft der Erde anbieten, wenn er das Gesetz Ahuramasda's verfluche; er weigert sich deß, ob auch seine Gebeine und seine Seelenkräfte zerbrochen würden.

Unter den Gathas, den ältesten Liedern der Iranier in dem

Yasna genannten Buch des Zend-Avesta, befindet sich eins das ganz das Siegel der Ursprünglichkeit und des großen Reformators trägt; es stellt ihn dar wie er vor den Feueraltar tritt und Männer wie Frauen aufruft zwischen dem rechten und dem falschen Glauben zu wählen. In Ahuramasda ist das Heil, in seinem Widersacher das Verderben; Armaiti, die Ergebenheit, wirkt die körperlichen Formen, aber der Geist, das erste in der Schöpfung, ist Gottes, und eines Wesens mit ihm. Durch das Wahre und Gute wird das Böse überwunden. Wenn selbst in alterthümlichem Spruch von Zarathustra gesagt wird daß er zuerst dem Verstande die Zunge dienstbar machte, daß ihm der Redekunst Anmuth verliehen war zu verkündigen in Liedern die weisen Sprüche und die Thaten der Wahrhaftigen und die Reinheit zu fördern durch sein Lob, so gibt dieser Gesang Zeugniß davon; wir theilen ihn in der metrischen Fassung mit, die ihm Bunsen nach Martin Haug's wörtlicher Uebersetzung gegeben. Im Original sind es Strophen von je drei Versen, die in achtsilbige Hälften gegliedert sind; außerdem finden wir achtsilbige Verse in vierzeiligen Strophen.

Weise Sprüche des Allweisen mach' ich kund den Nahenden,
Lobgesänge des Lebend'gen, Gottesdienst des guten Geists;
Hehrer Wahrheit Aufgang seh' ich steigen aus der Flamme Wehn.

Horchet auf die Erdseellaute, schauet auf des Feuers Loh';
Mann und Weib soll jeder einzeln nach dem Glauben sondern sich;
Auf, erwacht ihr alten Helden, zieht heran und stimmt uns bei.

Geister zwei, grundeignen Wesens, Zwillingspaar von Anbeginn,
Herrschen sie, das Gut' und Böse in Gedanke, Wort und That.
Zwischen beiden müßt ihr wählen: gut denn seid und böse nicht.

Alles wirken, sich begegnend, jene beiden immerdar;
Sein und Nichtsein, Erstes, Letztes, ist das Schaffen dieses Paars;
Lügnern wird das schlimmste Dasein, den Wahrhaftigen das Heil.

Wählet! Aergstes Los erküret wer den bösen Lügner wählt;
Wer erkürt Ahuramasda, der allheilig ist und wahr,
Ehret gläubig ihn durch Wahrheit, ehrt durch heil'ge Thaten ihn.

Dienen könnt ihr nimmer beiden; Zweifelnde berückt der Feind.
„Schlechten Sinn wählt!" spricht der Deva; stürmend rennt die Geisterschar
Zur Bekämpfung jenes Lebens, das die Seher pred'gen laut.

Dieses Leben schützt Armaiti, Mutter sie der Körperwelt,
Mit der Macht und mit der Wahrheit und mit frommer Sinnesart;
Doch der Geist, der Schöpfung Erstling, ist, o Masda, bei dir selbst.

Masda, wenn der Geist auf Erden kommt in Noth, so hilfst du aus;
Frommem Sinne, Herr, verleihest du den irdischen Besitz,
Strafest den der ohne Wahrheit, deß Versprechen Lüge ist.

Solches Leben zu erhalten laßt uns alle wirken treu:
Lebens wahre Förderer sind die Weisen, die Lebend'gen euch;
Dort allein wo Einsicht wohnet suche das Verständniß dir.

Einsicht nur schützt vor dem Bösen, stürzet des Verderbens Werk;
Das Vollkommne wohnt im schönen Hause nur des frommen Sinns,
In dem Sinn der Weisen, Wahren, die als Gute ehrt der Ruhm.

Uebet denn die Lehren welche aussprach Masda's eigner Mund,
Zum Verderben, zur Vernichtung allen Lügnern, Rettungshort
Dem der wahrhaft ist; in jenen Lehren ruhet euch das Heil.

Auf ähnliche Weise kann ich nun nach neuern Mittheilungen Haug's noch eine zweite Rede Zarathustra's metrisch wiederzugeben versuchen.

Die ihr kamt von nah und ferne, höret was ich sagen will.
Wie die Weisen euch verkünden zweigetheilt ist diese Welt:
Gebt dem Unheilstifter nimmer auch das künftige Leben preis.

Zwei der Geister sind's die herrschend walten in dem Strom der Zeit.
Sprach der Schöpfer zum Zerstörer: Folgen uns nicht immerdar
Weisheit, Wort, Gedanken, Thaten, Seelen und Gesinnungen?

Nun wie selbst Ahuramasda, der es kennt, mir offenbart,
Sei das Erste dieses Lebens auch euch allen kund gethan:
Folget ihr nicht seinem Worte, kommt Verderben über euch.

Was das Beste dieses Lebens? Masda's Sohn, der gute Geist,
Der in unsrer Seele wirket, der sich nie betrügen läßt;
Seine Tochter Gottergebung; gute Werke folgen ihr.

Was in mir der Quell des Lebens offenbaret frommt auch euch;
Wer es hört wird frei von Mängeln und erlangt Unsterblichkeit:
Der Allweise, der Lebend'ge waltet durch den guten Geist.

Es besteht durch seine Güte was da lebt und leben wird.
Zur Verdammniß gehn die Schlechten, Reine gehn zur Seligkeit.
Dies ist das Gesetz des Ew'gen, dessen die Geschöpfe sind.

Den mein Lied preist schaut mein Auge, den Lebendigen Weisen, an;
Er des guten Geistes Wesen in Gedanke, Wort und That.
Laßt uns Lob und Ehr' ihm bringen in der Himmelsänger Schar.

Der uns Glück und Leiden sendet wie sein heiliger Rathschluß will,
Der Lebendige Weise segne unser Volk das ihn verehrt,
Er erweck' in Hohen und Niedern seines guten Geistes Kraft.

Der sich den Lebendigen Weisen selber nennt den singen wir,
Daß er dieser Welt Vollendung und Unsterblichkeit gewährt,
Diese beiden ewigen Güter, die in ihm beschlossen sind.

In einem andern Gesange kleidet der Prophet was er selbst von dem in der Welt waltenden Gott in seinem Innern erkannt hat, in Form von Fragen an denselben ein, der Antwort sicher, denn der Geist ist der Hort aller Wahrheit, — wie wir Aehnliches auch bei frommen Dichtern der Hebräer und Indier finden.

Fragen will ich dich, Lebend'ger, thue mir die Wahrheit kund:
Wer ist aller Wesen Vater? wer schuf Sonn- und Sternenbahn?
Wer läßt wachsen Mond und schwinden? Das, Allweiser, wüßt' ich gern.

Fragen will ich dich, Lebend'ger, thue mir die Wahrheit kund:
Wer hält Erd' und Wolken drüber? wer schuf Wasser, Bäum' und Flur?
Wer gab Wind und Stürmen Flügel, waltet stets als guter Geist?

Fragen will ich dich, Lebend'ger, thue mir die Wahrheit kund:
Wer schuf holdes Licht und Wärme, das Erwachen und den Schlaf?
Wer heißt Tag und Nacht den Weisen mahnen stets an seine Pflicht?

Fragen will ich dich, Lebend'ger, thue mir die Wahrheit kund:
Wer erhebt den Sohn dem Vater, wann er scheidet, wenn nicht du,
Der du bist die heil'ge Reinheit, Allgeist, der Lebend'gen Quell!

An einer andern auch uralterthümlichen Stelle spricht der heilige Geist also zum bösen: Nicht unsere Wünsche, nicht unsere Reden, nicht unsere Werke vereinigen sich; — und zu den Menschen: Wer nicht nach meinem Gesetz handeln wird sowol dem Sinn als dem Worte nach, dem wird das Ende der Welt zum Falle gereichen. Dann heißt es weiter daß Unsterblichkeit der Wunsch der reinen Seele sei, und die Gläubigen sagen vom Lichtgott, zu ihm wollen wir beten; denn nun ist es den Augen sichtbar: wer in Werk und Wort des guten Geistes Reinheit kennt, der kennt Gott. Ihn wollen wir mit guter Gesinnung zufrieden stellen, der uns dienstbar machte das Erfreuliche und Unerfreuliche. — Reinheit ist dem Menschen nach der Geburt das Beste. Wer den Sinn bessert und gute Thaten verrichtet, der handelt nach dem Gesetz, Reichthum vereinigt sich mit ihm nach Willen und Wunsch. Wer aufrichtig die Wahrheit anruft der hat des guten Geistes Wesenheit; daher ist er mit solchem Sinn begabt daß er den Landbau zu fördern gedenkt. — Von Gott aber singt der Seher:

Der uranfänglich durch sein eignes Licht
Der Himmelslichter Menge ausgesonnen hat,
Durch seine eigne Einsicht schaffet er
Das Wahre, das der Grund des guten Sinnes ist.
Dies lässest du gedeihen, weiser Geist,
Der du derselbe bleibest, Unvergänglicher.

Dich den Allweisen, den Ursprünglichen,
Dacht' als den Herrn des Geistes ich wie der Natur,
Mit Geistesblick hab' ich dich ja erschaut,
Und als des guten Sinnes Vater dich erkannt,
Als den der Wesenheit des Wahren ist,
Als Lebensschöpfer, als lebendig Wirkenden,

Es ruht in dir die heil'ge Erde stets,
In dir, deß Weisheit ihren Leib so schön geformt.
Lebend'ger, Weiser, auf den rechten Pfad,
Den du ihr uranfänglich angewiesen hast,
Vom Landmann kommt zum Landmann segenspendend sie
Und gehet dem vorbei der sie nicht baut.

Das heiligste Gebet der Perser, der uralte Honover, lautet:

Der beschützt die beiden Leben, aller Wahrheit Quell und Herr,
Gibt den Weisen Lebensthaten, Treugesinnten gibt er Macht,
Er erschuf des Lebens Kinder zum Verderb der Lügenbrut.

Haug selbst betont, was aus seiner Uebersetzung der Gathas hervorgeht: Die Lehre Zarathustra's ist Monotheismus, der eine Gott ist Quell alles Lebens, Schöpfer und Herr aller Dinge. Aber der Gegensatz in der Welt zeigt den Kampf des Guten und Bösen, und so sind zwei Principien als Grundkräfte und Pole der einen ewigen Wesenheit, Bejahung und Verneinung, Licht und Finsterniß, woraus Tag und Nacht, Leben und Tod, Wahrheit und Lüge hervorgehen. Der gute schaffende und der böse verderbende Geist, Spentomainyus und Angromainyus, sind ein Zwillingspaar, ihr Gegensatz und Streit ist das Leben, das sich im Sieg über den Widersacher vollenden soll. Aber je mehr Ahuramasda selber mit dem guten Geiste verschmilzt, desto selbständiger tritt ihm der böse Geist, der übelsinnende, zerstörende gegenüber, und so entwickelt sich der Dualismus, aber immer mit dem Gedanken daß er überwunden werden soll. Haug bemerkt ferner daß der Eigen- oder Familienname des großen Religionsstifters Spitama, Zarathustra die Bezeichnung seiner Priester-

würde war; so nennen auch wir Jesus von Nazareth Christus, wodurch er als der Gesalbte Gottes bezeichnet wird.

Der Cultus Zarathustra's war vor allem die sittliche That, die Reinheit des Lebens in Gedanke Wort und Werk; von Ceremonien sprach er nicht. Aber seine Nachfolger, die sich zum Priesterstand gestalteten neben dem arbeitenden Volk und dem kriegerischen Adel, hielten sich wieder mehr an das Aeußerliche und entwickelten allmählich eine förmliche Casuistik in dem ausgesponnenen System leiblicher Reinigungen; ihre Satzungen und Formeln wurden dann ebenso misbräuchlich auf Zarathustra zurückgeführt und als eine Offenbarung Ahuramasda's dargestellt, wie die Hebräer ihr späteres Ceremonialgesetz für ein Gebot Gottes an Moses ausgaben. Da rühmt dann Zarathustra neben dem Gebet den Mörser, die Schale und den Homa, d. h. die Werkzeuge für das Homaopfer und dessen Darbringung als die besten Waffen gegen die Dämonen, und der heilige Trank gilt als der Lebenstrank, der den Tod fern hält. Die altererbte Verehrung des Feuers läßt dasselbe als das beste Mittel zur Verscheuchung der Nachtgespenster erscheinen; seine Flammen sind die Geschosse in der Hand des lebendigen Gottes, mit denen er die Frevler vernichtet. Später wird das Feuer als Ahuramasda's Sohn, als der schnellste der Unsterblichen gefeiert; nichts Unreines oder Todtes sollte ihm nahe kommen, auf dem Altar sollte es immerdar lodern. Aber auch das Wasser ist rein und ein Reinigungsmittel. Die in ihm waltende Geistesmacht ist Anahita, die Unbefleckte, Es nährt die Bäume, die mit freudiger Lebensfülle emporsprießen und das Holz, die Nahrung des Feuers, bereiten. Sie wurden hoch gehalten; Herodot erzählt den schönen Zug von Xerxes, daß als er auf der Heerfahrt gegen Hellas in Lydien eine Platane von bewunderungswürdiger Schönheit sah, er den Baum mit Goldschmuck verzierte und ihm einen Wächter zur Hut und Pflege bestellte. Als Thiere Ahuramasda's werden die Wächter bei Tag und Nacht, Hund und Hahn, und die dem Menschen nützlichen, wie Roß und Rind, gepriesen, dagegen das schädliche Gewürm und Ungeziefer dem Angromainyus zugewiesen, der selber in Schlangengestalt erscheint. Wer Sünde thut der stört auch die Naturordnung, und die unzüchtige Dirne, die sich ohne Hemd und Gürtel preis gibt, verpestet auch das Wasser und die Bäume mit ihrer Unreinigkeit.

Wenn sich hier das ursprüngliche Naturgefühl noch sinnig

ausspricht, so erscheinen die Personificationen der Tugenden und Begriffe immer trockener, und die spätern Gebete zeigen weniger Gemüthserhebung und Seelenschwung, als das Bestreben durch möglichste Vollständigkeit der Aufzählung, durch herkömmliche Lobsprüche all den Genien genug zu thun, die man aus Abstractionen gebildet hatte. Die Schuld sollte gebeichtet, die Befleckung sollte abgewaschen, die Uebertretung durch Schläge bestraft werden. Die Strenge und Peinlichkeit der Ceremonien zeigt die Erstarrung der Religion unter der Priesterherrschaft, die sich besonders in der Zeit ausbildete als die politische Selbständigkeit der Oberherrschaft Assyriens erlegen war. Immer aber blieb die Grundanschauung des Parsismus im Gegensatz zu der indischen Selbstqual und Weltflucht eine positive, lebensfreudige, heitere. Ahuramasda, der Lebendige, wollte das Leben; es zu fördern und zu pflegen, alle Verwirrung und Unordnung, alles Schädliche und Verderbliche in der Natur wie im Geist zu tilgen war Gottesdienst. Wachet, betet, arbeitet, freuet euch des Lebens, das blieb die Losung des Volks. Nicht Selbstvernichtung, sondern Selbstbehauptung ward gepredigt. Der Schlaf, der die bewußte Thätigkeit hemmt und unterbricht, erscheint als ein Uebel, Ahuramasda kennt ihn nicht; der Mensch soll sich ihm nicht länger hingeben als nothwendig ist. Heilig ist das Leben, aber unrein der Tod; der vom Lebensgeist verlassene Leichnam fällt in der Verwesung den unreinen Dämonen anheim; nicht das Feuer, nicht das Wasser, nicht die Erde soll durch ihn befleckt werden; man setzt ihn auf einem Steingerüst wie schwebend auf trockenem Berge aus und überläßt ihn den Raubthieren und Vögeln zur Zerstörung; seine Berührung verunreinigt und verlangt sorgsame Reinigung. Die unsterbliche Seele empfängt an der Brücke Tschinvat ihren Richterspruch; gute und böse Geister streiten über sie; ihre guten wie ihre bösen Thaten folgen ihr nach in Frauengestalt um sie entweder in den Himmel oder in die Hölle einzuführen. Aber auch in der Qual der Finsterniß sollen die Seelen nicht zwecklos gepeinigt, sondern gebessert werden; die eigene Reue wie die Gebete der Lebenden bereiten an den großen Todtenfesten Erlösung; wie bei den Indiern knüpft ein unsichtbares Band die Todten an die Lebendigen. Die Reinen treten vor den Thron des guten Geistes, er begrüßt sie, die da zum Heil herangekommen aus der vergänglichen Welt in die unvergängliche.

Jenen oben genannten hohen Lichtgeistern wurden unter dem Namen der Izeds noch viele andere gesellt, personificirte Principien der geistigen Güter wie des natürlichen Gedeihens. Dazu kam die Vorstellung der Fravashis oder Feruers. Sie sind die reinen göttlichen Gedanken der Einzelseelen, damit sowol die lebenspendende schöpferische Kraft, als das Ideal, das Urbild der Seele im Geiste Gottes; der Fravashi ist der Genius als die reine Energie des Geistes und zugleich als das Vorbild das durch die That des Lebens verwirklicht werden soll. Der Gedanke ist tiefsinnig und wahr: der Seele ist ein Ideal eingeboren, das sie durch eigene Kraft im Leben gestalten soll, indem sie ihre Anlage, ihr inneres Wesen zu ihrer That macht; es ist die Seele wie sie im Licht der Ewigkeit vor dem Geiste Gottes steht, die Seele wie sie in der Vollendung sein wird; um der Freiheit willen ist sie nicht fertig geschaffen, sondern es soll, wie Jakob Böhme sagt, der Mensch seiner selbst Macher sein. Auch an Kant's Lehre von dem intelligibeln Charakter, der allen empirischen Erscheinungen des Menschen zum ewigen Grunde dient, kann die Anschauung des Feuers erinnern.

Daneben blieb ein alt-arischer Gott in der Erinnerung und empfing seinen Cultus. Wir sahen wie der unendliche lichte Himmel als der ursprüngliche Träger der Gottesidee in den Veden bereits zu zwei befreundeten Wesen gesondert ist, zu Varuna, dem Allumfasser, und zu Mitra, dem freundlichen Licht; den Nachfolgern Zarathustra's wird Mithras als das geschaffene Licht und der in demselben waltende Geist der Sohn Ahuramasda's. Die ihm gewidmeten Gebete und Hymnen rufen ihn an als den wahrredenden, weisen, tausendohrigen, zehntausendäugigen, wohlgebildeten, hohen, auf breiter Warte stehenden, starken, schlaflosen, wachsamen; goldengestaltig geht er der Sonne voraus und verbreitet sich zuerst über die Gipfel der Berge. Windischmann hat die ihn betreffenden Opfergebete (Mihir Yasht) übersetzt und erläutert. Danach erscheint Mithra ursprünglich als das alldurchdringende, allbelebende Licht, wird aber bald auch mit der Sonne in eins gesetzt. Das Licht, das alles sichtbar macht, heißt selber das allsehende, so wird Mithra zur Personification der göttlichen Allgegenwart, Allwissenheit; er ist der Wachsame, der Zeuge aller Gedanken und Handlungen; er ist der Reine, der Wahrhafte, damit der Hort des Gesetzes, der Treue, des Verkehrs unter den Menschen; wer ihn verletzt der geht zu

Grunde. Ein Krieger mit goldenem Helm und silbernem Panzer fährt er einher und schlägt die Schlachten des Lichts gegen die Finsterniß, leitet den Kampf der guten Geister und guten Menschen gegen die bösen Dämonen und ihren Einfluß in der Natur wie in der sittlichen Welt. Aber als ein geschaffenes Wesen arbeitet auch er sich zur Vollendung empor, und führt seine Verehrer mit sich hinan zur Unsterblichkeit. Die Seelen der Gerechten steigen durch die sichtbare Lichtreligion, Mithra's Gebiet, zu Ahuramasda's Himmel, dem ewigen Urlicht; so wird Mithra den Todtenrichtern gesellt, so wird er der große Vermittler. Das geschaffene Licht ist nicht blos das Mittlere zwischen dem reinen Geist oder seinem Urlicht und der dunkeln Körperwelt, sondern Mithra als der Genius der Wahrhaftigkeit, Treue, Gerechtigkeit, vermittelt auch den geordneten Verkehr der Menschen untereinander, und führt die Seelen, die mit ihm gehen, zu Ahuramasda empor.

Das Glaubensbekenntniß der Lichtreligion lautet im Zendavesta: Ich höre auf ein Devaverehrer zu sein, und bete zu Ahuramasda, dem Feind der Devas. Ich preise die unsterblichen Lichtgeister, und alles Gute schreibe ich Ahuramasda zu, der da gut, wahr und leuchtend ist, der Schöpfer alles Guten. Ich entsage den schlechten, falschen, unwahren Devas, und verlasse sie mit Gedanken, Worten und Werken. Auf der Seite wo Ahuramasda steht, wo Zarathustra, Kava, Vistaspa, Frashostra und Jamaspa standen, wo die Frommen und Wahrhaftigen stehn, da stehe auch ich. Ich preise den guten Gedanken, das gute Wort, die gute That.

An die ältesten Stücke des Zendavesta, die Gathas, schließen die Jasnas sich an, in welchen die Lichtgeister gepriesen werden, und die mythologische Phantasie wieder mächtig wird. Im Vendidad werden die religiösen Gebräuche und die Strafen und Bußen zusammengestellt. In den Jashts treten die Genien bereits neben Ahuramasda, es wird aber auch Gautama, d. h. Buddha darin erwähnt, und somit werden wir wenigstens in die Zeit der Perserkönige nach Kyros herabgeführt; es ergibt sich daraus ein ganzes Jahrtausend für die Bildung der heiligen Schriften der Parsen. Avesta bedeutet Wissen, Offenbarung, und ist mit Veda stammverwandt; Zend heißt Uebersetzung, Auslegung und dann die sogenannte Pelvisprache.

Die Heldensage.

Als Zarathustra die Idee des einen Lichtgottes und seines Kampfes mit der Finsterniß reformatorisch fortbildete und auf das sittliche Gebiet, auf den Gegensatz des Guten und Bösen hinüberleitete, als in Ahuramasda der eine wahre Gott verehrt wurde, da stiegen die alten Naturmythen, die wir als ein Erbgut auch der Iranier kennen gelernt haben, vom Himmel auf die Erde; nach Menschenart gestaltet wie die Wesen und Vorgänge oder Ereignisse waren, verschmolzen sie mit Persönlichkeiten und Begebenheiten der Geschichte, die ihnen ähnlich erschienen, oder bildeten auch die Vorhalle der Heldensage, der epischen Ueberlieferung, die sich überall dadurch kennzeichnet daß Göttermythe und Menschenleben, Natur und Geschichte in dichterischer Auffassung sich verbinden. Die Erstgeburt des himmlischen Lichts, die Sonne die in ihrem Untergange zugleich die Pfade des Todes eröffnet, war den Indiern zum Erstling der Menschheit, zu Jama, geworden, der dann auch als der erste der Gestorbenen die dahingeschiedenen Seligen beherrschte; dies Reich der Seligen stellten aber die Iranier als ein irdisches Paradies an den Beginn des Erdenlebens, und Jima ist der Fürst eines goldenen Zeitalters. So schildern ihn die Religionsbücher. In der Heldensage heißt es daß zuerst Kajumors König auf Erden war; der wohnte in den Bergen und kleidete sich und sein Volk in Thierfelle. Sein Enkel Siamek entdeckte die Kunst Feuer aus dem Stein zu locken; er errichtete den ersten Feueraltar und lernte das Erz schmieden. Dessen Enkel wieder ist Dschem oder Dschemschid, der Jima der alten Sage, der 700 Jahre lang herrlich und glücklich über die Erde gebietet. Er führte prächtige Bauten auf und theilte die Menschen in die Stände der Priester, Krieger, Ackerbauer und Gewerbtreibenden. So ist sein Reich nicht mehr der Friede des Naturzustandes, sondern die bürgerliche Ordnung und ihr Segen. Aber das Glück weckt den Uebermuth, und er verlangt von den Völkern göttliche Verehrung für sein Bildniß. Da wird dem Bösen Macht auf Erden.

Zu Sohak, einem Fürsten der Wüste war der böse Geist getreten ihn zu versuchen; sie schlossen einen Bund zusammen, Sohak ermordete seinen Vater und setzte sich die Krone aufs Haupt. Bist du zufrieden, sprach der böse Geist, so laß mich

einen Kuß auf deine Schultern drücken. Er that's und verschwand, aber an den Stellen die er geküßt, wuchsen zwei schwarze Schlangen hervor, und sproßten immer wieder auf, wie man sie auch abschneiden mochte. Der böse Geist aber in Gestalt eines Arztes rieth sie mit Menschenhirn zu füttern, dann würden sie den König nicht quälen. An diesen Sohak nun wenden sich die Iranier, misvergnügt über den gefallenen Dschemschid; dieser entflieht vor jenem, wird aber gefangen und mitten auseinandergesägt. Sein Enkel Feridun wird sein Rächer. Erzogen auf dem Berge Alburs erhebt sich der Jüngling gegen den Tyrannen. Ein Schmied, dessen Söhne den Schlangen geopfert worden, hat schon die Empörung begonnen und sein Schurzfell an einer Lanze befestigt; das ward das Wahrzeichen des Befreiungskampfs und sein Banner. Feridun schlägt den Sohak und schmiedet ihn in einer Bergeshöhle fest; dann herrscht er mit Weisheit und Gerechtigkeit. Aus dem lichten Gewittergott, der die finstere Wolkenschlange besiegt, ist der Held geworden, der den Tyrannen bezwingt.

Feridun's Söhne sind Stammväter der Völker, Selm, Tur und Iredsch. Er vertheilt ihnen das Reich. Neiderfüllt tödten die beiden erstern den edlen Bruder, den Fürsten der Iranier; später beginnt dessen Bruder Minudscher den Rachekampf und damit hebt der Krieg zwischen Iran und Turan an, der sich nun durch die Geschichte hinzieht; der Kampf des Lichts und der Finsterniß ist zum Krieg der Iranier und Turanier, der ackerbautreibenden culturbegründenden reinen Diener des Lichts und der wilden untreuen Wüstenstämme geworden. Der große sittliche Gegensatz, sein Ernst, seine Tiefe bildet den Angel- und Mittelpunkt der historischen Sage. Wir treten mit Minudscher auf den Boden der altbaktrischen Geschichte. Die Herrscher die das Reich gründeten und ausbreiteten, Kava Kavad, Us, Husvara, Aurvataspa, Vistaspa sind auch durch die Religionsbücher beglaubigt; unter dem letztern lehrte und wirkte Zarathustra. Um den Stamm der Personen und Ereignisse aber schlingt die Volksphantasie ihr duftiges blühendes Gewinde der Dichtung. Die Thatsachen werden in der mündlichen Ueberlieferung abgeschliffen, das Bedeutsame wird verstärkt, das Auseinanderliegende verknüpft, Motive, innere Zusammenhänge erfunden; nur das Große, Echte, das der Geist des Volks ausgesprochen, zieht ihn auch fortwährend an, und was der Idee nicht gemäß ist wird aus-

gelassen und dieselbe dafür in andern freien Zügen ausgeprägt. So wird im Munde der Sänger der ideale Gehalt der Wirklichkeit künstlerisch hervorgebildet. Der Sinn der Iranier ist klarer heller nüchterner als der träumerische grübelnde Geist der Indier; unter dem reinen Himmel von Iran erscheinen die Umrisse der Dinge schärfer, und alles bleibt maßvoller. Die iranische Sage ward nicht gleich der indischen von einer spätern Phantastik überwuchert, von einer veränderten Lebensansicht nach neuen religiösen Lehren umgestaltet, sondern sie erhielt sich gleich dem heiligen Feuer auf den Altären und mit seinem Dienste durch die Jahrhunderte hindurch, sie ward von dem ritterlichen Geist der Sassanidenzeit gepflegt und erweitert, mit neuen Motiven und Sitten ausgestattet, bis sie endlich in Firdusi ihren Homer fand, 1000 Jahre n. Chr., ein Beispiel von der Zähigkeit der Ueberlieferung, ein Beweis für die echt menschliche Trefflichkeit des Gehalts, die Gediegenheit der Form. „Den Bekennern des Feuercultus wurden die Thaten der alten Könige und Helden von Iran durch die zahlreichen Hinweisungen und Beziehungen ihrer heiligen Bücher auf dieselben stets in der Erinnerung erhalten; an den Namen, die sie in ihren Gebeten täglich auszusprechen hatten, entzündete sich ihre Phantasie um die schon an sie geknüpfte Tradition zu bereichern und zu ergänzen, und so reifte an den Strahlen des heiligen Lichtes, die das Antlitz der Betenden beschienen, die Sonnenblume des iranischen Epos.“ (Schack.) Wir werden den das Ganze abschließenden Genius später betrachten, die alturspüngliche Grundlage von Firdusi's Werk gehört hierher; die ritterlich romantischen Züge gab ihr die Sassanidenzeit.

Ormuzd, der reine Lichtgott, ist der Träger der sittlichen Weltordnung, die sich in der Verknüpfung von Schuld und Strafe wie in der Förderung des Guten durch die Sagen zieht und sie innerlich zusammenhält; Ahriman greift selbst als der Verführer in die Ereignisse ein, mehr noch aber erscheint sein Reich, erscheinen die Devs, die in verschiedenen, mitunter thierischen Gestalten die Helden verlocken und schädigen oder von denselben überwunden werden. Zwei wunderbare Kleinode schimmern in zauberhaftem Glanz, der Becher des Dschemschid, und Kai Kosru's Weltenspiegel, die alle Geheimnisse der Welt enthalten, in denen alles Verborgene erspäht werden kann, Symbole göttlicher Allwissenheit. Der Götterberg Alburs ist die Stätte der reinen

Geister. Dort wohnt auch der weise redebegabte Wundervogel Simurg, der Freund der Helden. Die Helden tragen Löwen- oder Partherfelle um die Schultern, ihre Hauptwaffe neben Pfeil, Bogen und Schwert ist die Keule mit dem stierkopfähnlichen Knauf und der Fangstrick. Im Kampf waltet edle ritterliche Sitte; den Sieg erkämpft der reine Wille und der feste sittliche Muth. Wie der spanische Cid mit gleicher Tüchtigkeit als Jüngling, Mann und Greis unter verschiedenen Königen für Vaterland und Glauben streitet, so auch der iranische Rustem, der persönliche Mittelpunkt einer reichen Sagenwelt. Er ist der Stern des Heils, der den Iraniern aufgeht, als Tur's Enkel, der Turanier Afrasiab, mächtig geworden ist und sein Banner auf Dschemschid's Thron pflanzen will. Einem Helden Minudscher's, Sam, ward ein Kind von untadeliger Schönheit aber mit weißen Haaren geboren, Sal, wie zum Zeichen daß er mit der Weisheit und der Lebenserfahrung des Greises als der Nestor der iranischen Fürsten einer Reihe von Geschlechtern zur Seite stehen sollte. Sam ließ das Kind aussetzen, der Vogel Simurg trug es seinen Jungen ins Nest, aber sie thaten ihm kein Leid, und als Sam den herangewachsenen Sohn wiedergefunden, gibt ihm Simurg eine ihrer Federn; die solle er ins Feuer werfen wenn ihm Hülfe noth sei, dann werde sie, der Wundervogel, ihm zu Hülfe kommen. Rudabe, die reizende Jungfrau, löst ihre Haarflechten auf der Zinne des Daches, daß sie niederwallen zum Fuß des Palastes, und Sal an ihnen zu ihr emporklimmt. Als Sal im Räthselrathen wie im Kampfspiel die Weisen und die Helden besiegt, willigt der König in den Liebesbund. Nach vier Monden schon ist das Kind unter Rudabe's Herzen so übermächtig, daß Sal es mit einem Dolch aus ihrem Leibe schneiden muß. Das ist denn Rustem. Riesenstark, ehernen Leibes heißt er der Männerwerfer, der Löwentödter, der Besieger der Drachen und der bösen Geister; zwei Meilen weit wird sein Ruf gehört, Bäume entwurzelt er um sie als Keule zu tragen; beim Becher wie in der Schlacht thut es ihm keiner zuvor; aber auch sein Sinn ist klug und sein Herz edel.

Wie Rustem herangewachsen ist weiß er sogleich das Kriegsglück zu Gunsten der Iranier zu wenden; am Gürtel faßt er den Afrasiab in der Schlacht um ihn zu Kai Kobad zu tragen, und nur das Zerreißen des Gürtels rettet dem feindlichen König das Leben, aber wiederholt geschlagen muß derselbe Frieden halten.

Auf Kai Kobad folgt Kai Kavus, in dessen Seele Ahriman vermessenen Dünkel flößt, sodaß er durch verwegene Züge Gott versucht und endlich gen Himmel fahren will. Von vier Adlern läßt er seinen Thron emportragen, wird aber aus der Höhe herabgeschmettert. Der König lernt Weisheit im Leide. Da wendet sich der Böse gegen Rustem selbst. Dieser hat in der Fremde einen Sohn erzeugt, der sich aufmacht den herrlichen Vater zu suchen, aber unbekannt mit ihm in Streit geräth; stets wird das so nahe Erkennen verhindert, bis Sorab von Rustem's Hand gefallen ist, und die Aeltern nun von namenlosem Schmerz ergriffen werden.

Kai Kavus Sohn Sijawusch ist die Siegfriedsgestalt der iranischen Sage. Rein und schön wie der Lichtstrahl des Himmels, geht er aus den Ränken siegreich hervor, die ihm eine böse Stiefmutter spinnt; seine Reinheit bekundet ein Ritt durch die Flammen. Alle Herzen schlagen ihm entgegen, er trägt den Frieden in sich und bringt ihn mit sich wo er hinkommt. Den Frieden welchen er den Turaniern gewährt, will sein Vater nicht gutheißen; um das gegebene Wort zu halten und die Treue nicht zu brechen verläßt der Jüngling lieber das Vaterland. Die Turanier nehmen ihn freundlich auf, er erhält des Königs Tochter zur Gemahlin. Aber der Sohn des Lichts soll keinen Bund eingehen mit den Mächten der Finsterniß, denn sie lauern ihn zu verderben, und die kleine Schuld bringt großes Weh. Auch Sijawusch wird von den neidischen Verwandten heimtückisch ermordet. Aber wie auf Siegfried's Tod nun der Nibelungen Noth und Untergang und wie auf Achilleus' Tod der Brand Trojas, so folgt auch hier ein furchtbarer Rachekrieg. Siegreich besteigt des Sijawusch Sohn Kai Kosru den Thron von Iran. Er war in der Verborgenheit der Hirten erzogen und hatte der Kämpfe noch viele zu bestehen, die gewöhnlich Rustem zu glücklichem Ende führt. Diesen trägt einmal ein Dämon in Gestalt eines Waldesels hoch in die Luft und läßt ihn dann ins Meer fallen; aber der unerschrockene Held kämpft mit der schwertbewaffneten Rechten gegen das Ungethüm, während er mit der Linken schwimmend ans Land rudert. Auch in die Sage von Bischen und Menische wird er verflochten. Der jugendliche Bischen hat landverwüstende wilde Eber gejagt, sein Begleiter Gurgin, der an der gefahrvollen Jagd keinen Theil genommen, scheut nun mit Unehren heimzukommen und wird zum Verräther. Er weist Bischen auf

das Frühlingsfest hin, das die turanische Königstochter Menische in einem nahen Hain feiere; die holde Menische erblickt den prächtigen Jüngling, beide entbrennen in Liebe; drei Tage lang freut er sich mit ihr, dann sinkt er wein- und liebeberauscht in einen tiefen Schlaf, während dessen Menische ihn mit sich nach Hause nimmt. Dort, das Henkerbeil vor Augen, genießen sie der heimlichen Minne. Aber die Sache wird entdeckt, Bischen gefangen, gefesselt, in einer Höhle an den Felsen geschmiedet und ein Stein vor den Eingang gewälzt. Da gräbt Menische mit ihren Händen ein Loch in den Rand der Höhle, durch das sie mit dem Geliebten reden und ihm das Brot reichen kann, welches sie täglich für ihn erbettelt. Gurgin indessen lügt in Iran daß ein dämonisches Roß seinen Genossen entführt habe; aber in Dschemschid's Weltenbecher erblickt der König den Gefesselten. Rustem wird herangerufen und erklärt daß hier nur List helfen werde. Er verkleidet sich und seine tapfersten Mannen als Kaufleute und fährt nach der turanischen Königsburg, wo sie ein Zelt aufschlagen, ihre Schätze ausbreiten. Menische kommt um die Fremden zu bitten daß sie Kunde von Bischen's Los nach Iran bringen sollen, aber Rustem will sich auf nichts einlassen, gibt ihr indeß für den angeschmiedeten Freund ein gebratenes Huhn, in das er seinen Ring legt. Laut erlacht Bischen als er die Gabe und dies Zeichen empfängt, und sendet die Geliebte wieder mit der Frage an Rustem, ob sein Roß Reksch heiße. Da mistraut der Held nicht länger und heißt sie nachts ein Feuer anzünden, das ihn zur Höhle leite. Den Stein, den viele seiner Mannen zusammen nicht lüften können, schleudert er allein hinweg, befreit den Jüngling, den er vorher versprechen läßt dem Verräther zu verzeihen, und kehrt mit Bischen und Menische heim, nachdem sie dem Afrasiab höhnend noch einen Einfall in sein Schloß gemacht und reichlich Hochzeitsgut für die Braut geraubt haben.

Kai Kosru hat Turan bezwungen und lebt in Ruhm und Frieden. Da erbangt sein Herz vor der Gefahr des Glücks, daß es ihn übermüthig und böse werden lasse wie den Dschemschid, und er betet zum Gott des Lichts daß er ihn heimrufe in die ewigen Hallen. Er vertheilt seine Schätze, ernennt den Lohrasp zum Nachfolger, und zieht, von wenigen Getreuen begleitet, ins Gebirge. Dort verschwindet er bei Sonnenaufgang im Brausen des Sturms, und seine Begleiter werden von einem Schneegestöber begraben, sodaß niemand weiß wo der König hingekommen.

Die Sage erinnert an die Bergentrückung unserer deutschen Kaiser Karl und Friedrich Rothbart, aber auch an Oedipus und Elias. — Lohrasp tritt bald seinem Sohne Gustasp (Vistaspa) den Thron ab. Unter diesem verkündet Zarathustra (Serduscht) die gereinigte Lichtreligion. Afrasiab's Enkel Ardschasp von Turan feindet die neue Lehre an, Gustasp stellt seinen Sohn Isfendiar jenem an der Spitze des Heeres gegenüber. Isfendiar wird von dem Propheten gegen alle Gefahren gefeit und am ganzen Leib durch Zauber gehärtet; nur in den Augen ist er verwundbar, aber auch nur mit dem Zweig einer einzigen Ulme; und wer ihn tödtet, dem soll kein Glück mehr auf Erden blühen und ihm selber alsbald der Tod verhängt sein. Der siegreiche Isfendiar wird beim Vater verleumdet er strebe nach der Krone, und gefangen gesetzt. Jetzt dringen die Turanier wieder vor, der König wird geschlagen, nur der befreite Sohn kann ihn retten. Aber immer noch argwöhnt der Vater und sendet den Sohn auf Abenteuer aus; er muß mit Drachen und Löwen, mit Zauberweibern und Wölfen streiten, durch reißende Ströme sich den Weg bahnen, bis er aus einem verzauberten Schloß die gefangenen Fürstinnen befreit. Wir meinen uns in die Artus- und Gralsage versetzt, während der Gott Baldur und Siegfried in Isfendiar ein Gegenbild finden.

Gustasp hat in der Freude des Sieges dem Sohn die Krone versprochen, bereut aber seine Zusage, und sendet den Mahnenden mit dem Auftrag nach einem von Rustem eroberten Grenzlande, wo dieser unabhängig schaltet; der greise Held versäume seine Lehnspflicht, darum soll Isfendiar ihn gebunden nach Iran bringen. Mit düsterer Ahnung erkennt Isfendiar die Absicht des Vaters, und sendet seinen Sohn Bahman mit der Botschaft an Rustem. Noch niemand, versetzt dieser, hat mich in Bande gelegt, und es soll's auch niemand. Aber laß deinen Vater mit seinem Heer kommen, wir wollen zusammen trinken und jagen, ich will euch meine Waffenkunst lehren, ich will meine Schätze aufschließen und euch zum König begleiten, daß er versöhnt werde. Isfendiar läßt antworten daß er den Befehl des Vaters vollziehen müsse, daß er's mit schwerem Herzen thun werde, daß er, sobald er die Krone erlangt, den Rustem mit allen Ehren entlassen werde. Die beiden Helden kommen zusammen, sie erzählen einander beim Becher ihre Thaten. Dann aber schreiten sie zum Zweikampf mit Lanzen, Schwertern, Keulen, mit Pfeil und Bogen.

Rustem, von Pfeilen starrend, flüchtet des Nachts auf einen Berg, wo ihm der Wundervogel Simurg das Blut aus den Wunden saugt und ihn vom Kampf abstehen heißt, weil sterben müsse wer den Isfendiar verletze. Mag mein Leib dem Tode anheimfallen, wenn nur der Ruf meiner Mannheit besteht, wenn nur mein Name bleibt, — erwidert der greise Held. Nun entführt ihn Simurg ans Meer zu dem verhängnißvollen Ulmbaum, und Rustem bricht den Zweig zum Pfeil. Am folgenden Tage versucht er vergebens den Isfendiar zum Aufgeben des Kampfes zu bewegen, dann schießt er ihm den Pfeil ins Auge. Der Sterbende reicht ihm die Hand und bittet ihn daß er sich des jungen Bahman annehme; weinend um den Gefallenen verheißt es Rustem.

Bei dem Fürsten von Kabul, der Rustem zinspflichtig geworden, lebt dessen böser Bruder Scheghad. Beide machen einen Anschlag gegen den Unbesiegbaren; sie graben Gruben im Walde, stecken aufgerichtete Lanzen und Schwerter hinein und bedecken sie oben mit Reisig; sie laden Rustem zur Jagd, und wie er den Wald durchbirscht und das ahnungsvolle Roß an der aufgelockerten Erde zurückscheut, da treibt er es voran, und es springt auf die Reiser und bricht mit dem Reiter hinab und stürzt mit ihm in die Lanzen und Schwerter. Doch vermag noch Rustem einen Rachepfeil auf den hinterlistigen Mörder zu entsenden.

Felsen mit Bildwerken, Brücken, Dämme tragen in Iran Rustem's Namen bis auf den heutigen Tag, ähnlich wie in Europa die Rolandsteine verbreitet sind. Wir schreiben auf sein Denkmal die Verse Homer's:

> Dies ist Götterbeschluß, und bestimmt ward sterblichen Menschen
> Unterzugehn, daß auch ein Gesang sei spätern Geschlechtern.

Westiran. Bildende Kunst.

Das Land der Perser und Meder stand unter assyrischer Oberherrschaft. Zarathustra's Reformation konnte in Westiran um so leichter Eingang finden als die Grundlagen des arischen Glaubens in ihr erhalten waren; der erbliche Priesterstand suchte sie dogmatisch festzusetzen und legte auf das Ceremonielle und Aeußerliche jenes Gewicht und verhängte gegen die Uebertretung der Satzungen und Bräuche jene harten Strafen, jene Schläge mit den Stachelstöcken, von denen die heiligen Bücher

so viel reden, und die dem freien arischen Geist ebenso widersprechen als sie einem Priesterregiment unter der Oberherrschaft eines fremdländischen Despotismus gemäß erscheinen. Die Magier vereinten in ihrer Hand zugleich auch die richterliche und die den Urtheilsspruch vollziehende Gewalt und verknüpften dadurch geistliche und weltliche Herrschaft im Rath der Priester. Wie die Natur des Landes es mit sich brachte, lebte der Städter neben dem Ackerbauer oder dem Hirten; die alten Geschlechtsverbände und Stammeshäupter blieben bestehen. Einem solchen Fürsten, Dejokes, gelang zur Zeit als Sanherib's Heer in Judäa zu Grunde ging, die Erhebung Mediens gegen Assyrien und der rasche Aufbau eines Staats; die Richtersprüche des Dejokes wurden gleich denen Salomo's im Morgenlande sprichwörtlich. Ekbatana ward zur befestigten Hauptstadt gemacht; auf der Höhe des Berges lag die Burg und das Schatzhaus, und sieben concentrische Mauerringe schirmten dieselben in der Art daß zwischen solchen die Bürger angesiedelt waren, die Mauern aber, den Berg hinansteigend, mit ihren Brüstungen eine über die andere hervorragten. Die Zinnen der äußersten Mauer waren weiß, die zweiten schwarz, die dritten purpurn, die vierten blau, die fünften hellroth, das alles durch glasirte Ziegel ausgeführt, während die sechsten mit silberner, die siebenten mit goldener Bekleidung glänzten. So umgab ein siebenfach farbiger Gurt den Sitz der Herrschaft. Doch stammten die edeln Metalle wahrscheinlich erst später aus der assyrischen Beute. Die Anlage der Mauern und der Stadt um den Berg erscheint in ähnlicher Art auf ninivitischen Bildwerken, und wenn nach Polybios der Palast aus Cedern- und Cypressenholz erbaut, die Balken, die Wände im Innern aber mit Gold- und Silberblech belegt waren, so sehen wir auch da den semitischen Geschmack, den wir am Tempel Salomo's kennen lernten.

Dejokes' Nachfolger Phraortes (655—633) errang den Medern die Oberhoheit über die Stämme der Baktrer und Perser, die mit jenen das assyrische Joch abgeschüttelt. Im Bunde mit dem Statthalter Babylons Nabopalassar stürzte Kyaxares das vom Andrang der Scythen erschütterte Assyrien und eroberte Ninive (606). Aber schon sein Nachfolger Astyages verweichlichte in tyrannischer Ueppigkeit. Da erhob sich die noch ungebrochene gesunde Lebenskraft der Perser. Das Geschlecht der Achämeniden stand seit lange an ihrer Spitze. Auch die Meder überließen ihm

die Leitung des Volks, nahmen aber Geiseln aus seiner Mitte zur Sicherung. So kam Kyros (Kuru) der Sohn des Perserfürsten Kambyses, an den Hof des Astyages, und erregte von da aus den Aufstand seines Stammlandes, trat dann an dessen Spitze und führte die Seinen zum Siege (550).

Wenn auch Xenophon nicht erwähnte daß die Heldenlieder der Perser von Kyros sängen, Herodot auch nicht angäbe daß er seine Erzählung aus verschiedenen Ueberlieferungen auswählte, das Gepräge seiner Darstellung einerseits und die Mannichfaltigkeit der uns erhaltenen Nachrichten andererseits würden uns Zeugniß sein wie die historische Sage, wie die epische Dichtung sich des großen Mannes sofort bemächtigt hat; schade daß diese westiranische Volkspoesie nicht zu Firdusi hinübergedrungen ist. Als Astyages einst den Kyros, sei es nach Persien, sei es mit einem Heer gegen die Kadusier, entsandt, da erhebt sich ein Sänger beim Königsmahl und beginnt: „Der Löwe hat den Eber auf die Weide entlassen; dort wird er stark und feist werden, am Ende wird der Schwächere den Stärkern besiegen." Vergebens suchte Astyages den Kyros zurückzuholen, der Kampf begann, die Perser wurden mehrfach geschlagen und zurückgetrieben, schon flohen sie den Berg hinan wo ihre Weiber und Kinder waren, da riefen die Mütter ihnen zu: wollt ihr in unsern Schos zurückflüchten? Da gewannen sie den Sieg. Eine andere Sage läßt den Kyros aus niederstem Stande zur höchsten Würde gelangen; den Sohn des Statthalters von Persien macht sie zu einem Hirtenknaben, der als Auskehrjunge in den Palast des Königs von Medien kommt, um seiner Schönheit und Anstelligkeit willen bald der Mundschenk des Astyages wird, und nun die Erhebung seiner Aeltern zum Unterkönigthum in Persien veranlaßt. Ahuramasda hat das Kind früh in seine Obhut genommen; Hunde, seine heiligen Thiere, haben es gesäugt. Danach ließ dann eine andere Fassung einen Hirten das ausgesetzte Kind finden, dem eine Hündin die Brust reichte, während sie ihm die Wölfe abwehrte. Es waren die Meder die den neuen Oberkönig aus persischem Stamm sich dennoch aneignen wollten, wie dies im Orient öfters ähnlich geschieht. Da träumt Astyages daß aus dem Schos seiner Tochter ein Baum entsprießt der ganz Asien überschattet; die Magier deuten dies auf einen Sohn derselben, der die Oberherrschaft gewinnen und an Astyages Statt gebieten werde. Das zu verhüten vermählt er die Tochter einem Perser, einem der Unter-

worfenen, und als ein Sohn geboren wird, soll Harpagos den tödten; aber er gibt ihn einem Hirten zum Aussetzen, und der Hirt sieht wie eine Hündin das Kind nährt und nimmt dasselbe nun in sein Haus. Der Knabe zeichnet sich unter den Genossen aus, wird ihr König im Spiel, hält strenges Gericht über einen vornehmen Jungen, wird darüber beim wirklichen König verklagt, aber als Enkel desselben erkannt. Wie ähnlich lautet doch die Romulussage! Welch ungeeignetes Mittel die Vermählung der Tochter an einen Perser war, wenn der Mederkönig verhüten wollte daß ihr Sohn Asien beherrsche, das fiel auch uns nicht auf, als wir in der Schulzeit die Geschichte hörten; die Idee, daß wer sein Schicksal wenden wolle es gerade sich selbst bereite, überwiegt die etwas unverständige Darstellung, deren Zweck eben darin bestand den Kyros zum Erben des Astyages zu machen. Vor dem Kampf um die Oberherrschaft soll dann Kyros die Perser den einen Tag angetrieben haben ein Dornenfeld auszureuten, am zweiten aber sie glänzend bewirthet und aufgerufen haben ihm zu folgen, dann würden sie statt der gestrigen Knechtsarbeit immerdar den heutigen Lebensgenuß finden. — Faßt man den dunkeln Nachthimmel als den Vater der Sonne oder des Tags, so kann man auch sagen daß der Sohn seinen Vater tödtet, überwindet, indem die Finsterniß vor dem Lichte vergeht. Da setzen dann in der griechischen, römischen, persischen Sage Aeltern ihre Kinder aus um nicht von ihnen getödtet zu werden; aber die von einem Thier geretteten Knaben wachsen kräftig heran, erscheinen voll Glanz und Hoheit, und werden ohne ihren Willen doch die Mörder des Vaters oder Ahnherrn. So tödtet Oedipus den Laios, Romulus den Amulius, Perseus den Akrisios, Kyros den Astyages. Wir mögen in einigen von ihnen reinmythische Sonnenhelden erkennen, bei Kyros sehen wir daß auf ihn wie in Deutschland auf Karl den Großen eine Göttersage der Urzeit niedergeschlagen ist.

Kyros bezwang Babylon und Lydien; er setzte von Baktrien aus den alten Kampf gegen die angrenzenden turanischen Stämme fort. Er entließ die Juden aus der Gefangenschaft, und ward dafür in deren prophetischen Büchern gefeiert; er galt ihnen mit Recht nicht für einen Götzendiener. Auch Aeschylos nennt ihn einen glückseligen Mann, dem die Gottheit nicht gezürnt, da er milde und wohlgesinnt geherrscht und allen den Frieden gegeben habe. Auch Platon sagt daß er den Beherrschten an der Freiheit

Antheil gewährt, verständigen Rath gerne gehört habe und von seinem Volke geliebt worden sei. Xenophon macht ihn zum Träger des historischen Romans, in welchem er ein Musterbild der Fürsten aufstellt und zeigt wie man Reiche erwerbe und behaupte. Kein Wunder daß auch sein Tod — er fiel im Kampf an der Nordostgrenze des Reichs — von der heimischen Sage dichterisch ausgeschmückt wurde. Da wirbt er, der Iranier, um die Hand der turanischen Massagetenfürstin, der Tomyris, aber sie schlägt ihn aus, weil es nicht ihrer Person, sondern ihrem Reich gelte, das Kyros haben wolle. Nun unternimmt er den Heerzug. Auf demselben entläßt er den Troß des Heeres, und zieht auch mit dem Kern desselben aus dem Lager zurück, das er mit gebratenem Fleisch und Wein angefüllt. Die eindringenden Massageten erfreuen sich des Mahls, werden aber von Wein und Schlaf betäubt überfallen, getödtet oder gefangen. Der Tomyris Sohn entleibte sich selbst, als man ihm die Fesseln abnahm, vor Scham weil er im Rausch überwältigt worden. Die Königin aber siegte im Rachekampf, und tauchte das abgeschlagene Haupt des Kyros in einen Schlauch mit Blut, damit er sich dessen ersättige.

Daß aber des Kyros Leichnam nicht in die Hände der Feinde gefallen, bezeugt sein Grab zu Pasargadä. Dort, wo er die Meder besiegt am Flusse Kur und dessen Sonne bedeutenden Namen angenommen, fand Alexander von Makedonien noch die Leiche umgeben von Waffen und Geräthen auf einem Ruhebett mit goldenen Füßen in einem oben offenen goldenen Sarg. So will es ja die iranische Sitte, daß die Leiche nicht verbrannt oder bestattet und dadurch Feuer oder Erde verunreinigt, sondern daß sie offen ausgesetzt werde den Vögeln des Himmels, dem Vertrocknen und der Verwitterung. Und noch heute steht in der trümmerreichen Ebene von Murgab ein pyramidenförmig ansteigender Unterbau von den heiligen sieben Stufen aus großen Marmorblöcken, die durch Eisenklammern fest verbunden werden. Die Linien der rechteckigen Grundfläche sind 38 und 39 Fuß groß; nach oben werden die Stufen immer niedriger, die unterste mißt in der Höhe 5, die oberste kaum 2 Fuß, die Höhe des Unterbaues beträgt 16 Fuß. Auf der Plattform steht ein kleines steinernes Giebelhaus von 16 und 19 Fuß in den Linien der Grundfläche. So gering die Maße, die Form der Stufenpyramide mit dem Heiligthum auf der Höhe erinnert an den Thurm des Belus, der ja auch sein Grab heißt. In das Häuschen oben

leitet eine offene Thür; im Innern stand der Sarg, Griechen erwähnen die Inschrift: „O Mensch, ich bin Kyros, der den Persern die Herrschaft erwarb und Asien regierte; misgönne mir mein Grabmal nicht." Felsengräber mit Giebeldächern finden wir in Phrygien und Lykien; die einfachen schlichten Formen weisen auf die Berührung der Hellenen und Kleinasiaten hin; Fuß- und Krönungsgesims des Giebelhäuschens haben ein griechisches Gepräge, besonders im Profil der Welle welche die Hängeplatte trägt; das halten wir mit Kugler fest, und finden ebenso in der Basis dortiger Säulentrümmer einen Anklang an ionische Formenbildung in alterthümlicher Weise: es ist der auch in Samos gefundene schwellende Pfühl mit wagrechten Hohlstreifen. Hatte doch Kyros mit dem Lyderreich auch griechische Städte Kleinasiens erobert, und lag es nahe daß man kunstverständige Werkmeister von dort nach der Hauptstadt übersiedelte. Damit wird der Zusammenhang der assyrischen Formen mit den ionischen nicht geleugnet. Das Grabdenkmal lag in einem Garten, die Säulen die es umgaben scheinen mir weniger zu einem Gebäude gehört, als unverbunden nach arischer Sitte einen Kranz oder Ring um den geweihten Ort gebildet zu haben.

Assyrischen Einfluß zeigt ganz deutlich das Relief, das auf einem Steinpfeiler erhalten ist, welcher einem nahe gelegenen Palast angehörte. Da steht ein Mann im Profil, nach rechts gewandt, mit erhobenen Händen, in faltenlosem aber umsäumtem Gewand, mit vier großen Flügeln, die windmühlenartig schräg nach oben und nach unten gekehrt mehr einen Hintergrund der Gestalt bilden als organisch aus ihr erwachsen. Die Behandlung des Gewandes und der Flügel ist ganz assyrisch, der seltsame Kopfputz dagegen erinnert an Aegypten: von einer steifen Haube gehen nach rechts und links zwei Widderhörner aus, die in ihrer Mitte drei flaschenförmige mit Kugeln gekrönte Zierathen tragen. Die Keilschrift besagt in drei Sprachen: Ich bin Kurus der König ein Achämenide. Die Flügel bekunden daß hier das Bild des Verklärten oder der Feruer dargestellt ist.

So zeigen diese ältesten Denkmäler wie die Perser, aus den einfachen Culturverhältnissen eines Bergvolks mit frischer Kraft an die Spitze der Asiaten tretend, die Heldenlieder forterklingen ließen, und noch ohne eigene Uebung in bildender Kunst die Formen der benachbarten oder unterworfenen Völker, soweit sie ihnen zusagten oder ihren Zwecken angemessen erschienen, aufnahmen um

den eigenen Empfindungen, Sitten und Gedanken einen Ausdruck zu geben.

In religiöser Beziehung ist der Dienst Ahuramasda's durchaus herrschend; daneben wird in den Inschriften wol besonderer Klangötter, Stammesvorstände, gedacht; Miswachs und Lüge erscheinen personificirt, besonders vor letzterer wird gewarnt, und Darius bezeichnet die abgefallenen Fürsten und Empörer vornehmlich als Lügner, die Lüge habe die Länder abtrünnig gemacht. Die Könige aber herrschen durch Ahuramasda's Gnade, und was sie vollbringen das geschieht unter seinem Beistand, durch seine Huld. Daß Ahuramasda den Darius oder Xerxes zum Könige gemacht, wird wiederholt in Persepolis durch Worte eingeleitet die ihn ausdrücklich als Schöpfer bezeichnen: „Der große Gott ist Ahuramasda, welcher die Erde schuf, welcher den Himmel schuf, welcher den Menschen schuf und die Annehmlichkeit für den Menschen." Sein Gebot heißt: „Denke nichts Uebles, verlasse nicht den rechten Weg, sündige nicht."

Kyros Sohn Kambyses (Kambujiya) eroberte Aegypten; nach seinem Tode hatten sich die von den Medern herübergekommenen Magier der Herrschaft bemächtigt, aber der Achämenide Darius (Darayavus) eroberte den im Zerfallen begriffenen Staatenkoloß von neuem und ordnete ihn mittels einer Verfassung, welche persische Unterkönige (Satrapen) an die Spitze der einzelnen Länder stellte, im Uebrigen aber die Eigenthümlichkeit der Völker schonte und die Tributpflichtigen ihre innern Angelegenheiten selbst verwalten ließ. In der Inschrift von Bisutun (Behistun) rühmt auch Darius von sich daß er die Heiligthümer wiederhergestellt; er habe ausgeharrt im Dienste Ahuramasda's, und dessen Hülfe sei ihm geworden. Zum Schutz des Reichs gegen die scythisch-turanischen Wanderhorden war er nach Europa gezogen und dann mit den Griechen in einen Kampf gekommen, der für ihn wie für seinen Sohn Xerxes unglücklich ausging. Wie in Medien, so trat in Persien durch Glanz und Reichthum nun Ueppigkeit und Schwelgerei am Hofe an die Stelle der ursprünglichen Thatkraft; die unterworfenen Völker mußten für die Sieger arbeiten, die den Luxus der von ihnen gestürzten Mächte annahmen, bis das in sich vermorschte Reich unter Alexander's Arm zusammenbrach und der griechische Geist, die griechische Bildung im Orient ein neues, die verschiedenen nationalen Culturelemente verschmelzendes Leben anregte.

Von Darius und Xerxes sind Trümmer der Reichspaläste und die Königsgräber erhalten; sie geben uns in ihren Resten einen Begriff von der persischen Kunst. Sie zeigen daß hauptsächlich die babylonische Weise herübergenommen wurde, daß nicht minder aber auch ägyptische und griechische Einzelheiten eine Stelle fanden. Ueberwundene Völker wurden zum Theil an neue Wohnstätten verpflanzt, die Werkmeister der eroberten Länder wurden in den Dienst der Herrscher des Gesammtstaats gezogen, was sie Eigenthümliches brachten ward den Aufgaben und Zwecken der Perser angepaßt oder mit verständiger Auswahl dafür verwerthet, und so bildete sich in Persien eine Mischung und Durchdringung der Stilformen die wir bei den umwohnenden Nationen finden. Es ist ein eklektischer Abschluß der orientalischen Kunstentwickelung was uns hier entgegentritt.

Betrachten wir zunächst das Architektonische, so ist zwar die persische Königsstadt Ekbatana so gut wie Susa für uns untergegangen, wenn wir auch hoffen dürfen daß künftige Nachgrabungen noch manches Bedeutsame zu Tage fördern. Aber während die Könige mit dem Sitz der Regierung wechselten und den Winter in Babylon, den Frühling in Susa, den Sommer im kühlern Ekbatana residirten, so bestand doch der alte Stammsitz als ein Nationalheiligthum fort, wo die Könige gekrönt wurden, wo Darius die Nationalversammlungen hielt und die Tribute empfing, und demgemäß gründete Darius und erweiterte Xerxes die herrliche Anlage eines Reichspalastes 10 Meilen nördlich von Pasargadä auf einem Vorsprung des Gebirges, dessen Hintergrund in der steilen Felswand die Gräber der Herrscher enthalten sollte. Als Perserstadt, Persepolis, ward die Burg von den Hellenen bezeichnet; Thron des Dschemschid nannte sie das Volk, indem es das spätere Werk mit den Sagen der Urzeit zusammenbrachte, sowie es in den Grabfaçaden Rustembilder sah. Die Vorliebe der Perser für terrassenförmige Gartenanlagen am heimischen Gebirge bot den Ausgangspunkt daß man einen Vorsprung wählte, der sich mit leichtgeschwungenem Bogen an die Felswand gegen Osten anlehnt und in einer Breite von etwa 1400 Fuß mehr als halb so weit in das Thal erstreckt. Die Höhe, gegen 50 Fuß, ward senkrecht abgeschnitten und mit viereckigen Marmorblöcken umbaut; der obere Raum, nach Norden hin am niedrigsten, ward in der Art zur Plattform geebnet daß sich nach der Mitte hin und südlich noch zwei Terrassen übereinander in einer Höhe von 8 und

von 10 Fuß erhoben, welche den reichsten Bauten Raum boten, während noch mehrere Erhöhungen nach dem Berge hin minder umfassende architektonische Werke trugen.

Zur ersten großen Plattform gelangt man aus dem Thal auf einer kolossalen Doppeltreppe; so allmählich steigt sie an daß 10 Reiter nebeneinander hinaufreiten können; die breiten niedern Stufen sind aus Marmorblöcken gearbeitet. Zunächst gelangt man an ein Thor, vor dem noch vier Pilaster mit kolossalen Thiergestalten stehen; zwischen den Pfeilern standen Säulen. Durch das Thor gelangt man nach Süden hin zu einer neuen Doppeltreppe, mittels dieser zur Hauptterrasse. Hier stand, wie die Inschriften besagen, das von Darius erbaute Versammlungshaus, eine lichte säulenreiche Halle. Ihren Kern bildet ein Quadrat; sechs Reihen von sechs Säulen trugen die Decke; daran lehnten sich eine Vor- und eine Seitenhalle, jede von zweimal sechs Säulen gebildet. Viele dieser Säulen stehen noch und danach wird im Volksmund Persepolis auch Tschil minar, 40 Säulen, geheißen. Weiter südlich führten mehrere Doppeltreppen zur zweiten Hauptterrasse, auf der die Trümmer der Wohngebäude des Königs vorhanden sind. Mehr nach dem Berge hin liegen die Bruchstücke eines riesenhaften hundertsäuligen quadratischen Baus, in dessen Inneres acht Thüren hineingeleiten, ein Fest- und Audienzsaal des Darius, sowie die Reste kleinerer Anlagen auf einzelnen Erhöhungen des Bodens. Von den Hallen und Gebäuden die zur Wohnung des Königs dienten, oder ihr sich anschlossen, hat auch Xerxes einige errichtet; die Inschrift besagt daß was er und sein Vater gethan, durch Ahuramasda's Gnade vollbracht sei. Auch Artaxerxes Mnemon erbaute sich ein eigenes Wohnhaus.

Blicken wir nun auf das Besondere, so erinnern uns zunächst die Thore an Assyrien und Aegypten, an Assyrien durch die an ihnen hervorragenden Thiergestalten, an Aegypten durch den dreifach eingestuften Rahmen der Thür und das Kranzgesims, die straff angezogene Hohlkehle mit dem Schmuck aufrecht stehender und vorgebeugter Blätter sammt der darauf ruhenden Deckplatte. Solche Thür- und Fensterrahmen aus einem Stein sind erhalten und zeigen durch ihre Stärke die Dicke der Füllung, die nach babylonischer Art aus sonnentrocknen Ziegeln bestand und allmählich verwittert und weggeschwemmt ist. Die Säulen weisen uns nach Kleinasien. Das Gemeinsame ist ein hoher Schaft,

dessen Schlankheit alle sonst üblichen Verhältnisse weit übertrifft; im Versammlungshause beträgt der untere Durchmesser 5, der obere etwas über 4 Fuß, die Höhe des aus nur drei oder vier Stücken zusammengefügten Schaftes 44, die Gesammthöhe der Säule 64 Fuß; die Entfernung von einer Säule zur andern beträgt 26 Fuß. Die Basis hat manchmal einen Pfühl auf einer viereckigen Doppelplatte, meist aber ruht der Pfühl auf einem breiten umgestürzten Kelche, der mit herabhängenden Blättern geziert in schwungvollem Profil nach unten weiter auslabet und von einer runden Platte getragen wird. Diese Basis hat einen eigenthümlichen Reiz, und es ist ein feines Stilgefühl in ihr nicht zu verkennen. Der Schaft ist nach ionischer Art geriefelt, es ziehen sich 48 oder 52 schmale Furchen an ihm empor. Die Capitäle sind mannichfaltiger Art. Im Versammlungshause sind sie unverhältnißmäßig hoch und bunt zusammengesetzt: ein knospenartiger Knauf ist von einer perlengeschmückten Gurt zusammengehalten, daraus quillt in elastischem Gegenschwung ein zweiter Theil mit überfallendem Blätterkranz hervor; darauf folgt nach einem Ring mit eiförmigen Zierathen ein viereckiger Aufsatz, in der Mitte nach aufwärts durch hervortretende Stäbe gegliedert, an den vier Seiten mit je vier Voluten verziert, die aber so angebracht sind daß am untern Ende des Aufsatzes zwei nach oben, am obern zwei nach unten gerichtet sind. Hier erkennt man deutlich wie die constructive und ästhetische Bedeutung dieses Gliedes ganz unbeachtet bleibt, dasselbe nur als äußerlicher Schmuck herübergenommen, zwecklos vervielfältigt und sinnlos auf den Kopf gestellt ist. Dieselbe Säulenform ist nun auch in Susa aufgefunden. Andere Säulen zeigen sogleich über dem Schaft ein consolenartiges Capitäl, zwei Vordertheile von Thieren, Pferden, Zebras, Stieren, Panthern oder Einhörnern, ragen mit Hals und Haupt rechts und links hervor, und auf der Sattelniederung des gemeinsamen Rückens liegt nun ein Aufsatz, über dem und den Häuptern der Thiere der Architrav von Säule zu Säule geht. Vielleicht daß das ganze Verbindungsglied zwischen Säule und Gebälk auch noch auf jenen geschilderten Capitälen über den aufsteigenden und umgestürzten Blätterkelchen angebracht war. Man hat eine Andeutung dieses consolenartigen Aufsatzes auf einem Relief in Bavian gefunden, die Perser haben ihn aber mit Vorliebe behandelt, er entspricht ihrer ganzen Bauweise und wir sehen in ihm seine Leistung kraftvoll bildnerisch ausgesprochen,

wenn auch phantastischer als der reinen Strenge der Architektur gemäß ist. Dürfen wir nach den Reliefs der Felsengräber einen Schluß auf das Dach machen, so war es flach, über dem ionischen dreifachen Architrav und bildergeschmückten oder mit Metallblech überzogenen Fries. Die Decke war von Holz durch Palmen- und Cederbalken gebildet. Auf dem Dach ein säulengetragener Aufbau mit dem Feueraltar, vor dem der König sein Morgenopfer angesichts des Volkes brachte.

Suchen wir ein Gesammtbild von Persepolis zu gewinnen, so zeigt der schlanke Höhenbau am Vorsprung des Berges einen erfreulichen Gegensatz zu den indischen Höhlentempeln, der Ausdruck der Lebensbehauptung und klaren Selbstentfaltung macht sich geltend gegenüber der Vertiefung in eine dumpfe Innerlichkeit und der von der Last des Daseins gedrückten Weltflucht. Statt der wulstigen, bauchig überquellenden Formen sehen wir schlanke, leichtgeschwungene. Der heitere Terrassenbau zeigt in seiner Anlehnung an die Bergwand einen entwickelten Sinn für die Verbindung der Bauwerke mit einer schönen Natur. Demgemäß waren die Bauten selbst für eine freie malerische Wirkung vertheilt und zusammengeordnet. Denken wir uns die Marmorsäulen, in dem Versammlungshause herabhängende Teppiche als Raumverschluß, die farbeschimmernden, metallgeschmückten Dächer zwischen grünlaubigen Bäumen, umblüht von den Rosen von Schiras und andern prangenden Blumenarten, aus denen die Strahlen der Springquellen, für welche die Anlagen noch erhalten sind, brausend hervorsprudelten, und wir werden einen freundlich lachenden Eindruck gewinnen, der an den phantastischen Zauber der Alhambra gemahnt, wenn immer wir auch hier wie dort die organische Entwickelung und die in sich geschlossene Folgerichtigkeit eines harmonischen Stils vermissen, und dafür eine Mischung anderwärts gefundener Formen gewahren, die neben sinniger Auswahl und Verwerthung auch einen leeren Prunk und eine doch barbarische Verschnörkelung zeigen.

Persepolis lehnt an den Berg Rachmed an; die Felswand steigt fast gegen 1000 Fuß beinahe senkrecht empor; in einer Höhe von 300 Fuß finden wir die vier Gräber der Achämeniden; tiefer unten zwei jüngere vielleicht aus der Sassanidenzeit. Jene obern sind voneinander nicht wesentlich verschieden; sie ragen aus der geglätteten Marmorwand reliefartig hervor, 130 Fuß hoch, 70 Fuß breit, die untere Abtheilung mit architektonischem, die

obere mit mehr plastischem Charakter; die untere ein Nachbild der königlichen Halle, die obere des über ihr sich erhebenden Altarbaues, das Ganze somit eine Darstellung des königlichen öffentlichen Opfers. Das Innere des Grabes ist ein Gemach von 40 Fuß Breite, 20 Fuß Tiefe, mit drei angereihten Zellen; dort ward der Leichnam ausgesetzt, hier das Gebein gesammelt. An der Façade des Unterbaues treten vier Halbsäulen aus dem Fels hervor, die eine Scheinthür in der Mitte haben, diese nach ägyptischer Weise eingerahmt und bekrönt, während die Säulen über einem Halsring das Einhorncapitäl tragen; auf dem Rücken der Thiere lagert hier ein doppelter Aufsatz, und über ihm zieht sich von rechts nach links hin ein in ionischer Weise dreistreifiger Architrav mit hervorspringenden Klötzchen unter einem Kranzleisten. Der gekrümmte Nacken, das vorragende Horn der knienden Thiere, heben rechts und links sich consolenartig zum Gebälk hinan. Kugler bemerkt an dieser allerdings mehr bildnerisch decorativen als constructiv zweckvollen Krönung der Säule bei der Entfaltung entschiedener Kraftfülle an der baulich wichtigsten Stelle besonders noch die Beobachtung eines rhythmischen Verhältnisses, insofern die weite Stellung der Säulen und die stark ausladende Masse ihres Capitälschmuckes einander bedingen. Das Gebälk weist unverkennbar darauf hin daß er aus dem Holzbau stammt; man glaubte nur durch Uebereinanderlegen mehrerer Stämme dem Tragbalken der Decke die nöthige Stärke geben zu können, und die über ihnen vortretenden Klötzchen sind die Enden der Querhölzer einer leichten Dachrüstung. Zwischen dem Ober- und Unterbau läuft noch ein Streifen mit Bildwerk, Hunde, die Wächter des Grabes darstellend.

Der Oberbau ist etwas mehr vertieft, die eingeschnittenen Seitenwände des ihn umrahmenden Felsen zeigen bewaffnete oder verehrende Männergestalten, je drei übereinander. Das Innere zeigt ein Gerüst, das den König und den Feueraltar trägt. Es steht auf mehreren Stufen, seine beiden Seiten sind so gebildet, daß oben aus den Pfosten Vorderfuß, Brust, Kopf eines auswärtsgekehrten einhörnigen Stiers hervorragen; darunter ein Stück Säule, aber gebildet aus vorspringenden Rundstäben und eingezogenen Kehlen; darunter wird wieder Fuß und Klaue des Thiers sichtbar, und zwar eines pantherartigen mit starker Klaue; der Untersatz, auf dem er steht, ist ein Knauf zwischen Pfühlen. Wir werden an die assyrischen Thronpfosten erinnert, finden aber

ein reicheres Formenspiel im Wechsel von Schatten und Licht. Zwischen diesen Pfosten stehen zwei Männerreihen übereinander, die Träger von Balken, die auf ihren emporgehobenen Armen ruhen. Der Altar ist einfach, der König steht ihm entblößten Hauptes mit erhobener Rechten, den Bogen in der gesenkten Linken, gegenüber; in der Höhe zwischen Altar und König schwebt eine geflügelte Gestalt nach dem Schema des Kreuzes gebildet, indem der menschliche Oberkörper, von einem Kreis umgeben, aus dem abwärts gerichteten Federschweif hervorragt, nach vorn und hinten aber in der Mitte wagerechte Flügel sich erstrecken; die eine Hand ist segnend erhoben, die andere hält einen Ring der Sonne oder der Ewigkeit. Ich verstehe nicht warum man diese Figur den Feruer des Königs nennt. Sie ist uns in unverkennbarer Aehnlichkeit schon in Assyrien begegnet, wo sie als Schutzgeist über den Königsbildern erschien; so finden wir sie auch in Persepolis wieder. Von einem assyrischen Feruer wissen wir so wenig wie davon daß die Perser ihren eigenen Genius angebetet hätten. Vielmehr wie das Bild in Assyrien den höchsten Gott, den Bel als Herrn des Himmels bezeichnete, so werden es die Perser als Symbol Ahuramasda's herübergenommen haben.

Dies führt uns denn zur bildenden Kunst. Auch hier ist Assyrien der Ausgangspunkt, aber die vollschwellende Muskulatur wird zu größerer Einfachheit ermäßigt, ohne jedoch in die architektonische Strenge Aegyptens einzugehen; es ist auch hier ein Mittleres, aber nicht wie in Hellas als Lebenskeim einer neuen Entwickelung, sondern als abschließende Vermittelung der im Orient gegensätzlich hervorgetretenen Darstellungsweisen. Der persische Sinn für Naturwahrheit spricht aus der Treue mit welcher die Rassen- und Stammeseigenthümlichkeit der Menschen und die Tracht erfaßt und wieder gegeben wird. Ein entschieden Neues ist die Beobachtung der Gewandfalten, die nun von der Plastik ergriffen und in ihren Hauptzügen mit Verständniß und Schönheitssinn bezeichnet werden. Doch wird man auch hier in einer trockenen, sorgsam glatten Eleganz das Gepräge eines endenden, nicht eines aufgehenden Kunstlebens gewahren.

Außer der erwähnten symbolischen Figur sind die Gegenstände rein weltlicher Art, der Verherrlichung des Königthums gewidmet. Wandern wir durch die Trümmer von Persepolis, so begegnet uns zuvörderst an der Treppenwand das gehörnte Pferd,

ein Thier Ahuramasda's, Schnelligkeit und Stoßkraft von Roß und Stier vereinigend, von hinten angefallen von einem Löwen, gegen den es sich kampfzornig wendet; ein Symbol der Befestigung der Burg, deren Stärke Persien gegen die Feinde vertheidigen wird. Dann sehen wir an den Portalen jene gewaltigen Thiere als Thorwächter, wie wir sie in Ninive kennen lernten. Es sind stierartige Thiere, aber der Kopf pferde- oder zebramäßig gebildet mit dem einen Stirnhorn; die Glieder von gewaltiger Gedrungenheit und Kraft, an Brust, Bauch, Rücken und Schweif schneckenhausartig geringelte Mähnenlöckchen. An andern Thorpfeilern erhebt sich über der Schulter des riesigen Stiers ein schwungvoll emporgerichteter Adlerflügel; die thierische Brust geht in die menschliche über und trägt ein bärtiges Menschenantlitz mit hoher Mütze. Auch hier ist die Arbeit vortrefflich, und der Ausdruck in sich gesammelter muthiger Stärke übertrifft die assyrischen Darstellungen; die körperliche Energie kommt in diesen Wunderthieren zu bewundernswerther Erscheinung. Sodann finden wir Menschengestalten an obern Treppenwänden; bewaffnete Männer als Wächter des Versammlungshauses, oder vor dem Wohnhause des Darius Figuren mit Weinschläuchen, Schüsseln und Schalen. Wiederum wird die Bestimmung der Versammlungshalle kund durch die Reliefs welche Xerxes an der Mauer ihrer Plattform in Relief aushauen ließ. Die speertragenden Leibwächter, die Hofleute kommen auf der einen Seite, in persischen oder medischen Gewändern mit den Ehrenketten um den Hals; einige unterreden sich oder fassen einander bei der Hand; einige tragen Dolche oder Bogen, Kelche oder Stäbe. Gegenüber sind in 20 Abtheilungen die 20 Satrapien des Reichs dargestellt. Jeder Gruppe schreitet ein reichgekleideter Stabträger voran sie einzuführen; er hat stets den nächsten Mann bei der Hand, und die fünf andern bringen huldigend ihren Tribut; sie führen Widder, Stiere, Kameele, Rosse und Wagen heran, sie tragen Gewänder, Waffen, Gefäße mannichfacher Art. Gestalt, Gesichtszüge und Tracht kennzeichnen die verschiedenen Stämme und Nationen.

Im Audienzsaal des Darius sehen wir an der südlichen Pforte den König selbst „wie Ahuramasda im Himmel" auf hohem Thron über einem großen Gerüst; ein Scepter hält er in der Rechten, ein blumenförmiges Trink- und Opfergefäß in der Linken; die Füße ruhen auf goldenem Schemel. Der Fliegenwedler steht hinter ihm, die Kapuze vor dem Mund, wie jeder mit dem

Herrscher Sprechende den Mund verhüllen mußte, daß kein unedler Athem die Majestät berührte. Auch hier wird das Throngerüst von zweimal sieben Männergestalten emporgehoben, auch hier sind die Thronpfosten eine Verbindung des Thierfußes mit einer architektonischen Gliederung, die im Wechsel vorschwellender und eingezogener Linien gedrechselt erscheinen und ein reiches Spiel von Licht und Schatten geben, auch hier zeigt der Untersatz die Verbindung von Kehle und Wulst mit einem umgestürzten Blumenkelch, ähnlich wie an den Königsgräbern. Die tragenden Männer aber sind nach den mannichfaltigen Trachten des Reichs unterschieden, ein Neger auch an Wollhaar und der dicken Lippe kenntlich; wir sehen den Herrscher wie seine Macht auf der Kraft und Treue der Unterthanen ruht. Ueber dem Thron ist ein Baldachin mit Stieren und Hunden, den heiligen Thieren, und einer geflügelten Sonnenscheibe in der Mitte, — wie diese über ägyptischen Tempelpforten gewöhnlich ist. Ueber dem Baldachin schwebt segnend die geflügelte Gestalt, die wir als das Symbol Ahuramasda's nehmen.

Ein anderer Pfeiler zeigt den König Audienz ertheilend. Sein Gewand ist das medische Prachtkleid. Die Perser bedeckten sich ursprünglich mit Thierfellen, in welche sie die Beine hosenartig einwickelten, und welche sie mantelartig um die Schultern warfen. Daraus entwickelte sich ein Lederanzug der den ganzen Körper umschloß, Hosen, Ueberrock mit Gürtel, Schuhe und Kappe. Wie sie aber siegreich vordrangen, nahmen sie auch in der Tracht die fremde assyrische und medische Weise auf, jedoch so daß namentlich diese eine Standes- oder Ehrenauszeichnung blieb. Auch hier zeigt sich der persische Sinn in der Richtung das Ausländische sich anzueignen und doch die Nationalität zu behaupten. Das medische Staatskleid ist ein kaftanartiges weitärmeliges Gewand, ein Schleppkleid, das beim Gehen an der Seite unter dem Gürtel hochgezogen wurde; daher hier an der Seite die gerad abfallenden und dann die nach hinten und vorn schräg um die Beine laufenden Falten die miteinander und mit denen des Aermels dem Künstlerauge eine Fülle von Motiven boten und zur Darstellung reizten. Purpurne Unterkleider und Mäntel, kostbare Schuhe, eine aufrechtstehende goldumreifte edelsteingeschmückte Tiara, Hals- und Armgeschmeide wurden zusammen, wie sie das Staatskleid des Artaxerxes bildeten, auf 12000 Talente, 15 Millionen Thaler, veranschlagt!

Die Grabschrift des Darius preist ihn als den besten Reiter und Schützen, als den ersten im Jagdkampf. So hat ihn denn auch die bildende Kunst verewigt. An vier mächtigen Marmorblöcken, welche Thorpfeiler am Wohnhause des Königs bildeten, ist er im Kampf mit verschiedenen Ungethümen dargestellt. Er hebt einen Löwen empor, drückt ihn mit der Linken an sich und zückt mit der Rechten den Dolch; der assyrische Gott Sandon erschien in ähnlicher Haltung löwenwürgend. Die drei andern Pfeiler zeigen die Thiere aufgerichtet auf den Hinterfüßen; der König packt das eine, das den Kopf und die Flügel des Adlers mit dem Körper des Löwen paart, beim Schopf, er packt einen wilden einhornigen Esel, einen phantastischen Panther am Horn, und stößt ihnen leidenschaftslos ruhig, sicher wie ein Gott, das kurze Schwert in den Bauch. Zugleich veranschaulichen solche Darstellungen den Kampf gegen die Mächte der Finsterniß, die Ungeheuer Ahriman's, im Dienst des Lichtgottes; es sind die unreinen Schöpfungen, es sind die Verirrungen des Geistes und Willens, in deren Ueberwindung der König den Seinen vorangeht.

Außerdem ließ Darius zum Gedächtniß seiner Wiederherstellung des Reichs an der Felswand von Behistun am Choaspes über einer klaren Quelle ein Stück Gestein glätten und mit 1000 Keilschriftzeilen umgeben. Dieselben sind äußerst scharf und elegant gezeichnet und der wählende Verstand der Perser bekundet sich auch darin daß man die assyrischen Keile beibehielt, statt Silbenzeichen aber Buchstaben aus ihnen und ihrer Zusammenstellung machte. Darius zählt die Thaten auf die er gethan. Inmitten ist er selbst abgebildet, hoch die andern überragend, den Bogen in der Hand, den Fuß auf einen Unterworfenen setzend; es ist Gaumata, der Magier, der falsche Smerdes. Ein Strick von einem Hals zum andern bindet die neun Unterkönige zusammen, welche, die Hände auf dem Rücken, vor den richtenden Herrscher treten. Vor ihm, über ihm schwebt wieder die geflügelte symbolische Gestalt Ahuramasda's. Auf Goldmünzen erscheint Darius reitend, jagend, bogenschießend, einmal auch auf geflügeltem Seepferd einen Delphin bewältigend.

Auch die Felswand von Behistun zeigt uns nicht sowol die Siege, die Thaten des Darius, als sie den König als Sieger und Richter veranschaulicht. Doch möcht' ich noch den Schluß voreilig nennen daß die Perser überhaupt nicht mehr den frischen Sinn für eigentlich historische Kunst, für die Schilderung wirk-

licher Begebenheiten gehabt, wie solche uns an den Palastwänden Aegyptens und Assyriens entgegenglänzten. Denn die Wände sind in Persepolis zerstört und die Trümmerhaufen von Susa noch nicht durchforscht. Allerdings aber mögen wir über die erhaltenen Werke von Persepolis urtheilen daß sie das Gepräge der Repräsentations= und Ceremonienbilder tragen; es ist die Idee des Königthums welche verherrlicht wird, der König als solcher erscheint in der Ausübung wiederkehrender feierlicher Acte mit seinem Gefolge, es sind die Stellvertreter der Provinzen die seinem Throne huldigend nahen. Daher nirgends lebhafte oder leidenschaftliche Bewegung, sondern eine würdevolle Gemessenheit, doch keine Steifheit, sondern eine selbstgesetzte Ruhe der Gestaltung, der Haltung. Dabei ist die Profilstellung klar, die Arbeit voll naturtreuer Sorgfalt auch im Kleinen, und ein glückliches Streben durch individuelle Motive das Gleichmäßige zu beleben und auch im Faltenwurf auf die Glieder und ihre Bewegung Rücksicht zu nehmen. Das rationale Element, das wir in der iranischen Religion finden, zeigt sich auch in der Kunst; das einseitig Uebertriebene wird ausgeschieden, das Mustergültige der verschiedenen Nationen zu verbinden gesucht. Zunächst wie die persische Monarchie eine Nachfolgerin der assyrischen ist, wird auch die Kunstweise Ninives und Babylons fortgesetzt; aber wie zu dem Mauerbau aus getrockneten Ziegeln die Marmorquadern aus dem nahen Gebirge als Pfeiler der Pforten hinzugefügt werden, kommen auch Formen herein die das Volk des Steinbaues, die Aegypter, gefunden. Die hölzernen Pfosten als Stützen der Decke werden mit Steinsäulen vertauscht, die aber ihrer weiten Stellung gemäß ein consolenartiges Capitäl erhalten; ihre ganze Gestaltung verschmilzt assyrische und kleinasiatisch=hellenische Elemente. Aehnlich in der Plastik. Weder die Strenge und architektonische Symmetrie der Aegypter, noch das vorschwellende Muskelspiel der Babylonier, aber in der Bewegung ein feierliches Maß und in der Thätigkeit eine innere Ruhe; die Gestalt, edler als in Assyrien und freier als in Aegypten, wird von naturtreuen Linien, die das Wesentliche hervorheben, umschrieben, die Profilstellung wird verständig durchgeführt, aber die starke Modellirung abgeglättet und die Gewandung, wo es ihr gemäß ist, durch einen zierlichen Faltenwurf rhythmisch belebt. Doch es fehlt der Hauch ursprünglicher Frische, und alles hält sich zuletzt in einem Mittel=

maß, das die Ueberschreitungen meidet, aber sich auch nicht zum Höchsten erhebt.

Dabei ist das rein Weltliche ein entscheidender Grundzug der persischen Kunst; das öffentliche Leben nach der Seite des Staats, die Verherrlichung desselben im Königthum bildet ihren Stoff und Zweck. Die Religion hatte den Geist des Guten und Wahren als den einen Schöpfer und Herrn dem Rausch des Dienstes der Naturmächte entgegengestellt; er wohnte nicht in Tempeln, man betete kein Bild statt seiner an, sondern entzündete das heilige Feuer als sein Symbol. Wollte man seine geistige Gegenwart dennoch veranschaulichen, so deutete man sie an durch das Sinnbild das die Assyrer schon für den Herrn des Himmels geschaffen hatten. Die Architektur ist Palastbau, die Sculptur Darstellung des Weltlichen auf dem Höhepunkt seiner Erscheinung. Sie hat auch dadurch ein ideales Gepräge daß sie nicht das Einzelne nachahmend wiederholt, sondern das Allgemeine in seiner Wesenheit veranschaulicht, das Volk wie es huldigend dem Throne naht, den König wie er von Gottes Gnaden beschirmt den ruhigen Mittelpunkt des Staates bildet, oder im Kampf gegen die Dämonen der Finsterniß der sieggewisse Vorkämpfer ist. Die feierliche Gemessenheit der Darstellung ist der Auffassung und dem Gegenstande gemäß. Die Kunst, die für sich selbst noch nicht durch die vollendete Schönheit in freier Herrlichkeit dasteht, dient hier nicht der Religion, sondern dem Staat; aber durchdrungen von ehrfurchtsvollem Gefühl der Macht, der sie sich weiht, hebt sie sich an ihr zum Urbildlichen empor. Während das Rationale und Klare ihr zusagt, waltet die orientalische Phantastik in den Wunderthieren, die doch wieder den Anschein der Lebensfähigkeit haben und einem höhern Ganzen sich dienend einordnen.

Wenn auch in Aegypten die Architektur am entschiedensten den Schwesterkünsten ihr Stilgepräge aufgedrückt und sich tonangebend bewiesen hat, so blieb die bemalte Sculptur doch auch in Assyrien ein Schmuck der Wände, und in Indien und Persien die Bildnerei gleichfalls im Zusammenhang mit den Bauwerken; wir werden deshalb das Architektonische als Kunstprincip des orientalischen Alterthums behaupten dürfen. Die menschliche Individualität mußte sich einem herrschenden Ganzen eingliedern; erst in Hellas ward sie frei, und damit trat das Plastische selbständig auf und ward der Ausdruck eines neuen Ideals.

Alexander der Große. Die Sassaniden.

Als Alexander den Oberkönig der Perser besiegt hatte, trat er selbst mit seinen Hellenen an dessen Stelle; aber er wollte nicht blos erobern, sondern behaupten und Cultur verbreiten; so gründete er griechische Colonien bis nach Indien hin, die nicht blos Verkehr und Handel belebten, sondern auch ihre Bildung und Gesittung ausbreiteten und einen Ideenaustausch des Orients und Occidents einleiteten. Wie nun auch nach Alexander's Tod das Weltreich zerfiel, die Cultur dauerte und entwickelte sich weiter; wer auch von seinen Nachfolgern die eine oder die andere iranische Provinz unter seiner Oberhoheit hatte, die Stämme selbst blieben unter ihren Häuptlingen selbständig für ihre innern Angelegenheiten, aber allerdings auf diese beschränkt.

Vor dem hellenischen Einfluß hatte sich ein semitischer geltend gemacht. Wie er am deutlichsten in der bildenden Kunst uns vor Augen steht, so werden seine Spuren auch in der Religion sichtbar. So dringt der Gestirndienst ein wie er in Babylon ausgebildet war in dem astrologischen Sinn daß der Stand der Gestirne die irdischen Dinge beherrscht und das Geschick derselben daraus erforscht werden könne. Und der Schicksalsgott selber, Bel der Alte, Belitan, verband sich mit der Vorstellung der unendlichen Zeit, Zrvana-akarana, von der es im Avesta heißt daß mit ihrem Jubelruf Ahuramasda die Welt aus seinem eigenen Licht geschaffen. Dann schaut sie dem Kampf zu, den das Gute und das Böse kämpft, und schlägt sich am Ende schiedsrichterlich auf die Seite des Guten; ja sie heißt die Herrscherin in der langen Periode des Streits und theilt als Schicksalsmacht dem Menschen seine Lebensstellung zu. Das sind zunächst nur bildliche Ausdrücke, die wir heute noch ebenso gebrauchen können ohne die Zeit als göttliche Persönlichkeit anzunehmen. Erinnern wir uns aber der Phantasierichtung der Iranier auf die Verkörperung und Personification abstracter Begriffe, so werden wir uns nicht wundern wenn nun auch Zvrana-akarana unter die göttlichen Wesen aufgenommen wurde. Nach ursprünglicher Ansicht ist Ahuramasda der eine ewige Gott und Schöpfer aller Dinge; aber der Gegensatz von Gut und Böse, von Licht und Finsterniß wie sie als Grundmächte im Leben der Welt vorhanden waren, er schien doch dem Nachdenken eines über ihm stehenden Einheits-

grundes bedürftig, und dazu bot sich die unendliche Zeit, aus der alles hervorgeht, in der alles geschieht, und so machte die Sekte der Zervaniten Zrvana-akarana zum schöpferischen Princip der Welt und der sich bekämpfenden Götter. Doch diese Ansicht war keineswegs allgemein, und die unendliche Zeit ward nirgends in den Cultus aufgenommen. Wol aber hat Artaxerxes II. Tempel und Bildsäulen der Anahit, der Göttin der Fruchtbarkeit, einer orientalischen Venus, errichtet und damit ein der iranischen religiösen Anschauung fremdes Element eingeführt.

Die Perser haben eine Vermittlerrolle und bilden eine Brücke zwischen Orient und Occident, zwischen der Religion der Natur und des Geistes. Die Berührungspunkte mit den Juden ergaben sich in Babylon, wo nach der Heimkehr aus der Gefangenschaft noch lange ein Herd und Mittelpunkt israelitischer Bildung blieb. Persischer Einfluß ist in der jüdischen Lehre von Engeln und Teufeln unverkennbar. In Baktrien regierten griechische Könige, die allmählich mit der einheimischen Cultur und Sitte verwuchsen. Neue nordische Stämme drangen ein, die turanischen oder scythischen Parther, die aber ihrerseits die iranische Bildung annahmen und keine Fremden sein wollten. Von Indien her breitete der Buddhismus sich aus, er gewann im Osten Irans große Bedeutung und bot im Westen als Träger der indischen Cultur dem Hellenenthum die Hand. Aber bei alledem behielt Zarathustra seine treuen Anhänger, das Gebot der Wahrheit und Wahrhaftigkeit blieb das Höchste, wie auch Reinigungsgebräuche im priesterlichen Ritus das Innere veräußerlichten. Das Zend-Avesta fand jetzt den schriftstellerischen Abschluß. Unter der Fremdherrschaft hielten die Freunde des Althergebrachten um so treuer zusammen. Sie seufzten und hofften auf Erlösung. Und wie die Juden ihre messianischen Erwartungen ausbildeten und die Buddhisten den Maitreya schon im Geist als welterneuernden Friedensfürsten begrüßten, so tröstete auch die Perser der Gedanke daß ein Siegesheld kommen werde, Sosiosch (Çaoshyanç), der das Gute auf Erden zur Herrschaft bringen werde wie es im Himmel waltet. Gleichzeitig mit den ersten Christen und schwerlich ohne Ideenaustausch mit ihnen redeten die Perser von einer Zeit schwerer Drangsale und furchtbarer Noth, indem das Böse alle seine Kräfte vor dem Erliegen im Entscheidungskampf noch einmal sammelt. Es wird eine Kriegszeit sein daß das vergossene Blut Mühlen treibt, und der Thau rothgefärbt vom Himmel

fällt, Seuchen werden die Lebendigen dahinraffen, alles was die Erde hervorbringt wird mit Unreinigkeit gemischt sein. In der äußersten Bedrängniß sendet Ahuramasda einen Retter, der dem Verderben für Jahrhunderte Einhalt thut; dann aber kommt ein Winter der alle Geschöpfe vertilgt. Aber es öffnen sich die Thore von Dschemschid's Paradies, und seine Bewohner bevölkern die Erde aufs neue. Doch wiederum kommt böse Zeit durch Unglauben, bis endlich Sosiosch erscheint. Gegen ihn wird der böse Dahak am Berge Demawand entfesselt, aber auch Keresaspa kommt wieder zum Streit und zwingt ihn das Gesetz des guten Geistes anzunehmen, und aller Betrug schwindet von der Erde. — So werden die Gestalten des Mythus, die am Anfang der Geschichte stehen, auch am Ende wieder herangezogen.

An die selige Zeit unter der Herrschaft des Sosiosch knüpfte man nun die Auferstehungslehre an, die schon zur Zeit Alexander's bei den Persern auftauchte. Nicht blos daß man die Unsterblichkeit der Seele glaubte, auch die Beute des Leibes sollte dem Tod wieder entrissen werden. Die Körper werden neu belebt, ihre Geister kehren wieder in sie ein, die unreinen Leiber aber werden drei Tage und drei Nächte lang in einer Feuersglut zugleich mit der Erde selbst von aller Befleckung geläutert. Ja in diesem Fluß geschmolzenen Erzes wird auch Ahriman mit seinen Devs gereinigt, und alles Böse ihnen ausgebrannt. Dann wird die Erde eben sein, nichts Schädliches wird es mehr geben, und die verklärten Leiber werden dem Lichte gleich keinen Schatten mehr werfen und keiner Speise mehr bedürfen. Sosiosch gibt ihnen vom Safte des Lebensbaumes zu trinken, und sie werden unverweslich sein. Alle Menschen zusammen führen ein gemeinsames seliges Leben, und bringen dem Ahuramasda ein ewiges Loblied dar. Ahriman — der ja von Anfang an doch nichts anderes konnte als durch Widerstand und Gegensatz das Gute zur Energie und zum selbstbewußten Sieg führen — wird selbst ein Priester dieses Gottesdienstes sein. Das ist die Vollendung von Ahuramasda's Schöpfung und Reich.

Diese Fortbildung des iranischen Glaubens fand ihre Darstellung hauptsächlich im Bundehesch, einem Religionsbuch dessen Sprache, das Pehlevi, dem Inhalt entspricht: es ist eine Mischung semitischer und arischer Elemente. Spiegel sah in diesen letztern die Grundlage; das Satzgefüge sei das arische, mit semitischen Ausdrücken habe der Geschäftstil und eine falsche Eleganz die

Muttersprache verziert. Haug dagegen, dem es gelungen ist die Inschriften der Sassanidenzeit zu entziffern, behauptet das Ursprüngliche sei semitisch, wahrscheinlich das Vulgär-Assyrische, das sich während der Herrschaft Assyriens in Iran verbreitete; aber es sei mit iranischen Worten vermischt und iranisch construirt worden, während die meisten Ausdrücke semitisch geblieben. In den ältesten Inschriften finden sich noch keine iranischen Endungen, in spätern kommen sie vor, und in den Büchern herrschen sie. Interessant ist die Schreibung. In der anfänglichen Ideenschrift konnte man die Zeichen für Begriffe und Dinge für die semitischen wie die arischen Wörter gebrauchen. Später ersetzte man die Zeichen mit semitischen Buchstaben, aber die galten nun den Iraniern auch nur wie Bilder ihrer Worte, und so lesen sie das semitische Malka (König) sofort Persisch: Shah. Diese iranische Lesung semitischer Wörter heißt Huzvaresch.

Die Abfassung des Bundehesch fällt in die erste Zeit der Sassaniden. Es ist eine Sammlung verschiedener Bestandtheile. Die Sassaniden gaben dem nationalen Elemente das Uebergewicht über das Fremde wieder, ohne indeß dieses verdrängen zu wollen; im Gegentheil sie ließen indische Fabeln und Erzählungen übersetzen, sie zogen griechische Philosophen an ihren Hof, und förderten eine Bildung die später die erobernden mohammedanischen Araber in die Kenntniß des Rechts und der Weisheit einweihte. Das Zend-Avesta aber, dieses Grundbuch des Iranierthums, ward im ganzen Reich eingeführt; es bedurfte aber einer Uebersetzung in die Sprache der Zeit. Wenn dabei in der religiösen Literatur der Begriff des Mittlers, des Vermittlers der Seelen mit Gott ausgebildet und an Mithra angeknüpft wird, wenn die Weisheit und das Wort Gottes personificirt werden, so findet sich der Ausgangspunkt und Anlaß dazu allerdings ebenso sehr im Avesta und im Geist des Parsismus, als die Aus- und Fortbildung unter dem Einfluß und der Wechselwirkung jüdischer und christlicher Ideen, wie wir sie besonders in Alexandrien finden, vor sich ging.

Ein Versuch aus iranischen Elementen mit Benutzung des Buddhismus und Christenthums eine neue Religion zu stiften ist von Mani gemacht worden. Anknüpfend an die Zarathustrasage wollte auch er mehrere Jahre in einer Höhle gewesen sein, aus der er das Buch seiner Offenbarung mitbrachte; anknüpfend an

die Verheißung Christi wollte er der heilige Geist, der Tröster sein, der in alle Wahrheit leiten solle. Von Ewigkeit her bestand nach ihm der Gegensatz des friedseligen Lichtreichs und der aufruhrvollen Finsterniß. Die Bewohner des Nachtreichs aber erblickten eines Tages das Licht, und entflammt von Neid und Begierde beschlossen sie es an sich zu reißen. Aber sein Reich zu schützen schafft der Lichtgott die Mutter des Lebens, und diese gebiert den Sohn Gottes, den Urmenschen, Jesus Christus. Dieser kämpft mit den Dämonen, aber sie entreißen ihm einen Theil seiner glänzenden Rüstung und bringen ihn selbst in Gefahr, aus welcher der neuerschaffene Geist des Lebens ihn rettet. Auf der Sonne thronend kämpft Christus mit Strahlengeschossen gegen die Mächte der Finsterniß, und sucht die ihm entrissenen Lichttheile wieder an sich zu ziehen, welche die dunkle Materie durchleuchteten und gestalteten, und zur Weltseele geworden waren. So ist die Welt entstanden, ein Mittelreich, aus Licht und Nacht gemischt. Das Licht aber strebt aus der Materie immerfort zur Höhe empor, wo der Geist des Lebens es in den Sternbildern wie in Eimern sammelt. Darob erzürnt nimmt der Fürst der Finsterniß alle Lichttheile, die er oder seine Anhänger noch erreichen können, und bildet die Seele des Menschen daraus, verbindet ihr aber, um sie gefangen zu halten und herabzuziehen, die sinnlichen Begierden. Er verbietet ihr vom Baum der Erkenntniß zu essen, aber in Schlangengestalt naht ihr der Sonnenkönig und treibt sie zum Genuß dieser Frucht. Da schaffen die bösen Geister das Weib um den Menschen zur Sinnenlust zu verlocken und die Seele durch Theilung immermehr zu zersplittern, in immer neue Kerker des Leibes sie einzuschließen. Sie verführen das Menschengeschlecht zur Unwahrheit, aber der Sonnengeist, Christus, geht erbarmungsvoll in einen Scheinleib ein um die Lichtnatur auf Erden zu erlösen. Seine Kreuzigung ist das Symbol der Schmerzen die er in jeder Seele, als eines Theiles von ihm, durch die Verbindung mit der Materie erduldet. Nun aber ist der von ihm verheißene Paraklet erschienen um die Weltseele, der alten Heimat gedenkend, von der Materie sich trennen zu lassen. Wer sich mit Mani von der Materie reinigt und befreit, der steigt mit ihm zum Himmel. Ein allgemeiner Weltbrand wird die Materie und Finsterniß verzehren, die Läuterung der Geister vollenden. — Mani ward hingerichtet und seine Anhänger, die Manichäer, wurden von den Ormuzdienern verfolgt,

von den Christen als Ketzer verworfen; doch hat sich die Sekte bis in die muhammedanische Zeit erhalten.

Ein anderer Cultus bildete sich aus persischen und chaldäischen Elementen, verbreitete sich schon vor Christus westwärts, und ward im römischen Reich einer der letzten Anker, an die sich das untergehende Heidenthum halten wollte, sodaß seine Mysterien und die ihm geweihten Bildwerke besonders durch die Legionen bis an die äußersten Grenzen des Reichs sich verbreiteten. Wir kennen Mithras, den lichten und wahrhaftigen, den Mittler zwischen Ahuramasda und der Welt; er verschmolz mit der Sonne, der unbesiegbaren, die an jedem Morgen, in jedem Frühling wieder emporstrebt und der Welt voranstreitet im Kampf gegen die Nacht; er ward verehrt als Verleiher des Lebens, als Seelenführer durch die Unterwelt und zur Seligkeit des Himmels. An seine Weihen knüpft sich die Hoffnung des ewigen Lebens und seines Heils. Sie wurden in einer Höhle vorgenommen, sie führten vom Dunkel zur Klarheit, durch Prüfung und Kampf zum Sieg. Hunger und Durst, Wanderungen in der Oede, Schwimmen durch brausende Flut, Schreiten durch Feuer und Eis führten zum Genuß der gesegneten Brote und des Homasaftes, wie solcher, dem christlichen Abendmahl ähnlich, auch sonst im spätern Parsencultus vorkommt. Ohne vor dem gezückten Schwert zu zagen setzte sich der Geweihte einen Kranz aufs Haupt, schob ihn aber sogleich wieder zurück mit den Worten: Mithras ist meine Krone. Wenn die Stufen der Weihe durch Namen wie Jungfrau, Löwe, Krebs bezeichnet werden, so klingt die Wanderung der Sonne durch die Zeichen des Thierkreises vernehmlich als das Vorbildliche durch. Auf den Denkmalen erscheint Mithras wie er in Jünglingsgestalt, orientalisch gekleidet, das Opfer des Urstiers vollzieht, der die Keime alles Lebens in sich trug, aus dem die besondern Wesen hervorgingen; schon endet dessen Schweif in Kornähren um anzudeuten wie das Pflanzenleben aus dem Untergang des thierischen erwächst; ahrimanische Geschöpfe kriechen nach seinem Blut und Samen heran, aber auch der Wächter Ahuramasda's, der Hund, ist gegenwärtig, wie bei sterbenden Menschen, ein Geleiter der Seele und Bürge der Unsterblichkeit. Genien mit gesenkter und gehobener Fackel deuten dabei auf den Unter- und Aufgang des Lebens, auf Tod und Wiedergeburt.

Es war der Emporkömmling Ardaschir, der Sohn Sassan's,

der 218 n. Chr. die Dynastie der Sassaniden gründete, welche bis zum Einbruch der Muhammedaner in Persien herrschte. Er umgab den Thron mit kriegerischen Edeln, die auf ihren Burgen wohnten, bis der Ruf des Königs sie zum Dienst entbot; von Jugend auf in den Waffen geübt und in adelicher Sitte erzogen bildeten sie die den Römern so gefährliche Reiterei; gepanzert, mit befiederten Helmen, mit Lanze, Schwert und Schild zogen sie auf prächtig geschmückten Rossen zum Turnier und in die Schlacht. Die lebendige Phantasie gab der Wirklichkeit eine Freude an Abenteuern und übertrieb wieder die sagenhafte Darstellung derselben in der Verschmelzung mit den alterthümlich mythischen Ueberlieferungen. Unter Kosru Nushirvan, dem Gerechten, wurden die Sagen, die für Firdusi die Grundlage seines großen Epos lieferten, bereits als Annalen des Reichs gesammelt. Und wie in der christlichen Ritterwelt entfaltete die Frauenliebe ihren Zauber, und bot das Leben selbst den Stoff für die romantischen Geschichten, die später gleichfalls ihre dichterische Darstellung fanden.

Im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bemühte sich Kosru Parwiz die zarathustrische Lehre in ihrer Reinheit neu zu kräftigen. Diesem Streben schließt das Buch von Ardai Wiraf's Sendung in die andere Welt sich an. Um das Jenseits selbst über die Wahrheit zu befragen wird der fromme Weise auserwählt; durch Wein und narkotische Mittel wie leblos soll er sieben Tage dagelegen haben, während seine Seele Himmel und Hölle durchwanderte. Seine Thaten werden von den Todtenrichtern gewogen und er erhält Einlaß in das Paradies. Zwischen diesem und der Hölle sieht er diejenigen festgebannt deren gute und schlechte Thaten gleich sind. Dann schwebt er in die Sternensphäre, wo sternengleich die Edeln thronen welche Zarathustra's Lehre nicht gekannt aber sich rein bewahrt haben. Auf gleiche Weise findet er in der Mondsphäre die Starken, in der Sonnensphäre die tüchtigen Herrscher. Dann gelangt er nach Garotmann, dem Himmel der Gläubigen. Dort wo um Ormuzd die hehren Lichtgeister thronen, wo Zarathustra selber weilt, werden seine Anhänger nach ihren Tugenden belohnt, indem diejenigen selig vereint sind welche eine besondere Pflicht der Lichtreligion vorzüglich erfüllt haben. Es herrscht Glanz, Wonne, Wohlgeruch, und Sättigung ist nicht, sondern stets Genuß. Dann sinkt Wiraf in die Tiefen der Hölle, wo übler Geruch und Schmerz-

geheul ihn umfängt. In drei Abtheilungen sind die welche übel gedacht, geredet, gehandelt, dem Zusammenhang nach wol ohne Zarathustra's Lehre gekannt zu haben; denn es folgt auch nun wieder die rechte Hölle, wie droben das Paradies, und die Missethäter die das Rechte wußten werden für ihre Sünden bestraft, doch ohne daß sie in Gruppen gesondert wären oder der Zusammenhang der Strafart mit ihrer Gesinnung und ihren Werken deutlich erschiene. Die unterste Tiefe ist ganz Nacht und Gestank, und die dort bei Ahriman hausen die hören und sehen nichts, und jeder denkt er sei allein. Nur Ahriman höhnt sie daß sie ihm gefolgt und ihres Schöpfers vergessen hätten. Dann wird Wiraf zu Ormuzd zurückgeführt, der ihn der Welt verkünden heißt: Es gibt nur einen Weg der Wahrheit; bleibet bei dem Glauben Zarathustra's (Zerdoscht's), seid gut in Gedanke, Wort und Werk! — Pope hat 1816 das Werk englisch herausgegeben, aber in einer vom Original sehr abweichenden, wol muhammedanisirten Gestalt; treue Mittheilungen verdanke ich Martin Haug. Schon um Dante's willen verdient der ihm unbekannt gebliebene Vorläufer seiner göttlichen Komödie unsere Aufmerksamkeit. Bei allem Glaubenseifer ist die hochherzige freie Ansicht in Bezug auf die welche außerhalb der Lichtreligion stehn unserer Anerkennung werth.

Während die im römischen Reich vorgefundenen Mithrasbildwerke selbstverständlich das Gepräge der spätern griechisch-römischen Kunst tragen, finden wir aus der Sassanidenzeit in Persien selbst die Trümmer von Bauten sowie Felssculpturen, welche die Anknüpfung an die Ueberlieferung des nationalen Alterthums nicht verkennen lassen, zugleich aber wie dieses nicht sowol eine selbständige Entwickelung zeigen, sondern die griechisch-römische Darstellungsweise mit dem Heimischen verbinden und wahrscheinlich auch von griechisch-römischen Arbeitern herrühren. In den Trümmern von Schapur (der Stadt Sapor's I., 241—272 p. c.) sehen wir das Capitäl der Doppelstiere wieder. Ruinen eines Palastes des Königs Firuz zu Firuz-Abad zeigen weite überwölbte Räume, Kuppeln und aufstrebende Bogen bald in der Form der Ellipse, bald so daß die Linien sich schneiden wie im Spitzbogen; aus den Wandpfeilern treten Halbsäulen hervor, die Nischen hinter ihnen sind in einem Halbkreis überwölbt, der bereits in der Art und Weise wie er ansetzt ein Vorspiel des mau-

rischen Hufeisenbogens scheint. Während die Säulen hier einfach, ja capitällos sind, läßt ein Felsmonument von Kosru Parviz (591—628) die Decorationsweise gleichzeitiger byzantinischer Werke erkennen. Wie die Geschichte jener Zeit in Persien selbst an das Ritterthum des europäischen Mittelalters anklingt, so zeigt auch die Baukunst ein kühnes Aufstreben in schwellenden Formen, eine Mischung des Heimischen mit der Ueberlieferung Roms; doch liegt alles roh nebeneinander, zu einer organischen Entwickelung ist es nicht gekommen.

Die Felsreliefs schließen sich ganz entschieden der Achämenidenzeit an. So wird Ardaschir I., der Gründer der Sassanidenherrschaft, dargestellt wie er hoch zu Roß aus der Hand eines ihm gegenüberhaltenden Reiters einen bändergeschmückten Reifen, das Diadem empfängt. Der König, mit wallenden Locken, in faltenreichem Mantel, hält selber ehrfurchtsvoll die Hand vor den Mund, denn es ist der König der Könige, Ahuramasda, der ihm den Ring der Weltherrschaft reicht, aber ganz menschlich gebildet, das Scepter in der Linken, eine Staffelkrone auf dem Haupt. Die Pferde sind derbkräftig, die Haltung des Ganzen zeigt das symbolisch Ruhige, Repräsentative wie die alte Zeit. An der Felswand der alten Königsgräber und anderwärts hat Sapor I. seinen Triumph über den römischen Kaiser Valerian abbilden lassen. Dieser kniet vor dem Sieger, der in leichtfaltigem Gewande hoch zu Roß auf ihn niederblickt. Locken flattern um das Haupt des Persers und über der zinnenartigen Krone trägt er einen aufgebauschten Ballon, vielleicht die Himmelskugel. Hinter ihm hält seine Reiterei in Reih und Glied, indem stets Vorderfüße, Brust und Kopf der Pferde vorragen; hinter Valerian Männer mit mannichfachen Gaben, die den Frieden erkaufen sollen; in weitern Reihen oberhalb Krieger zu Pferd und zu Fuß, aber ohne individuell belebte Ordnung. Ein Genius mit dem Füllhorn, der über dem Besiegten schwebt, dem Sieger zugewandt, gleicht dem geflügelten Amorknaben. Die Arbeit überhaupt erinnert an das Spätrömische. Eins der wenigen Rundbilder die von persischer Kunst erhalten sind zeigt den Sapor in einer Kolossalstatue von 15 Fuß Höhe. Aus der Mauerkrone quillt das Haar in weitabstehenden Locken reich hervor, das Gesicht voll ruhiger Würde, mit wohlgepflegtem Schnurrbart, mit gekräuseltem Kinnbart. Auf der Brust kreuzen sich Gehänge; das Schwert ist vom Gürtelband gehalten, Wams und Hosen erscheinen weich

wie von Musselin. Seltsame Bänder umflattern die Gestalt. Sapor's Münzen haben auf der Rückseite den Feueraltar.

In einer Felsnische von Naksch-i-Rustem sehen wir ein Turnier; ein Ritter unter dem Flügelhelm hat den Gegner vom Pferde gestochen. Den ritterlichen Schmuck der Waffen, befiederte oder beflügelte Helme, Ringelpanzer, Speere, Schwert und Schild, das Pferdegeschirr mit Halbmonden, Ringen und Quasten behängt zeigt ein Felsrelief zu Firuz-Abad, aus dem 5. Jahrhundert. Hier ist die Darstellung des wildbewegten Lebens in Angriff und Abwehr, in ausschlagenden, vornüber stürzenden, ansprengenden Rossen ebenso überraschend als wohlgelungen.

Von den Gärten und Jagden des Kosru Parviz berichtet die Geschichte, und die Sage feiert seine schöne Gemahlin Schirin und erzählt wie der Bildhauer Ferhad in Liebe zu ihr entbrannte, aus Liebe zu ihr es unternommmen habe eine Straße durch die Steinmassen des Gebirges zu brechen und ihr Bild umgeben von Kosru und seinem Gefolge in den Fels zu hauen. Mit dem Sehnsuchtsruf: Ach Schirin! habe er jeden Schlag begleitet, und als der Pfad durch die Höhen von Bisutun bald vollendet war und der König verzweifelte daß er dem Künstler den versprochenen Preis für das scheinbar Unmögliche, die herrliche Geliebte, geben müsse, da habe eine trügerische Alte ihm den Tod Schirin's gemeldet; Ferhad schleuderte seine Haue in die Tiefe, wo sie einwurzelte und zum Granatbaum erwuchs, und stürzte sich selber hinab. Schirin aber ließ gleich der von der Nachtigall verlassenen Rose ihr Haupt sinken und welkte dahin. Noch viele Jahrhunderte haben davon gesungen, wie wir später bei der Betrachtung der muhammedanischen Kunst sehen werden.

Bei den erhaltenen großen Bildnißfiguren der Felsnische von Tak-i-Bostan mischt sich Persisches mit antiken und byzantinischen Formen. Zwischen zwei geriefelten Säulen mit hohen unbelaubten Capitälen sitzt Kosru zu Roß in voller kriegerischer Rüstung; das Ringelpanzerhemd, das ihn einhüllt, läßt nur die Augen durchblicken; auch das Pferd ist mit quastenvoller reichgestickter Panzerdecke behangen. Die Arbeit ist so sorgsam wie nur immer in Ninive oder Persepolis, bei aller Derbheit im Großen ist im Kleinen jede Masche, jeder Nagel deutlich ausgeführt. Ueber einer quadratischen Fläche stehen von halbkreisförmigen Bogen eingeschlossen drei Gestalten. Inmitten der König in prächtigem Friedensgewand, ein Mann zu seiner Linken

reicht ihm den Ring der Herrschaft, es ist sein Schwiegervater Kaiser Mauritius, der ihn wieder in sein Reich eingesetzt. Schirin steht gleichfalls mit dem Ring der Herrschaft zu seiner Rechten, und gießt aus einem Gefäß Wohlgerüche als Spende vor seine Füße. Die Composition ist schlicht und klar, die Verhältnisse gedrungen; man wird durch die Abbildungen an Elfenbeinschnitzereien der karolingischen Zeit erinnert. Rechts und links über dem Bogen schweben statt der typischen Gestalt Ahuramasda's geflügelte Genien- oder Engelsgestalten. Die Arabesken zeigen das Schema des Lebensbaumes, aber aus der steifen Bänderverschlingung in ein freies griechisches Blättergebilde übersetzt. Naturalismus und stilistische Strenge liegen nebeneinander, statt wie in der vollendeten Kunst ineinander zu wirken und aufzugehen.

Daneben schildern uns umfangreiche Reliefs die Jagden des Königs. In fünf Reihen übereinander halten links seine Elefanten, und von da aus eilen oben und unten ganze Rudel von Ebern vorüber; in der Mitte hält der König auf einem Kahn im Teich und schießt von dort aus auf das fliehende Wild, während eine Odaliske zu seinen Füßen die Laute schlägt. Die Figuren sind in Reihen übereinander ohne Perspective gezeichnet und das Bild des Königs überragt sie durch seine Größe, wie in der ägyptischen Kunst. Auf einem andern Relief hält der König ruhig zu Pferde unter dem Sonnenschirm, während seine Genossen den Hirschen nachsprengen. Auf einer silbernen Schale ist Kosru dargestellt wie er zu Pferde Büffel, Eber und Hirsche jagt; er spannt den Bogen zum Schuß, Bänder flattern um sein schmuckes Gewand, der hohe Kopfputz knüpft seine Erscheinung an jenes Bild des Kyros an, welches an der Pforte der Kunst in Persien steht.

Auch die Malerei ward geübt und hochgeschätzt, und noch heute lieben die Perser den farbigen Bilderschmuck der Wände wie der Bücher trotz des muhammedanischen Bilderhasses. Die Farben sind von leuchtendem Glanz, die Formen aber wunderlich und in der Composition fehlt ebenso sehr die Perspective wie bei den einzelnen Figuren die Abschattung. Schnaase glaubt darin die ältern Typen erkennen zu dürfen und fügt hinzu: „Der Held Rustem bleibt sich in den Miniaturen immer gleich in Gestalt, Gesicht und Muskulatur, mit rothbraunem, blondem Bart und Haupthaar. Sein Gewand ist von Leder, er trägt einen Draht-

panzer, einen eisernen Helm mit Thierschmuck; der gekrümmte Dolch hängt an seiner Rechten, er führt eine Keule mit ungeheuerm Knoten." — Einen kostbaren Teppich von gewaltiger Größe mit einer Darstellung des Paradieses ließ der Khalif Omar bei der Eroberung Madains zerschneiden.

So bewahrt der iranische Geist bei aller Geneigtheit Fremdes sich anzueignen und eine Vermittlerrolle zwischen arischen und semitischen Elementen, zwischen Orient und Occident zu übernehmen, dennoch sein volksthümliches Gepräge und gewährt uns den Anblick einer reichen Entwickelung, die sich unter dem Einfluß Muhammed's noch zu schöner Blüte entfaltete.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

